Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXVII.

(Oktober — November — Dezember 1903.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

62970
27/10/04

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Jul. Berndt). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. Wilh. Prior's Hofbuchh. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, Geschwister Doleschal's Buchhandlung Nachf. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. S. Zickel. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **San Francisco**, Fr. Wilh Barthaus. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hofverlags- u. Univ.-Buchhdlg. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 117

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundsiebzehnten Bande (Oktober — Dezember 1903.)

		Seite
	An unsere Leser.	
I.	Der Gnadenschuß. Von **Ossip Schubin.** I.	1
II.	Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** I.	35
III.	Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863). Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** I.	66
IV.	Botanische Streifzüge an der Riviera di Levante. Von **E. Strasburger**	83
V.	Steuern und Steuerreformen im Reiche und in Preußen. Von **Gustav Cohn.** I./VIII.	112
VI.	Aphorismen. Von **Marie von Ebner-Eschenbach** . . .	136
VII.	Das Leben einer Botschafterin. Von **M. von Brandt**	138
VIII.	Politische Rundschau	147
IX.	Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar. Von **Erich Schmidt**	152
X.	Gurlitts „Geschichte der Kunst". Von **Walther Gensel**	153
XI.	Literarische Notizen	156
XII.	Literarische Neuigkeiten	160
XIII.	Der Gnadenschuß. Von **Ossip Schubin.** II. (Schluß) .	161
XIV.	Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** II.	196
XV.	Wilhelm Dilthey. (Zu seinem siebzigsten Geburtstag.) Von **Ludwig Stein** (Bern)	222
XVI.	Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863). Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** II.	234

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XVII.	Eine neue Rembrandt-Biographie. Von **Otto Seeck**	256
XVIII.	Steuern und Steuerreformen im Reiche und in Preußen. Von **Gustav Cohn.** IX./XIV. (Schluß) . . .	285
XIX.	Politische Rundschau	309
XX.	Die Entdeckung Amerikas. Von **M. von Brandt** . .	314
XXI.	Literarische Notizen	319
XXII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXIII.	Ihre Schwester. Von **Marie von Ebner-Eschenbach** . .	321
XXIV.	Was Herzeleid wollte. Von der **Verfasserin** der „Briefe, die ihn nicht erreichten"	330
XXV.	Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von **Albert Köster.** III.	334
XXVI.	Das Heidelberger Schloß. Von **Carl Neumann** . . .	364
XXVII.	Herder als Freiwerber. Ungedruckte Briefe Herders und seiner Gattin aus den Jahren 1775 und 1777. Von **G. Jansen** (Weimar)	386
XXVIII.	Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863). Persönliche Erinnerungen von **J. von Verdy du Vernois.** III. (Schluß)	397
XXIX.	Die Feindschaft der Montecchi und Cappelletti ein Irrtum! Von **Robert Davidsohn** (Florenz)	419
XXX.	Lucidor der Unglückliche. Erzählung von **Otto Hauser.** I.	429
XXXI.	Römischer Brief. Von **E. Steinmann**	460
XXXII.	Politische Rundschau	465
XXXIII.	Die Ruinenstädte von Khotan. Von **H. Oldenberg** . .	470
XXXIV.	Der neue Naumann. Von **Wilhelm Bölsche**	473
XXXV.	Literarische Notizen	476
XXXVI.	Literarische Neuigkeiten	477

Der Gnadenschuß.

Von

Ossip Schubin.

Motto: Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas verliert, das in unserer Umgebung täglich geschieht.
Nietzsche.

Jenitschku, Jenitschku muj!

Auf weichen Schwingen trug die laue Sommerluft das Lied von den hellbeleuchteten Feldern draußen in die schattige Traulichkeit des Waldes. — Es war ein Liebeslied, zärtlich und schwermütig, wie es fast alle slawischen Liebeslieder sind, und die Stimme, die es sang, war jung und süß. Der Förster Pribik blieb stehen und horchte.

Es war ein Mann in mittleren Jahren. Die Vierzig mochte er hinter sich haben, und in seinem schwarzen Haar und Bart schimmerte es bereits silbern. Er sah nicht jünger als seine Jahre aus, eher älter; dennoch gehörte er nicht zu denen, welche von den Vierzig beruhigt, sondern zu denen, welche von den Vierzig aufgeregt werden. Sein Gesicht zeigte Spuren einer Art verwilderter Schönheit. Seine Gestalt war von imponierender Größe, machte jedoch infolge seiner übermäßig breiten Schultern einen gedrungenen Eindruck. Auch hielt er sich schlecht und vernachlässigte sein Äußeres wie ein Mensch, der mit sich und der Welt unzufrieden, seinen Schlendrian verdrossen weiter geht, weil er weder Vertrauen genug in sich setzt noch Glauben genug in sein Schicksal legt, um etwas an seinem Leben zu ändern. Sein Anzug war noch lässiger als bei Förstern üblich, selbst an einem sehr heißen Tage. Um seinen ungestärkten Hemdkragen schlang' sich ein Halstuch aus lila Kattun, und an seinem hechtgrauen Rock fehlten zwei Knöpfe.

Jenitschku, Jenitschku muj!

Wie süß, wie innig, wie zärtlich das klang — als ob die kleine Sängerin mit jeder Silbe dem fernen Geliebten einen Kuß durch die duftende Luft hätte senden mögen.

Der Förster hätte seine große Hand ausstrecken wollen, damit sich das Singvögelchen zutraulich hineinducke — er hätte sein halbes Leben dafür hingegeben, wenn das Liebeslied an ihn gerichtet gewesen wäre.

Und während er noch so da stand und horchte, tauchte ganz plötzlich eine jener Vermutungen in ihm auf, die der männlichen Eitelkeit nie sehr fern liegen.

„Wer weiß, ob sie nicht wirklich an mich denkt, während sie singt!" ... fragte er sich. Er fing an, sich die Sache zu überlegen. Sie war immer so freundlich und zutunlich zu ihm — die letzten paar Male war sie feuerrot geworden, als er sie ansprach. Ein entzückendes Ding war sie, die Stasa, pausbäckig, lieblich wie ein kleines Kind und doch mit dem Reiz der heranblühenden Jungfrau; das feine, etwas aufgestülpte Näschen schien beglückende Lebensfreude zu wittern, die vollen, dunkelroten Lippen verrieten mutwillige Schelmerei, aber in den leicht gesenkten Mundwinkeln wohnte Zärtlichkeit. Die Augen — ja, die waren noch ganz einfältig, waren große, reine Kinderaugen; Begeisterung kannten sie nur im Gebet (der Förster hatte sie kürzlich in der Kirche beobachtet), und Leidenschaft kannten sie gar nicht: so wähnte zum wenigsten der Förster. Aber was hätte man nicht alles in diesen klaren Kinderaugen entzünden können! Derjenige, den die einmal verliebt ansahen, der konnte sterben für solchen Blick. Das sagte sich der Förster Pribik, der in der ganzen Gegend für einen Cyniker galt, der aber im Innersten ein ausgemachter Romantiker war. Freilich ein Romantiker auf sehr materieller Basis.

Der Lindenduft lag schwer über dem Wald, denn die Linden ragten überall zwischen den Kiefern und Fichten des sehr gemischten Bestandes hervor; und dabei breiteten sie ihre Äste so weit aus, als ob sie, um die Oberherrschaft bestrebt, alle anderen Bäume aus dem Weg hätten schieben wollen. Der Geruch von heißem Moos, Kiefernharz und reifen Erdbeeren mischte sich nur schwach in ihren alles übertäubenden Duft. Ein grünliches Dämmern dämpfte den Glanz des Sommertages. Der Förster stand noch immer auf der breiten Waldstraße, den Blick nach der Richtung gewendet, von wo das Liebeslied tönte.

Da trat ein junges Mädchen in die grüne Wölbung, welche sozusagen ein Eingangstor in den Wald bildete, dort, wo sich die alten Linden über der Straße die Hände reichten.

Das war die Stasa.

Nicht nur ihr Gesichtchen war reizend, ihre ganze Erscheinung hatte etwas unendlich Anziehendes, Liebliches. Sie war von mittlerem Wuchs, aber so zierlich gebaut, daß sie abwechselnd größer und kleiner aussah, als sie wirklich war.

Da sie der großen Hitze halber ihr Jäckchen abgestreift hatte und infolgedessen nur mit einem Hemdchen von ungebleichtem Leinen und mit einem kurzen, blauen Rock bekleidet ging und barfuß war, konnte man die schlanke und doch wohlgerundete Schönheit ihrer Glieder genau erkennen. Um Stirn und Nacken krauste sich das hellbraune Haar, das am Hinterkopfe in dicken Flechten aufgesteckt war, und da, wo die Sonne es küßte, verwandelte es sich in Gold, während es im übrigen die Farbe trockner Blätter zeigte.

Die vollen Lippen teilten sich, während sie sang, über weißschimmernden Zähnen.

Als sie den Förster erblickte, verstummte ihr Lied, und ihn mit einem raschen, scheuen Augenaufschlag grüßend, eilte sie an ihm vorbei. Eine Weile stand er da wie festgewachsen. Er fühlte ihren Blick auf seiner Wange. Eine große Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Aber er konnte nicht vom Fleck — seine Glieder waren wie Blei. Sollte sie wirklich . . . einen alten Mann wie ihn . . . Nun, seltsamere Dinge waren vorgekommen; nur einen Augenblick stand er so schwerfällig da, dann setzte er hinter dem Mädchen drein, legte seine beiden Hände auf ihre Hüften und flüsterte: „Stasinko!"

Sie stieß einen kleinen Schrei aus, einen weichen Vogelschrei, nicht bös noch verdrießlich, sondern nur von einer Art vorwurfsvoller Ängstlichkeit erfüllt. Dabei legte sie ihre zarten Kinderhände auf seine mächtigen Tatzen, um dieselben von sich los zu machen. Ihre Berührung war weich wie Sammet und warm wie Sonnenschein. „Aber Herr Förster!" murmelte sie.

Er achtete nicht darauf; eine unbezwingliche Lust hatte ihn erfaßt, seinen heißen Mund in die goldenen Kräuschen an ihrem Hals hineinzudrücken. Er tat's, halb scherzend, halb verlangend. Noch einmal stieß sie einen Schrei aus, aber diesmal klang er lauter, fast schmerzlich. Er ließ sie los. „Mach doch keinen so unnützen Lärm," stieß er unwirsch hervor; „wenn du mich nicht magst, so magst du mich eben nicht, und damit ist die Sache abgetan!" Er zuckte die Achseln und, die Brauen finster zusammenziehend, eilte er mit langen Schritten von dannen. Einen Augenblick blieb sie verdutzt stehen — dann „Herr Förster" murmelte sie.

Er sah sich nicht um. Noch einmal: „Aber Herr Förster!"

Diesmal wendete er sich, er traute seinen Augen kaum, sie kam ihm nachgelaufen. „Der Herr Förster muß mir nicht alles gleich so übel nehmen," murmelte sie; „ich war kindisch, bin eben ein bissel erschrocken. Aber ich weiß ja, daß . . . daß es der Herr Förster gut meint, nur mit mir scherzt!" Wieder sah sie ihn ein wenig unsicher von der Seite an, mit jenem beklommenen Augenaufschlag, den er so gut kannte und der jedesmal alles Mögliche in ihm aufflammen ließ.

War sie wirklich ein einfaches, törichtes Kind, das Angst hatte, unhöflich erschienen zu sein; oder . . . und noch einmal tauchte jene betörende Vorstellung auf, die seinen vierzig Jahren so süß schmeichelte. Ja, merkwürdigere Dinge waren vorgekommen. Seine Zunge wurde trocken, die Worte stolperten ihm über die Lippen. „Sag doch, du kleine Schönheit, an wen hast du gedacht, als du eben so zärtlich von einem schwarzäugigen Schatz sangst?" Sie wurde über und über rot, zupfte an ihrem Schürzenzipfel und schlug die Augen nieder. „An wen sollt ich wohl gedacht haben," stammelte sie, „an niemanden habe ich gedacht! Man denkt doch nicht immer gleich an jemanden, wenn man sich ein Liedchen singt!'

„Wenn man es so singt, denkt man an jemanden!" sagte der Förster; dann, zugleich herausfordernd und verlegen, fügte er hinzu: „Ich hätte mir fast eingebildet, du denkst an mich!" . . . Sie wurde noch röter, sagte aber nichts.

„Na — ich weiß ja, daß so was gar nicht möglich ist," rief der Förster, „ein reizendes junges Ding wie du und ein garstiger, alter Kerl wie ich!"

„Der Herr Förster ist nicht garstig und ist nicht alt, und das weiß er selbst ganz gut," rief das Mädchen trotzig.

„Wirklich nicht," meinte er, trat einen Schritt näher an sie heran und faßte sie an beiden Händen, aber ganz zart, ohne im geringsten Gewalt anzuwenden, behutsam, wie man ein kleines Kind anrührt. „Nun, wenn ich dir nicht so alt und garstig vorkomme, dann . . . könntest du am Ende doch . . ." er lächelte und brach ab.

„Ach . . . als ob's überhaupt darauf ankäme," rief sie treuherzig. „Der Herr Förster ist ja ein schöner Mensch, der kriegt hundert für eine!" Sie stockte. „Das ist's nicht . . . aber —"

„Nun, was ist's," fragte er.

„Aber das sieht doch ein jeder," rief sie eifrig, fast lachend; „der Herr Förster ist ein Herr und ich . . . ich geh barfuß!"

„Ach, wenn's weiter nichts ist" — er hielt ihre Hände noch immer und zog sie ein wenig näher an sich heran, „einen Kuß, Stasinko, nur einen auf deine weiße Stirn."

Sie sagte nicht ja, nicht nein, senkte nur ihr hübsches Köpfchen, und er berührte mit seinen Lippen ihre Stirn, da, wo sich die zarten Löckchen goldig um sie schmiegten.

Ein schrill gepfiffener Gassenhauer tönte störend in das duftgesättigte, träge Mittagsschweigen des Waldes. Der Förster fuhr zusammen, ließ die Kleine los und bog in einen Seitenpfad ein.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus und machte eine verdrießliche, kleine Grimasse, gerade wie ein Kind nach irgend einer überstandenen, lästigen Quälerei. Sie wollte sich nun beeilen, vorwärts und nach Hause zu kommen. Wie aus der Erde gewachsen, stand jemand vor ihr und vertrat ihr den Weg.

Ein junger Mensch, rothaarig, etwas verwachsen. Die rechte Schulter war bedeutend höher als die linke, und der unverhältnismäßig kurze und schwerfällige Oberkörper ruhte auf langen, dünnen Beinen. Auch das Gesicht verriet den Krüppel. Es war fahl und gedunsen, der untere Teil mit einem spröden und spärlichen Bart bedeckt, der sich um das Kinn herum verdichtete und gleich dem eines Satyrs in zwei Zotteln auseinanderfiel. Im Gegensatz zu dem Förster war er mit ungewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, und obwohl er nicht zum Forstamt gehörte, wo gerade Glieder und ein normaler Körperbau unerläßlich sind, trug er auf dem Kopfe einen kleinen, grünen Jägerhut, der mit einer Auerhahnfeder besteckt war. Er musterte die Stasa vom Kopf bis zu den Füßen, stemmte die Hände in die Seiten und murmelte vor sich hin: „So, so." Mit flammenden Augen erwiderte sie seinen Blick; — „was habt Ihr zu lachen!" herrschte sie ihn an.

„Ha, ha, ha," sein Lachen hatte etwas Heiseres; dann sagte er gelassen: „Warum soll ich nicht lachen, ich versichere dir, daß es äußerst kurzweilig war, zuzuschauen, wie du mit dem schönen Förster scharmuzierst!"

Wenn er sprach, meldete sich bei ihm derselbe unreine Laut, wie wenn er lachte, jedem Wort ging eine Art mühsames Rascheln voran, und seine Stimme

war hoch und dünn. „Hm!“ begann er nach einer kurzen Pause von neuem, „'s ist nicht allzulange her, daß ich — hm! . . . meinen Stand soweit vergaß, dich heiraten zu wollen. Damals gabst du mir . . . einen Korb — ja einen Korb — unter dem Vorwand — du habest einen Schatz, und dem wolltest du treu [bleiben bis in den Tod, und wenn ein Prinz käme, tätst du's nicht anders]! Erinnerst du dich . . .?“

Sie zuckte die Achseln . . . „weiß nicht mehr,“ entgegnete sie ihm, „aber wenn's wirklich wahr ist, daß ich das alles gesagt habe, so ist's jedenfalls sehr gutmütig von mir gewesen, so viele Gründe aufzuzählen, anstatt Euch einfach ins Gesicht zu sagen, daß Ihr mir zuwider seid, ja durchaus zuwider seid Ihr mir, und jetzt geht mir aus dem Weg!“

Er aber breitete seine langen Arme aus; „nur nicht so eilig“, rief er, „gleiches Recht für alle, he! he! Der alte Mädchenfänger dürfte dir wohl kaum vom Heiraten gesprochen haben, und dennoch hast du ihn viel gnädiger behandelt als mich . . . na . . . auf einen Kuß hier oder dort kommt dir's offenbar nicht an; auch ein Standpunkt — ich nehme dir ihn weiter nicht übel, nur will — ich auch mein Teil — — — sonst erzähl ich's der ganzen Gegend, daß du dich mit dem Förster eingelassen hast —!“

„Eingelassen,“ schrie sie empört — „eingelassen . . . wieso habe ich mich mit ihm eingelassen? Neulich, als ich so grob gegen ihn war bei der Musik, weil er mir die Wangen streicheln wollte, hat mich mein Vater gescholten, hat mir gesagt, ich könne mir eine Ehre daraus machen, daß ein Herr wie der Förster ein wenig mit mir scherzt. Wenn ich ihn aber weiterhin so schlecht behandle, würde er's übel nehmen, und darauf dürfte ich's nicht ankommen lassen. Denn er ist unser Brotherr, und wenn er sich über mich ärgert, so zieht er uns die Felder ein, und meinem armen Bräutigam gönnt er sein Lebtag lang keinen guten Hegerposten. Ich darf mir's einfach nicht mit ihm verderben. So . . . und jetzt wißt Ihr's, warum ich so viel Geduld gehabt habe mit dem alten Bären, es ist mir sauer genug geworden, das kann ich Euch versichern!“

„Ach, so steht's,“ rief der Bucklige. Er nahm den Hut von seinem borstigen roten Kopf und senkte ihn mit ironischer Höflichkeit sehr tief. „Ich wußte gar nicht, wie schlau du bist . . . Na . . . und wenn sich der alte Bär mit ein paar Küssen nicht begnügen wollte . . . was dann?“.

Sie war sehr unschuldig, aber nicht unwissend. Sie war ein Dorfmädchen. Sie begriff seine Anspielung, und der Zorn schüttelte sie, ihr ganzes Wesen schien in Flammen aufzugehen. „O, Ihr abscheuliche Mißgeburt, rot angestrichener Ziegenbock, der Ihr seid, wollt Ihr wohl den Mund halten,“ schrie sie ihn an. „Die Zunge soll Euch abfaulen, ehe Ihr noch einmal so eine Schändlichkeit aussprecht!“ Damit stieß sie so heftig in ihn hinein, daß er rücklings niederfiel und lief, was ihre flinken, jungen Füße sie nur tragen konnten — er ihr nach, doch hatte sie einen großen Vorsprung. Sein Atem war kurz und sein Körper nicht zu rascher Bewegung tauglich. Einholen konnte er sie nicht. Sie kam bis an einen Bach, der sich breit und klar durch eine Lichtung zog. Ein schwankes, lose auf ein paar Steinen ruhendes Brett

überspannte das rasch fließende Wasser. Stasa flog nur so darüber hin. Dann, mit unglaublicher Geschicklichkeit zog sie das Brett weg und schaute nun von dem anderen Ufer ihrem Verfolger herausfordernd ins Gesicht. Ohnmächtige Wut blitzte ihm aus den grünen Augen, während er sich ratlos in dem Schlamm am Uferrand von einem Fuß auf den andern stützte.

Die Verfolgung mußte er aufgeben.

„Boshafte Kröte," schrie er zu ihr hinüber, „das verzeih ich dir nie. Werde dir's einsalzen! Das erste, was ich deinem Schatz erzähle, wenn er nach Hause kommt, wird sein, auf welche saubere Art du ihm den neuen Hegerposten verschafft hast; wir wollen sehen, ob sich der Jenik damit freuen wird oder nicht."

„Braucht ihm nichts zu erzählen, werd's ihm selber erzählen!" versicherte sie. „Und auch, wie Ihr mich gequält habt. Dann aber gnad Euch Gott. Er hat starke Fäuste."

„Wollen's abwarten!" rief der Bucklige. Sie lachte übermütig und lief davon.

Sie lief sehr eilig und lachte in einem fort, lachte so lang, bis sie ganz plötzlich und unvermittelt heftig anfing zu weinen.

Indessen hatte Pribik die Försterei erreicht. Sie war freundlich gelegen mitten im Wald; ein ebenerdiges Haus, das die eine Seite des sich im länglichen Viereck ausstreckenden Hofes einnahm.

Das Haus sah vernachlässigt aus und der große Garten hinter demselben ungepflegt und nüchtern. Auf der einen Seite standen die Zwetschen-, auf der anderen die Äpfelbäume, dazwischen wuchs struppiges Gras. Nirgends war ein Weg durchgezogen, ein Blümchen gepflanzt oder ein Bänkchen angebracht, und doch hätte sich zu all dem reichlich Gelegenheit geboten; denn der Garten war günstig gelegen, nach der Süd- und Westseite nur von einem niedrigen Jungwald umgrenzt, so daß die Sonne hineinscheinen konnte, so oft es ihr gefiel, im Norden hingegen von einem hochstämmigen alten Wald geschützt. Blumen und Gemüse wären vortrefflich darin gediehen, um so mehr, als der an seinem Rande vorüberplätschernde Bach eine leichte und regelmäßige Bewässerung ermöglichte, und zu traulichen Sitzplätzen luden die mächtigen, alten Linden am Rande des Gartens ein, die noch zu dem alten Waldbestand gehörten. Offenbar aber war's niemandem eingefallen, sich mit dem Garten zu befassen. Pribik hatte die Försterei erst vor acht Monaten bezogen. Er hatte sie so gefunden, wie sie jetzt war. Etwas zu verschönern, lag außerhalb seiner Gewohnheiten.

Mißmutig schritt er durch das Tor, das am unteren Teil des Hofes in einer zerbröckelten Mauer angebracht war.

Aus einem der traurigen, halb vom Mörtel entblößten Stallgebäude brüllte eine Kuh, ein schwerfälliger Knecht lud vor der Stalltür mit einer dreizinkigen Gabel das Grünfutter von einem Karren herunter, und auf der Schwelle des Forsthauses stand eine sehr sauber gekleidete Person von etwa

fünfzig Jahren, mit breiten Hüften und einem Doppelkinn wie ein Propst. Keifend rief sie dem Eintretenden entgegen: „Der Herr Förster hat sich schon wieder um eine ganze Stunde verspätet; ich kann nichts dafür, wenn das Mittagessen am Herd und in der Röhre verdorrt!“

Das war sein Hausstand, das, worauf er sich freuen durfte, wenn er von seinen Streifereien im Wald zurückkehrte.

Ungeduldig mit den Achseln zuckend, schritt er an der dicken Person vorbei in das Haus.

Nachdem die Wirtschafterin sein Essen auf- und wieder abgetragen hatte, blieb er noch nachdenklich sitzen. Das Zimmer, in dem er sich befand, war niedrig, aber geräumig, ein paar Nußbaummöbel von schwerfälliger, gediegen bürgerlicher Form standen umher und nahmen sich sonderbar aus zwischen dem im übrigen recht bäuerischen, fast armseligen Hausrat. Augenscheinlich ererbt und nicht käuflich erstanden, zeigten sie, daß der Förster von besserer Herkunft war, als man es ihm auf seinen Stand und sein vernachlässigtes Äußere hin zugemutet hätte.

Und er war auch tatsächlich aus sehr gutem, geachteten Hause.

Die Försterei in Bolechow war für ihn etwas zwischen einem Verbannungsort und einem Rettungshafen. Er nannte sie seinen Fuchsbau, womit er anzudeuten beliebte, daß er sich darin menschenfeindlich gegen zudringliche Annäherungen versteckt hielt.

Dem Großvaterstuhl gegenüber, in dem er jetzt seine Pfeife rauchte, hing, in abgeschabte Waschgoldleisten gefaßt, eine große Photographie. Er hatte sie als sechzehnjähriger Student in dem Schaufenster eines Prager Kunsthändlers bemerkt und war von der Erinnerung wie von einer krankhaften Begierde verfolgt worden. Er wußte nicht, daß es die Photographie eines damals allgemein bekannten Gemäldes von stark angezweifeltem künstlerischem Werte war; der künstlerische Wert eines Gemäldes hatte überhaupt kein Interesse für ihn.

Das, was das Bild darstellte, fesselte ihn, die Geschichte, die es erzählte.

Es war das Bild von Henneberg: „Die Jagd nach dem Glück“. Für die ältere Generation, die das Bild vergessen haben könnte, für die neue, die nichts mehr davon weiß, wollen wir bemerken, daß das Bild einen Reiter darstellt, der in wahnsinniger Hast, den Oberkörper weit vorgebeugt, über den Hals seines halbverendeten Pferdes einen gebrochenen Steg entlang in einen Abgrund jagt. Vor ihm die Gestalt eines nackten, auf einer Seifenblase schwebenden, blonden Weibes, fliehend und lockend, eine Krone in der Hand, knapp hinter ihm der Tod.

Drei Tage war er immer wieder an das Schaufenster des Kunsthändlers gepilgert, um das Bild zu betrachten; und endlich hatte er sein ganzes Taschengeld zusammengenommen und sich noch drei Gulden von der Mutter ausgebettelt, um es zu kaufen.

Seither hatte ihn das Bild in all seinen verschiedenen Lebensphasen begleitet. Er pflegte zu behaupten, das Bild sei daran schuld, daß er es im

Leben nie „zu etwas gebracht“. Eine solche Angst vor den schauerlichen Folgen des Ehrgeizes hätte es in ihm wachgerufen.

Das war natürlich nur die gewaltsam herbeigezogene Rechtfertigung von Zuständen, die seine sehr schlechte Erziehung im Verein mit seinem angeborenen Hang zur Trägheit und zu derben Genüssen ganz von selbst hervorgebracht hatten.

Sein Vater war ein berühmter Advokat in Prag gewesen, seine Geschwister nahmen angesehene Stellungen in der Welt ein. Der älteste Bruder war Sektionschef in einem der wichtigsten Ministerien, der jüngere Generalstabsoffizier und Adjutant bei einer hohen Persönlichkeit; die Schwestern hatten in gute Familien hineingeheiratet: alle gehörten sie den höheren Schichten des österreichischen Bürgertums an, und nur Moritz Pribik war . . . Revierförster in Bolechow . . .

Wie sich das gestaltet hatte . . .

Er war nur der Stiefbruder seiner bedeutend älteren Geschwister und der Sohn eines ungebildeten, aber schönen Mädchens aus dem niedrigen Mittelstande, das Doktor Pribik als fünfzigjähriger Witwer geheiratet hatte. Der Doktor starb, als der kleine Moritz sechs Jahre alt war; sehr hübsch, und durch und durch von beiden Eltern verzogen! Die Mutter fuhr fort, ihm seinen Willen zu lassen, und als er kaum fünfzehn Jahre zählte, sah sie bereits in ihm den Mann, den sie sich verpflichtet fühlte, mit sklavischer Unterwürfigkeit zu bedienen.

Kaum sechzehnjährig, war er hinter den Mägden drein und verbrachte die halben Nächte im Wirtshaus. Sie schob den Mägden Geschenke zu, wenn sie sich über ihn beklagten, und den Brüdern verheimlichte sie's, wenn er betrunken nach Hause kam. Er war ihr dankbar für ihre Verzärtelungen und für ihre Lügen, aber er verachtete sie auch dafür.

Unter den Umständen konnten seine Brüder keinen Einfluß auf ihn gewinnen.

Er lernte schlecht und war gegen Lob und Tadel in der Schule gleichgültig. Der Wohlstand, welchen ihm sein väterliches Erbteil sicherte, genügte ihm. Zu arbeiten, um etwas Höheres zu erreichen, kam ihm lächerlich vor. Schon von der Realschule an hatte er seine Freunde unter den niedriger Stehenden gesucht, unter denen, die im Handwerk stecken blieben. Er ließ ihnen sein reichliches Taschengeld zu gute kommen und liebte es, für seine Großmut und Herablassung bewundert zu werden. Später war von Großmut und Herablassung nicht mehr die Rede, der Verkehr mit den niedrigen Klassen verstand sich für ihn jetzt von selbst. Da fing seine schlechte Erziehung an, ihn zu ärgern, aber er half sich mit Bramarbasieren darüber hinweg.

Nach absolvierter Realschule hatte er eine Forstakademie besucht, um sich, kaum daß er großjährig geworden war, von aller Disziplin loszusagen und ein Gut zu kaufen.

Von da an begann nun das wüste Leben erst recht, und der Umstand, daß seine Mutter zu ihm gezogen war, um ihm die Wirtschaft zu führen, änderte nichts an der Sache. Bald wimmelte es um ihn herum von

Schmarotzern, die durch ihre zudringlichen Forderungen seine Gutmütigkeit ausbeuteten und sich dann durch grobe Schmeicheleien erkenntlich zeigten.

Die Mutter machte Ohren und Augen zu und drückte sich demütig in einen Winkel zusammen. Ehemals, da er noch ein Junge und seine Sünden und Verschuldungen im Grunde genommen ziemlich unbedeutend gewesen waren, hatte sie sich ihrer Umgebung gegenüber oft weitläufig über alles verbreitet, was sie als Mutter zu leisten und zu erdulden hatte. Jetzt, wo er auf sie lud, was ein Sohn seiner Mutter irgend aufbürden kann, so daß ihr ganzes Leben nur eine brennende Schmach und Schande war, verriet sie von ihrem Martyrium niemandem ein Wort.

Da kam wieder einmal der Oktober, mit dem Oktober die Kirchweih, bei der er stets seine ganze unsaubere Gemeinde um sich zu versammeln pflegte. Das Fest wurde bei ihm noch lärmender gefeiert als sonst. Als er den nächsten Tag seinen Katzenjammer mit einem Glase Sodawasser herunter zu spülen versuchte, wurde ihm gemeldet, daß seine Mutter soeben tot in ihrem Zimmer aufgefunden worden sei.

Er hatte nicht gewußt, daß sie krank war. Aber wie es sich nunmehr herausstellte, hatte sie sich bereits seit Monaten mit einem qualvollen Leiden herumgeschleppt, von dem sie sich zu reden scheute. Geklagt hatte sie nie. Sie war nur immer müder und schwächer geworden.

Pribik war kein schlechter Mensch, kein ganz schlechter. Dieses sich aus dem Weg drückende Sterben der Mutter — die bis zu ihrem letzten Atemzug Angst gehabt, ihn in seinem Vergnügen zu stören, erschütterte ihn bis in die Wurzeln seines Wesens. Er geriet außer sich. Anfangs tobte er. Er warf sich auf den großen Speisetisch nieder, an dem in der verflossenen Nacht gezecht worden war, schlug den Kopf gegen das harte Holz und stieß Laute von sich, die eher an das Bellen eines wilden Tieres erinnerten als an das Schluchzen eines Menschen.

Als er sich aufrichtete, hatte er den festen Entschluß gefaßt, endlich ein anständiger Mensch zu werden. Hierauf ordnete er für die Verstorbene ein großartiges Begräbnis an, zu dem er nicht unterließ, seine beiden Brüder aus Wien herbeizurufen.

Beide Brüder erschienen; sie hatten die Nacht durch reisen müssen, um rechtzeitig zu der traurigen Feier einzutreffen.

Ein Begräbnis ist eine von jenen Veranstaltungen, bei der die verfeindetsten Verwandten sich einträchtig zusammenfinden — um dann ganz unversöhnt, wie sie erschienen sind, wieder auseinander zu gehen. Die Achtung, die man dem Tode bezeugt, verpflichtet den Lebenden gegenüber zu gar nichts.

Die beiden Brüder aber bewiesen in diesem Falle mehr Sinn für ihre Zusammengehörigkeit mit dem Jüngsten, als eigentlich von ihnen zu erwarten war; sie blieben noch einen Tag nach dem Begräbnis bei ihm, um über seine Zukunft zu beraten. Im Grunde hatte er etwas Sympathisches an sich, und seine Reue und Niedergeschlagenheit wirkten ergreifend.

Da die Brüder sich davon überzeugten, daß es ihm ernst war, sich aus dem Sumpf, in dem sich sein ursprünglich reich ausgestattetes Lebensschifflein verloren, endlich herauszuarbeiten, wollten sie ihr möglichstes tun, ihm zu helfen.

Auf seinem Gute konnte er nicht bleiben. Über und über verschuldet, drohte ihm die Gefahr eines schimpflichen Bankerotts. Das Gut mußte verkauft werden. Dann aber blieb nichts anderes übrig, als sein Brot selbst zu verdienen. Womit?

Auf das Forstfach verstand er sich. Das theoretische Wissen, welches ihm von seinen akademischen Studien her geblieben war, ebenso wie die praktischen Kenntnisse, die er sich durch seine Jagderfahrungen als Gutsbesitzer angeeignet hatte, kamen ihm hierin zu statten, und ermöglichten es seinen Brüdern, ihm eine Försterstelle in Ostgalizien zu verschaffen.

In Bilicka am Wald hatte er dann volle zehn Jahre verbracht. Die Jagd nach dem Glück — jene pretentiös schauerliche Warnungstafel des Ehrgeizes — ließ er in einer Kiste unausgepackt liegen. Er benutzte seine Einsamkeit, sich auf die Staatsprüfungen vorzubereiten. Er wollte jetzt vorwärts, um jeden Preis. So studierte er denn.

Es wurde ihm sauer. Er war schon zu alt, zu verbraucht, sein Gedächtnis hielt nicht mehr stand. Aber er biß die Zähne ineinander, steckte die Daumen in die Ohren, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch und büffelte solange, bis er die Prüfungen gemacht und hierauf die Beförderung zu einer besseren Stelle in Mähren erlangt hatte. Das Paradies öffnete sich vor ihm.

Er hatte seinen Stolz hineingesetzt, die Brüder nicht ein zweites Mal um ihre Unterstützung anzugehen, und überraschte sie jetzt durch das selbständig von ihm erreichte Resultat. Sie beantworteten seine brieflichen Mitteilungen sofort als die wohlerzogenen, anständigen Menschen, die sie waren, beglückwünschten ihn und drückten die Achtung, welche seine Ausdauer ihnen einflößte, in herzlichen Worten aus. Er weinte vor Freude über ihre Briefe — er las sie zehnmal, er übersetzte sie seinen Hegern, er zeigte sie im Wirtshaus der nächsten Kreisstadt seinen Bekannten. Obschon er jetzt sehr sparsam geworden war, traktierte er die versammelte Gesellschaft mit einem Glühwein, um auf das Wohl seiner herrlichen Brüder zu trinken. Sobald es irgend anging, wollte er aufpacken und abreisen, unterwegs sich in Wien aufhalten, um zum wenigsten den ältesten seiner Brüder, den Sektionschef, zu besuchen, da der zweite momentan zu weit ab in einer der südlichen Provinzen der Monarchie lag. Er freute sich, die Frau des Bruders kennen zu lernen, die Kinder. Die Frau war reich und vornehm, die Kinder alle hübsch. Der Bruder hatte ihm einmal vor langen Jahren ihre Photographieen geschickt.

Er malte sich alles genau aus! Wie er unangekündigt zu dem Bruder herein und ihm in die Arme stürzen, wie er der Schwägerin den Hof machen und seine Nichten und Neffen verwöhnen würde. Irgendwie stellte er sich diese noch immer als ganz kleine Kinder vor, denen man Zuckerwerk mitbringen und die man auf die Schultern nehmen konnte, um mit ihnen durch die Zimmer zu tollen. Er wurde nicht müde, über all diese Dinge zu schwätzen, während er mit seinen Bekannten um den Glühwein herum saß, und als ihm ein reicher Kaufmann ein zugleich vorzügliches und preiswertes Gasthaus anraten wollte, lehnte er das Anerbieten mit der Versicherung ab, von einem Absteigen im Gasthaus könne in seinem Fall gar nicht die Rede sein. Das dürfe er seinem Bruder nicht antun.

Noch ganz von diesen Vorstellungen erfüllt und durchwärmt, machte er sich auf die Reise. Sein freudiges Vertrauen in die brüderliche Zuneigung reiste mit ihm aus den großen, alten Wäldern, die die russische Grenze umdunkeln, begleitete ihn bis zu seiner Ankunft in Wien. Da verblaßte es plötzlich. Ein solcher Kleinmut überkam ihn, daß er sich unwillkürlich nach einem recht dunkeln Loch umsah, in dem er sich hätte verkriechen können. In die erste beste Droschke zu springen und unangemeldet mit seinem Köfferchen bei dem Bruder einzufallen, dazu war ihm alle Lust vergangen.

Als ihn der Kutscher, nachdem er sein Gepäck auf dem Bock geordnet, fragte, wohin er fahren solle, starrte er noch unschlüssig vor sich hin; dann nannte er den Namen des Gasthofs, den ihm der Holzhändler in Tarnopol gerühmt. Und während die Droschke mit großstädtischer Geschwindigkeit ihrem Ziel entgegenrollte, sagte er sich, „daß es immerhin besser sei, im Gasthaus abzusteigen, mindestens anfangs, später konnte er ja zu dem Bruder übersiedeln . . . aber besser, sich ein wenig bitten lassen. Er war keiner, der sich wegwarf. Nein, nein."

Der Gasthof, vor dem er hielt, hieß „Zum schwarzen Affen". Er befand sich irgendwo in der Leopoldstadt und war ein altväterisches, einstöckiges, lang hingestrecktes Haus mit einem flachen Giebel; auf dem Schild war ein Affe gemalt, der eine Pomeranze verspeiste. Die Durchfahrt war niedrig, die Treppen waren schmal, und das Ganze roch nach Tabakrauch, Bier und feuchter Luft. Der Speisesaal war mit Thonetschen Rohrsesseln möbliert, zudem reichlich mit Spucknäpfen versehen. Kost und Bier jedoch waren gut, die Kellner, in fettig glänzenden Fräcken, voll Dienstbereitschaft. Er fühlte sich in dieser Umgebung wohl, er hätte gar nicht mehr fort wollen; aber er war ja doch gekommen, um den Bruder aufzusuchen. Er faßte sich ein Herz.

Eine Stunde später stieg er die Treppe in einem sehr vornehmen Hause des Kolowratrings hinauf. Er hatte nicht hoch zu steigen (der Sektionschef wohnte im zweiten Stock), und die Treppe war mit einem ganz ausreichenden Geländer versehen; dennoch schwindelte ihm bei jedem Schritt. Der Schwägerin zu Ehren hatte er einen langschößigen, schwarzen Rock angetan, den er zum letzten Male bei dem Begräbnis seiner Mutter getragen, und einen hohen Hut, den er auf dem Wege zum Kolowratring gekauft. Er klingelte an einer Tür, neben welcher er den Namen „Wilhelm Ritter von Pribik" auf einem Porzellantäfelchen erblickte. Sein Bruder war kürzlich geadelt worden.

Ein Diener öffnete ihm. Der Bruder lebte auf großem Fuße. Man merkte es an allem. Das Vorzimmer, in welches der Förster trat, war sehr geräumig und schön ausgestattet, aber so finster, daß bei lichtem Tage Gas darin brennen mußte. Durch eine Türe, welche der Diener zufälligerweise offen gelassen hatte, konnte man in ein ebenfalls gasbeleuchtetes Zimmer sehen, in dem ein langer, von Glas und Silber funkelnder Tisch für fünfzehn bis zwanzig Personen gedeckt stand.

Der Kleinmut, der abscheuliche Kleinmut fing wieder an, dem armen Pribik an den Gliedern hinaufzuschleichen wie kaltes Wasser, höher, immer höher, den Herzschlag hemmend.

„Ist der Herr Sektionschef zu Hause?“ fragte er den Diener, und da dieser vorgab, es nicht zu wissen, fügte er in herrischem Tone hinzu: „So gehen Sie nachschauen und melden Sie ihm, daß sein Bruder da ist, aber schnell!“

Der Diener betrachtete ihn von oben bis unten, etwas befremdet; daß sein Herr einen solchen Bruder habe, ahnte er nicht. Er wußte nur von einem Bruder, der Adjutant bei einem Erzherzog war. Übrigens . . . seine Sache war es nicht. Er verschwand. Es dauerte eine Weile, ehe sich irgend etwas regte. Pribik ließ sich auf einen der schön geschnitzten und ausnehmend unbequemen Stühle nieder, mit denen das Vorzimmer ausgestattet war. Sein Herz klopfte, und jede seiner Hände schien ihm einen Zentner zu wiegen. Er merkte eine Unruhe in der Nähe, Hin- und Herreden. Eine scharfe Frauenstimme beherrschte die Situation. Endlich trat sein Bruder heraus, mit geschärften Zügen, einem kahlen Kopf und einem roten Bändchen im Knopfloch.

Er war verlegen, wußte nicht, auf welchen Fuß er sich stützen sollte, sagte erst einmal um das andere: „Das ist eine Überraschung — ist das eine Überraschung,“ und endlich fügte er hinzu: „Womit kann ich dir dienen?“

Der Förster sagte nichts. Er saß noch immer da, gerade und linkisch eine Hand auf jedem Knie, und rührte sich nicht. Er wußte jetzt selbst nicht mehr, was er eigentlich erwartet hatte, aber jedenfalls etwas ganz anderes. Daß ihm sein Bruder mit ausgestreckten Armen entgegenstürzen würde, mit einem großen Gepolter und Geschrei — und dann hätte der Bruder alle anwesenden Familienmitglieder zusammengerufen, damit sie sich um den Onkel versammeln und an ihm freuen möchten. „Rosa, Resi, Paul, Fritz! — wo seid ihr — der Onkel ist gekommen aus Polen!“ Ja, so mochte er sich die Sache vorgestellt haben.

Statt dessen tönte aus dem Nebenzimmer leises Klirren, das Zurechtrücken von Silber und Porzellan auf der Tafel, an der für ihn kein Platz gemacht werden konnte, und vor ihm stand der Bruder, verlegen, betreten wie jemand, dem man zu unbequemer Stunde einen Schuldschein entgegengehalten hätte. „Warum hast du's uns nicht früher wissen lassen, daß du kommen würdest?“ begann er von neuem, trotz seiner gesellschaftlichen Gewandtheit unbeholfen, fast stotternd. Es war eine von den Situationen, in welchen die weltmännische Routine versagt. „Wir, wir hätten uns für dich frei gehalten. Aber so . . . in Wien ist man immer auf Tage hinaus gebunden!“

Jetzt erst merkte der Förster, daß sein Bruder einen Frack anhatte und ein sehr steifes, weißes Hemd. „Wird Hochzeit bei dir gefeiert?“ fragte er.

Er gehörte zu denen, die den Frack nur bei Hochzeiten und Bällen kennen.

„Ach nein, nur ein paar Menschen, ein paar Freunde . . . fatal, wirklich!“

Durch die geschlossene Türe tönte ermahnend und gereizt die scharfe weibliche Stimme: „Wilhelm, Wilhelm!“

Der Sektionschef wendete sich um. Dann, schon halb der Türe des Speisezimmers zugekehrt: „Mir ist es zu leid! Wo wohnst du?“

„Was geht's dich an!“ erwiderte der Förster, und seine Stimme klang wie das Grollen eines herannahenden Gewitters.

„Ich möchte dich natürlich aufsuchen!“

Da aber richtete sich der Förster zu seiner vollen Höhe empor. „Du! mich aufsuchen!“ er streckte die geballten Fäuste vor sich hin, „ich spei drauf,“ schrie er, „auf deinen Besuch und dich; wenn sich die Leute, die vorwärts kommen wollen, so benehmen müssen wie du, so spei ich drauf, auf deine ganze Vornehmheit und deine Stellung und deinen Reichtum. Eine Schande, eine Schmach! Schämt sich, seinen eigenen Bruder zu Tisch zu bitten, weil er einen Baron erwartet. Ehemals sollen sich die Läufer die Milz aus dem Bauche haben schneiden lassen, um besser laufen zu können. Ihr verdammten Streber aber — ihr schneidet euch das Herz aus der Brust, damit euch das Steigen leichter fällt. Pack! Pack! ich spei drauf!“

Was dann weiter noch geschah — in seiner Erinnerung war nichts übrig davon. Er wußte nur, daß er sich kurz nachher auf der Straße befunden und sich gefragt hatte, wie er eigentlich hingekommen war. Dann hatte er sich halbblind, wie durch einen rotschwarzen Nebel, weitergetappt. In seinem Zimmer im Wirtshaus angelangt, bohrte er sich die Fäuste in die Augen und weinte wie ein Kind. Dann betrank er sich.

Jetzt war er bereits seit acht Monaten in Mähren. Die Jagd nach dem Glück hing von neuem ihm gegenüber an der Wand, als warnendes Beispiel vor krankhafter Streberei. Manchmal fiel's ihm ein, wie er sich in Bilicka mit dem Studieren abgeplagt hatte, wie sehr es ihm um diese Beförderung nach Mähren zu tun gewesen war. Dann zuckte er mit den Achseln und fing an zu pfeifen. Er war jetzt nicht gern in Mähren. Oft dachte er mit Sehnsucht an sein einsames Forsthaus in Ostgalizien zurück. — Besonders nach den totenstillen Winternächten sehnte er sich. — Der Schnee fiel draußen weiß und dicht und baute eine Mauer zwischen ihm und „der Zivilisation“, und das Licht des Vollmondes ruhte auf den weißen Wäldern. — Aus der Ferne tönte wohl auch das heisere und traurige Geheul hungriger Wölfe und manchmal näherte es sich; — man hörte das Kratzen an der Tür; das war ihm ja oft unangenehm gewesen damals —! Aber jetzt verlangte ihm geradezu nach dem Geheul der Wölfe, wie nach einer schrillen und dennoch besänftigenden Musik. Gewiß war der Wolf ein grausames Tier, aber im Vergleich zu einem zivilisierten Menschen war er weichmütig und warmherzig. Das stand von da ab fest bei Moritz Pribik, dem Revierförster in Bolechow.

Wenn er an Wien zurückdachte, sträubten sich ihm jedesmal die Haare auf dem Kopf. Die rechtwinkligen, vielstöckigen Häuser der Kaiserstadt erschienen ihm wie Kerker, in denen die Zivilisation die Natur gefangen hielt. Verstand und Grausamkeit blickten aus allen ihren zahlreichen Fenstern. Nein, nur nie mehr dorthin zurück; der Wald war ihm lieber. Er hielt nicht mehr auf Vorwärtskommen. Er verkehrte nur noch mit den ganz kleinen Leuten, mit den Bauern, Pächtern und niedrigen Beamten und verbrachte seine Abende im Wirtshaus wie jeder andere. Seinen Dienst besorgte er pünktlich und war in der ganzen Gegend als ein praktischer, sachkundiger Forstmann, vorzüglicher Hundekenner und meisterhafter Schütze bekannt. Besonders im-

ponierte er durch seinen physischen Mut. In dieser, von waghalsigen und gewissenlosen Wildschützen unsicher gemachten Gegend durchschweifte er oft nächtelang die Wälder, immer ohne Begleitung. Im übrigen sagte man ihm allerdings nach, daß er ein Rumtrinker sei und auch, daß er kein hübsches Mädchen in Ruhe lasse, dem er im Walde begegne.

Auch spielte er gern Karten; aber er zahlte seine Spielverluste pünktlich, traktierte seinen Stammtisch im Winter zweimal die Woche mit Punsch, im Sommer mit eisgekühltem Pilsener Bier, und drückte, so streng er sonst war, ein Auge zu, wenn sich die kleinen Häusler um die Weihnachtszeit herum in den Wald schlichen, sich einen Christbaum zu holen. — So lebte er hin in einer Art verbitterter Zufriedenheit. Er haderte nicht mit seinem Schicksal, aber er fügte sich ihm verdrießlich. Die Erinnerung an seine Brüder stand ihm schwarz vor der Seele. Den jüngeren hatte er zwar gar nicht wiedergesehen; aber er war fest davon überzeugt, daß er nach derselben Schablone wie der ältere ausgeschnitten sei. Ja, seiner schönen Uniform zu Ehren mochte er sich vielleicht noch zwingender, als der ältere Bruder in Zivil, verpflichtet fühlen, seine armen Verwandten abzuschütteln.

Er saß noch immer in dem ledergepolsterten Großvaterstuhl mit den vorgeschobenen Scheuklappen, an der sich nach oben zu verbreiternden Lehne, und rauchte aus einer langen Pfeife mit einem großen Porzellankopf. Durch den blauen Dampf musterte er seine Umgebung. Wie kahl die Einrichtung war, wie lieblos die Möbel herumstanden, und doch . . . die Sachen waren gut, das Zimmer war geräumig und sah aus drei Fenstern über den verwilderten Garten hinüber in den herrlichen Wald, durch eine Lichtung spähte man an einer Stelle in die blaue Ferne. Ja, wahrhaftig, sein Heim hätte hübsch sein können. Es brauchte nur eine leichte Frauenhand, um alles zu ordnen, ein liebliches Frauenlächeln, um die ganze Försterei zu beleben, aufzuhellen und zu erwärmen. Stasa! O, das süße, kleine Ding!

Wie viele baumstarke Männer, schleppte Pribik eine gute Portion Weichlichkeit mit sich herum. Er sehnte sich nach etwas, das sich an ihm freuen, an ihn schmiegen würde, wenn er nach Hause kam; das ihm die Stirn glättet, wenn irgend ein Verdruß Falten hineingezogen hatte, noch tiefere Falten, als das Schicksal und seine vierzig Jahre bereits hineingefurcht. Nach Kindern, die sich an seine Kniee lehnen und sich von ihm Märchen erzählen lassen würden. Süßes, kleines Ding . . .

Liebliche Bilder glitten durch seine Seele! Er sah sie vor sich, wie sie kurz geschürzt durch den Wald schritt, während die tiefstehende Nachmittagssonne einen Strahlenkranz um ihr Köpfchen wob und die Vögel, deren Gezwitscher sie so gut nachzuahmen wußte, um sie herumflogen, sich auf ihre Schulter und ihr Köpfchen setzten und ihr Brotkrumen von den Lippen pickten. Wie wohl ihm plötzlich zu Mute wurde — so wohl, wie ihm nicht mehr zu Mut gewesen war, seitdem ihn seine Mutter als ganz kleinen Jungen auf dem Schoß gehalten hatte.

Durch die offenen Fenster tönte das Summen der Bienen, auf- und abwogend, daß es wie ferne Hochzeitsglocken klang.

Da öffnete die Wirtschafterin die Tür. „Der Herr Schreiber ist da aus dem Rentamt, wegen der Holzrechnung!“ sagte sie.

Ungeduldig erhob sich der Förster, den Eintretenden zu begrüßen. Wie gewöhnlich erfaßte ihn ein heftiger Widerwille, als er die feuchte und knochige Hand des buckligen Schreibers berührte. „Was fällt Ihnen denn ein, heute schon wegen der Holzrechnungen zu kommen,“ herrschte er ihn an; „ich bin noch nicht fertig damit, habe sie noch nicht ins Reine geschrieben!“

„Ach mein Gott, lieber Herr Förster, wenn's nicht ist, so ist's eben nicht,“ erwiderte der Schreiber. „Ich kann weiter nichts dafür.“

„Schon gut,“ brummte der Förster — „ist's gefällig,“ und damit schob er ihm eine Kubazigarre zu. Der Bucklige lehnte ab ... „zu heiß,“ stöhnte er.

„Also vielleicht ein Glas Bier?“

„Nun, das wäre zu überlegen,“ meinte der Schreiber, „Durst ist da!“

Pribik stand auf, öffnete die Tür und rief seine Befehle in den Gang hinaus. Dann setzte er sich von neuem dem Schreiber gegenüber in den Sorgenstuhl. „Was gibt's Neues? Sie sind ja die Post von Jaromiritz,“ bemerkt er.

Jaromiritz war zugleich der Name der Herrschaft, auf der sich die Försterei Pribiks befand, und der des Städtchens, wo die ganze Zentralleitung des Besitzes untergebracht war.

„Neues — was soll's Neues geben — vorigen Sonntag ist die Julka Krepcowa mit drei goldenen Dukaten an einem schwarzen Halsband in die Kirche gekommen, und die Jugend von Jaromiritz zerbricht sich den Kopf darüber, wo sie die Dukaten her hat.“

„Hm! und Sie ... Sie zerbrechen sich wohl auch den Kopf darüber!“ fragte der Förster, ihn scharf anblinzelnd, trocken.

Der Bucklige sah ihm voll in die Augen und streichelte seinen spärlichen roten Schnurrbart. „Nein,“ erwiderte er, „ich zerbreche mir nicht weiter den Kopf, aber immerhin frage ich mich, wem's denn einfallen kann, der dicken Julka Dukaten zu schenken. Hm! Wenn's noch so eine Schönheit wie die Stasa wär!“

„Wie wer?“ unterbrach ihn der Förster.

„Die Stasa Bejlkowa;“ Der Schreiber sah scharf spähend nach Pribik hin.

„Was soll's mit der?“ fragte dieser heiser.

„Nichts, gar nichts. Ich bemerke nur, daß sie hübsch ist.“ Der Schreiber rieb sich langsam die langen, knochigen Hände. „Schade, daß sie einen Schatz hat,“ fügte er nach einer Weile halblaut hinzu.

„Einen Schatz? Wie käme die wohl zu einem Schatz — ist ja ein Kind,“ entgegnete ärgerlich Pribik.

„Nichtsdestoweniger hat sie einen!“ versicherte der Schreiber, „schon seit zwei Jahren. Verzeihung, Herr Förster, ich hatte wirklich gar keine Ahnung, daß ich Ihnen damit ans Herz greife — aber das braucht Sie weiter nicht zu bekümmern. Er ist bei den Soldaten, kommt erst übers Jahr, d. h. wenn ihm nicht am Ende das dritte Jahr erlassen wird, und indessen — he, he,

Sie wissen's ja, wie die Mädel sind; — indessen kann sie immerhin mit mehr oder weniger goldenen Dukaten in die Kirche gehen!"

„Lumpenkerl — elender — wer gibt Ihnen das Recht, das arme Mädel zu verunglimpfen!" donnerte der Förster und schlug dabei mit der Hand auf den Tisch, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Tut mir leid, daß Sie's verdrießt, ich wußte nicht, daß Sie die Stasa durchaus für eine Tugendboldin halten wollten. Mein Gott, die Stasa . . . man kann's ihr wirklich nicht verargen, wenn sie zugreift, wo zuzugreifen ist — sie denkt, kann's brauchen für meine neue Wirtschaft, — bitte Sie, Herr Förster, die Mädel sind ja alle so, jede hat nur Angst davor, ertappt zu werden. Aber so schlau wie die Stasa ist keine — so schlau und verliebt zugleich, wie eine Katze, eine rechte Katze. Heute hat sie mich wahrhaftig ganz und gar mit ihrer Klugheit überrascht, den Atem hat sie mir abgeschnitten, das muß ich sagen!"

Der Förster saß da, schwerfällig, den Ellenbogen auf dem Tisch, den Kopf in der Hand. Im ersten Augenblick war er gegen die Anspielungen des Schreibers aufgefahren, jetzt wehrte er sich nicht mehr. Seine vielfachen Erfahrungen, seine cynische Lebensauffassung, die sehr geringe Achtung, welche er für das menschliche Geschlecht und besonders für den weiblichen Teil desselben hegte, machten ihn der Verleumdung leicht zugänglich. Noch obendrein klang ja alles, was der Schreiber vorbrachte, so unanfechtbar glaubwürdig. So ging es wirklich zu im Leben, der Förster wußte, daß es so zuging; warum hatte er denn in der armen Stasa eine Ausnahme sehen wollen? Sein Anfall von Idealismus kam ihm mit einem Male ungeheuer lächerlich vor.

Nach einer längeren Pause begann er endlich. „Na, und womit hat der Fratz Sie denn so sehr überrascht — was für besondere Beweise von Schlauheit hat er gegeben?"

Der Schreiber hielt sich das Glas an den Mund, wischte sich mit dem Rücken der Hand das Bier von dem Schnurrbart, starrte dem Förster erst eine Weile gerade in die Augen, wobei er widerwärtig und vielsagend lächelte, dann begann er: „Ich habe zufällig zugeschaut, wie Sie mit der Kleinen scharmuzierten — na und dann . . . wie ich sie deshalb neckte, erwidert sie mir — na imponiert hat mir der kleine Balg, das muß ich sagen! ‚Ihr glaubt wohl, 's ist zu meinem Plaisier, daß ich mich von dem' — der Herr Förster hat's ja wissen wollen — ‚von dem alten Bären küssen laß . . . wird mir sauer genug. Aber ich muß ja doch schaun, daß ich mich bei ihm einschmeichle, damit ich eine ordentliche Hegerei herausbekomme für den Jenik, bis er zurückkehrt vom Militär! Dafür läßt man sich schon etwas gefallen!'"

Als der Bucklige gegangen war, hatte der Förster vor sich hingelacht, laut und hart, daß man es kaum hätte von dem Schluchzen unterscheiden können, das er nach dem Tode seiner Mutter ausgestoßen. Nur klang sein Lachen heute noch schmerzlicher als damals das Schluchzen geklungen hatte. Ihm war auch ärger zu Mute als nach dem Tode der Mutter; wie einem immer ärger zu Mute ist, wenn man über etwas Trauriges lacht als wenn man darüber weint. Was war denn geschehen? Er hatte nichts verloren, es war

ihm niemand gestorben. Nein, aber zugrunde gegangen war etwas in ihm. Das kleine, ängstliche Flämmchen eines neu emporstrebenden Idealismus war plötzlich ausgelöscht. Eine Handvoll Kot, die ein boshafter Krüppel darauf geworfen, hatte genügt, es zu ersticken. So saß er da, starr, brütend. Manchmal heftete er die Augen auf das Bild, das ihm gegenüber an der Wand hing; das Gesicht der Glücksgöttin lächelte ihm zu, schlau, verheißungsvoll und etwas spöttisch, ihr Körper leuchtete wie Alabaster. Er schimmerte noch weißlich, als bereits alles Übrige an dem Bild von der Dämmerung verwischt war.

In der Kammer neben der Stube, in der ihre Eltern schliefen, lag Stasa in ihrem schmalen, harten Bettchen. Die Kammer war sehr klein, die Einrichtung dürftig, aber doch freundlich. An den weißgetünchten Wänden hingen Heiligenbilder, und auf dem Fenstersims stand eine Reihe von Blumentöpfen mit Geranien und Reseden.

Stasa dachte an ihren Schatz sehnsüchtig und ängstlich. Der Auftritt mit dem Buckligen hatte sie verstimmt.

Sie konnte nicht schlafen; ihre Glieder brannten vor Unruhe, und der Kopf tat ihr weh. Sie hatte sich fest vorgenommen, der Mutter die ganze Geschichte zu erzählen, von den Zudringlichkeiten des Försters angefangen bis zu der rachsüchtigen Drohung des Krüppels. Aber schließlich hatte sie das doch nicht über sich gewinnen können. Erstens hatte sie gefürchtet, der armen, kränklichen, zärtlichen Mutter Sorgen zu machen, und dann fühlte sie, daß bei der Sache etwas nicht in Ordnung war — etwas, das sie beklemmte, sie hätte nicht zu sagen gewußt was, denn sie hatte ja wirklich nichts Schlechtes getan. Aber es verdroß sie jetzt sehr, daß sie sich den Ermahnungen ihres Vaters gefügt. Viel besser wäre es gewesen, wenn sie fortgefahren hätte, den Förster schroff abzuwehren, dann würde er sich das nicht erlaubt haben. Ach, wer weiß, ihm war alles zuzutrauen — und wenn sich die Mädchen auch nicht öffentlich über ihn beschwerten, weil es keine mit ihm verderben wollte, so klagten sie doch untereinander über allerhand, und so einsam und abseits Stasa auch mit ihren Eltern lebte in der mit schwarzen Holzbalken verkleideten Hütte neben dem Holunderbusch an der Wiese, so war ihr doch mancherlei davon zu Ohren gekommen.

Die Stelle an dem Nacken, wo er sie geküßt hatte, brannte widerwärtig; sie konnte nicht aufhören, daran herumzureiben.

Ach, diese Hitze in den Gliedern, der schwüle Druck auf der Brust! Es war nicht zum Aushalten, und dazu der Schmerz, der ihr die Schläfen zusammenschraubte. Sie bekam immer Kopfschmerzen vom Weinen, und heute hatte sie so viel geweint, ganz heimlich, damit es die Mutter nicht sehen sollte.

Wie unbehaglich ihr doch alles schien! Das Kopfkissen war hart wie Stein, und die Decke drückte wie Blei. Nur ein wenig frische Luft. Sie sprang aus dem Bett, trat an das kleine, viereckige Fenster, das aus ihrer Kammer in das Gärtchen hinaussah und über das Gärtchen in die Wiesen bis zum Wald.

Der Mond stand voll am Himmel, seine Scheibe glänzte wie bläuliches, blankes Silber. Gegen Abend war ein Gewitter niedergegangen, aber jetzt hatten sich die Wolken zerteilt. In schweren, schwarzen Massen hoben sich die Bäume ab von einer weißlich flimmernden Helligkeit. Die Luft war feucht. Über dem Boden zog sich, in phantastischen Figuren auf- und niederwallend, weißlich durchsichtiger Nebel.

Wie süß die Luft draußen duftete! Eine unabweisbare Sehnsucht überkam sie. Das einzige, was ihr Linderung verschaffte, wenn ihr Kopf schmerzte, war unterzutauchen in den kühlen Wassern des Baches, der durch den Wald floß. Es gab eine Stelle, wo das Erlengebüsch dicht war, dort fühlte sie sich ganz sicher und unbelauscht und hatte manchmal gegen Abend oder auch in der Nacht, wenn der Mond schien, dort gebadet. Im vorigen Sommer beinahe jede Nacht. Ach, es war zu schön gewesen, so in dem kühlen, silbernen Wasser unterzutauchen, während der Mondschein die Vergißmeinnicht an den Ufern küßte. Aber dies Jahr war sie noch nie draußen gewesen in der Nacht, nein, nicht ein einziges Mal; die Mutter hatte es ihr verboten.

Sie stand noch immer am Fenster und blickte hinaus. Die ganze Erde war in silberne Schleier eingehüllt, durch die sich bunt schillernde Bänder zogen; und eine Stille — nur in den Bäumen ein leises Rauschen, als seufzten sie vor Wonne unter den Liebkosungen der Nacht.

So stand sie lange.

Da, durch das Schweigen, durch das Rauschen hindurch klang etwas Leises. Etwas wie ein Kichern, wie ein Locken, ein Rufen. Es faßte sie am Herzen. Es war der Bach, der sie rief.

Sie dachte an das Verbot der Mutter, an ihre Warnung. Aber sie war ja so oft draußen gewesen in der Nacht, in früheren Sommern, und nie einer Menschenseele begegnet.

Im Stübchen drinnen war's dumpf und eng, draußen war's schön und frei. Im Stübchen war's heiß — und der Bach war so kühl!

Fast um dieselbe Zeit hatte sich der Förster ins Wirtshaus begeben.

Er hätte sich gern mit einer Spielpartie zerstreut. Aber von seinen üblichen Genossen war zufällig keiner anwesend, die Schenke überhaupt leer, bis auf ein paar Fuhrleute in einer Ecke, und denen mochte er sich schließlich doch nicht zugesellen. So setzte er sich einfach an seinen Stammtisch und ließ sich eine Flasche Rotwein bringen. Die erwartete Wirkung blieb aus. Er mußte zu stärkeren Mitteln greifen, bestellte eine Flasche Rum und schüttete ein Gläschen nach dem anderen hinunter. Das tat wohl! Er fühlte sich wieder ganz heiter und guter Dinge.

„Warum habe ich mir denn eigentlich die Haare gerauft?" fragte er sich, „weil die kleine Kröte so ist wie alle anderen! Weil man nur die Hand auszustrecken braucht nach ihr. Wart, wenn ich dich nur einmal wieder ertapp, beim Erdbeerensammeln oder sonst wo im Wald — dann sollst du sehen, du Katze." Wieder lachte er. Aber es klang nicht mehr schauerlich,

sondern gemein, nicht mehr wie das Bellen eines Raubtieres, sondern einfach wie das Lachen eines betrunkenen Menschen. Er griff noch einmal nach der Flasche, sein Lebensmut stieg mit jedem Schluck. Die Verzweiflung war weit. Nur eine Unruhe fühlte er noch in sich, wie nach einem plötzlichen Aufbruch, einer unerwarteten Schicksalsänderung.

Als die Rumflasche leer war, erhob er sich, warf eine Münze auf den Tisch und wies den Wirt, der ihm das Kleingeld herausgeben wollte, mit einer großsprecherischen Gebärde ab. Dann begab er sich hinaus. Draußen auf dem Ortsried streckte er die Arme aus, wölbte die Brust und atmete tief. Er hatte den Eindruck, als ob er plötzlich gewachsen sei; auch seine Kräfte waren gewachsen, er hätte eine der umliegenden Hütten aus der Erde herausreißen und auf seine Schultern laden mögen.

Rings um den weiten, freien Platz streckte sich das Dorf aus. Nun lag es da im Vollmondlicht. Die getünchten Wände leuchteten weißer, die Strohdächer dunkelten schwärzer als bei Tag; hier und da schimmerte ein Fleckchen Moos grünlich auf dem Dachfirst. Dunkel und doch durchsichtig, wie aus dichten Schatten zusammengewoben, ragten die alten Linden um die drei verwitterten Steinkreuze inmitten des Ortrieds auf: Jesus zwischen den zwei Schächern. Das traurige, geduldige Gesicht des Heilands unter der tief hineingedrückten Dornenkrone schien sich zu einer schauerlichen Wirklichkeit zu beleben. Ein kaltes Zittern lief dem Förster durch die heißen Glieder; aber nein — er wollte an nichts Trauriges denken, nicht an den Tod, nicht an den Schmerz — nein, nur an das Leben, die Freude, die Liebe, die erreichbare, ganz gewöhnliche, irdische Liebe.

Die Nacht war dazu wie geschaffen, eine von den duftgesättigten Sommernächten, in denen die Mädchenherzen stärker schlagen und die Lippen röter glühen. Es war sehr schwül. Eine oder die andere mochte wohl das Fenster ihres Kämmerleins offen gelassen haben.

Eine oder die andere ... Er sehnte sich nur nach der einen. Mit langen Schritten, halb springend und doch vorsichtig leise, wie auf der Pirsch, schlich er sich an die Hütte hinter dem Hohlweg am Wiesenrand. Ihr Fenster stand offen. Über die niedrige Fensterbrüstung hinüber blickte er in das Kämmerchen. Still, friedlich, ein breiter Streifen Mondlicht auf der Diele, im übrigen alles schattenhaft.

Er stützte seine beiden Hände auf die Brüstung, streckte den Kopf weiter vor — dort an der Wand unter zwei gekreuzten Büscheln von geweihten Weidenkätzchen hing in einem einfachen, schwarzen Rahmen ein altes Muttergottesbild — darunter befand sich ihr Bettchen.

Seine Augen hatten sich an die Dämmerung gewöhnt; echte Jägeraugen zerteilten sie, nachdem der erste Moment der Verwirrung vorüber war, die Schatten mit der siegreichen Schärfe von Falkenaugen.

Was war das? Wie ein sausender Sturmwind fuhr's ihm durch die Nerven. Das Bettchen war leer. Die Blumentöpfe waren alle nach einer Seite zusammengeschoben. Offenbar war Stasa hinter dem Rücken der Eltern zum Fenster hinausgeschlüpft — zu welchem Zweck? Wozu fragte er noch!

Es gab nur einen Zweck. Er sprang ins Freie. Sein ganzes Sein war nur noch Bitterkeit, Haß, Eifersucht. Er schritt über die Wiesen hin. In kaum erkennbarem Grün breiteten sie sich unter den langsam schleichenden, feuchten Dünsten. Eine weiße Figur schien aus den wallenden Nebeln aufzusteigen — und ihr Gesicht lächelte spöttisch und verheißungsvoll zugleich. Er eilte vorwärts, ihr nach, aber wenn er sie festhalten wollte, zerfloß sie.

In malerischen Windungen zog sich der Bach durch das verwischte Grün der Wiese. Fast ohne zu wissen, was er tat, schritt er an seinen Ufern entlang, in den Wald hinein. Der Wald war nicht dicht hier, aber von ganz besonders wilder Schönheit. Mächtige alte Kiefern mit ungeheuerlich verkrümmten Ästen ragten neben weißschimmernden, gespenstisch flüsternden Birken und den sich hier überall ausbreitenden Linden. Die bleichen Nebel umhüllten die Füße der Bäume, breite Silberscheiben brachen sich Bahn zwischen den Kronen und zerflimmerten auf dem noch vom Regen nassen Farnkraut. Das Bächlein dehnte und streckte sich im Mondlicht bald glatt wie Glas, dann wieder in launenhaft schäumenden Wirbeln. Die Waldbäume standen etwas abseits. Es bildete sich eine Lichtung um das Wasser herum, nur ein paar Erlenbüsche, in unregelmäßigen Entfernungen voneinander abstehend, umschatteten die Ufer, einige ganz niedrig, andere etwas höher. Dort, wo der Bach seicht war, breitete sich ein Netz von Wasserpflanzen mit sehnsüchtig geöffneten Blütenkelchen, die bei Tag weiß, lila, gelb oder rosig, jetzt alle dieselbe bleiche Farbe zeigten.

In den Erlen flüsterte es, das Wasser plätscherte. Unsichtbar, im Schatten versteckt, schluchzte eine Nachtigall, eine Waldtaube girrte im Schlaf. Schwermütig sank der Lindenduft aus den schwarzen Bäumen. Da — . . . war's ein Spuk? Hinter dem Busch trat's hervor — etwas Schlankes, Schimmerndes — die Gestalt, die dem Glücksjäger voranschwebt! Das Mondlicht umfloß liebkosend ihre weißen Glieder, es küßte ihr blondes Haar. Sie streckte ein Füßchen vor und trat zwischen die Wasserrosen ans Ufer . . . Stasa! Ehe sie sich dessen versah, hielt er sie in den Armen. Sie schrie ein-, zweimal mit versagender Stimme — — aus dem Schlaf wachgeschreckt, kreischten die Vögel. Sonst antwortete nichts.

Um weniges später kam der buckelige Schreiber die Straße entlang, die von Jaromiritz nach Bolechov durch den Wald führt. Er wohnte bei seiner alten Mutter in Bolechow und ging jeden Tag nach Jaromiritz, wo er beim fürstlichen Rentamt angestellt war; heute hatte man ihn einer bevorstehenden Inspektion des Zentraldirektors halber bis tief in den Abend festgehalten, und da er furchtsam war, hatte er sich auf seinem einsamen Heimweg von einem Arbeiter begleiten lassen.

Er fuhr ängstlich zusammen, als er plötzlich eine mächtige Männergestalt aus dem Innern des Waldes auf die Straße treten sah. Gleich darauf beruhigte er sich. Es war der Förster Pribik, der, den Rockkragen hinaufgeschlagen, die Mütze tief in die Stirne gedrückt, in der Richtung der Försterei vorwärts schritt. Er ging hastig, den Kopf vorgebeugt, ohne sich nach rechts

oder links umzusehen, an dem Schreiber vorüber, den er ebensowenig als seinen Begleiter zu bemerken schien.

„Was der nur so spät im Wald gesucht haben mag," wandte sich der Schreiber an den Arbeiter.

„Na, ein Förster hat doch zu jeder Stunde im Walde zu tun," entgegnete der Arbeiter. Aber er lächelte zweideutig.

„Hm! ich weiß nicht warum, aber mir hätt's fast den Anschein, als kehre er von irgend einem recht anmutigen Abenteuer zurück," meinte der Schreiber. „Kommt nur, wollen sehn!" und damit packte er seinen Begleiter am Handgelenk und schlich mit ihm, von der Straße abbiegend, in den Wald hinein nach der Richtung, aus welcher der Förster gekommen war. Er sah nichts Verfängliches.

„Den ganzen Wald können wir nicht durchstöbern, Herr Jelinek," erlaubte sich der Arbeiter einzuwenden, und mit einem Achselzucken fügte er hinzu: „Was gehen uns schließlich die leichtsinnigen Streiche des Herrn Försters an!"

Plötzlich blieb er stehen — lachte und streckte die Hand nach der vom Mond voll beschienenen Lichtung, die sich jetzt zwischen den Bäumen auftat. „Schauen Sie dorthin, Herr Jelinek," flüsterte er.

Dort unter einem Erlenbusch, hastig damit beschäftigt, ihr Jäckchen über die bloße Schulter zu streifen, kauerte die Stasa.

Den nächsten Tag trug der Förster seinen Hals bis an die Ohren in ein seidenes Tuch eingewickelt, obwohl es sehr heiß war. Er gab vor, starke Halsschmerzen zu haben, und verließ den ganzen Tag das Haus nicht. Die Wirtschafterin stellte fest, daß er keinen Appetit habe, daß er schlecht aussehe, daß ihn von Zeit zu Zeit fröstele; außerdem bemerkte sie, als das Tuch sich verschob, eigentümliche Schrammen an seinem Hals, als ob er von scharfen Nägeln zerkratzt worden wäre.

Sie bildete sich ein, er sei mit dem Gatten oder Bräutigam einer seiner Favoritinnen handgemein geworden. Und in dieser Einbildung befangen, ging sie ruhig ihren vielfachen nützlichen, häuslichen Beschäftigungen nach und horchte nur von Zeit zu Zeit auf den Schritt des Försters, der in seinem Zimmer rastlos über die Diele knirschte.

Unruhe, Angst und Reue verzehrten Pribik, aber die Unruhe und Angst waren größer als die Reue. Die allergemeinste, gewöhnlichste Angst — Angst vor dem Zuchthaus, Angst um seine bürgerliche Existenz. Er gestand sich das selbst mit der brutalen Aufrichtigkeit, die ihm eigentümlich war. Ja, er hatte Angst vor dem Zuchthaus. Im übrigen war er fest entschlossen, es dazu nicht kommen zu lassen. Wenn die Gefahr ihm nahe rückte, würde er sich das Leben nehmen. Er lud seinen Revolver und legte ihn neben sich auf den Tisch; dann setzte er sich in den alten Sorgenstuhl und wartete.

Stunde um Stunde verging. Es geschah nichts, was seine Angst gerechtfertigt hätte.

Gegen Abend meldete ihm die Wirtschafterin, daß der Maurer Bejlek gekommen sei und ihn dringend zu sprechen wünsche. Unwillkürlich griff er

nach seinem Revolver, aber sein mit großer Schlauheit gepaarter nüchterner Verstand beruhigte ihn sofort. Wenn der Maurer zu ihm kam, anstatt ihn sofort dem Gericht anzuzeigen, so hieß es soviel, als daß er es auf einen einfachen Erpressungsversuch abgesehen hatte. In dem Falle blieb ja die Sache immerhin unangenehm, aber sie ließ sich beilegen. Er kannte den Maurer, der ein außerordentlich geschickter und, wenn es darauf ankam, fleißiger Arbeiter war, im übrigen ein Trunkenbold, der am Sonntag vertat, was er in der Woche verdient hatte, ein Lüderjan, der sein kränkliches Weib vernachlässigte und es mit einer Witwe hielt, die hauptsächlich von Kartenschlagen und Viehbesprechen lebte.

Der Maurer war ihm sonst widerlich gewesen, heute fühlte er sich ihm fast brüderlich geneigt; es war ihm angenehm, daß er in diesem Fall mit einem Lumpen zu tun hatte. Und wenn er verlangte, daß er die Stasa zur Frau nehmen solle — dazu war er bereit, obwohl er eine Furcht davor empfand, dem Mädchen je wieder zu begegnen.

Die Wünsche des Maurers gingen nicht so weit. Kaum daß er, die vertragene Mütze an der Hosennaht, vor den Förster hintrat und sein verlegenes „Küß untertänig die Hand" herausgestammelt hatte, merkte der Förster, daß der Mann von nichts wisse. Er war nur gekommen, den Herrn zu bitten, ihm weiterhin die Weide an gewissen Straßengräben und an den Abhängen des Hohlweges zu gönnen, außerdem die Verlängerung der Pacht von ein paar Grundstücken.

Der Förster zeigte sich sehr gnädig. Ganz aus eigenem Antriebe bemerkte er noch zum Schluß: „Und meldet Euch zu rechter Zeit um das trockne Laub im Herbst zum Streuen im Stall." Dann, als der Maurer bereits im Hinausgehen war, fügte er hinzu: „Aber daß ich nicht wieder etwas Schlimmes von Euch höre, keine Raufereien in der Schenke, das sag ich Euch, und auch zu Hause könntet Ihr es etwas genauer nehmen!" Der Maurer neigte den Kopf zum Zeichen, daß er diese Ermahnungen zu beherzigen gedächte; aber er lächelte ein wenig, ganz flüchtig und heimlich freilich, doch Pribik merkte es, und es war ihm, als ob plötzlich jemand inmitten einer angenehm beschwichtigenden Dunkelheit ein Streichholz angezündet hätte.

„Hm, gewiß denkt sich der Kerl, wie kommt denn der Förster dazu, zu moralisieren — und hol mich der Teufel, wie komme ich eigentlich dazu?" Aber ehe er noch mit seinen Betrachtungen fertig geworden war, hatte der Maurer das Zimmer verlassen.

Dem Förster war's, als ob sich ihm ein Stein vom Herzen gewälzt hätte. Nein, es würde nichts herauskommen — sie hatte ihn nicht verraten, sagte er sich. Aber wieso kam es, daß sie ihn nicht verraten hatte? Ein letztes Mal versuchte seine Eitelkeit sich zu regen und schmeichelhafte Gründe aus Stasas Verschwiegenheit herauszuwittern. Vielleicht hatte sie ihn schonen wollen ... vielleicht. Aber ihr Mienenspiel, ihre heftige Abwehr waren zu deutlich gewesen, als daß er an dem Abscheu, den er ihr einflößte, hätte zweifeln können.

Nun ... also. Wenn sie es nicht getan, um ihn zu schonen, warum hatte sie geschwiegen? Weil ... konnte es sein — weil sie sich schämte — einfach deshalb. Armes Ding!

Der Förster stemmte beide Ellenbogen auf den Tisch und versteckte sein Gesicht mit den Händen.

Nach zweijähriger Dienstzeit beurlaubt, kehrte Jenik Marinsky nach Bolechow zurück, mit ihm noch drei Kameraden, die freilich ihre drei Jahre hatten ausdienen müssen. Das Dorf war in Aufregung; jung und alt zogen den Heimkehrenden entgegen. Nur Stasa rührte sich nicht von Hof und Haus. Die Mutter, die um ihre Liebschaft wußte, wunderte sich über diese Zurückhaltung. „Wenn du spazieren gehen willst, Stasinko, so kannst du gehen," versicherte sie, und dabei fuhr sie der Tochter mit ihrer warmen, leichten Hand sanft über die Schulter. Aber anstatt ihr erst um den Hals zu fallen und dann auf die Straße hinauszufliegen, wie's die Mutter wohl erwartet haben mochte, senkte Stasa nur den Kopf. Sie wurde auch nicht rot, sondern totenblaß, und plötzlich, unter ihren gesenkten Augenlidern, rollten zwei große Tränen hervor. Dann machte sie sich an die Arbeit, an irgend eine — im Stall, auf dem Hof, und zuletzt begab sie sich in das Gärtchen, in dem der seltsame alte Holunder vereinsamt zwischen den Zwetschenbäumen stand. Sie fing an zu singen, überlaut, wie die Kinder singen im Dunkeln, wenn sie sich vor Gespenstern fürchten. Die Mutter hörte sie und erschrak. Die Stimme des Mädchens tat ihr weh. Was war aus dem einschmeichelnd zwitschernden Wohllaut geworden, mit dem die Kleine sonst die Waldvöglein zu sich heranzulocken pflegte?

Jetzt war sie verstummt, plötzlich nach einem hohen Ton, den sie ausgedehnt hatte wie einen Angstschrei. Was sie nur haben konnte? Schon seit einiger Zeit hatte die Mutter eine Veränderung an ihr bemerkt, aber herauszubringen war aus ihr nichts. Je inniger, eindringlicher die Mutter fragte, um so hartnäckiger behauptete Stasa, ihr fehle nichts; und wenn man sie zu oft fragte, wurde sie unartig und böse.

Die Mutter seufzte. Sonst hatte sie ihre Sorgen mit dem Gedanken beschwichtigt, daß Stasa sich nach ihrem Liebsten sehne, aber heute reichte der Trost nicht aus.

Die Schatten der Zwetschenbäume wurden bereits länger auf dem ungepflegten, von blauen Wegewarten durchblühten Rasen. Nach dem Stand der Sonne wußte Stasa, daß die Urlauber bald vorüberkommen mußten. Und richtig, da hörte sie auch schon die Trompeten schmettern, mit denen sie heimgeleitet wurden. An allen Gliedern zitternd, blieb sie stehen. Immer lauter gellten die Trompeten, näher, näher. Erst hörte man nur den Rhythmus, dann die Melodie eines flotten Marsches. Durch die Erde ging's wie ein starker Pulsschlag, der ganze Hohlweg war voll aufgewirbelten Staubes, dazwischen erblickte man den gelben Metallglanz der Trompeten, näher, näher — ein Schwarm von lustig jauchzenden, jungen Menschen, Brüder und Schwestern, Freunde und Freundinnen der Heimgekehrten — alle den Soldaten zu Ehren im Takt hinschreitend, grüne Zweige schwenkend — näher, näher . . . Hastig sprang Stasa hinter den Holunderbaum und warf sich mit dem Gesichte ins Gras.

Die Musik hatte abgesetzt, man hörte nur noch den im Takt weiterstampfenden Schritt der jungen Menge und, darüber hinschwebend, eine Wolke von Lachen und Plaudern und vergnügtem Schreien. Jetzt waren sie vorbei — alles still — Stasa richtete sich auf.

Vorüber — alle waren sie vorüber. Sie hatte gedacht, er würde aus den Reihen der andern treten, sich bei ihr aufhalten. Sie hatte es gefürchtet, sie hatte es gehofft, aber nein; er war vorübergegangen mit den andern.

Sie blieb sitzen unter dem Holunderbaum, beide Handflächen auf den Rasen gestützt.

Jetzt fing die Dämmerung bereits an zu sinken. Es wurde kühl. Das saftlose Laub an den Bäumen zitterte. Ein paar trockene Blätter fielen knisternd ins Gras. Da hörte sie ihren Namen rufen: „Stasa, Stasa!"

„Ach!"

„Stasa!" noch einmal; sie wußte, wer's war, der so rief. Ihr Herz pochte zum Zerspringen. Jetzt hatte er sich über die niedrige, aus Geröll und Gestrüpp zusammengefügte Mauer geschwungen, die das Gärtchen umfaßte. Er hielt sie in den Armen. Eine wundersam belebende Wärme durchzog sie. Er hatte sie fragen wollen, ob sie ihn nicht mehr liebe, aber ehe seine Lippen noch die Worte geformt, hatte die Art, wie ihr schlanker Körper seine Berührung erwiderte, die Frage beantwortet. Ihre Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Köpfchen ruhte auf seiner Schulter. Und dabei war ihr zu Mute, als stünde die Sonne wieder hoch am Himmel, als hätte die traurige, in der Dämmerung verblaßte Landschaft von neuem ihre Farben erhalten.

„Du böse Stasa — warum bist du uns nicht entgegengekommen?" fragte er.

„Weil ich nicht euch, sondern nur dich sehen wollte — und ganz allein!" murmelte sie, und dabei schmiegte sie ihr Köpfchen noch enger an seine Schulter und seinen Hals.

„O du Süße, Traute, mein Täubchen du, wie lang waren die Jahre ohne dich! Wie ein langer Winter — und jetzt, wo ich dich in den Armen halte, ist mir's, als wär's plötzlich Frühling geworden mitten im Herbst!"

Sie lachte zärtlich, wie eine girrende Waldtaube, in seine Schulter hinein. „Wie seltsam, gerade dasselbe Gefühl hatte ich," antwortete sie.

„O du." Er küßte sie auf die Haare, auf den Hals, auf die Ohren und Augen, zuletzt auf den Mund, und seine Küsse wurden immer länger und heißer. Es war ihnen beiden, als hülle ein Sonnenstrahl sie ein, ein Sonnenstrahl, in dem sie sozusagen ineinanderschmolzen. „Willst du nicht zum Mütterchen," flüsterte sie glückbeklommen, „sie weiß ja, daß wir uns lieb haben, und freut sich so auf dich."

„Gleich, gleich ... nur ein Augenblickchen noch; es ist so wundersam hier draußen, ganz allein mit dir und dem lieben Gott; und ich habe dich so lang entbehrt. Wie schön du bist — bist noch viel schöner geworden!" rief er, „aber so bleich!"

„Das macht die Dämmerung," stammelte sie.

„Und deine Augen ... deine lieben Augen, wie glänzen sie so seltsam, als ob das Fieber in ihnen glühte!"

„Die Sehnsucht nach dir war das Fieber!"

„Und deine Augenlider sind geschwollen, als ob du viele, viele Tränen vergossen hättest!"

Sie aber senkte die schweren, dichtbewimperten Lider über ihre heiß glänzenden Augen. „Was hätte ich anderes tun sollen als weinen, solange du fern bliebst," murmelte sie.

Er konnte sie nur küssen, immer wieder küssen, und die Dämmerung wurde dichter. Eine große Wehmut breitete sich über die Welt. Aus dem faulenden Laub am Boden stieg ein weicher, süßer Veilchenduft. Die sterbende Erde träumte vom Frühling. „Komm . . . komm nach Haus," murmelte Stasa. Sie gingen.

Zwei Tage waren vergangen seit seiner Heimkehr.

Er hatte sein Bräutchen an diesem Abend früher verlassen müssen als sonst. Seine drei Regimentskameraden hatten sich nämlich mit ihm verabredet zu einem bescheidenen Abschiedsfest, einem Abendessen in der Schenke. Mit hellen Augen trat er in die große, saubere Wirtsstube. Es war immer sauber beim Krisanek. Die Wände leuchteten blauweiß, und die Dielen waren frisch gewaschen, sie rochen sogar noch feucht. An der Hauptwand hingen die Bilder der beiden Majestäten in Farbendruck, sonst wiesen die Wände keinerlei Schmuck auf. An dem braunen Gebälk der Decke summten die Herbstfliegen so laut, daß es wie Sensengedängel klang, und das Basilikum in den Fenstern duftete stark. Die alten Eichentische waren ganz besetzt, es war Markttag gewesen, und die große, niedrige Wirtsstube bot infolgedessen ein farbiges, fesselndes Bild. In Bolechow selbst war die Nationaltracht nicht mehr üblich, aber der Ort lag zwischen lauter Dörfern, deren Einwohner sich ganz und gar hanakisch kleideten; man sah Männer in enganliegenden Hosen aus weißem Filz und mit Pelz verbrämten Lederjacken, die mit eigentümlich naiv stilisierten Tulipanen und Nelken bestickt waren. Die Krempen ihrer kleinen, flachen Hüte waren aufgeschlagen, einige davon vielfach mit Federn besteckt — einer Art Trophäen, Zeugnissen für besondere Kühnheit und Körperkraft: wer aus den in diesem Landstrich noch üblichen Ringkämpfen siegreich hervorgegangen, erhielt jedesmal das Recht, sein Hütchen mit einer neuen Feder zu schmücken. Die Mädchen trugen hohe, bis an die Kniee reichende Stiefel, enggefaltete, kurze Röckchen, Mieder, mit schwarzer Seide und Gold dicht bestickt, und darunter bauschige Hemden mit sehr weiten, offenen Ärmeln. Die Nationaltracht stand ihnen gut zu Gesicht. Um einen der Tische herum saß eine zahlreiche Gruppe solcher malerischer Barbaren. Einer von ihnen spielte die Zither, ein Mädchen sang dazu, eigentümliche, zwischen Wehmut und Schelmerei schwankende Worte, die sich auf einer weichen, eintönigen Melodie wiegten. Nach jeder Strophe fielen die Umsitzenden im Chor ein. Dann erhob sich ein Paar und begann zu tanzen, mit kleinen, stilvollen, altmodischen, ja manchesmal geradezu kindischen Gebärden. Der Bursche und das Mädchen hüpften aufeinander zu und dann wieder voneinander weg; nur sehr selten berührten sie einander flüchtig mit spitzigen, begehrlichen und behutsamen Fingern. Die vertraulichen Umschlingungen der

westeuropäischen Rundtänze wären ihnen als etwas ganz und gar Unstatthaftes, ja geradezu Sündhaftes erschienen. An einem anderen Tische saßen ein paar Fuhrleute mit blauen Überhemden und bis in den halben Schenkel hinauf aus ihren Stiefelschäften herausragenden, bunten, gestreiften Strümpfen. Einer von ihnen war gänzlich betrunken und störte die Hanaken dadurch, daß er, so oft der Chor einsetzte, einen abscheulich falschen Jauchzer ausstieß. Knapp daneben saßen ein Mann und eine Frau, die bei einem Viertel sauren Landweines und zwei Stück gesalzenen Brotes aufmerksam und nüchtern die Einnahmen zusammenzählten, welche sie bei dem heutigen Jahrmarkt erzielt. Hinter einem gefüllten Bierhumpen, von einer vorgehaltenen Zeitung versteckt, hockte etwas abseits der bucklige Schreiber.

Als Jenik eintrat, wurde er laut und herzlich von seinen drei Regimentskameraden begrüßt, die ihm den vierten Platz an einem kleinen Tisch freigehalten hatten. Ein jeder von ihnen hatte einen Bierkrug vor sich und offenbar dem Getränk eifrig zugesprochen. Jetzt brachte der Wirt für jeden noch ein buntbemaltes Schüsselchen und ein Besteck, zweizinkige Gabeln und kurze, spitze Messer. Dann trug er eine gebratene Gans auf.

„Wie kann man die Menschen nur so lange warten lassen!“ riefen die Kameraden einstimmig. „Wo hast du dich so verspätet?“

„Hm! wo verspätet man sich wohl?“ fragte er. Er hatte die Augen voll Glück und streckte einem nach dem andern gerührt die Hand hin. „Bei der Liebsten, beim Bräutchen!“

„So, so, beim Bräutchen, wer ist's denn?“ fragte einer der drei. Er hieß Strelez.

„Du weißt's ja,“ rief Jenik, „ihr wißt's ja alle — warum tut ihr denn so, als ob ihr's vergessen hättet? Das hübscheste Mädel im ganzen Dorf, die Stasa Bejlkova, die ist meine Braut!“

„So! Hm! Und wann wird Hochzeit sein?“

„Noch vor dem Advent, Kameraden! Stoßt an auf meine Braut — und dann lassen wir unsern neuen Förster leben!“

Am anderen Ende des Saales spielte der hanakische Musikant noch immer die Zither; das Mädchen hatte aufgehört zu singen; ein Bursche sang an ihrer Stelle ein slowakisches Lied, ein Ständchen, die Worte voll verliebter Drohung, die Melodie voll Wollust und Schwermut. — Die Fuhrleute spielten Karten, der eine von ihnen warf gerade ein sehr schmutziges Aß mit solcher Gewalt auf den Tisch, daß es klatschte. Um die vier Regimentskameraden war es unheimlich still. Keiner folgte der Aufforderung des Bräutigams, keiner erhob sein Glas, und alle blieben stumm. Einer sah den anderen an; dann mit einem Mal richteten sich alle drei Augenpaare auf Jenik, alle mit demselben forschenden, verwunderten Ausdruck. Das Schweigen lastete jetzt auf Jenik wie etwas fast Körperliches, so atemhemmend und drückend.

Endlich begann Strelez von neuem — er war der Witzbold des Regiments gewesen und wie alle Witzbolde frech —: „Seit wann hast du dich denn mit dem Förster angefreundet?“ fragte er; „was für einen besonderen Grund hast du, ihn leben zu lassen?“

„Ich bin ihm dankbar!"

„Ach so! Hm, hm. Weshalb denn, wenn man fragen darf?"

„Nun, er hat mich zum Heger auf der Pawlowska ernannt!"

Wieder dasselbe unangenehme Schweigen. Dann plötzlich, von einem der Nebentische, tönte ein höhnisches, heiseres, nach Atem ringendes Gelächter. Jenik sah sich um, das Lachen kam hinter einem Zeitungsblatt hervor. Die Zeitung sank knisternd auf den Tisch, und der Kopf des buckligen Schreibers wurde sichtbar.

Er fuhr fort zu lachen. Sein Lachen war eine Demonstration. Es war ihm darum zu tun, daß es auffalle, bemerkt werde.

„Da soll doch der Blitz in euch alle hineinfahren!" tobte Jenik. „Was habt ihr zu lachen? Und er fuhr kerzengerade empor.

„Warum soll ich nicht lachen, wenn mir etwas spaßhaft vorkommt," rief der Schreiber, dabei aber stand er auf und schritt rücklings so weit als irgend tunlich von Jenik weg. Diesen schüttelte der Zorn. „Um was handelt sich's eigentlich?' schrie er.

Statt aller Antwort kam noch einmal das große Schweigen, noch viel drückender als das erste Mal. Es verbreitete sich auch viel weiter, langsam, wie die Welle der steigenden Flut; es reichte bald durch den ganzen Saal, verschlang die abwechselnd elegische, dann wieder übermütige Musik, die aus dem Winkel drang, in dem die Hanaken sich malerisch um die Zither gruppierten, und dämpfte die polternde Laune der kartenspielenden Fuhrleute.

Der freche Streletz hatte plötzlich allen Mut verloren, noch deutlicher zu werden, und der furchtsame Krüppel hatte die Wirtshausstube verlassen.

Da meldete sich ein zweiter von den drei Kameraden, ein nüchterner, blonder Bursche, der bis dahin ziemlich gleichgültig zugehört, und sagte: „Na, wenn du's wirklich nicht schon weißt, so sage ich dir's. Die Stasa steht seit dem Sommer mit dem Förster im Gerede!"

Jenik wurde leichenblaß. „Die Stasa! meine Stasa! Wer sagt das? Wer wagt das zu sagen?" Er stieß die Frage heraus, so laut er konnte, aber seine Stimme klang ganz dünn und heiser, sie brach bei jedem Wort.

Ein paar Augenblicke Stille, dann laut und vernehmlich aus dem anderen Ende des Saales: „Es sagt's nicht einer — das ganze Dorf sagt's!"

„Das ganze Dorf lügt — es ist nicht möglich!' schrie Jenik. „Auf was stützt sich diese Verleumdung?'

Einer sah den anderen an, ein Gezischel verbreitete sich. Alle hatten sie mit dem Förster schäkern sehen, aber das bedeutete schließlich nichts. Da erhob sich der Arbeiter Mareš, der damals den Buckligen durch den Wald geleitet hatte. Der Stolz, eine sensationelle Nachricht durch sein Zeugnis bekräftigen zu können, meldete sich in ihm. Er erzählte alles, was er in jener denkwürdigen Nacht gesehen, und zwar mit überflüssiger und zudringlicher Ausführlichkeit. Jenik stand da wie erstarrt, die Hand auf die Lehne seines Stuhles gestützt; aller Ausdruck war aus seinem schönen Gesicht entschwunden, außer dem einer fast blödsinnigen Hilflosigkeit.

Jetzt meldete sich auch der dritte von seinen Kameraden, derjenige, welcher bis dahin kein Wort gesprochen hatte, ein hochaufgeschossener Bursch mit hübschen blauen Augen in einem langen, schmalen Gesicht. Es war Jeniks bester Freund und hieß Vilosch. Man sah, daß ihm der Schmerz des Kameraden sehr naheging. „Wer weiß, ich habe ja die Stasa gekannt — unbefangen wie ein Kind und scheu wie ein Reh," stammelte er. „Wer weiß, wie die Sache war! Man erzählt von der Gewaltsamkeit des neuen Försters allerlei!"

Freilich erzählte man davon allerlei — aber nur heimlich; keiner hätte für seine Worte zur Rechenschaft gezogen werden, keiner dafür einstehen mögen.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Tür — der Förster trat ein, die Büchse über der Schulter, eine kurze Meerschaumpfeife zwischen den Zähnen. Unter dem weitvorspringenden Schirm seiner grünverbrämten Mütze blinzelte er jovial den Versammelten zu. Der Jenik stieß einen dumpfen, unbeschreiblichen Laut aus, dann, ehe ihn irgend jemand hatte hindern können, war er auf den Förster losgestürzt und hatte mit einem der spitzigen Tischmesser auf ihn losgestochen; blindlings, in einem Anfall nichts berechnender, nicht vor- noch rückwärtsblickender Rachgier und Entrüstung. Der Stich traf den Förster in die Schulter, er ging nicht tief. Pribik verzog kaum das Gesicht; dann, mit zornig aufflammenden Augen, packte er den Burschen bei beiden Armen, schüttelte ihn und schleuderte ihn mit aller Gewalt von sich. Der Hinterkopf Jeniks schlug heftig gegen eine scharfe Tischecke. Noch einmal öffnete er die Augen weit, hob den Kopf, dann blieb er ausgestreckt am Boden liegen, den Kopf in einer Blutlache. Der Oberförster erblaßte sichtlich. Er hatte sich einfach verteidigt. Nach dem Leben des armen Jenik hatte er nicht getrachtet. Er erschrak, als er sah, daß es möglicherweise durch seine jähzornige Abwehr gefährdet worden sein könne. „Ich rufe euch an, alle, die ihr hier zugesehen habt, daß ich nur aus Notwehr gehandelt habe!" rief er jetzt.

„Ja, Herr Förster, das können wir bezeugen," schrieen wie aus einem Munde die Fuhrleute, der Wirt und die Arbeiter. Aber als er sich nach den Regimentskameraden umsah und nun auch an diese das Wort richtete: „Ihr habt gesehen — es war Notwehr —" sagten nur zwei „J ... Ja ... Ja!" und sagten es zögernd. Vilosch blieb stumm. Er kniete neben dem bleichen Freund am Boden und hielt sein großes, baumwollenes Taschentuch gegen die Wunde am Hinterkopf gepreßt, aus der das Blut in Strömen floß. Er schluchzte herzbrechend. „Ja, es war Notwehr!" fuhr der Förster fort; „nichtsdestoweniger bedauere ich aus ganzer Seele, was vorgefallen ist, und wäre untröstlich, wenn die Sache schwere Folgen haben sollte. Mareš, eilt zum Arzt — geschwind — sagt ihm, ich ließe ihn bitten, so schnell als möglich zu kommen!"

Aber als der Doktor kam, war der arme Jenik bereits von seinem Leben erlöst.

Die Wirtsstube war leer. — Neben der Leiche, die auf einen Karren geladen war, saß Vilosch, ebenso still und fast so starr und bleich wie sein toter Freund. Man hatte von ihm verlangt, er möge vorausgehen und die Eltern auf das vorbereiten, was geschehen war; aber er hatte ohne ein Wort,

nur mit einer verzweifelten Gebärde abgewehrt. Statt dessen war der Wirt vorangegangen als Vorbote des Unglücks. Der Förster stand draußen am Ortsried. Der Karren kam an ihm vorbei. In dem unsicheren Licht, das aus den Fenstern der umstehenden Häuser brach und sich mit dem Sternenschimmer mischte, sah er den langen, schmalen Körper, der mit einem weißen Laken bedeckt war, daneben den stillen, traurigen Burschen; viele Menschen gingen hinterdrein — ein langer Zug.

Der Förster schloß die Augen und wendete den Kopf ab. Aber er hörte das Klirren der Kette an dem Karren, das Winseln der schlecht geölten Räder, das wehklagende Gemurmel und den dumpfen Schritt der Menge. „Wenn sie nur schon vorüber wären!" dachte er; er hatte das Gefühl, als müsse ihm dann leichter werden. Die Kette klirrte nicht mehr, der letzte Schritt war verhallt; er öffnete die Augen, aber ihm war nicht leichter.

Rings um ihn wurde es dunkel; die gelben Flecken in den Fenstern, lichtschimmernde Zeichen der Aufregung, welche das entsetzliche Ereignis in den sonst früh dunklen Heimstätten erzeugt hatte, verlöschten eines nach dem anderen. Die Menschen, die hinter den kleinen Fenstern wohnten, schliefen gewiß alle schon. Ihm war's, als ob er nie mehr würde schlafen können.

So stand er noch immer. Um ihn herum verdichtete sich die Dunkelheit; hoch über ihm aus einem Himmel, der schwarz wie ein Bahrtuch war, glitzerten weißlich-grell die Sterne, deren Licht nicht bis zu ihm herunterdrang.

Er stand wie angewurzelt, befangen und vergiftet von einer abscheulichen Empfindung. Es zog ihm durch die Adern wie etwas, das ganz klein anfing und immer größer und größer wurde, bis es gar keinen Platz mehr fand in ihm, so daß es war, als müsse es ihm die Adern zerreißen. Es war kein Schmerz; dazu fehlte es dem Gefühl an Schärfe — und an Weihe; eher ein Mißbehagen war's, ein ungeheures Mißbehagen, ein Hindernis, das seine Gedanken bannte und ihnen unmöglich machte, sich auszubreiten, vorwärts oder rückwärts zu schauen, und in das alles mischte sich eine schreckliche Unruhe — eine Unruhe, die kein Ziel suchte, ihn nur immer von Stelle zu Stelle aus sich heraustrieb, die Unruhe, die zum erstenmal einen Menschen folterte, als Kain den Abel erschlagen hatte.

Als er in die Försterei zurückkehrte, nahm er ein starkes Schlafmittel, das ihm einst in Polen ein Arzt verschrieben hatte. Er nahm eine doppelte Dosis und erreichte die gewünschte Wirkung.

Mehrere Stunden schlief er fest. Dann fing er an zu träumen von lauter fernliegenden, mit der jüngsten Vergangenheit in keinerlei Zusammenhang stehenden Dingen, die sprunghaft an seiner Seele vorüberflogen. Immer unruhiger, flüchtiger jagten sich die Vorstellungen, immer wunderlicher wurden sie. Da noch im Traum meldete sich eine suchende Unruhe, eine atemlose Spannung, und plötzlich, alle anderen Vorstellungen verdrängend, tauchte die Erinnerung an Jenik in ihm auf — das Zusammenzucken seiner Hände, das Verfallen und Zuspitzen des armen Gesichts, wie es schmal und grün zurückgesunken war.

Er wachte auf ... Die verlogenen Beruhigungen des Schlafmittels hatten aufgehört; wieder der Druck auf der Brust, das Mißbehagen, das sich jeder Fiber seines Körpers mitteilte. Zugleich aber kam die Erschlaffung, die Müdigkeit, welche jeden Menschen in dem Augenblick befällt, wo sich das Bewußtsein bei ihm festgesetzt hat, daß es aus seiner peinlichen Lage heraus keinen Ausweg gibt. Gab es wirklich keinen Ausweg mehr? Eins konnte er doch noch tun. Eine ausgiebige Dosis Strychnin in die Westentasche stecken, dann zu Gericht gehen, das Verbrechen, welches er an dem Mädchen begangen hatte, eingestehen und dann, ehe sie ihn einsperrten, das Gift in den Mund ... ein Ende machen. Mit fiebriger Hast kleidete er sich an. Er hatte gerade das Strychnin aus dem Schränkchen genommen, in welchem er die verschiedenen gefährlichen Gifte verschlossen hielt, die er zum Ausstopfen seltener Vögel brauchte, als er im Hofe draußen einen leichten Hufschlag vernahm, das Knattern festen Riemenzeuges, das Klingen von Sporen, dann eine Stimme, die ihm erst fremd vorkam, die er einst jedoch sehr gut gekannt. Die Stimme fragte nach ihm, drang jetzt durch die Türe.

„Hm! ist es üblich für mustergültige Förster, bis Mittag zu schlafen?"

War es möglich ... sein Bruder Robert! der Offizier! Der immer sein Liebling gewesen, sein unerreichbares Ideal, den er aber seit zehn Jahren nicht mehr gesehen hatte! Da stand er wirklich, in vorschriftsmäßiger, nur mit der Kriegsmedaille geschmückter Militärbluse, schlank, braun, energisch, mit magerem scharfgeschnittenem, vornehmem Gesicht, die Augen voll Feuer und Gutmütigkeit — sein Bruder Robert.

„Wie bist du hergekommen?" stammelte der Förster, ganz verwirrt von einem Schrecken, unter dessen Druck die Freude vergeblich versuchte, ihre Flügel zu regen.

„Auf dem Rücken meines Pferdes," entgegnete Robert lustig; „ein scharfer Ritt übrigens, und ich war froh, deinen Heger zu finden, der, als ehemaliger Kavallerist, mein Tier geschickt anzufassen wußte. Aber ich bitte dich, laß uns etwas zu essen geben, ich sterbe vor Hunger!"

Die Haushälterin steckte den Kopf zur Tür herein. „Wenn die Herren sich bemühen wollen, es ist alles bereit!"

In dem von Jagdtrophäen umstarrten Wohnzimmer war der große, viereckige Mitteltisch auf das einladendste mit Kuchen, Schwarzbrot, Eiern, Schinken, Honig und Butter besetzt. Die großen Kannen mit Kaffee und Sahne standen neben dem Gedeck des Försters, ebenso wie eine in Silber gefaßte, altmodische Zuckerdose mit einem verschließbaren Deckel. In dem mächtigen, grünen, viereckigen Kachelofen brannte ein lustiges Holzfeuer; der angenehme, stechende Geruch des Holzes mischte sich mit dem würzigen Aroma des Kaffees. Durch goldgelbe Blätter strahlte die Sonne in die tiefsitzenden Fenster hinein. Es war ein kalter, sehr heller Tag. Der Wind blies scharf, Blätterschatten flackerten über die Dielen. So recht ein Tag, an dem die warm geheizte, häusliche Gemütlichkeit sich vorteilhaft gegen das unwirtliche Herbstwetter draußen abhebt — an dem es einem Genugtuung gewährt, sich zwischen seinen vier Wänden geborgen zu wissen.

„Teufel noch einmal Moritz, hast du's hier hübsch!“ rief, die kalten Hände reibend, der Oberstleutnant. „Aber was für ein Gesicht du machst! Gerade als ob du fragen wolltest: ‚Was verschafft mir die Ehre?‘“

„Nun,“ meinte hierauf der Förster, „ich freu mich natürlich sehr über deinen Besuch, Robert, aber du kannst dich nicht wundern, daß er mich ein wenig überrascht.“

„Nein, mein armer Moritz, darüber kann ich mich nicht wundern,“ sagte der Oberstleutnant herzlich und sah dabei seinen Bruder mit einem Blicke an, als ob er ihm etwas abzubitten habe.

„Wie ist dir's denn eigentlich eingefallen, dich wieder einmal nach mir umzusehen?“ fragte der Förster. Er hatte sich Kaffee eingeschenkt und trank, dann legte er sich eine Schnitte Schinken vor. Er wunderte sich darüber, daß er essen konnte. Während er mit seinem Bruder sprach, hörte er auf, sich zu wundern und aß weiter. Die Erinnerung an die grauenhafte Katastrophe verließ ihn für Augenblicke ganz. Der Bruder nahm sein volles Interesse in Anspruch. Er verkehrte mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Staates, überall nicht nur hochgeschätzt, sondern gern gesehen infolge seines frischen, herzlichen Wesens. Er hatte nichts von der Nervosität, der ängstlichen Vorsicht eines Karrierejägers. Er war seinen Weg aufwärts so selbstverständlich und unbefangen gegangen, wie eine Gemse schwindellos auf Bergspitzen klettert. Welch ein herrlicher Mensch! Ganz anders als der zugeknöpfte, gemessene, blutlose Sektionschef in Wien, vor dem Pribik sich so tief gedemütigt gefühlt hatte, daß ihm jetzt noch bei dem Gedanken daran das Blut brennend in die Wangen schoß.

„Ja, ja,“ sagte er, „daß mich dein Besuch überrascht hat, ist wirklich nichts weniger als verwunderlich nach dem, was ich vor zwei Jahren an unserem verehrten Ältesten erlebt.“

„Ich weiß — ich weiß,“ fiel ihm, etwas hastig und verlegen, der Oberstleutnant ins Wort. „Willy hat mir davon erzählt. Aber verzeih mir — du hattest auch unrecht.“

Des Försters Blick glitt bewundernd über die schlanke Gestalt des Bruders hin. „Na Robert, das wollen wir auf sich beruhen lassen,“ begann er — eine plötzliche Atemnot schnitt ihm das Wort ab. „Was streite ich mich denn da herum,“ fragte er sich, „als ob es mir noch wer weiß wie wichtig wäre! Und es ist ja doch alles so gleichgültig, so ganz und gar unwesentlich. Nichts auf der Welt kann mir mehr Vergnügen machen — nichts mehr mich kränken!“

Indessen fiel Robert ein: „Mein Lieber, das können wir später erörtern. Jetzt will ich dir erzählen, was mich hergeführt hat. Seitdem du Polen verließest, wußte ich nicht einmal, wo du seist. Hab mich auch nicht weiter drum gekümmert, wirst du einwenden — nun, das ist richtig. Aber ich versichere dich, alle Tage hab ich dir schreiben wollen — nein, nicht gerade alle Tage, aber — schließlich ... Seit drei Monaten bin ich zu den 33. Dragonern in Bretislav versetzt — bedenke doch, anderthalb Stunden zu reiten, nichts weiter — hattest du eine Ahnung?“

„Nein, wie soll mich das interessieren, was für ein neuer Oberstleutnant einem noblen Dragonerregiment zugeteilt wird! Nach derlei frag ich nicht, und es berührt auch gar nicht den Gesprächsstoff von unsereinem. Übrigens, des einen kannst du versichert sein: wenn ich es hundertmal gewußt, ich hätte mich nicht gemeldet bei dir."

„Trotzkopf," rief der Offizier schroff und gutmütig, „na, wie du siehst, ich habe nicht darauf gewartet. Aber zu denken, daß erst ein Zufall mir unsere unmittelbare Nachbarschaft verraten mußte! Es war nämlich so: gestern im Kasino fragt mich Siegburg, der Sohn deines Prinzipals —"

„Ach, den kenn ich — den Fürsten Paul. Er kommt oft in mein Revier jagen, und in diesem Frühjahr hab ich ihn ein paarmal auf die Birkhahnbalz begleitet. Ein famoser Jäger und äußerst leutseliger Kavalier! Was ist's mit ihm?" Der Förster fragte es ganz lebhaft — die Antwort interessierte ihn. Das große Mißbehagen war verschwunden, hatte sich von ihm losgetrennt, war in den Hintergrund getreten. Er hatte nur noch ganz schwach das Gefühl, als ob irgendwo irgend etwas Unangenehmes auf ihn lauere. Eine Art gereizter Ungeduld mischte sich in das Gefühl, als ob sich etwas in ihm aufbäume gegen die Zudringlichkeiten seines Gewissens.

„Nun, als er meinen Namen hörte, fragte mich der Fürst, ob du in irgend welchen Beziehungen zu unserer Familie ständest; ich mußte mich erst besinnen; denn, zu meiner Schande muß ich's gestehen, ich wußte momentan nicht genau, wo du dich aufhieltest; aber auf das Signalement hin sagte ich sofort: ‚Das muß mein Bruder sein!'"

„War tapfer von dir," entgegnete der Förster bitter.

Anstatt sich mit schwerfälligen Beteuerungen abzugeben, lachte der Oberstleutnant nur und meinte: „Weißt du, mit der Tapferkeit ist's nicht weit her. Daß ich nicht mit den Liechtensteins und Schwarzenbergs verwandt bin, weiß Paul Siegburg so gut wie ich, und das einzige, worauf ich mich gesellschaftlich stützen kann, meinen Ruf als anständigen Menschen, den hätte ich gefährdet, wenn ich versucht hätte, meinen Bruder zu verleugnen, nur weil es ihm schlechter geht als mir. Auf solche Experimente lasse ich mich nicht ein; jedenfalls wurde ich für meine Aufrichtigkeit belohnt. Siegburg hat dein Lob gesungen, in einer Weise! Du seist der beste Förster auf den sämtlichen Herrschaften seines Vaters, erklärte er mir, so ganz anders als die anderen. Verständest deine Sache wie ein Mann vom Fach und hättest dabei das Feuer, das Interesse dran wie ein Sportsman; einen zweiten Schützen wie dich kenne er überhaupt nicht, wiewohl du sehr taktvoll und diskret erst seine Aufforderung abgewartet habest, um Beweise dafür zu liefern. Überhaupt (das war nun wieder eine Freundlichkeit für mich) merke man dir's gleich an, daß du nicht zu der Klasse gehörest, aus der man für gewöhnlich die Förster holt. Du wüßtest streng zu sein, ohne den Widerstand herauszufordern, und dich populär zu machen, ohne dich wegzuwerfen. Du spieltest nie unter einer Decke mit deinen Untergebenen, drücktest nie die Augen zu, um nachträglich aus deiner Nachsicht Vorteil zu ziehen; wärest mit einem Wort ebenso ehrlich als schneidig. Es sei töricht, deine Fähigkeiten in einen so engen Wirkungs-

kreis zu bannen; sobald er seinen Einfluß geltendmachen könne, würdest du dich eines raschen Avancements erfreuen. Das ist doch schön! Was sagst du dazu?"

Der Förster blieb ganz still; aus seinen Augen schimmerte ein verklärtes Leuchten, aber sein Mund zuckte, als ob er mit heftigen Schmerzen kämpfe. Tief gerührt legte der Offizier ihm die Hand auf den Arm. „Daß unser armer Vater das nicht erlebt hat!" rief er. „Du warst sein Liebling."

Um den Förster schien sich alles im Kreise zu drehen. Plötzlich war's wieder über ihn gekommen. Es war ihm den Rücken hinaufgekrochen, ekel, schlüpfrig und schwer — jetzt saß es ihm im Nacken wie eine ungeheure, nasse, kalte Kröte. Er atmete kaum. Sollte er seine Last abwerfen, sollte er dem Bruder sein Verbrechen eingestehen — dem Bruder, der sich an seiner Rehabilitation freute, sagen: „Ich bin kein anständiger Mensch — ich gehöre ins Zuchthaus!" Vielleicht! welcher Schmerz! Aber auch welche Erleichterung, die einzige mögliche.

Er zögerte noch, als die Stimme seines Bruders von neuem zu ihm drang; erst ganz dumpf, wie durch eine Mauer hindurch, dann immer deutlicher: „Nun weißt du, jedes Bild hat seine Schatten. Auch von dir hatte Paul Siegburg eine nicht ganz einwandfreie Eigenschaft zu erwähnen; er behauptet . . ." der muntere Offizier stockte, irgend etwas beunruhigte ihn — der Ausdruck in den schweren, stumpfen Augen des Försters. „Errätst du's nicht, was er dir vorwirft? Das heißt, er lachte eigentlich dazu."

Der Förster schüttelte den Kopf.

„Er sagte, daß du, trotz deiner vierzig Jahre, der ärgste Mädchenfänger in der ganzen Gegend seist!"

Der Förster atmete schwer, er röchelte fast; dann kam's von seinen Lippen, kaum verständlich. „Und dazu lachte er — —"

„Du wirst doch nicht von einem Dragoneroffizier verlangen, daß er darüber weint," entgegnete der Oberstleutnant.

Der Förster fuhr sich mit beiden Händen über seine von eiskaltem Schweiß bedeckte Stirn: „Man sollte nicht . . ." murmelte er — „man sollte nicht!"

„Was?"

„Darüber lachen!"

„Natürlich sollte man nicht." Der Offizier fing an, den Bruder aufmerksamer zu betrachten. Daß ein Gewissenskrupel in ihm wühle, war unverkennbar. „Du lieber Gott . . . natürlich sollte man nicht, aber jeder lacht darüber, es ist Usus. Eine Lumperei, die jedermann begeht, ist keine Lumperei; darüber ist man längst einig geworden in der Welt; und dann, es gibt ja immer, fast immer eine Möglichkeit, die Misere, die aus unserm Leichtsinn entsteht, wieder gutzumachen."

„So, meinst du?" rief der Förster bitter. „Bis gestern habe ich das auch geglaubt; ich habe die materielle Zukunft des Mädchens gesichert, glänzend — ich dachte — damit sei alles gut — na, starre mich nicht so neugierig an — ich erzähl dir's ja schon — du mußt mir's ohnehin längst angemerkt haben, daß mit mir nicht alles in Ordnung ist. Kurz . . . die . . . Geschichte ist

passiert — während — der Schatz des Mädels beim Militär war; vor ein paar Tagen ist er zurückgekommen — durch ein Geklatsch hat er erfahren ... nun, und ... gestern ... wie ich ins Wirtshaus komme, springt er mir an die Gurgel, sticht mit einem Messer nach mir — alle, die zugegen waren, können's bezeugen, daß ich mich wehren mußte — ich pack ihn an, stoß ihn von mir weg, und dabei fällt er ... fällt mit dem Hinterkopf gegen eine Tischecke, und ... nach zwei Minuten — ist er tot!"

„Um Gottes willen!" Alle fröhliche Leichtfertigkeit war aus der Stimme des Offiziers geschwunden; er faßte den Ernst der Sachlage, aber anstatt Entsetzen drückten seine Züge nur das aufrichtigste Mitleid aus.

„Ich habe ihm nicht weh tun wollen — nur ihn unschädlich machen," stammelte der Förster, „ich schwör dir's bei Gott — beim Andenken an unseren verstorbenen Vater — es war ein Unglück — kein Verbrechen!" Seine Zunge war schwer geworden, die Welt drehte sich um ihn herum, immer rascher, in immer kleineren Kreisen. „Ein Unglück!"

„Das ist es, ja, ein Unglück, kein Gericht der Welt könnte dich dafür verurteilen; sobald du ruhiger geworden bist, wirst du dich selber freisprechen!" rief der Offizier.

„Ja, aber" — in wahnsinniger Hast wirbelte es um den Förster herum, kein Gegenstand blieb mehr an seinem Platz; zugleich kam ein unerträgliches Sausen in seinen Ohren: „Ich hätte — das Mädel — in Ruhe lassen sollen," ächzte er; dann wie zu seiner Entschuldigung: „Sie war reizend — und ich war wahnsinnig in sie verliebt. Ich hatte nicht Zeit, zu überlegen ..."

„Man hat nie Zeit, zu überlegen, mein armer Moritz," sagte der Oberstleutnant traurig, „und wenn man nicht so fürchterlich wie du vom Schicksal zur Rechenschaft gezogen wird, fällt auch keinem von uns ein, zu bereuen. Ich versichere dich: keiner von uns hat das Recht, den Stein aufzuheben gegen dich, keiner!"

Der Förster atmete auf, die Welt hatte mit einem Mal aufgehört, sich um ihn herum zu drehen, er fühlte wieder Boden unter den Füßen. Sein Bruder mußte ihn doch verstanden haben, sein Bruder war ein durchaus anständiger Mensch — und sein Bruder hatte zu ihm gesagt: „Ich versichere dich, daß keiner von uns das Recht hat, den Stein aufzuheben gegen dich — keiner!"

Da begann der Offizier von neuem: „Man verliert nun einmal den Kopf, wenn man verliebt ist; noch obendrein machen's einem die Mädchen, die — an die man sich überhaupt herantraut — in solchen Fällen so fürchterlich leicht ..."

Abermals fing die Welt an, sich um Pribik zu drehen — schneller, noch schneller. Krampfhaft griff er nach einem festen Punkt. Er fühlte, daß der Moment der Entscheidung gekommen sei.

Der Schwindel legte sich. Mit trockenen Lippen und zusammengezogenen Brauen stammelte er: „Leider!" und sein Bruder drückte ihm die Hand.

(Schluß folgt.)

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert

von

Albert Köster.

So reich und vielseitig die prachtvolle Sammlung der Briefe Gottfried Kellers ist, die Jakob Baechtold seit 1894 in mehreren Auflagen den Freunden des Dichters vorlegen konnte, so weist sie doch zu des Herausgebers Leidwesen manche schmerzliche Lücke auf. Gerade in die Tiefen des künstlerischen Schaffens führt die bisher veröffentlichte Korrespondenz noch nicht. Allerdings hat Kellers unmutige Klage bei Gelegenheit des zweiten Bandes der „Seldwyler Geschichten“: „Über das Poetische und Literarische hörte ich kein Wort“ nicht uneingeschränkte Berechtigung, denn Hettner z. B. und Vischer und Kuh haben sich natürlich nicht mit dem bloß stofflichen Interesse an Kellers Dichtungen begnügt. Aber selbst diese Männer waren trotz gelegentlicher poetischer Produktion doch in erster Linie Kritiker, nicht Dichter. Wonach der sonst so schwer zugängliche Schweizer lechzte, das war fördernder Austausch mit schaffenden Künstlern, speziell mit Novellisten, die ihn ganz verstanden. In der Korrespondenz mit ihnen mußten sich noch wichtige Aufschlüsse finden. Und drum war es tief zu beklagen, daß die sämtlichen Briefe, die Keller mit Paul Heyse und Theodor Storm gewechselt hatte, von der Baechtoldschen Sammlung ausgeschlossen waren. Nur wenige Bruchstücke aus Briefen Storms sind dort aufgenommen (Baechtold, Bd. III, S. 276, 288—292, 426).

Heute öffnen sich nun die Riegel der Archive von Husum und Zürich; und mir ist die Freude zu teil geworden, den Briefwechsel Theodor Storms und Gottfried Kellers wieder zur Einheit zusammenschließen und erläutern zu dürfen.

Dem Leser werden die Briefe wortgetreu vorgelegt; nur offenkundige Fehler der Orthographie, der Interpunktion, versehentliche Wortwiederholungen u. dgl. sind beseitigt worden; auch habe ich Abkürzungen aufgelöst, damit der Text leicht lesbar sei. Aber, wie schon Baechtold in seiner Sammlung, habe

ich nicht unverkürzt alles veröffentlichen dürfen; das Taktgefühl erheischte, daß einzelne Episoden unterdrückt wurden. Wir stehen der Zeit jenes Briefwechsels noch zu nah. Stellen also, durch die noch lebende Freunde beider Dichter sich verletzt fühlen, Äußerungen, die kaum verheilte Wunden wieder aufreißen konnten, habe ich gestrichen. Was still, gleich wie im Selbstgespräch, ein Dichter dem andern anvertraut, und nur ihm allein, das darf nicht auf den offenen Markt geschleppt werden[1]). Dagegen waren ganz anders jene Stellen zu beurteilen, an denen beide Dichter über literarische Fragen und Erscheinungen sprechen. Hier, wo die Kritik sich bisweilen unverblümt äußert und das Werk nicht stets von seinem Autor zu trennen war, hier habe ich manche goldne Rücksichtslosigkeit mit ihrer erfrischenden Gewitterwirkung unverkürzt zum Druck befördert.

Aufgabe des Erläuterers der Briefe war es in erster Linie, zu zeigen, wie die wechselseitigen Anregungen beider Dichter gewirkt haben, wie einer auf die Werke des andern Einfluß gewonnen hat. Über das Materielle des Kommentars konnte also kein Zweifel bestehen, wohl aber über die Form der Mitteilung. Hätte ich den Briefwechsel gleich als Buch veröffentlichen dürfen, so hätte ich die Briefe ununterbrochen für sich reden lassen und meine Anmerkungen an den Schluß gestellt, wo man sie aufsuchen oder ignorieren konnte. Die mir auferlegte vorherige Publikation in einer Zeitschrift macht es jedoch unvermeidlich, daß ich als Zwischenredner öfter das Wort ergreifen muß, was hoffentlich nicht als störend empfunden wird.

Der Greifen-Briefwechsel eines einzigen Jahrzehnts wird hier mitgeteilt, voll Alterserwägungen und nachdenklicher Rückblicke. Als Mensch wie als Dichter steht jeder der beiden Briefschreiber als ein fertig abgeschlossener Charakter da, obwohl ja beide damals noch zu ganz neuer, frischer Produktivität schritten. Storm wie Keller haben noch die echte Kunst des Briefschreibens besessen, die Lust, eine Plauderstunde auszukosten, das wohlige Behagen, dem Moment sein ganzes Recht zu verschaffen. Keller sucht dabei mehr die Situation, Storm mehr die Stimmung festzuhalten. Der Schweizer spricht sich im ganzen mehr improvisierend aus, während der holsteinische „Herr der Gerichte und Gedichte" seinen Briefen trotz aller Parenthesen und Dialektwörter unwillkürlich etwas Stilisiertes, literarisch Berechnetes gibt.

Im Mittelpunkt ihrer Interessen stehen natürlich die beiderseitigen Dichtungen. Und hier tut sich uns eine ganz neue Kenntnis auf. Wie stark besonders Storm, sei es ganz allgemein durch seine Teilnahme, sei es durch einzelne Ratschläge, auf Keller gewirkt, erkennen wir erst jetzt. Aber man übersehe dabei ja nicht, wie jeder der beiden Künstler sich doch auch gegen ein Zuviel von Beeinflussung mit Entschiedenheit wehrt, wie also z. B. Keller selbst die gröbsten Späße seiner Novellen nie preisgegeben, Storm anderseits

[1]) Von sämtlichen weggelassenen Stellen, selbst wenn sie nur wenige Worte umfassen, befindet sich Abschrift im Besitz des Herausgebers.

sich nie hat bereden lassen, einmal auf dem Gebiet des Romans sich zu versuchen. Über das Technische, das Praktische ihrer Arbeitsweise, also gerade das, worüber sonst jeder Künstler wenig sagen mag oder kann, sprechen sie sich zu Zeiten offen und gern aus. Dabei ließ sich Keller, der so viele seiner Werke, besonders den „Grünen Heinrich", ohne die letzte Feile hatte aus der Hand geben müssen, von der formalen Sorgfalt und Sicherheit Storms imponieren, den er schon 1875 als einen „stillen Goldschmied und silbernen Filigranarbeiter" gepriesen hatte.

Alles in allem dürften die Briefe besonders aufschlußreich für die Würdigung Storms sein, von dem wir ja weniger Kundgebungen besitzen als von Keller. Zu dem Bild des Alt-Staatsschreibers werden aber auch manche feine Züge hinzugefügt. Sind es doch die glücklichen Jahre auf dem Bürgli, in die wir geführt werden, später allerdings auch die Zeiten des Niedergangs. Ausgefüllt sind sie nach Abschluß der „Züricher Novellen" von jener reichen spätsommerlichen und herbstlichen Ernte, die aus weit zurückliegender Aussaat aufgegangen war. Die Neubearbeitung des „Grünen Heinrich" und der Gedichte, die Ausführung des „Sinngedichts" erleben wir mit; ihnen gesellt sich als einzige neue Konzeption „Martin Salander".

Storms Schaffen dagegen um dieselbe Zeit hat nichts von jenem lang vorbereiteten Sammeln in die Scheuern, sondern mutet an wie ganz neue Rodung und Feldbestellung. Man hat das späte Aufblühen der Erzählungskunst des holsteinischen Novellisten natürlich oft genug beobachtet; zur Erklärung dieser Erscheinung ist aber sehr wenig erst getan.

Zum Erleben großer äußerer, dramatischer Vorgänge hat Theodor Storm nie das Talent besessen. Als Norddeutscher zog er sich gern in das Innere des Hauses und der Familie zurück. Als Lyriker mußte er jedes Erlebnis so verinnerlichen, so lange umbilden und in der Erinnerung vereinfachen, bis all das bunte Drum und Dran als nichtig abgefallen und durch ein leises Angleichen der Ereignisse aneinander hauptsächlich die Stimmung übrig geblieben war. Aus diesem Grunde haben — seltsam genug — die dramatisch-politischen Schicksale sowohl ganz Deutschlands wie auch seiner engeren Heimat ihn auf die Dauer nicht so tief berühren und in ihm nicht so lange nachwirken können, wie die persönlichen, scheinbar viel geringfügigeren Vorgänge in seinem Familien- und Freundeskreise. Erst als in diesen Sphären ihm reicheres Erlebnis zuteil wurde, ihm manche Hoffnung aufgegangen, manche auch zerschellt war, erst da hat sich aus tief verarbeiteten inneren Konflikten seine Novellendichtung stofflich und psychologisch bereichert. Er hat hohen Preis dafür gezahlt. Das Leid hat ihm in späteren Jahren noch die Dichterkraft erhöht. Von „Viola tricolor" an tritt eine Reihe teils neuer, teils eigenartig vertiefter Probleme in seine Dichtung ein, bis dann in den Novellen der letzten zehn Jahre das Verhältnis von Vater und Sohn, das Keller so fern liegt, ihn am meisten beschäftigt. Und von da ab hat er mit leidgeprüftem Herzen nun auch fremde menschliche Verhältnisse tiefer begriffen.

Er, der nach seiner Stammesart und seiner besondern Anlage von jungen Tagen her ein elegischer Dichter gewesen, er wird als Greis ein erschütternder

Tragiker. Freilich darf man den Begriff des Tragischen nicht zu eng fassen. Alfred Biese schreibt einmal[1]), indem er die ältere Auffassung des Tragischen, die sich auf ein Spüren nach der Schuld gründete, ablehnt: „Ich mußte an so manches Gespräch mit dem trefflichen Theodor Storm denken, der ebenso scharf und klar die ästhetischen Beziehungen durchschaute, wie er des Gestaltens mächtig war, mit dem ich so manches Mal mündlich und schriftlich das Thema des Tragischen behandelt hatte, und der immer wieder auf den Satz zurückkam: Die Leute wollen für die Tragik Schuld, d. h. speziell eigene Schuld des Helden, und dann Buße. Das ist aber zu eng, zu juristisch. Wir büßen im Leben viel öfter für die Schuld des Allgemeinen, wovon wir ein Teil sind, für die der Menschheit, des Zeitalters, worin wir leben, des Standes, in dem wir oder mit dem wir leben, für die Schuld der Vererbung, des Angeborenen und für die entsetzlichen Dinge, die daraus hervorgehen, gegen die wir nichts vermögen, für die unüberwindlichen Schranken u. s. w. Wer im Kampf dagegen unterliegt, das ist der echte tragische Held."

Hatte so das Leben Theodor Storm befähigt, den Dichtungen seiner letzten Jahre ungleich reicheren Gehalt zu geben, als den früheren Schöpfungen, so kam verstärkend noch ein Zweites hinzu: Storm ist im tiefsten Grunde Lyriker; die Novellen seiner Jugend sind fast nur lose untereinander verbundene Stimmungsbilder, oft von übergroßer Weichheit; und des lyrischen Elements hat dieser Erzähler auch nie völlig entraten können. Aber mit zunehmender Reife lernte er doch — genau übrigens wie Keller — die Gattungen der Poesie, lyrischen und epischen Vortrag schärfer voneinander trennen. Und drum sind vielleicht nicht die blühendsten, aber die stilreinsten Schöpfungen ihm erst spät gelungen.

Endlich ist ein Drittes nicht zu unterschätzen: Seine früheren Erzählungen waren Erzeugnisse seiner Mußestunden, ein Ausruhen von der Berufstätigkeit; die späteren sind jetzt seine ausschließliche Arbeit; die besten Stunden jedes Tages kann er unbeschränkt und ungestört der Poesie widmen.

Die Briefe Kellers stehen an Zahl und Umfang hinter denen Storms zurück. Der nordische Freund ist freigebiger mit kleinen Schilderungen aus seinem häuslichen Kreise, und ein ungeduldiger Leser könnte die Frage aufwerfen, ob es nötig gewesen, z. B. die Beschreibung der alljährlich unverändert wie ein Naturereignis wiederkehrenden Weihnachtsfeier so oft abzudrucken. Ihm sage ich: Ja, das war nötig, so nötig wie in einem bewegten Volksliede die Wiederholung des immer gleichen Refrains. Denn hier empfindet und spricht Storm, über das bloß Persönliche hinaus, als Kind seiner Heimat.

Nirgends hat sich in unserm Volk die Abneigung gegen die Mietswohnung und das Bedürfnis nach einem eigenen Hause so stark ausgebildet und erhalten wie bei den Norddeutschen. Sei er noch so bescheiden, dieser Eigensitz, er ist gegenüber der Außenwelt ein Asyl und eine Festung. Und so hat auch Theodor Storm empfunden. Das Haus, das er sich in Hademarschen erbaute, war nicht schön; die Türmchen und Erker, für die der Dichter eine Vorliebe

[1]) 1896 in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik", Bd. 154, S. 104.

besaß, fehlten gänzlich. Aber Storm sah es mit den Augen der Liebe an; wie er mit leichter Ruhmredigkeit, in fast homerischer Weise, den Sohn und den Bruder, die Bücherei und den Hausrat mit auszeichnenden Beiwörtern hervorhebt, so hat er auch von den Herrlichkeiten seines Landsitzes gern gesprochen. Und nichts Höheres weiß der Norddeutsche dem Freunde zu bieten, als daß er ihn teilnehmen läßt an den häuslichen Ruhezeiten und Festen, nicht etwa an prangenden Gastereien, sondern an der Teestunde, dem Geburtstag, der Weihnachts- und Altjahrsfeier. Das ist der Sinn auch der Stormschen Schilderungen, die möglicherweise bei dem alten Junggesellen in Zürich nicht einmal ihr berufenstes Publikum fanden.

Storm und Keller haben sich nie persönlich kennen gelernt, nie Blick und Händedruck gewechselt. Möglich wäre es nur, daß sich in jungen Jahren ihre Wege einmal gekreuzt hätten; denn Keller hat vom April 1850 bis Dezember 1855 in Berlin, Storm vom November 1853 bis Herbst 1856 in Potsdam gelebt. Gemeinsame Bekannte wie Ludwig Pietsch hätten damals vermitteln können; aber die beiden jungen Dichter, die in Preußen schwere Jahre durchmachten, haben kein Bedürfnis gegenseitiger Annäherung empfunden. Sie begnügten sich auch in späteren Jahrzehnten damit, daß jeder an den Schöpfungen des andern mit steigendem Interesse sich erfreute. Und so wären sie wohl ohne Wechselgruß aus dem Leben geschieden, wenn nicht ein beiderseitiger Freund ihnen die Anregung zu einem späten Briefwechsel gegeben hätte. Das ist der Regierungsrat Wilhelm Petersen in Schleswig gewesen, dessen Beziehungen zu Gottfried Keller uns aus Baechtolds Briefsammlung (Bd. III, S. 278 ff.) und aus seinen eigenen Erinnerungen an den Schweizer Novellisten (Gegenwart, Bd. 43, S. 389—391) klar werden. Er hatte in den Jahren 1875 und 1876 in Vormio den „Grünen Heinrich" kennen gelernt, hatte dann sein helles Entzücken dem Dichter ausgedrückt und ruhte nun in der nächsten Folgezeit, nach seiner Rückkehr in die nordische Heimat, nicht, bis auch Freund Storm mit einem Brief in Zürich anklopfte. Einen Anknüpfungspunkt boten Kellers „Züricher Novellen", die vom November 1876 bis April 1877 im 9. und 10. Band der „Deutschen Rundschau" erschienen. Und so richtet im Frühling 1877 Theodor Storm den ersten Brief an den neuen Adressaten und fügt der Sendung ein (leider aus Kellers Bibliothek verschwundenes) mit Widmung versehenes Exemplar von „Aquis submersus" (Baechtold, Bd. III, S. 360) bei.

Storm an Keller.

Husum (Schleswig-Holstein), 27. März 1877.

Es war köstlich neulich am Sonntag-Vormittag; von draußen fiel so etwas wie erster Frühlingsschein ins Zimmer; drinnen wurden die „Züricher Novellen" gelesen, das eine Heft der „Rundschau" von einem jungen Juristen, meinem Sohn, das andre von mir; es war eine rechte Sabbatfeier. Als ich die schöne Geschichte von Johannes Hadlaub aus der Hand legte, war mir so warm und froh ums Herz, und der Johannes wurde mir zum Gottfried, und ich dachte: ihr Wenigen, die ihr gleichzeitig auf der Erde wandelt, wenn auch ein warmer Händedruck nicht möglich

ist, ein Gruß aus der Ferne sollte doch hin und wieder gehen. Und so nahm ich das beifolgende Büchlein und schrieb diesen Gruß hinein. Möge er Ihnen nun willkommen sein.

Bemerken muß ich noch, daß meinerseits die Freundschaft, um die ich jetzt werbe, eine längst begründete ist; alle Ihre Bücher in Vers und Prosa sind in erster Auflage meiner Bibliothek einverleibt worden; daß mir die beiden Auerbachschen Volkskalender[1]) unbegreiflicher Weise abhanden gekommen, tut mir um so mehr leid, als ich die „Sieben Aufrechten" schmerzlich in der neuen Auflage der „Seldwyler" vermisse. Hoffentlich kommen sie nächstens einmal mit.

Darf ich nun zum Schlusse noch eine Fürbitte für Johannes Hadlaub und Fides einlegen? — Das ganze Lieder-Minne-Spiel, das die alten Herrschaften zur Vermehrung ihrer Handschrift so eifrig schüren und begünstigen, zielt nach des Dichters Absicht doch dahin, daß nun dadurch den beiden jungen Menschen die wirkliche Frucht der Liebe in den Schoß fällt. Aber wenn nun dieser große Moment kommt, so verläßt der Dichter uns plötzlich, als hielte er, nachdem er sich so eingehend mit einer berühmten Handschrift beschäftigt, es unter seiner Würde, nun eine gewöhnliche — es steht ja dem Dichter frei, sie übergewöhnlich zu gestalten — Liebesszene zu schreiben, und tut den großen Moment mit einer wie nur beiläufig referierenden Zeile ab. Darf ich es sagen? Es hat mich das wie eine eigensinnige Nichtachtung nicht nur des Lesers — dagegen wäre oft nicht viel zu erinnern — sondern viel mehr noch der eigenen Dichtung berührt.

Also: eine herzliche Bitte für Fides und Johannes!

Freund Petersen in Schleswig, der von diesem Briefe weiß, läßt freundlich grüßen. Wir wohnen glücklicherweise nur eine gute Eisenbahnstunde auseinander.

Ihr Ihnen seit lange treu ergebner
Th. Storm.

Mein Sohn Ernst, dem ich mein obiges Monitum mitteile, sagt lachend: „Der Stier von Uri wird Dich auf die Hörner nehmen und fortschleudern!"

Das muß ich denn nun abwarten. Th. St.

Keller an Storm.

Zürich, 30. März 1877.

Sie haben mir das schönste Ostergeschenk gemacht, das ich je in meinem Leben bekommen; es ist freilich seit der Kinderzeit lange her; aber um so mehr braucht es, um jene durch der Ferne Blau vergrößerten Wunder in den Schatten zu stellen. Ich ergreife mit Dank und Freuden Ihre Hand und Ihr Geschenk und will trachten zu erwidern, was an meinem geringen Orte möglich ist.

Denn es ist mir nun ja alles Liebe und Schöne, was ich von Ihnen kenne, zum zweiten Male und gewissermaßen speziell wieder geschenkt.

Die treuliche und freundliche Vermahnung, die Sie mir wegen Hadlaub und Fides geben, befremdet mich nicht, weil die Geschichte gegen den Schluß wirklich überhastet und nicht recht ausgewachsen ist. Das Liebeswesen jedoch für sich betrachtet, so halte ich es für das vorgerücktere Alter nicht mehr recht angemessen, auf dergleichen eingehend zu verweilen, und jene Form der Novelle für besser, wo die Dinge herbei geführt und alsdann sich selbst überlassen werden, vorausgesetzt, daß doch genugsam zwischen den Zeilen zu lesen sei. Immerhin will ich den Handel noch überlegen; denn die Tatsache, daß ein lutherischer Richter in Husum, der erwachsene Söhne hat, einen alten Kanzellaren helvetischer Konfession zu größerem

[1]) Auerbachs Deutscher Volkskalender für 1861 enthielt von Keller „Das Fähnlein der sieben Aufrechten" (1860 geschrieben, später in den zweiten Band der „Züricher Novellen" aufgenommen), der für 1863 die Stizze „Verschiedene Freiheitskämpfer" (Nachgelassene Schriften, S. 246—276).

Fleiß in erotischer Schilderei auffordert, und zwar auf dem Wege der kaiserlichen Reichspost, ist gewiß bedeutsam genug! Im Herbst werde ich Ihnen die Separatausgabe der Zürcher Novellen schicken, wo Sie dann auch das Fähnlein der sieben Aufrechten wieder finden werden.

Grüßen Sie bestens Herrn Petersen, wenn Sie ihn sehen; ich habe seine Aufsätze und Agitationsschriften für Landesverschönerung erhalten und mich über diese wirklich praktische Ästhetik gefreut, die mit so einfachen und naheliegenden Dingen das Wesentlichste erreicht.

Jetzt will ich aber für diesmal schließen, da die Nachmittagssonne und Amsel, Finken und andere Musikanten auf den Bäumen vor dem Fenster mich hinausrufen, wo der Winter gottsjämmerlich abgemörd't wird.

Bald hoffe ich Ihnen in der Rundschau oder so wo wieder zu begegnen und mich dort mit Ihnen zu unterhalten; man ist da immer sicher, gute Musik zu hören und feine Weinlein zu trinken.

Ihr dankbar ergebener
Gottfr. Keller.

Storm an Keller.

Husum, 7. April 1877.

Fürchten Sie nicht, liebster Keller, sich einen Schreibseligen durch Ihren Brief verbunden zu haben; aber über die Eselsbrücke des Alters kann der Schleswig-Holsteinische Richter, vormals Landvogt des Amtes Husum, den Helvetischen Kanzellaren unmöglich so entschlüpfen lassen, wenngleich selbiger solches beim Landvogten von Greifensee[1]) in durchtriebenster Weise fünfmal ins Werk gesetzt hat. Will er sich noch mit Liebessachen abgeben, so soll er dieses Mal wahrhaftig standhalten. — Übrigens lasse ich mich handeln: nicht die Liebesszene selbst verlange ich, sondern event. nur den in Szene gesetzten Reflex derselben. Beispielsweise: wie die jungen Menschen aus dem Gemache treten, liegt verräterisches Leuchten auf ihrem schönen Antlitz. Ein kleines naseweises Mädchen ruft: „Ihr beide, wie seht ihr aus!" Und von ihrer einem erfolgt kurze Antwort mit dem Mutwillen und dem Tiefsinne des Minneglückes. — Oder so dergleichen!

Als ich vor einigen Tagen mit der anmutigen Figura Leu — die der unterschriebene Exkollege des Landvogts Landolt sich trotz alledem nicht hätte entkommen lassen — bei dem alten Geßner in Gesellschaft gewesen war, in Betreff dessen Idyllen ich mit Ihnen stimme, kramte ich gleich darauf meine Geßner-Ausgaben aus den Schränken: als pro primo die von 1870—72 in sauber schweinsledernen Oktavbänden, dann aber in quarto die französische Ausgabe mit Diderot von 1773 und Bd. I der deutschen von 1773; und, im Gefühle Ihrer Sympathie, betrachtete ich mit erneutem Vergnügen diese Fülle der anmutigen Radierungen, insbesondere, wie schon oft, das erträumte Landhaus S. 240 der letzteren, wohin ich beim Lesen unwillkürlich die von Ihnen geschilderten Szenen verlegt hatte. Band II der deutschen Ausgabe (mehr gibt es ja wohl nicht) fehlt mir leider. Sollte er Ihnen in einem dortigen Antiquariat vor Augen kommen, so sind Sie vielleicht so gütig, ihn mir gegen Postnachnahme senden zu lassen. Ich habe so meine stille Freude daran, die alten Herren des 18. Jahrhunderts in ihren schmucksten Originalausgaben um mich zu haben.

Den Gruß an Freund Petersen habe ich bestellt. Wenn er zu Ihnen kommt, lassen Sie sich außer von seinen Rosen auch von seinen Fischern auf dem Schleswiger Holm erzählen, unter denen er mich und meine Frau („Frau Do" heißt sie) neulich umhergeführt hat.

---

[1]) Storm schreibt „Greifenstein".

Für alles Gute, was Ihr Brief mir in Aussicht stellt, im voraus meinen Dank. Mich anlangend, so habe ich, leider, in poeticis seit Jahr und Tag keine Feder angesetzt. Ob der Quell versiegt ist, ich weiß es nicht. Möge er bei Ihnen desto reichlicher sprudeln! Getreulich Th. Storm.

Echt Stormisch, dieser Brief, der so heiter beginnt, und über dessen Schluß sich schon die Schatten der Novelle „Carsten Curator", des düsteren Nachtbildes senken. Das Gefühl der Unproduktivität, über das der Dichter klagt, leitet sich von demselben Herzens- und Amtsdruck her, dessen er in seinem nächsten Schreiben gedenkt, von jenen Erlebnissen, aus denen sich der starre Fatalismus jener Novelle erklärt, das Grübeln über die Unerbittlichkeit der Vererbung.

Sonst atmet das Schreiben Heiterkeit. Die beiden Dichter begegnen sich, wie noch öfter, in der Sympathie für die Rokokozeit. „Geßners idyllische Dichtungen", hatte Keller im „Landvogt von Greifensee" geschrieben, „sind durchaus keine schwächlichen und nichtssagenden Gebilde, sondern innerhalb ihrer Zeit, über die keiner hinaus kann, der nicht ein Heros ist[1]), fertige und stilvolle kleine Kunstwerke." Mit gleicher Liebe blickt er auf Geßners Radierungen und Porzellanmalereien; der spielende Künstler erfreut ihn überall. Und dies Gefühl hegt auch Storm, wenn er aus dem Schrank die zierlichen Büchlein holt, die in dem Briefwechsel noch weiterhin ihre Rolle spielen werden. Eine Ausgabe von 1870–1872 gibt es nun freilich nicht; gemeint ist wohl die schon 1840 bei Fleischer in Leipzig erschienene zweibändige Ausgabe der Sämtlichen Schriften, die die Jahreszahl 1840/42 trägt. Die zweite der erwähnten Sammlungen mit dem Titel „Contes moraux et nouvelles Idylles de D . . . et Salomon Gessner à Zuric". 1773. 4°, ist die Übersetzung der Geßnerschen Idyllen von Heinrich Meister, der Diderot ein paar seiner Erzählungen beifügen zu dürfen bat, was Geßner auch annahm. Und die dritte endlich ist die Prachtausgabe: Salomon Geßners Schriften. Erster und zweiter Band. Zürich 1777. 1778. Gr. 4°.

Was aber den Brief so besonders reizvoll macht, ist das neue, bald öfter sich wiederholende Schauspiel: das für beide Dichter seit längerer Zeit ungewohnte Erlebnis direkter künstlerischer Beeinflussung ist eingetreten. Gegen die erste Zumutung Storms, dem Schluß der Hadlaubnovelle eine größere Liebesszene einzufügen, hat sich Keller gesträubt. Denn das unterscheidet die beiden Novellisten: Keller will in den Erzählungen seiner späten Mußezeit von manchen Rechten des Alters Gebrauch machen; Storm ist, besonders was heiße, sinnlich schwüle Szenen anlangt, bis in seine letzten Werke hinein auffallend jugendlich und temperamentvoll geblieben. Noch weniger konnte Keller den zweiten Vorschlag des Freundes annehmen; denn das dort empfohlene Verfahren bloß andeutenden Berichts, das den Leser aufruft, aus Fragmenten der Erzählung und Fragmenten des Dialogs mitarbeitend ein Ganzes aufzubauen, ist zwar der Technik der Volksballade und der Erzählungskunst Storms gemäß, aber es liegt weit ab von der Praxis des Züricher Meisters.

[1]) Die Worte: „der nicht ein Heros ist" sind allerdings erst ein Zusatz der Buchausgabe.

Dennoch hat die zweimalige Mahnung bei Keller Boden gefunden; er hat die Hadlaubnovelle, ehe er sie aus der „Rundschau" (Bd. IX S. 169 ff., 335 ff.) in die Buchausgabe von 1878 eingehen ließ, noch zuvor gründlich durchgeputzt. Wenn er dabei, um sein Gewissen zu salvieren, den Anteil Hadlaubs an der Manessischen Handschrift mit einem vorsichtigen „wie ich annehme" einschränkt, wenn er die Bezeichnungen „Meister" und „Herr" kundiger verteilt und die Deutung des Namens Hadlaub verbessert, so dürfen wir da vielleicht Winke des Freundes Baechtold vermuten. Wenn aber gegen den Schluß, wo es ursprünglich von Fides und Hadlaub nur hieß: „und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden", statt dessen jetzt in dem Turmgemach eine reichere Liebesszene sich abspielt, die dem Leser die Gewißheit überträgt, „daß eine schöne Frau hier in ihrer Seligkeit sitze", dann ist das ein Erfolg der Anregungen Theodor Storms. Hier war einst die Dichtung wirklich zu wortkarg gewesen. In anderen Dingen, die später noch gestreift werden, hat Keller dem Freunde allerdings nicht folgen können. Das etwas äußerliche Aneinanderarbeiten der einzelnen Hadlaublieder, besonders in den Szenen, die in Österreich spielen, vermochte er nicht auszugleichen.

Keller an Storm.

Zürich, 31. XII. 77.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, am morgigen Neujahrstag schreiben, um Ihnen durch die gewählte Stunde eine rechte Ehre zu erweisen; zu rechter Zeit fällt mir aber ein, daß mich die Sylvesternacht und das germanische Laster entweder untauglich machen oder mit schnöden Jammerpossen anfüllen könnten à la Joh. Jakob Wendehals von Mörike[1]), und da wollen wir's lieber heute noch vornehmen.

Die Zürcher Novellen werden Ihnen durch den Verleger zukommen; ich spreche davon wegen Ihrer erotischen Ratschläge, die Sie auf Seite 148 des ersten Bändchens, so weit meine unschuldige und ehrbare Phantasie reichte, befolgt finden. Um auch nochmals auf jene Figura Leu zurückzukommen, so hat sie wohl unverheiratet bleiben können[2]); denn ich habe erst seither in Ihrem „Sonnenschein" gesehen an der dortigen Fränzchen, wie man ein lustiges und liebliches Rokokofräulein machen muß, und die hat ja auch ledig sterben müssen. Es ist mir übrigens, wenn ich von dergleichen an Sie schreibe, nicht zu Mute, als ob ich von literarischen Dingen spräche, sondern eher wie einem ältlichen Klosterherrn, der einem Freunde in einer andern Abtei von den gesprenkelten Nelkenstöcken schreibt, die sie jeder an seinem Orte züchten. Und Sie sind ja wieder rüstig dabei an Ihrem Orte; ich hab's zwar noch nicht gelesen, sondern warte auf die Buchausgabe.

Also ich wünsche Ihnen alles Beste zum neuen Jahre, hochgeachteter Herr Landvogt von Husum, sowie Ihrem ganzen Hause. Ergeht es Ihnen nach Verdienen, so ist es schon gut, und was darüber hinaus ist, kann Ihnen als Profit gegönnt werden. Ich bin leider gewöhnt, immer nur vom Profit zu leben, obgleich ich fast nichts handle.

Auf den gewünschten Geßner-Band vigiliere ich und werde Ihnen denselben senden, sobald ich ihn erwische, was wohl bald einmal geschehen wird; denn immer

---

[1]) Keller denkt an die unwiderstehliche Katzenjammerpoesie in Mörikes kleinem Gedicht „Zur Warnung". Gedichte. Achte Auflage. 1889. S. 316.

[2]) Schon am 18. Juli desselben Jahres (Baechtold, Bd. III, S. 366) hatte Keller es Wilhelm Petersen auseinandergesetzt, warum der „Landvogt" nicht mit einer Hochzeit schließen könne.

entleert etwa wieder ein altes Erbhaus. Ich hocke hier zuweilen bei einer Urenkelfamilie Geßners, welche noch von demselben bemaltes Teegeschirr besitzen und es dann zum Gebrauch bringen. Die Großmutter dieser Leutchen war eine Tochter Wielands. Sein Bild in Öl gemalt hängt im Zimmer, alte Briefschaften werden hervorgekramt. Im Jahr 1810 schreibt Wieland an die Tochter, über die Wahlverwandtschaften seien die Meinungen sehr geteilt, die einen erhöben sie in den Himmel, die andern erklären sie für verrückt, das Richtige werde ungefähr in der Mitte liegen!

Bei diesem weisen Ausspruche wollen wir es für das Jahr 1877 bewenden lassen. Für das nächste Jahr wollen wir, „so Gott will", wie die Mucker sagen, fleißiger schreiben. Ihr getreuer G. Keller.

Bevor Storm auf diesen Brief antwortete, hatte er zwei neue Novellen abgeschlossen, von denen im folgenden noch öfter die Rede ist; beide erschienen, nachdem sie zuvor in Zeitschriften abgedruckt waren, zu Weihnacht 1878 bei Paetel in Berlin. „Carsten Curator" wurde so gut wie unverändert aus dem Aprilheft 1878 von „Westermanns Monatsheften" in die Buchausgabe hinübergenommen; quälende Erinnerungen hefteten sich für den Dichter an dieses Werk. Wenn er von der figura movens der Novelle spricht, bei der ein störender Realismus in der Darstellung auffalle, so kann man darunter ebensogut Heinrich, den leichtsinnigen Sohn des Kurators, verstehen, wie den Stadtunheilsträger, den Makler Jaspers.

Stark durchgearbeitet wurde dagegen noch nach dem ersten Erscheinen die andere Erzählung: „Renate" oder, wie sie anfangs betitelt werden sollte, „Anno 1700" (erster Druck in der „Deutschen Rundschau", Bd. XV, S. 1—42, April 1878). Jede Hauptsituation weist jetzt in der Buchausgabe neue Feinheiten auf: die wichtige, schon auf die spätere Abendmahlsszene vordeutende Episode am Schluß der Bauernhochzeit, wie Renate das Glas nicht an den Mund setzen mag, aus dem eben ein anderes Mädchen getrunken; sodann Renatens Eintreten ins Zimmer bei dem ersten Besuch, den Josias dem Hofbauern abstattet; das nächtliche Gespräch zwischen der Hofbauerntochter und dem Pastorssohn, bevor dieser wieder die Universität bezieht; endlich gegen den Schluß die späte Erleuchtung des Josias in Sachen des Teufelsglaubens und die letzten Besuche Renatens bei dem Jugendgeliebten. Dagegen ist unangetastet geblieben, trotz Kellers späteren Einwänden, der unheimliche, von den Bauern als Teufelswerk gedeutete Exodus der Ratten. — Nicht mindere Sorgfalt hat Storm aber auch auf den Stil der Novelle verwandt. Und hier ist ein kurzes Verweilen um so mehr am Platz, als gerade die Stilfrage eine längere Diskussion zwischen beiden Dichtern herbeigeführt hat. Alte Tagebuchblätter aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts legt Storm in der „Renate" dem Leser vor; aber er bemerkt dazu: „An der Schreib- und Vortragsweise habe ich soviel geändert, als zur lebendigeren Darstellung des Inhalts nötig erschien." Somit war eine maßvolle Altertümelei in der Sprache geboten; und gerade in dieser Hinsicht, in der Durchführung des alten Kolorits verrät die Buchausgabe die bessernde Hand an zahlreichen Stellen. Ein geläuterter Geschmack hatte hier zu walten. Es durfte keine Wendung vorkommen, die erst dem späteren 18. oder gar dem 19. Jahrhundert angehörte, wie die Be-

zeichnung „Kneipenwirt" im Rundschaudruck; aber ebensowenig durfte das antiquarische Gelüsten übertrieben werden. Nicht synkopierte Formen wie „verübete, hallete", veraltete Wortstellungen u. a. sind daher in der Sonderausgabe sparsamer angewandt worden, auch die Orthographie wurde hier und da modernisiert; ein uns jetzt gesucht klingendes, weil zugleich an die Kindersprache gemahnendes „du sollt" mußte weichen, von offenkundigen Fehlern wie „zween Jahre" ganz abgesehen. Dagegen läßt man sich's gern gefallen, wenn in der Überarbeitung etwa die Form „stund" für „stand" konsequenter angewandt und die leise Pedanterei der Flexion lateinischer Wörter — „zu denen professoribus", „von Mitten Maji" u. a. — genauer durchgeführt wird. Storm hatte in „Aquis submersus" diesen Chronikstil liebgewonnen und gab später, trotzdem er sich bei „Renate" gelobte, er wollte ihn zum letztenmal angewandt haben, doch im zweiten Teil der Chronik von Grieshuus (1883/84) noch einmal der Versuchung nach, den Vortrag alter Aufzeichnungen aus dem 18. Jahrhundert nachzuahmen.

Storm an Keller.

Husum, 27. Febr. 78.

Lieber Freund Keller!

Die verspätete Antwort hat nicht zu bedeuten, daß ich nicht oft und herzlich Ihrer gedachte; nur meine Feder wurde durch allerlei Herzens- und Amtsdruck niedergehalten. Ich kann leider nicht hinter mich werfen, was mir allmählich lästig wird. Doch —

Zunächst denn Dank für die guten Wünsche und die guten Bücher! Sodann entbinde ich Sie hiemit feierlich Ihrer erotischen Vormundspflichten für Hadlaub und Fides und erteile Ihnen Quittung und Decharge; es geht nun hübsch und stilvoll aus, und ich sehe die schöne Frau, die dort am Fenster des Turmgemaches in ihrer Seligkeit sitzt, leibhaftig vor mir.

Den Landolt soll ich nun noch wieder lesen. Dagegen habe ich den zweiten Band[1]) mir schon zu Gemüte geführt. Er enthält zwei vortreffliche Stücke. Ich hatte mich bei der herkömmlichen Januarserkältung einen Nachmittag aufs Bett gelegt, da kam mein Jurist zu mir: „Vater, ich habe eben „Die sieben Aufrechten" gelesen: soll ich sie jetzt Dir vorlesen?" und ich sah das besondere Leuchten in seinen blauen Augen, das ich vor allem gern in jungen Augen sehe. Und so las er mir denn diese herzerquickende Geschichte vor, von der ich doch sehr viel vergessen hatte, so daß sie in voller Frische wieder auf mich wirken konnte; und weil aufs letzt die Schützenrede gar so schön zu hören ist, so wollen wir denn auch glauben, daß der junge Fant sie wirklich hielt und ihm das brave Kind von Herzen gönnen.

Lassen Sie mich, lieber Herr Konfrater, hier eins sagen! „Der Dichter will auch seinen Spaß haben!" Ich meine, daß der Spruch von Goethe stammt. Jedenfalls lassen Sie sich dies Recht in keiner Art verkümmern; ich für meine Person, z. B. wenn das Seldwyler Kriegsheer[2]) den Quast in seinen schwarzen Farbetopf taucht, stemme dann die Hände in die Seite, sehe ruhig zu und denke: „Ja so! der Gottfried muß erst seinen Spaß zu Ende machen!" Und er macht ihn dann auch jedesmal zu Ende. Aber es sind Leute, kein schofles Volk, sondern gute Leute, denen ich gern den kräftigen Born Ihrer Dichtung gönnen möchte; die rufen: „Das halt der Deuwel aus!" und laufen mir davon. Diese Leute sollen mir jetzt „Die sieben Aufrechten" lesen, und ich habe alle Hoffnung, daß sie danach, wenn sie

[1]) Der Züricher Novellen.

[2]) Am Eingang der Novelle „Dietegen".

wiederum einmal den Dichter auf seinem Spaß betreffen, respektvoll mit dem Hut in der Hand das Ende abwarten werden.

In der Ursula sind auch noch zwei Seitenpartien, die mich besonders ergriffen haben: der Tod des Zwingli und die kleine meisterhafte Szene mit der Italienerin [1]). Gern hätte ich am Schluß der treuen Ursula noch ein hörbar Wort von ihrem Hansli Gyr gegönnt; aber ich weiß, daß man sich in solchem Fall bei Ihnen bescheiden muß. Lassen Sie nur bald mehr so wackere Dinge in die Welt gehen; hier in meinem Hause sitzt Ihnen ein dankbares Publikum. An den „Sieben Aufrechten" hat auch meine achtzigjährige Mutter noch ihr altes Herz erfrischt. In dem täglichen Wohnzimmer des für hiesige Verhältnisse recht stattlichen Erbhauses, das sie mit einer Gesellschafterin allein bewohnt, hängt neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch „Tante Fränzchen" („Fritzchen" hieß sie eigentlich), meines Großvaters Schwester, in der silbervergoldeten Medaillonfassung, ganz wie ich sie a. a. O.[2]) geschildert. Vor reichlich dreißig Jahren befand ich mich in derselben Stube am Nachmittags-Teetisch meiner Mutter, als ein Maurer das kleine Medaillon mit dem dunkeln Haar darin brachte, das sie bei der Reparatur unserer Familiengruft gefunden; und ich weiß noch, wie es mich traf, als ein Blick auf das Bild mich daran erinnerte, daß sie dort ein solches Medaillon auf ihrer Brust trug. Dann erzählte meine Mutter mir von ihrer Liebe und von ihrem frühen Tod. „Im Sonnenschein" ist eins der wenigen meiner Sachen, wo bestimmte Tatsachen zu Grunde liegen.

Und noch ein Wort von meinen neuesten „Nelkenstöcken" zu sagen: das Aprilheft von „Westermann" wird von mir eine Novelle „Carsten Curator", das der „Rundschau" eine erst gestern (die andere hat Westermann schon seit August v. J.) abgeschlossene bringen, die wohl in Ermangelung eines treffenden Titels vorläufig unter der allgemeinen Bezeichnung „Aus Anno Siebenzehnhundert" in die Welt gehen muß. Zu Weihnachten hoffe ich die Buchausgabe von beiden in Ihre Hand zu legen; doch möchte ich über die letzte Geschichte wohl vorher einmal Ihre Meinung hören. Das getragene Pathos der alten Sprache hat mich verführt, es noch einmal zu gebrauchen; aber ich verspreche, es nicht wieder zu tun. — Mit dem „Carsten Curator" ist es mir seltsam ergangen; unter dem Bann eines auf mir lastenden Gemütsdrucks habe ich bewußt in falscher Richtung fortgeschrieben, und so ist es gekommen, daß, nicht die Hauptfigur, aber die figura movens statt mit poetischem Gehalt mit einer häßlichen Wirklichkeit ausgestattet und das Ganze dadurch wohl mehr peinlich als tragisch geworden ist. Und doch fühlte ich es früh genug, um noch in den richtigen Weg einlenken zu können. Aber was hilft alle Erkenntnis, wenn die Kraft fehlt! Diesmal fehlte die Heiterkeit, die noch not tut, um mich über den Stoff zu erheben. Nun, Sie werden ja selber sehen.

Ich denke dabei an unsern Heyse, der mir einmal etwas Ähnliches von sich schrieb. Er ist mir wie verschollen; aus Neapel schrieb er mir Ende November, daß sie den Erdgeschmack nicht von der Zunge bringen könnten [3]); von Rom aus wollte er mir wieder schreiben, aber es ist nicht geschehen. Die beiden hätten zu Haus bleiben sollen; wenn sie jetzt heimkehren, wird ihnen ihr Kind wie ein Gespenst auf Treppen und Gängen entgegenkommen.

Freund Petersen war Sonntag vor acht Tagen hier und gedachte wieder in freudiger Rückerinnerung seines Züricher Besuches. Er nahm bei seiner Abfahrt die beiden Bände Ihrer Gedichte mit [4]).

---

[1]) Im vierten und fünften Kapitel der Novelle.

[2]) In der Novelle „Im Sonnenschein".

[3]) Im Herbst 1877 hatte Paul Heyse ein Söhnchen durch den Tod verloren. Er und seine Frau reisten für den Winter nach Italien, um Vergessen zu suchen. Aber wie vergeblich die Fahrt gewesen, verrät das ergreifende „Tagebuch" (Wilfried. Oktober 1877 — Mai 1878). Der kleine Schatten folgte ihnen überallhin nach.

[4]) Es sind natürlich die Sammlungen von 1846 und 1854 gemeint.

Ich sehe noch eben Ihren letzten Brief durch. Daß Sie das Geßnersche Teegeschirr selbst in der Wirklichkeit angeschaut, dachte ich mir gleich beim Lesen der qu. Stelle; es ist trotz eines ruinierenden Brandes auch in unserer Familie noch so allerlei altes Porzellan.

Genug für diesmal!

Möge dies Jahr mir die Beziehungen zu Ihnen erhalten, die ich zu den besten Geschenken des vergangenen zähle! Das ist der herzliche Wunsch

Ihres Th. Storm.

Kennen Sie meinen „Vetter Christian"? Ich wüßte kaum einen, von dem ich dies Stück lieber gelesen wüßte, als von Ihnen. Ich habe eine gewisse unvernünftige Liebe dafür.

Wie steht's mit Ihrem „Grünen Heinrich"?

An die Lektüre des „Vetter Christian" von Storm begab sich Keller der Aufforderung getreu noch vor Abfassung seines nächsten Briefes. Aber es ist seltsam, wie wenig er in seinem Urteil der Eigenart des Freundes gerecht wird. Nicht um formaler Vorzüge, um der Komposition, der Geschlossenheit willen, die Keller allein zu rühmen weiß, schätzte Storm selbst das kleine Werk so hoch, sondern weil es die liebevollste Verklärung eines norddeutschen Heimwesens, seiner Werktage und seiner Feste, des Herrn wie des Gesindes ist. Und noch wegen eines Motivs, das erst in einem späteren Briefe gestreift wird: wegen des Einzugs jungen Lebens in alte, ausgestorbene Räume. Daß Storm sich aber gerade Keller hier zum Leser wünschte, hat seinen Grund sicher darin, daß, wenn irgendwo, sich im „Vetter Christian" ein paar Züge der Verwandtschaft mit der Fabulierkunst des Schweizers finden. Ich denke dabei nicht an das Hauptmotiv und seine ferne Ähnlichkeit mit der Kellerschen „Regine", sondern ich denke an den prachtvollen Haus- und Küchendrachen Karoline und daran, daß, wie Keller es liebt, das Ganze in eine rechte Schnurre ausläuft, dergestalt, daß alles Glück und aller Segen unabsichtlich zu stande gebracht wird durch die zielbewußte Anzettelung einer recht giftigen alten Jungfer.

Keller an Storm.

Zürich, 25. Juni 1878.

Lieber Freund! Da die Johannisnacht glücklich überstanden ist und die Reben unter meinem Fenster zu blühen angefangen, will ich mir doch auch etwas Gutes gönnen und mich endlich wieder einmal vernehmen lassen. Wenn der „Jurist" zu Haus ist, so laß ich denselbigen vor allem grüßen, und gratuliere Ihnen zur achtzigjährigen Mama, die meinige ist nur 75 geworden.

Vergangene Nacht hab ich rasch noch Ihren Vetter Christian betrachtet, um Ihnen seinetwegen antworten zu können. Ich fand freilich nur, was mir so schon vorschwebte, daß es ein ganz fertiges und erbauliches Werklein ist und daß ein vortreffliches häusliches Lustspiel darin steckt von der feinsten Sorte; man dürfte nur ans Scenarium gehen! Es ist alles aufs beste verteilt und vorbereitet bis auf die allerliebste Lehnken Ehnebeen. Freilich mag auch der Kontrast gegen Ihre poetischen, nordisch melancholischen Sachen dabei mitwirken. Beim Lesen passierte mir ein altes Übel aus dem Anfang meiner Amtszeiten. Wenn ich damals coram senatu ein Aktenstück vorzulesen hatte und dabei zerstreut war, so geschah es zuweilen, daß das Auge eine Anzahl Buchstaben zusammen raffte, ohne sie näher anzusehen, das Gehirn aber blitzschnell, ehe ich dazu kommen konnte, ein anderes Wort daraus konstruierte, zum bedenklichen Gelächter der Behörde. So las ich gestern im

siebenten Band, S. 153[1]) unten: „Inzwischen gingen die Israeliten ihren Gang. Die Rosen im Garten hatten ausgeblüht ꝛc.“ Erst in der fünften oder sechsten Zeile weiter, wo von verpichten Flaschen und Stachelbeeren die Rede ist, dachte ich, was Teufel war das denn vorhin mit den Israeliten? und schlug das Blatt wieder zurück.

Ihre neuen Novellen[2]) habe ich leider noch nicht gelesen. Das betreffende Rundschauheft ist mir, wie schon andere Hefte, nicht zugekommen, und die Westermannschen Hefte sind wohl auf dem hiesigen Museum, allein dort komme ich nicht dazu, Novellen zu lesen. Ich muß also die Buchausgabe abwarten und werde alsdann Ihren Brief wieder vornehmen. Die Geschichte von der „Fränzchen“ frappiert mich; es ist gewiß ein schönes aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Bleistift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andere Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer. Hier habe ich trotz der großen Bildungsanstalten keine Seele, mit der ich in dieser Beziehung verkehren kann. Schriftsteller und Literarmenschen zu Dutzenden, Leute, die sogar über mich schreiben, aber keinem ist in concreto ein Wort aus dem Stockfischmaule zu locken. Freilich versuch ich es auch nicht.

Wegen der Zürcher Novellen hab ich auch ein schlechtes Gewissen, sie sind zu schematisch, und man merkt es gewiß. Die Ursula haben Sie richtig erkannt, sie ist einfach nicht fertig, und schuld daran ist der buchhändlerische Weihnachtstrafic, der mir auf dem Nacken saß; ich mußte urplötzlich abschließen.

Das „Fähnlein“, kaum 18 Jahre alt[3]), ist bereits ein antiquiertes Großvaterstück; die patriotisch-politische Zufriedenheit, der siegreiche altmodische Freisinn sind wie verschwunden, soziales Mißbehagen, Eisenbahnmisere, eine endlose Hatz sind an die Stelle getreten. Wegen der Schützenrede fiel mir erst neulich und zu spät die Auskunft ein, dieselbe dem jungen Fant durch einen alten Gedankenredner, der selber nicht sprechen kann, heimlich zustecken zu lassen, wobei dann die rhetorischen Lehren und Ermahnungen der beiden Alten eine weitere komische Situation herbeigeführt hätten. Esprit de l'escalier.

Meine dummen Späße betreffend, hoffe ich immer noch, mich derselben noch vor Torschluß zu entledigen; ich würde es auch schon früher getan haben, wenn ich rechtzeitig meine Sachen nochmals hätte überarbeiten können. Nur Ihre Rüge des schwarzen Quasts der Seldwyler scheint mir nicht ganz zutreffend. Es ist das nämlich allerdings eine Erfindung, aber eine ganz analoge zu hundert ähnlichen und noch tolleren Vorkommnissen der plastischen und drastischen, wenigstens der oberdeutschen Vergangenheit[4]). Schon früher hat mir ein norddeutscher Kritiker einen grotesken Fastnachtszug (Schneider-Schlittenfahrt)[5]) als ganz unmöglich, ungeheuerlich

---

[1]) Keller las den „Vetter Christian“ in der Gesamtausgabe der Stormschen Werke, Bd. VII, wo es S. 153 heißt: „Inzwischen gingen die Jahreszeiten ihren Gang . . .“ Übrigens erklärt sich die einstige Zerstreutheit des Herrn Staatsschreibers zur Genüge, wenn man bei Baechtold sieht, wie manche Allotria er in den Sitzungen trieb.

[2]) Carsten Curator: Westermanns Monatshefte, Bd. 44, S. 1—38. — Renate: Deutsche Rundschau, Bd. XV, S. 1—42.

[3]) Im Frühling 1860 geschrieben; 1861 publiziert.

[4]) Keller hatte erst vor kurzem die Zimmerische Chronik (Ausgabe von Barack 1869) gelesen und daraus manchen Balladenstoff gewonnen.

[5]) Gegen Ende der Novelle „Kleider machen Leute“.

und daher unzulässig bezeichnet, während hierzulande dergleichen nicht einmal auffällt, weil es jeder erlebt hat. Hiemit will ich aber keinerlei Rechthaberei verübt haben. Im Gegenteil bekommen mir Ihre kurzen sicheren Winke so wohl, daß ich Sie jetzt gleich wegen des „Grünen Heinrich" anbohren will, wenn es erlaubt ist. Ich habe, was von dem Gedruckten, circa $2^1/_2$ Bände, bleibt, jetzt durchkorrigiert und mit zahlreichen Streichungen verziert. Nun schreibe ich das, was in der dritten Person erzählt wird, um und lasse es auch von Heinrich in erster Person erzählen bis zum Tode der Mutter; das zuletzt angeknüpfte Liebesverhältnis verunglückt auch; das Problem alles dieses Mißlingens wird klarer und ausdrücklicher motiviert als eine psychologisch-soziale Frage (aber nicht pedantisch). Heinrich lebt still und dunkel fort bei einer anspruchslosen aber geregelten Tätigkeit, ungekannt und in der Erinnerung lebend (wie ein paar Ihrer Helden), alternd und durch einen Unfall der Hilfe und Pflege bedürftig. Hier tritt die Judith wieder ein, die als gemachte Person aus Amerika zurückkehrt, die den Teufel hat zähmen lernen, aber immer einsam geblieben ist. Sie erkennt den alten Heinrich an dem Lebensbuch, das er geschrieben. Ihm ist sie das Beste, was er erlebt hat, nach allem, eine einfache Naturmanifestation, und er hat ihr auch immer im Sinn gesteckt. So bildet sich noch ein kurzer Abendschein in den beiden Seelen.

Dieser Schluß notabene, vom Umfange weniger Bogen, würde nun an die Stelle des alten Einganges treten, so daß dann die einheitliche Autobiographie ohne weiteren Abschluß folgen würde.

Glauben Sie, daß das geraten sei? namentlich bei nachfolgenden drei bis vier Bänden Selbsterzähltem? Und doch glaube ich, der Eindruck einer gewissen Einheit bleibt eher gewahrt, wenn die Abweichung gleich im Anfang stattfindet, als wenn sie erst am Ende nachhinkt. Und wiederum wird Perspektive[1]) und Verständnis verschoben, wenn wir uns im Anfang für Leute interessieren sollen, die wir erst später kennen lernen. Wohingegen wieder zu helfen wäre, wenn besagter Anfangs-Ausgang den Charakter einer selbständigen, an sich interessierenden Novelle erhalten könnte u. s. w.

Wenn Ihnen kurzweg eine Ansicht aufspringt, so denken Sie ein bißchen an mich; aber beileibe machen Sie keine Umstände, und am wenigsten nehmen Sie etwa die alte Schwarte selbst wieder vor bei diesem schönen Sommerwetter.

Da ich grade dran bin, so will ich gleich noch was betteln. Ich habe neulich in der „Rundschau" ein paar Gedichte abdrucken lassen auf Rodenbergs Anregung. Wenn Sie dieselben gelesen haben, so sagen Sie mir, ob ich mit dergleichen Spätlingsgelüsten fortfahren soll, oder ob ich besser aufhöre? Diese Verübungen kosten mich, sofern es Neuentstehungen sind (welch schöne Worte!), so unbillig viel Zeit, daß ich das Wasserwerklein gern abstelle, wenn es nur Schaden anrichtet. Und dennoch empfinde ich einen gewissen Reiz dabei, indem man nämlich immer etwas zu spielen und zu tun hat, ohne daß man an dem verfluchten Manuskript sitzen muß, wie ein Leineweber.

Paul Heyse hat mir neulich geschrieben von München aus, fast wörtlich, wie Sie es vorausgesagt: „immer noch von Stimmen des Verlorenen umklungen und von fast spukhaften Gesichtern auf Schritt und Tritt begleitet", und so zwei Seiten lang, und beide kränklich. Dennoch glaube ich nicht, daß sie den Winter in München so gut ausgehalten hätten wie in Italien. Ich kann nicht beurteilen, wie es einem zu Mute ist, wenn man ein Kind verliert; allein ich glaube doch, es würde mir gehörig unheimlich, wenn man mir so hinten herum eins nach dem andern, drei-, sechs-, zwölfjährig, wegholte. Da ist man ja wie der Hund im Kegelspiel!

---

[1]) Keller schreibt das unmögliche Wort „Propespektive", ist also offenbar von „Proportion" zu „Perspektive" abgeirrt.

Freund Petersen, der Regieriger[1]) und Dichterfreund, ist im Monat Mai wieder hier gewesen, leider bei schlechtem Wetter. Wir haben viel von Ihnen gesprochen, und nun leben Sie wohl, behalten Sie mir Ihre Gesinnung schön warm. Ihre neuen Geschichten will ich doch vorher nächstens noch lesen; ich bin ein Narr, daß ich so lange warten will, mir diese Kollation zu gewähren.

Ihr grußhafter G. Keller.

Die Erwägungen über eine Umarbeitung, bezw. Fragmentierung des „Grünen Heinrich" sind bei Keller nicht neu. Seit dem April 1871 tauchen sie im Briefwechsel auf. Zuerst ist es Emil Kuh, dann der Verleger Weibert, dann Petersen, mit denen Keller den Fall überlegt. In ihrer aller Erbe tritt jetzt als einer der berufensten Ratgeber Theodor Storm.

Jeder in künstlerischen Dingen Urteilsfähige hat auf Befragen dem Meister Gottfried seine Bedenken gegen das Unternehmen ausgedrückt. Wie einst Heyse und Storm gewarnt hatten, als Mörike den „Maler Nolten" verbessern wollte (Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 21, 32), so hat auch bei Kellers Unterfangen Theodor Storm und vor allem Emil Kuh (Baechtold, Bd. III, S. 3, 72 ff., 214) seine gewichtigen Einwände gemacht. Denn es ist zweierlei, ob man an einem nicht ganz ausgereiften Kunstwerk einiges sich anders wünscht, oder ob man's mit ansehen muß, wie nun der Künstler wirklich ans Einreißen und Neubauen geht. Aber Keller ließ sich durch kein Kopfschütteln stören und hat ja zwar keinen unbestrittenen, aber doch einen über Erwarten großen Erfolg auf seiner Seite. Freilich hat er bei der Überarbeitung oft genug gesenfzt und gewettert über diesen grünen „dämonischen Simpel", über „das schrecklichste aller Bücher". Und als dann endlich die vier neuen Bände fertig dalagen, da hat eigentlich kein Kritiker es dem Alten recht machen können. Man lese nur bei Baechtold im dritten Band die Seiten 454, 461, 469 f., 474, 480, 484. Ob einer den ersten „Grünen Heinrich" wieder ausgrub oder ihn völlig ignorierte, ob er die Neubearbeitung als klassisch pries oder einige Ausstellungen wagte, ob er philologisch oder ästhetisch den Roman beurteilte, Gottfried Keller knurrte über das Lob ebensosehr wie über den Tadel. Nur vor Theodor Storms praktischen Ratschlägen hat er Respekt gehabt; und die folgenden Briefe werden den Beweis erbringen, wie manche Änderung auf den „Mann am fernen Nordmeer" zurückzuführen ist.

Storm an Keller.

Husum, 15. Juli 1878.

Lieber Freund Keller!

Hoffentlich treffen diese Zeilen zu Ihrem Geburtstage ein. Lassen Sie mich dazu nochmals meine Freude aussprechen, daß wir, wenn auch spät, uns doch noch ein wenig nahegekommen sind, und dieser selbstsüchtigen Versicherung den nicht weniger selbstsüchtigen, aber herzlichen, Wunsch hinzufügen, daß ich noch ein gut Jahrzehnt mit Ihnen in der Schöpfung oder in rerum natura existieren möge. Wer weiß, ob wir uns dann nicht noch einmal persönlich die Hände schütteln.

---

[1]) Das Wort „Regieriger" für den Regierungsrat ist eine scherzhafte Neubildung nach Analogie des zwar veralteten, aber bei Keller (Baechtold III, 469), Scheffel (Ekkehard), Heyse (Simson) noch üblichen Wortes „Gebietiger".

Und nun zunächst vom „Grünen Heinrich“, der, soweit es in der ersten Person geht, eins meiner liebsten Bücher ist[1]). — Leider bin ich in den letzten Wochen bei schwachen Nervenzuständen zu sehr in Arbeit erstickt gewesen, um es nochmals ordentlich zu lesen. Statt meiner hat es mein Jurist getan, der für den freundlichen Gruß danken läßt; es war das einzigste, was er von Ihnen nicht gelesen hatte. Nun ist er ganz voll davon, und gestern, Sonntag, beim Nachmittagstee und abends hat er uns daraus vorgelesen: den Besuch beim Onkel mit dem silbernen Posthörnchen mit der prächtigen Einführung der Judith; dann: die Geschichte von dem alten Hökerpaar, Margret und Jaköbchen.

Zunächst muß ich sagen, daß ich bei Ihrem jetzigen Vorhaben, obwohl es nötig ist, wenn das Buch für weitere Kreise lebendig gemacht werden soll, nicht ohne Sorge bin. Es quillt ein so frischer Lebensborn in diesem Buche, es liegt auf allem ein solcher Glanz von sinnlich frischer Schönheit, daß ich bei dem Gedanken, daß das umgegossen werden soll, zittre. Aber Sie werden ja schonsam zu Werke gehen.

Ernst, wie früher ich, hat übrigens den Eindruck gehabt, daß dieser frische Glanz erlöscht, wo die Erzählung in dritter Person beginnt, wenngleich auch hier, wie im ersteren Teil, die sich gleichsam von selbst ergebenden Offenbarungen aus Kunst und Menschenleben vorkommen. Ernst las gestern auch noch das schöne Wort über den Homer[2]), und ein dabei gegenwärtiger Freund von ihm, ein junger Freund auch von mir, Dr. Tönnies — er wird wohl noch von sich reden machen —, meinte: „Wie anders ist es doch, wenn so einer sich über dergleichen ausspricht, als wenn die Gelehrten über die alten Dichter reden!“

Doch weiter: wir haben auch beide, nämlich mein Jurist und ich, die Empfindung, daß die Erzählung vom Künstlerfest, so gut die Schilderung an sich ist, doch im Verhältnis zum Ganzen einen zu schweren Ballast abgibt.

Nun Ihren Vorschlag anlangend: — man müßte beieinander sitzen, um es zu besprechen — aber ich meine, Sie dürfen die schöne Wirkung, welche die Rückkehr der Judith hervorbringen muß, dem Schlusse des Buches nicht entziehen. Das muß sich machen lassen, irgendwie. Zunächst müßte die Judith bei ihrem Fortgang nicht 30, sondern etwa 25 Jahre alt sein; das genügt ja, um ihr die Überlegenheit dem etwa 6 oder 7 Jahre jüngeren Manne gegenüber zu verleihen. Dann mag sie mit fünf-, sechs- oder siebenunddreißig Jahren zurückkehren; Heinrich ist dann freilich noch nicht alt, aber das müßte gemacht werden. Judith könnte auch 40, oder reichlich, alt sein und nur in der Seelenbewegung des Wiedersehens noch in, wenn auch vergehender, Schönheit erscheinen. Es ist zu kümmerlich, wenn sie als krankenpflegendes altes Mütterchen wiederkommt. Ich meine, es könnte wohl gemacht werden, daß Heinrich sein Lebensbuch — auf Judiths oder eigenen Antrieb, damit nicht der Goldglanz des Abends darin fehle oder dgl. — wieder aufnimmt, mit der Bemerkung, er habe geglaubt hier zu schließen, aber ꝛc. — und dann selbst (es würde dann auch ein ganz anderer Glanz darauf kommen) die Rückkehr der nie vergessenen Geliebten schildert. Welch eine Szene!

Freilich, kann das alles nicht angehen — Heinrich würde ja dann auch kein kümmerlicher Greis sein dürfen —, dann muß dies alles an den Anfang des Buches. Aber gibt der Tod der Mutter nicht einen öden Schluß, und darf, was erst durch den ganzen vorhergehenden Inhalt des Lebensbuches seine Bedeutung und seine Wucht gewinnen würde, an den Anfang des Buches gestellt werden?

Ich weiß freilich nicht, ob mir Ihre Intentionen ganz klar geworden, bin aber bereit, wenn Sie wollen, weiter darüber zu briefwechseln.

---

[1]) Daß Theodor Storm freilich jedes Jahr den „Grünen Heinrich“ bis zum Abschied der Judith gelesen habe, wie Petersen in der „Gegenwart“, Bd. XLIII, S. 389, erzählt, wird durch die hier veröffentlichten Briefe widerlegt.

[2]) „Grüner Heinrich“. 1854. Bd. III, S. 35—38.

Ich schreibe heute etwas konfus, habe auch schon eine Amtsreise und ein paar Stunden Gerichtsbarkeit hinter mir — seien Sie daher nachsichtig, wenn ich dennoch fortfahre. Vielleicht regt das eine oder das andre Sie dennoch an.

Freund Petersen, der neulich einen Tag bei mir war und Ihren persönlichen Gruß überbrachte, schmerzte sehr über Ihre Absicht, die badende Judith zu streichen, und gewiß, die Szene ist schön, „als machten . . . . die alten Götter die Rund'" [1]); wie sie oder etwas davon bei Ihrer jetzigen Absicht zu halten ist, weiß ich in der Tat nicht — etwas werden Sie indes schon zu konservieren wissen.

Von den Zürcher Novellen hat die erste mir freilich hie und da den Eindruck gemacht, als quille die Erfindung nicht recht frisch, als fühle ich die Arbeit, einzelne Szenen wollten sich als aufgelöste Lieder etwas zu deutlich kennzeichnen. Im „Landvogt" finde ich die einzelnen Liebesgeschichten und deren Heldinnen, sowie nachher die alte Haushälterin über alle Maßen fürtrefflich; bei der Zusammenkunft im Hause des Landolt, meine ich freilich, kommt für die Novelle selbst nicht viel heraus; doch mögen andre anders darin empfinden; mir geht die Sache, wie die schwarze Quaste der Seldwyler — historische Wahrheit deckt sich nicht mit der poetischen — zu sehr ins Lalenbuch-genus, für das unsre Nerven zu fein geworden sind. — Aber selbst wenn diese Einwendungen begründet wären, es ist so viel des Tüchtigen und Schönen in allen Zürcher Novellen, daß Sie, meine ich, vollkommen ruhig sein können.

(Übrigens, was ich eben von unsern feineren Nerven sagte, ist nicht ganz richtig; die Komik des alten Schildbürgertums, d. h. die der alten Volksbücher, ist in den meisten Fällen eine absichtliche, gewaltsame und daher überhaupt keine.)

Sie fragen mich über die neuen Gedichte. Wenn es Sie treibt, lassen Sie es ja nicht; auch ich hoffe Ihnen nach den Ferien Verse neuen Datums [2]) senden zu können. Gestehen muß ich trotzdem, daß ich im Punkt der Lyrik ein mürrischer, griesgrämiger Geselle bin; auch den Meistern glückt's darin höchstens ein halbes, allerhöchstens ein ganzes Dutzend Mal. — —

Ihr „Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt", „Arm in Arm und Kron' an Krone" [3]), „Die Erntepredigt" sind solche Sachen, worauf man den Finger legen muß und sagen: „Da, das ist's!" und zu solchen möchte ich auch „Aroleid" zählen, wenn es (ich weiß nicht, wie) in der Mitte etwas knapper gehalten wäre; namentlich die erste und die vorletzte, auch die letzte Strophe sind wunderschön; in der siebenten müßte es nach meinem Gefühl heißen: „Mit ihrem Kind zur Höhe braust". Auch der „Venus" stimme ich völlig bei; auch ist es wohl wert, das einmal auszuprägen. Der „Narr von Zimmern" ist eine reizende Geschichte; nur ist mir in den vorletzten beiden Strophen allerlei nicht recht; sie sind mir im ganzen zu sehr referierend, dadurch zu unlebendig, die Verse „doch manche Nuß . . . . köstlich an" überflüssig; da wäre Platz für Lebendigeres; was sollen in so knappen Epen noch lange Vergleiche! Ebenso die Vorbereitung „doch hat der Narr sich schnell bedacht — versöhnen". Weshalb nicht gleich in medias res? Zu referierend hier insbesondre, schon als langer Relativsatz: „der schon das Zeichen" ꝛc. Ich glaube, eine Strophe statt der zwei könnte es auch tun. Dann würde die wunderschöne letzte Strophe erst recht zur Geltung kommen. — In den beiden ersten Gedichten, namentlich im ersten, scheint mir der Funken nicht recht herauszukommen.

---

[1]) Eichendorff, Schöne Fremde:

Es rauschen die Wipfel und schauern,
Als machten zu dieser Stund'
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

[2]) Das geplante Gedicht auf den Tod des jungen Grafen R., jetzt mit der Überschrift „Geh nicht hinein".

[3]) Die beiden Lieder „Nicht ein Flügelschlag" und „Arm in Arm" hat Storm ja auch in sein Hausbuch aufgenommen.

Da haben Sie, liebster Freund, denn auch hierüber meine Gedanken; sehen Sie nun selbst, ob Sie was davon gebrauchen können.

Die „Ursula" sollten Sie wo möglich doch noch ausschreiben. Was da ist, ist zu gut, um als Fragment ohne innere Nötigung fortzuexistieren.

Ihre Querleserei mit den „Israeliten" beim Vater Christian hat uns hier im Hause sehr ergetzt; dabei will ich über mich die Notiz machen, daß es mir in den Sitzungen kollegialischer Gerichte, denen ich in Potsdam und dann in Heiligenstadt angehörte, niemals möglich war, einer Diskussion in einer Plenarsitzung zu folgen. Ob die Poeten alle etwas seltsam konstruiert sind? oder ist's nur, wenn sie ans verkehrte Geschäft gesetzt werden? — Doch ich schließe. Sie klagen über Einsamkeit; wer empfände diese Einsamkeit nicht? An Ihrem Geburtstage aber möge dies Gefühl durch den Gedanken ein wenig gemildert werden, daß in meinem Hause im Norden Deutschlands, und nicht von mir allein, herzlich Ihrer gedacht wird.

Ihr Th. Storm.

Die fünf Gedichte, die Storm auf Kellers Bitte beurteilt, sind zum ersten Male 1878 im Juni-Heft der „Deutschen Rundschau" mitgeteilt worden: 1. Has von Ueberlingen (S. W. X, 132); 2. Wardeins Brautfahrt (S. W. X, 118); 3. Der Narr des Grafen von Zimmern (S. W. X, 137); Aroleid (S. W. X, 136); Venus von Milo (S. W. X, 27). Es ist nicht nötig, hier zu erörtern, wie weit der Dichter sie alle, ehe er sie in seine Werke aufnahm, verbessert hat. Nur, um zu erkennen, welche Berücksichtigung Storms Kritik fand, muß man wissen, daß das Gedicht „Aroleid" ursprünglich in der Mitte zwischen der jetzigen vierten und fünften, noch die Strophe hatte:

So himmelhoch, so abgrundtief
War alles Glanz und Duft,
Wo unsichtbar der Tote schlief
In seiner offnen Gruft!

während die siebente (jetzt sechste) Strophe im ersten Druck lautete:

Da schreit ein Kind, ein Flügel saust
Wohl über ihrem Haupt —
Und mit dem Kind zur Höhe braust
Der Aar, der es geraubt!

Auch für die vorletzten beiden Strophen vom „Narren des Grafen von Zimmern" hat sich Keller die Kritik des Freundes zu Herzen genommen, wenn er die Zusammenziehung in eine einzige Strophe auch nicht erreicht hat. Hier hieß es ursprünglich:

Und gut, als hätt' er's lang gelernt,
Bedient er den Kaplan;
Doch manche Nuß ist taub bekernt
Und sieht sich köstlich an:
Denn als die heil'ge Hostia
Vom Priester wird erhoben,
O Schreck! so ist kein Glöcklein da,
Den süßen Gott zu loben!

Ein Weilchen bleibt es totenstill;
Erbleichend lauscht der Graf,
Der schon das Zeichen deuten will
Als Unheil, das ihn traf.

Doch hat der Narr sich schnell bedacht,
Den Handel zu versöhnen,
Die Kappe schüttelt er mit Macht,
Daß alle Glöcklein tönen.

Keller an Storm.

Zürich, 13. Aug. 1878.

Lieber Freund und Richter! Ich danke nachträglich herzlichst für die freundlichen Geburtstagswünsche, auf welche ich keineswegs hoffte und auch nicht dachte, daß man wohl dortseits mit dem betreffenden Datum bekannt wäre. Ich werde mich ehestens behufs anständiger Reziprozität auf hiesigen Bibliotheken informieren, da mir im Hause alle lexikalischen Hilfsmittel schmählich abgehen.

Vorzüglich und ohne Scherz aber danke ich auch für die handwerklichen Ratschläge und Winke, die mir gut bekommen. Die Reduktion von Juditha Lebensalter hat mir mit einem Male den Schluß des „Grünen Heinrich" in eine hellere Beleuchtung gesetzt, und ich denke jetzt ein freundlicheres Finale zu gewinnen, ohne dem Ernste der ursprünglichen Tendenz Abbruch zu tun. Einzig wünschte ich noch zu wissen, ob nach Ihrer Meinung das Buch ohne weiteres mit Seite 91 des ersten Bandes beginnen kann[1]) (vorausgesetzt, daß charakteristische Kapitelüberschriften eingeführt werden), oder ob doch eine Art kleiner Einleitung in dieser oder jener Form nötig scheint. Scheint Ihnen ersteres tunlich, so schreiben Sie mir deswegen nicht extra, und auch im zweiten Fall nicht, wenn Sie irgend abgehalten oder nicht gelaunt sind.

Auch die wohltätigen kritischen Bemerkungen wegen der Gedichte werde ich mir zunutze machen; insbesondere die blinde Stelle mit der taubbekernten Nuß (im „Narren") hatte ich schon vorher auf dem Korn, und ich habe mich nun überzeugt, daß zwei Halbstrophen wegmüssen.

Auf Ihre neuen Verse freue ich mich außergewöhnlich und werde dieselben mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen. Indessen habe ich auch Ihre „Renate" gelesen, und zwar mit großem Genusse. Die Stimmungen von Land und Leuten sind wieder einzig, obgleich aus dem bekannten Schatzvorrat genommen. Die verjährte Sprache[2]) hat mich keineswegs gestört; sie eignet sich sogar besser für den erzählenden Helden, der geistig unter dem eigentümlich pikanten Mädchen zu stehen scheint. Ein dunkler Punkt liegt mir in der Hexengeschichte; während der alte Bauer offenbar ein aufgehellter Kopf und Zukunftsmann ist, geht doch ein mysteriöser Zug durch die Geschichte. Ein heimlicher Schrecken scheint auf der Renate zu lasten, und der Leser sieht sogar die Ratten ausfahren, wie wenn doch Hexerei vorhanden wäre. Der Wirkung tut indessen diese kleine Unklarheit keinen Eintrag.

Noch bleibt mir „Carsten Curator" zu lesen, den ich mir nächstens erhältlich machen kann, da die neueren Hefte Westermanns jetzt in Umlauf kommen auf unserer Lesemühle. Soeben habe ich auch ein Zirkular erhalten, wonach Spielhagen als Herausgeber gewonnen ist. Da Westermann nach wie vor die Oberleitung behält und außerdem ein eigener Redaktor Karpeles bestellt ist, so fürchte ich, es handle sich für Spielhagen um eine bloße Namensausmietung à la Hackländer. Auch Bodenstedt läßt sich jetzt an die Spitze literarischer Publikationen setzen[3]), ohne daß die Beitragenden ein Wort mit ihm zu verkehren haben oder von ihm vernehmen, u. s. w.

---

[1]) Auf S. 91 des ersten Bandes der alten Fassung begann die „Jugendgeschichte", die Ich-Erzählung, mit der jetzt der Roman sofort anhebt.

[2]) Keller selbst hat die Redeweise des 17. Jahrhunderts in der Episode vom Meretlein im „Grünen Heinrich", die des 18. Jahrhunderts scherzhaft in einem Briefe (Baechtold, Bd. III, S. 110—112) nachgeahmt. In den „Züricher Novellen" ist er der Versuchung, die so nahe lag, aus dem Wege gegangen.

[3]) Bodenstedt gab seit 1878 bei Spemann in Stuttgart den Almanach „Kunst und Leben" heraus.

Um noch einmal auf den verjährten Sprachstil der „Renate" zurückzukommen, will ich doch nicht verschweigen, daß mir über diese Angelegenheit im allgemeinen schon früher prinzipielle Skrupel aufgestiegen sind. Fast jeder hat in dieser Weise schon das eine und andere geliefert durch die Schreibarten der letzten Jahrhunderte zurück bis zum sechzehnten, allerlei Kabinettsstücklein, ganze Bücher und Episoden solcher. Nehme ich nun die verschiedenen Stammesdialekte[1]) hinzu, in welchen virtuos oder stümperhaft gearbeitet wird, von den Reuter, Groth, Hebel bis zu den bajuvarischen Quabblern und Nasenkünstlern, so scheint es mir doch, abgesehen von aller dargetanen Berechtigung und stattgefundenen Erbauung, daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird, der Fremde aber ein gewiegter Philologe sein müßte, der sich durch alles hindurchschlagen könnte. Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man sollte die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben nur in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat. So mag's auch ein bißchen mit den Rokoko- und Chronikalformen sein. Es schwebt mir sogar innerhalb der lebenden Schriftsprache eine größere Einheit und Gleichmäßigkeit im Tempo und Marschschritt und Tritt vor, die noch zu erreichen wäre gegenüber dem willkürlichen Einzelgetue, und damit das Material zu dauerhaften Formen für großen Inhalt, zuletzt aber schwebt mir soeben auch vor, daß dies alles wohl eine Schrulle ist und ein überflüssiges Blatt Papier gebraucht hat. Auf die „Renate" soll es sich jedenfalls nicht speziell beziehen, und wünsche ich diese gar nicht anders.

Freund Petersen will ich sogleich auch schreiben; er ist ein Satan mit Aquarellieren und glücklichem Enthusiasmuswesen. Paul Heyse und seine Frau sind ein paar Stunden in Zürich gewesen, als sie nach St. Moritz im Engadin reisten. — Meister Paulus macht so viele hübsche Verse bei allem Nervenleiden, das ihn drückt, daß ich anfange, mein blutiges Mitleid etwas im Zaume zu halten. — Vielleicht kommt die rechte lyrische Zeit für Heyse, wenn ihm die Reime einst nicht mehr so leicht fallen und dafür die Erinnerung mit ihrer Macht ins Leben tritt; es geht eben manchmal kurios zu in der Welt.

Schöne Sommertage wünsche ich Euch dort oben und unten, oder wie Ihr Euch plaziert, noch so manche als möglich, und denke, wir werden wohl irgendwo einmal einen kleinen Kongreß abhalten können. Ich denke z. B., auch wieder einmal einige Wochen in Berlin zuzubringen, wo sich, nach vorausgegangener Absprache, wohl etwas arrangieren ließe. Zuerst müssen aber die Attentäter und was damit zusammenhängt[2]), wieder aus der Mode sein.

Gott zum Gruß, oder was Euch für jenen gilt! G. Keller.

Meine Dichterei, die noch einen Rückfall erlebt[3]), werde ich zunächst wieder eine Zeitlang schlafen lassen. Es war mehr ein Versuch, die Handgelenke zu probieren, ob noch die Kraft da sei, das Alte zu sammeln und zusammenzubinden mit einem

---

[1]) Über Wert und Unwert der Dialektdichtung spricht Keller auch in einem Briefe an Emil Kuh (Baechtold, Bd. III, S. 193 f.)

[2]) Am 11. Mai 1878 war das Attentat Hödels, am 2. Juni 1878 das des Dr. Nobiling auf den alten Kaiser verübt worden.

[3]) Im August-Heft 1878 der „Deutschen Rundschau" (Bd. XVI, S 288—292) waren drei Gedichte von Keller erschienen, die fast unverändert in die Sämtlichen Werke eingegangen sind: 1. Tafelgüter (S. W. Bd. X, S. 109 f.), 2. Das Weinjahr (S. W. Bd. X, S. 134 f.), 3. Am Rhein (S. W Bd IX, S. 177 f., mit dem Gesamttitel „Rheinbilder" und mit den Sonderüberschriften „Das Tal", „Stillleben", „Frühgesicht" für die drei einzelnen Lieder).

Rotreifen zum letzten Gange oder Gewatschel. Ich hoffe, diese Arbeit nächstes Frühjahr vornehmen zu können, und muß eben dann etwas geübt sein, da und dort im Fluge etwas Neues oder Ergänzendes aufzuhaschen, wenn die Laune der früheren Tage wach ist und die Weisheit des Alters oder deren berühmtes Gegenteil wenigstens dabei steht. Inzwischen danke ich geziementlich für die genossene Aufmunterung und werde sie nur mäßig mißbrauchen. D. D.

Storm an Keller.

Hademarschen, 29. Aug. 1878.

Lieber Freund Keller!

Ihren Brief, an dem ich mich recht erquickt habe, empfing ich hier in dem schönen, zwischen Wies' und Wald belegnen holsteinischen Dorfe, wo ein jüngerer Bruder einen recht großartigen Holzhandel betreibt. Sein geräumiges, gastfreies Haus hat ihm mitten im Garten vor etwa einem Vierteljahrhundert ein Enkel des alten Matthias Claudius erbaut; und da eine liebenswürdige Familie darin haust und meine älteste Nichte mich nach der Vormittagsarbeit an einer schlechten Novelle[1]) durch ihr herzerquickendes Klavierspiel [ich bin darin so kürisch wie in dem Lyrum-Larum[2])] jedesmal wieder etwas in die Beine bringt, so fühle ich mich hier möglichst wohl, um so mehr, da meines Bruders Frau eine Schwester der meinen ist und ich auch letztere mit meinen beiden jüngsten Mädeln hier habe. Übrigens ad vocem „Lyrum larum" — darunter sind grade die unvergänglichsten Kleinodien unsrer Literatur; aber eine Perle ist nicht so selten wie ein solches Kleinod.

Daß Sie von meinem letzten Briefe für Ihren „Grünen Heinrich" also doch einigen Gewinn gehabt, hat mich förmlich getröstet; denn ich war genötigt, wenn überhaupt, so in einem starken Arbeitstrubel und mit ziemlich wüstem Kopf zu schreiben. Das in puncto S. 91 Bd. I schreibe ich Ihnen, sobald ich wieder heim bin, also etwa am 4. oder 5. kommenden Monats, einerlei ob ich gelaunt oder tot oder lebendig bin; darauf darf es bei uns alten Burschen, die wir so spät die Gesichter zueinander gekehrt haben, nicht mehr ankommen.

Meine projektierten Verse sind noch nicht gemacht; es betrifft auch nur den Eindruck, den der Tod eines jungen, eigentümlichen Menschen auf mich machte[3]).

Daß Ihnen die „Renate" im wesentlichen gefallen, ist sehr schön; die alte Sprache anlangend (in der ich übrigens Unverständliches zu vermeiden suchte), so denke ich ganz wie Sie und habe mir auch bei Beginn der Arbeit zugeschworen, daß es nicht wieder geschehen solle; diesmal aber wollte ich dem Reize, den es für mich hat, denn doch noch nachgeben. Den „dunkeln Punkt", den Sie anmerken, anlangend, so mochte ich den mysteriösen Hintergrund nicht missen; die Ratten erlaubte ich mir als zwar unheimlich, aber doch der Natur nicht widersprechend. Meines Bruders Haus hier war noch vor einigen Jahren von unvertreibbaren Rattenscharen heimgesucht; da kam seine silberne Hochzeit, und von dem heitern Getos der Gäste, mit denen es vom Fundamente bis zur Spitze bevölkert war, verschwand das unheimliche Gesindel auf Nimmerwiederkehr, wahrscheinlich ihre übrigen Gesellen im Dorfe mit sich nehmend; denn der Tierarzt des Dorfes, der zur selben Zeit in mondheller Nacht dahinritt, sah sie in großen Scharen auf den mit Busch bewachsenen Wällen zur Seite des Weges fortziehen. — So wurde mir dieser Tage hier erzählt. —

---

[1]) Zur „Wald- und Wasserfreude".

[2]) Der Ausdruck „Lyrum-Larum" für Lyrik hatte Keller in einem von mir ausgelassenen Satze des Briefes vom 13. August 1878 gebraucht.

[3]) Das anläßlich des Todes des jungen Grafen R. konzipierte Gedicht „Einem Toten" (Deutsche Rundschau, Bd. XX, S. 322, September 1879), jetzt in den „Sämtlichen Werken", Bd. XI, S. 3—5, mit der Überschrift „Geh nicht hinein".

Den in Aussicht gestellten Kongreß wollen wir vorläufig festhalten, obgleich eines mir die Zuversicht beeinträchtigt: ein Herzleiden, das mich seit Jahren quält — nur mein jüngster Bruder, der Arzt, weiß, ob und wie es nach meinem Leben zielt —, und das in der letzten Zeit größere Dimensionen anzunehmen scheint, könnte für eine solche Reise wenigstens ein Veto einlegen. Doch, das zu seiner Zeit.

In den nächsten Tagen sende ich also einen Nachtrag zu diesem Briefe; für heute drücke ich Ihnen herzlich, leider nur im Geiste, die Hand.

Ihr Th. Storm.

NB. Die Attentäter c. ann. müßten freilich erst aus der Mode sein; es ist außerordentlich, wie das Dutzendgesindel einem die natürliche Teilnahme mit Dreck beschmeißen und in Ekel verkehren kann. D. O.

Storm an Keller.

Husum, 6. Septb. 1878.

Lieber Meister Gottfried!

Nach genommener Einsicht bin ich der Meinung — und damit stimmt auch mein kritisches Hausgewissen, der Jurist Ernst —, daß der „Grüne Heinrich" sehr wohl ohne weiteres mit S. 91 Bd. I beginnen kann. Hoffentlich haben Sie in der Erzählung die erste Person nicht aufgegeben, da sonst gewiß viel von der jetzigen Frische verloren gehen würde.

Im übrigen bin ich bei meiner Heimkehr an das Kranken-, wahrscheinlich an das Sterbelager meiner Mutter getreten, die bis jetzt mit ihren schönen Augen noch immer so jugendlich auf Kinder und Enkel blickte. — Ich grüße Sie herzlich.

Th. Storm.

Episodisch möchte ich hier eine Mitteilung einschalten, die nicht unwillkommen sein wird, auch wenn sie eine kleine Abschweifung bedeutet. Im Anfang des Briefes vom 29. August gedenkt Storm der Wirkung, die gutes Klavierspiel auf ihn ausübt. Daß er musikalisch veranlagt war, beweist ja schon seine mehrmalige Begründung und Leitung von Gesangvereinen. Wie tief aber eigenes oder fremdes Spiel ihn berührte, wie es schmerzliche Spannung in ihm zu lösen vermochte, dafür ein Beispiel: In seinem Brief an Mörike vom 6. Juli 1865 erwähnt Storm ein junges Mädchen, das damals kurz vor und nach Frau Konstanzens Tode seinen Haushalt führte. Dieser Dame verdanke ich Aufzeichnungen über jene schwere Zeit, besonders auch über den Tag des Leichenbegängnisses. Sie geben einige neue Züge zu des Dichters Wesen: „. . . In dieser Zeit also, der schwersten seines Lebens, war ich in Theodor Storms Hause. Ich erinnere mich heute noch einzelner Umstände grade dieser Tage ganz genau, z. B. einer Begegnung mit ihm auf der Treppe, die nach den oberen Räumen führte. Unwillkürlich blieb ich stehen, als ich seiner ansichtig wurde: ich wußte es sofort, daß ihm etwas Entsetzliches geschehen sein mußte. — „Gehen Sie doch zu meiner Frau," bat er, „ich kann jetzt nicht." Die Ärzte hatten ihm soeben erklärt, daß sie nicht mehr zu retten sei . . . Da ich von seiner Umgebung die älteste war, sprach er manches zu mir, was damals tiefen Eindruck auf mich machte. Sein Schmerz war nicht wortlos, es war ihm Bedürfnis über die Tote zu reden, immer wieder ihrer geistigen Vorzüge, ihrer Schönheit Erwähnung zu tun. In dieser Zeit, weiß

ich auch, beschäftigte ihn viel der Gedanke an Unsterblichkeit. ‚Wenn ich doch glauben könnte‘, die Worte habe ich oft von ihm gehört. Ich weiß es und sah es, wie er unter seiner Überzeugung litt. Als aber der erste Geistliche Husums zu ihm kam, Trost zu spenden oder was sonst seines Amtes, stand Theodor Storm ihm so kühl gegenüber, so verstandesüberlegen — der Priester würde es gewiß nie geglaubt haben, daß der Mann da vor ihm eben noch innerlich so gekämpft.

„Eines Morgens früh um vier Uhr, als die Stadt noch schlief, wurde Frau Konstanze von den Männern seines Gesangvereins, die sich diese Gunst ausgebeten hatten, zu Grabe getragen. Ohne Sang und Klang, ohne Geistlichkeit und ohne jegliches Gefolge, er allein mit seinen ältesten Söhnen begleitete sie auf diesem letzten Gang. Ich erinnere mich auch noch, wie er sich nach der Rückkehr vom Kirchhof ans Klavier setzte und spielte — stundenlang — es war wohl keiner im Hause, der von diesem Spiel nicht ergriffen worden wäre. An diesem Tage schrieb er auch das Gedicht ‚Tiefe Schatten‘; ich sah es gewissermaßen unter meinen Augen entstehen; einzeln las er mir die Verse vor, er wußte, daß ich die Tote sehr verehrt hatte . . .“

Keller an Storm.

Zürich, 15. Nov. 1878.

Liebster Freund und Nordmann!

Tausendfachen Dank für die neuen Novellen, den ich nach der Welt Lauf erst abstatte, nachdem der Genuß augenblicklich genommen worden und das Maul längst gewischt ist. Dafür werde ich nächstens Ihre Bände nicht mehr ausleihen, weil sie zu den Sachen gehören, die ich öfter wieder zur Hand nehme und dann stundenlang drin fortzulesen pflege u. s. w.

Der „Carsten Curator“ ist ja ganz schön, durchsichtig und vollkommen fertig. Der diebische Junge war mir anfangs freilich zuwider in einer spezifisch poetischen Geschichte, wie es die Ihrigen sind; allein, dem rechtschaffenen Kurator war nicht anders beizukommen, wenn das Thema, die Unterwerfung der schlichtbürgerlichen Pflichtmäßigkeit und Anspruchslosigkeit unter das dämonische Prinzip sinnlicher Schönheit, durchgeführt werden wollte. In dem neuen Berliner „Wochenblatt“ hat Sie einer um dieser Geschichten willen unter die Pessimisten gesteckt (Nr. 5 vom 2. Nov.) [1]), und zwar einer, der dort überall mitzusprechen scheint. Es ist zuweilen, wie wenn lauter angetrunkene Fuhrleute durcheinander lärmten.

Mit Ihrer alten Mama scheinen Sie noch eine Gnadenfrist zu erleben, wozu ich herzlich Glück wünschen würde; denn je länger man ein solches Möbel, Mütterchen genannt, hat, um so weniger will man an ein Aufhören denken. Man merkt den eignen Niedergang.

Damit will ich aber nicht befürchten, daß etwas an einer Herzkrankheit sei, von welcher Sie mir in Ihrem letzten Briefe geschrieben. Die Andeutung hat mich unheimlich berührt, und hoffe ich, die geheimnisvollen Wissenden werden in der Tat nicht viel zu verhehlen haben.

Es ist ein ausnahmsweise hier schöner Novembertag, und ich will etwas spazieren, daher schließen.

Mit allen Grüßen Ihr Gottfr. Keller.

---

[1]) Gemeint kann nur das von Fritz Mauthner herausgegebene Wochenblatt sein, dessen erster Jahrgang 1878 erschien. Ich vermag aber kein Exemplar dieser Zeitschrift aufzutreiben.

Inzwischen waren zwei neue Novellen Storms erschienen: im 46. Bande von „Westermanns Monatsheften" „Der Finger" (jetzt: „Im Brauerhause"), jenes bänglich beklemmende Werk, in dem ein blühendes Gewerbe und Hauswesen wehrlos an einem Zufall und an dem dumpfen Aberglauben der Leute zu Grunde geht; und im 18. Bande der „Deutschen Rundschau" (März 1879, S. 331—368) die Erzählung „Zur Wald- und Wasserfreude" mit dem später weggelassenen Motto:

Noch ein Versuch im Schmetterlinge-Fangen;
Allein der Herbst, der Abend macht mich bangen.

Es ist ein zaghaftes Geleitwort, das ganz zu der zweifelnden Selbstkritik in den Briefen paßt. Die Absicht, die Storm am 18. Februar 1879 äußert, daß er im Sommer an der Novelle „noch etwas flicken" werde, hat er nie ausgeführt. Es würden die Verbesserungen, da das Werk minder konsequent aufgebaut ist als andere Stormsche Dichtungen, auch kaum viel genützt haben.

Storm an Keller.

Husum, 18. Febr. 1879.

Nicht weiter, liebster Keller, soll das Jahr, ohne daß Sie wenigstens Gruß und Lebenszeichen von mir empfangen; hoffentlich sitzen Sie jetzt in warmer Winterbehaglichkeit — hier wenigstens ist draußen Frost und stäubender Schnee — und schreiben den friedlichen Schlußakt Ihres „Grünen Heinrichs", während halbbewußt schon neue, dämmernde Gestalten drängen. Mir ist es nicht so gut geworden; ich habe Sachen produziert, die meinen guten Namen just wohl nicht verbessern werden; eins, „Zur Wald- und Wasserfreude", finden Sie nächstens in der „Rundschau"; eine — glücklicherweise anspruchslose — Erzählung „Der Finger", wo eine Familientradition aus einer befreundeten Familie zu Grunde liegt, im „Westermann". Fange ich nun ein Drittes an, so habe ich alle Ursache, mich in acht zu nehmen. Leider kann ich nicht, wie so ein Junggeselle, von meinem Richterstuhle abdizieren; und doch denke ich fortwährend daran, noch etwas von meiner armen Seele zu retten; denn die jetzt auch für mich begonnene Umwälzung des Grundbuchwesens und zum Oktober des ganzen Justizwesens — lauter neue detailliert andre Gesetze — drohen auch die ewige Jugend, auf die wir Poeten sollen Anspruch machen können, zu vernichten. Auch habe ich mir vorig Jahr in dem anmutigen holsteinischen Dorfe Hademarschen ein Grundstück gekauft, um darauf mein Abnahmehaus[1]) zu bauen, auch schon einige Hundert Bäume und Büsche nach einem Gartenplan dort pflanzen lassen; aber die Bäume müssen erst rauschen, und wer weiß, ob sie es dann für mich tun? Ein Bruder von mir (er betreibt einen großen Holzhandel) und andre nette Leute wohnen dort, fünf Minuten von meinem Grundstück liegt ein freundlicher Flecken, Hanerau, ich selbst werde von meinem Hause die Aussicht auf wahrhaft Eichendorffsche Wald- und Wiesengründe haben; aber dennoch befällt mich mitunter die Angst, hier meinen Stuhl zu rücken. So lasse ich es denn so gehen und habe für einige fünfzig Taler Zinsverlust das wunderliche Gefühl, daß mir irgend anderswo ein Garten in Laub und Früchte treibt, und kann mir auf dem inmitten aufgeworfenen Bauplatz vor dem Einschlafen mein Haus bald so, bald so zurechtbauen. Solange meine alte Mama lebt, denke ich selbstverständlich nicht ans Fortgehen. Und sie lebt noch

[1]) Das Wort „Abnahmehaus" für das, was man sonst „Altenteil, Austragstübl" u. dgl. nennt, weiß ich weder in der Juristensprache noch in irgend einem deutschen Dialekt nachzuweisen. In Heiligenstadt, in den Novellen „Veronika" und „Im Schloß", wendet Storm es zuerst an; aber eichsfeldisch ist es nicht. Dann taucht es im Briefwechsel und in der „Wald- und Wasserfreude" auf.

immer, ist innerlich klar und lebendig, obwohl sie nur selten das Wort dafür finden kann; aber sie wird schwächer, und ob wir sie noch einmal zu ihren Blumen in den Garten hinunterkriegen, ist wohl kaum zu hoffen.

Mit Ihrem Einwand gegen meinen „Carsten Curator" haben Sie völlig recht; ich hatte ihn schon beim Schreiben aber schrieb dennoch so.

Vor Weihnachten hatten wir auf besondere Veranlassung W. Jordan hier; er rhapsodierte genau 1½ Stunden in unserer Aula von Siegfrieds Abschied (zur Jagd) bis inkl. zu seinem Tode; und ich hörte das an. Aber Gott stehe mir in Gnaden bei! Was ist das für elendes Zeug! Eine kleine, bucklige Dame sagte (in betreff der Schilderung des Waldlebens)[1]), ihr sei gewesen, als wenn ein Noahkasten ausgekramt würde. Und diesen Mann nennen Literaturgeschichten den ersten, einen gewaltigen Epiker! Das Gewaltige liegt nur im Stoff; was er dazu getan, ist roh und doch sentimental, breit und kleinlich, und wo er eine Kraft einsetzen soll, da hat er keine; nur einmal schimmerte auf Hagens Lanzenspitze für einen Dreier Poesie. Der Mann schreitet übrigens ganz in dem Bewußtsein, daß reiche Hamburger ihre Säle mit Marmorreliefs aus seiner Dichtung zieren und seine Büste in Marmor hauen lassen. Als wir nach Hause kamen, lasen Ernst und ich, um uns von diesem Elend zu erholen, uns sofort Siegfrieds Tod in den alten „Nibelungen" vor; dann ging ich in eine Gesellschaft zu Jordans Ehren, wo der Wirt dessen Gesundheit als „ersten Epiker Deutschlands" ausbrachte und dann für den Rest des Abends mir als Sachkundigem den Gast überließ. Solche Gesellschaften will ich niemals wieder mitmachen. —

Dieser Tage hatte ich die Freude, daß meine achtzehnjährige Tochter Lucie (sie ist freilich Braut) sich ganz von Ihrer „Ursula" entzückt zeigte; auch auf sie hatte der Tod Zwinglis besonders gewirkt. Gleichzeitig erklärte das unkindliche Geschöpf, daß sie meinen „Finger" gar nicht nett fände; wogegen denn freilich bei solcher Gegenüberstellung nichts zu erinnern war.

Und nun — haben Sie nicht wieder irgend etwas, worüber es Ihnen gefällig[2]) ist, auch meine dumme Meinung zu hören? Man kommt dann so viel leichter wieder einmal zum Schreiben. Zum Sommer, wo ich meine „Wald- und Wasserfreude" noch etwas flicken möchte, klopfe ich vielleicht einmal bei Ihnen an. Aber nicht wahr, Sie lassen bald einmal von sich und dem guten „Heinrich" hören? Mir geht's ganz leidlich; nur daß ich, wie gesagt, meinen Lebensrest nun lieber anderswie als im Amte verbrauchen möchte. Meine beiden Keller-Leser, Ernst und Lucie, lassen sich Ihnen empfehlen, was Ihnen hoffentlich nicht gleichgültig ist; denn wenn man sich der Jugend bemächtigt, so ist ja die Unsterblichkeit immerhin wieder auf eine neue Generation gesichert.

Und somit, liebster Freund, möge Ihnen Trank und Speise munden und Ihnen Kraft und Lust zu allerlei Schönem und Tröstlichem auch in diesem Jahr verleihen!

Ihr Th. Storm.

Heyses „Elfriede" soll in Straßburg i. E. ja nur einen Achtungserfolg[3]) gehabt haben. Er referierte mir vor einiger Zeit auf meine Bitte — denn ich liebe dieses Werk — einmal ausführlich die ganze Theaterkalamität in puncto der „Elfriede"; und nun in Straßburg aufgeführt und ohne Erfolg! Ob er nun nicht des Dramas müde wird? Vielleicht fehlt das Handfeste in seinen Dramen, was vor allen groben Fäusten stehen bleiben muß. Übrigens bekenne ich gern, daß ich von diesen Dingen nichts verstehe. D. D.

---

[1]) Anfang des 23. Gesanges.

[2]) Storm schreibt „gefellig".

[3]) Erich Schmidt als Augenzeuge der Straßburger Aufführung betont dagegen in seinem Aufsatz über Elfride-Dramen (Charakteristiken, 1886, S. 403—417): „Es war ein durchschlagender Erfolg, kein Achtungserfolg."

In der Verehrung des alten Nibelungenliedes waren beide Dichter (vergl. Baechtold, Bd. III, S. 356 f.) einig; sie mochten daher Jordans anspruchsvollen Konkurrenzgesang nicht leiden. Keller konnte es Jos. Viktor Widmann nicht verzeihen, daß dieser am Eingang des siebenten Gesanges seines Pfarrhausidylls „An den Menschen ein Wohlgefallen" das ehrwürdige Werk gering geschätzt hatte gegenüber der modernen Paraphrase:

Sei's, daß sie lauschen im nordischen Saale dem bleichen Rhapsoden,
Der sich's erwählt, den Weg zu wandeln zur fernen Vorzeit
Unseres Volkes, und, selbst ein Siegfried, die schlafende Sage
Aus dem Banne befreit des häßlich entstellenden Mönchtums.

So vermochte, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, Keller besonders über jene Stelle im 22. Gesang des ersten „Liedes" der Nibelunge nicht hinwegzukommen, wo Sigfrid den kleinen Helgi zu sich in den Sattel hebt und nun das Knäblein redet:

Mein eigener Vater,
Kaum sieht er mich kommen, ein sanftes Wörtchen
Von ihm zu erbetteln, da wird er gleich böse,
Da murmelt er „Knirps" und knirscht mit den Zähnen
Und stößt mich beiseite. Du, Sigfrid, du sagst mir:
„Mein artiger Knabe." — —
Nein, du bist nicht böse, du bist der Beste!
Nur meine Mutter, die will es nicht merken.
Ach, sage doch, Sigfrid, ob es nicht sein kann,
Daß du mein Papa wirst?

Keller an Storm.

Zürich, 26. Februar 1879.

Ihr Brief, liebster Freund, so willkommen er mir ist, hat mich doch in ärgerlicher Weise an meiner Saumseligkeit ertappt, mit welcher ich seit Monaten mit einem Briefe an Sie laborierte. Der Winter ist mir zum erstenmal fast unerträglich geworden und hat fast alle Schreiberei lahmgelegt. Immer grau und lichtlos, dabei ungewöhnlich kalt und schneereich, nach vorangegangenem Regenjahr, hat er mir fast täglich namentlich die Morgenstunden vereitelt. Ein einziges Mal hatte ich neulich ein Frühvergnügen, als ich eines Kaminfegers wegen um vier Uhr aufstehen mußte, der den Ofen zu reinigen hatte. Da sah ich das ganze Alpengebirge im Süden, auf acht bis zwölf Meilen Entfernung, im hellen Mondscheine liegen, wie einen Traum, durch die vom Föhnwinde verdünnte Luft. Am Tage war natürlich alles wieder Nebel und Düsternis.

Schon seit dem Herbste habe ich den Salomon Geßnerschen zweiten Band[1]) für Sie bereit, den Sie einmal gewünscht haben. Das Jahrhundert, das seit seinem Erscheinen verflossen war, und das ich durch die schöne Dedikation[2]) markiert habe, ist nun schon überschritten. Gleichwohl lasse ich's stehen und sende Ihnen das Buch zum freundlichen Angedenken und Vergißmeinnicht.

Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Landkaufe und Baumpflanzen; wer die Mutter noch hat, darf wohl noch Bäume setzen; warten Sie aber, wo möglich, nicht zu lange, bis Sie bauen. Die Gesetzesänderungen, welche Ihnen so mal à propos noch auf den Hals fallen, soll auch der Teufel holen, so zweckmäßig sie

[1]) Vgl. den Brief Th. Storms vom 7. April 1877 und die dazu gehörige Erklärung.

[2]) Keller hatte in den Band von 1778 unter das Titelblatt in Antiqua-Majuskel geschrieben: Seinem Freunde Th. Storm in Husum G. Keller in Zuerich MDCCCLXXVIII.

sein mögen. Ich habe vor zehn Jahren etwas Ähnliches erfahren: Gerade als ich in mein Amt so voll eingeschossen war, daß ich Aussicht hatte, etwas Muße zu gewinnen, gab's eine trockene, aber radikale Staatsumwälzung, eine neue Verfassung wurde gemacht, infolgedessen eine Reihe neuer Gesetze, so daß ich neben den laufenden Geschäften zwei Jahre lang fast Tag und Nacht Schwatzprotokolle zu schreiben hatte, die nachher zur Interpretation dienen sollen, wenn die Herren nicht mehr wissen, was sie gewollt haben. Da war es denn mit der Dichterei wieder fertig, besonders da die zweite Staatsschreiberstelle auch abgeschafft wurde[1]) und ich als einziger und unteilbarer Skribax dastand, weshalb Ihre Adressen auch nicht mehr richtig sind. Es[2]) möchte Ihnen bei diesem Anlasse auch belieben, fragliche Titulatur überhaupt abzuschaffen, sintemalen dieselbe in der knauserigen Republik keine Pension einträgt.

Sie sind aber ja ein Hexenmeister von Fleiß, wenn wir drei neue Arbeiten zu gewärtigen haben; sie sollen und werden Ihrem guten Namen nichts schaden, da Sie ja das Vermögen nicht besitzen, absichtlich unter sich selbst herabzusteigen, wie gewisse Industrielle, und unabsichtlich hat es doch auch seine Mucken.

Den koketten Rhapsoden Jordan hab ich vor Jahren hier auch gehört, und zwar in den gleichen Kapiteln; gar wunderbar war es, das kränkliche Knäblein der Brunhild (welch modernes Romanmotiv!) zu Siegfried sagen zu hören: „Du bist lieber als Papa." Jordan ist gewiß ein großes Talent, aber es braucht eine hirschlederne Seele, das alte und einzige Nibelungenlied für abgeschafft zu erklären, um seinen modernen Wechselbalg an dessen Stelle zu schieben. Jenes Nibelungenlied wird mir auch mit jedem Jahre lieber und ehrfurchtgebietender, und ich finde in allen Teilen immer mehr bewußte Vollkommenheit und Größe. Als man nach der besagten Vorlesung in Zürich aus dem Saale ging, hatte sich der Rhapsode unter der Türe aufgestellt, und jeder mußte an ihm vorbeigehen. Vor mir her ging Kinkel, auch ein Vortragsvirtuose und „schöner Mann", und nun sah ich, wie die Beiden sich kurz zunickten und lächelten in einer Weise, wie nur zwei Frauen sich zulächeln können . . . Wahrscheinlich verdirbt das reisende Deklamierwesen etwas die Poeten.

Über Paul Heyses dramatischen Unstern weiß ich nichts Sicheres zu sagen, da ich mehrere seiner Stücke noch nicht gelesen und noch gar keines aufgeführt gesehen habe. Was ich kenne, ist mir mit ein paar Ausnahmen sympathisch; allein, ich habe auch das Gefühl, daß er keine glückliche Hand mit den Stoffen hat; sie scheinen keine rechte Nötigung in sich zu haben. Es wäre vielleicht aber auch möglich, daß seine Sachen für die jetzigen Zustände einfach zu gut sind; doch wie gesagt, ich muß sie erst einmal recht durchlesen.

Ich für meine Person bummle jetzt im Geiste oft in seiner Nähe in München herum, da ich in der Tat mit dem Ende des grünen Menschen beschäftigt bin. Der Druck hat dieser Tage begonnen. Ich kann Sie, da Sie es wünschen, gleich um einen weiteren guten Rat angehen. Der Titel „Der grüne Heinrich" scheint mir nämlich immer an Skurrilität oder unfreiwilliger Komik zu leiden; auch erinnere ich mich wohl, wie sehr ein malitiöser Kritiker gesagt hatte, der Held dieses Romanes sei allerdings ein grüner Junge u. s. w. Hielten Sie es nun für tunlich, den Titel zu ändern und etwa zu sagen „Heinrich Lee" oder „Das Leben des grünen Heinrich", mit welch letzterer Wendung dann wenigstens das Wort „Roman" wegfallen könnte und das Ding schlechtweg ein Buch wäre. Oder hat Sie der bisherige Titel nie gestört?

[Es folgt eine Erörterung über Schriftstellerhonorare.]

Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einige Male Ihre Briefe mit Zehn-

[1]) Im Jahre 1871. Schon damals bat Keller Emil Kuh, die hinfällig gewordene Titulatur wegzulassen.

[2]) Keller schreibt „Ich".

Pfennig-Marken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strafporto von vierzig Pfennigen in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!" Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!" Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer: „Wer ist denn da wieder?" (An Ihren Beraubungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Backfischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachtsanthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist.) „Den nächsten Brief dieser Art," schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht annehmen!" — „Du wirst nicht des Teufels sein!" schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbssuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Raus mit der Suppe!" heißt's jetzt, „und stell sie in deinen Ofen!" „Dort steht schon ein Topf; mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!" Neuer Wortkampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Niederlage gewechselt.

Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufte nachzugehen und sie zu verstopfen. Machen Sie es aber nicht wie Paul Lindau, der mir s. Z. nach einer Reihe von halbfrankierten Mahnbriefen um irgend einen Geschäftsartikel schnöd bemerkte, so was könne bei ihm gar nicht vorkommen; höchstens könne es sich um ein einmaliges Versehen seines Sekretärs handeln; er bitte deshalb um Nachsicht wegen des unliebsamen Vorfalls u. s. w. Da hatt' ich von diesem Humoristen mein Teil weg!

Grüßen Sie mir biedermännisch Ihre beiden liebenswürdigen Kinder, denen ich für ihre gewogene Gesinnung alles Wohlergehen anwünsche, vor allem natürlich der Verlobten. Ich habe schon seit Jahren ein Novellenkränzchen projektiert, dessen Hauptträgerin Lucie heißt, d. h. vorläufig. Ich werde nun den Namen zu Ehren der Gönnerin der armen Ursula stehen lassen müssen, da es so schon eine kluge Person werden sollte und nun um so eher wird. Den „Finger" will ich Ihnen dafür doppelt rühmen.

Ich danke für Ihre Jahreswünsche gar herzlich und hoffe, daß ich in der Tat einen Ruck vorwärts tue mit meinen Lebensrestanzen; denn der Handel fängt doch an, unsicher zu werden, und ein Altersgenosse nach dem andern wird kampfunfähig oder segelt gar von dannen. Ihnen wünsche ich gleichfalls das Beste, vor allem Beruhigung wegen des mysteriösen Übels, von dem Sie mir schrieben, und an das wir vor der Hand nicht glauben wollen. Mögen Ihre Bäume lustig gedeihen und zugleich die Mama noch gute Frist gewinnen, daß Sie nicht wegziehen; so ist die richtige Spannung vorhanden, wie mir scheint.

Ihr G. Keller.

Welch einen wehmütig-lustigen Einblick in das ungemütliche Hauswesen Kellers gewährt dieser Kampf der beiden alten Geschwister! Der sonst so selbständige Junggesell, zu Hause stand er doch unter Regulas Pantoffel, gerade so wie etwa in Gaudys Gedicht der Hagestolz unter der Bevormundung seiner Susanne. Und drum ist der Ärger beider vortrefflichen Hausdamen begreiflich, wenn hier wie dort

Die unfrankierten Schreiben treffen
Posttag für Posttag wieder ein.

Keller hat die Kuverte aller Briefe von Theodor Storm aufbewahrt; die ältesten von ihnen tragen in der Tat sämtlich die Strafportomarken in der Höhe von vierzig Centimes, einmal sogar — wohl ein besonderer Scherz jenes humorvollen Briefträgers — in Gestalt eines Kranzes von acht 5 Centimesmarken. Nur um den Preis dieses öfteren Verdrusses kamen Theodor Storm und Regula Keller auf den Gruß-Fuß mit einander, und — nur deshalb erwähne ich diese an sich nichtigen Dinge — in eines Dichters Seele wird das Unzulänglichste Ereignis: eine der nächsten Novellen Storms, Hans und Heinz Kirch, verwertet als das ausschlaggebende, zu entsetzlichen Folgen führende Motiv den unfrankierten Brief.

Storm an Keller.

Husum, 5. März 1879.

Lieber Freund Keller!

Ich schrieb neulich so einem Autographentiger „mit Postmarke" (das sind ja die schlimmsten): „Der schlimmsten Geister einer ist der Sammelgeist"; als ich aber gestern von Ihnen den schönen Band 2 vom alten Geßner empfing, da fühlte ich, daß ich doch selber jenem Geist auch etwas verfallen sei. Es hat mir überdies recht wohlgetan, daß Sie meinen einmal geäußerten Wunsch in so feinem Herzen aufbewahrten. Dank dafür! Nun gilt es nur, aus alten Buchbinderwerkstätten alte „Fi-" oder „Phileten"[1]) aufzutreiben, um meinen ersten, bis dato nur broschierten Teil annähernd ähnlich gebunden zu kriegen. Das schöne Buch verdient es schon. — —

Wie ich zu dem mangelhaften Frankieren, d. h. zur Annahme gekommen, daß es nach der Schweiz einfach Porto sei, weiß ich nicht zu sagen, wohl aber, daß ich jedesmal nur so frankiert habe. Ich bin sonst selbst ebenso zornig über lüderliches Frankieren wie Ihr Frl. Schwester, der ich mich freundlichst empfehlen lasse. Sie hätten mir nur schon früher einen Puff geben sollen.

In betreff des „Grünen" gratulier ich aufrichtig und warte nun nebst Ernst und Lucie — die beide für den freundlichen Gruß danken — mit Spannung auf die neuen „Lucien-Novellen".

Den Titel für den „Grünen" anlangend, so bin ich zum Raten nicht frisch und unbefangen genug mehr in dieser Sache; nur bemerken möchte ich, daß das Buch doch, nachdem Ihr Publikum größer geworden, sich eines gewissen Namens erfreut. Ein Mittelweg wäre vielleicht gut; „Leben" oder „Heinrich Lee" klingt aber zu biographisch; sollte nicht angehen — nein doch wohl nicht! Ich wollte sagen: „Die Geschichte vom grünen Heinrich". Verfluchter casus mitunter, so ein Titel! Lassen Sie Heyse einmal seinen „Verschäl" sagen. Wenn mir noch was einfällt, schick ich's sofort per Karte.

Ihre Schilderung in betreff Jordan und Kinkel ist gewiß sehr richtig; im zweiten oder dritten Bande seiner Gedichte fingiert „der schöne Mann" sich als gestorben und läßt an seinem Grabe ein oder zwei junge Freiheitskämpfer dem Vaterlande Treue schwören[2]). — Meine eigne arme Seele anlangend, so werden Sie meine „Wald- und Wasserfreude" wohl schon jetzt in der „Rundschau" gelesen haben; sonst, wenn die nicht an Sie kommt, sagen Sie's per Postkarte, und ich sende sofort einen sauberen Abdruck. Ich mache es freilich immer so gut, als ich kann, und

[1]) Fileten sind Stempel zur Vergoldung von Einbanddecken.

[2]) Hier referiert Storm aus mangelhafter Erinnerung. In dem zweiteiligen Gedicht „Holzlahr" (Gottfried Kinkels Gedichte. Zweite Sammlung. Stuttgart 1868. S. 29—33) fingiert Kinkel allerdings, er sei tot, und sein Herz sei beigesetzt bei dem Dörfchen Holzlahr, unweit des Flusses Sieg. Aber nicht zwei Freiheitskämpfer schwören dort Treue, sondern ein Liebespaar findet sich ein, und der Bursch erzählt seinem Schatz, wie er jüngst in der Schlacht jenes toten Kämpfers gedacht habe, dessen Herz da unten ruht.

wenn ich's auch dreimal auf den Kopf stellen soll; aber — mitunter reicht der Stoff nicht, mitunter die Kraft nicht. Und doch: „Wollt Ihr Poeten sein, so kommandiert die Poesie"; und es gefiel dem alten Goethe so, daß Schiller, der ja für seinen Haushalt des bedurfte, meinte, daß er wohl drei (oder waren's zwei?) Dramen jährlich leisten könne. Leisten! Das gefiel ihm so wohl als Zeichen des soliden Kraftgefühls [1]). Nun, wir Kleinen sollen uns so was freilich nicht vermessen; namentlich wenn wir ins 62ste gehen und dazu noch justizreorganisieren sollen.

Und somit und mit herzlichem Gruß genug für heute.

Ihr alter Th. Storm.

Übrigens sind es nicht drei, sondern nur zwei Geschichten (außer der „Wald- und Wasserfreude" der nur reichlich einen Bogen lange „Finger"), die ich in den letzten fünf Vierteljahren fertiggestellt.

Keller an Storm.

Zürich, 25. März 1879.

Schon seit Wochen habe ich Ihre „Wald- und Wasserfreude" genossen, liebster Freund, und noch immer fällt es mir plötzlich ein, daß die arme Kätti ja in der Welt herumirre, und wie es ihr wohl gehen möge. Dieses spurlose Verschwinden der Heldin Ihrer Geschichte ist echt tragisch und zugleich neu, auch allseitig richtig herbeigeführt; wäre der Wulf Fedderssen etwas kernhafter und interessanter oder der Vater Zippel weniger lächerlich, so wäre der Verlauf ein anderer geworden, damit aber die Geschichte um die Pointe gekommen. Da also das alte Rätsel des Warum wieder neu illustriert ist und die Geschichte sich im einzelnen gut und kurzweilig, sogar mit Spannung liest, so hätten Sie nach meiner Meinung das melancholische Motto weglassen sollen. Dasselbe ist übrigens selbst ein gutes Zeichen; denn sobald einmal der Schriftsteller schwach wird, so wird er's erst recht nicht eingestehen und hütet sich, solche Andeutungen zu machen. Nun wollen wir den „Finger" noch erwarten.

Für den ersten Band des Geßner müssen Sie keinen Buchbinder tribulieren. Ich habe denselben und werde ihn nachsenden, sobald ich in der Laune bin, ein Paketchen anzufertigen, was nicht immer der Fall ist. Ich glaubte Sie im Besitz eines gebundenen Exemplares gleicher Art und Abstammung; da das meinige, das ich aufgetrieben, wie an den ursprünglichen Schutzpapierchen vor den Radierungen zu sehen, offenbar nie gelesen worden, so nahm ich an, es habe s. Z. eine gebundene Auflage existiert, sintemal ich schon lang ein ähnliches Exemplar hatte.

Die Titelfrage des „Grünen Heinrich" hat mein Verleger unversehens gelöst, indem er den ersten Band fertigstellte samt dem alten Aushängezeichen. — — —

Jetzt wünsche ich Ihren Pflanzungen guten Frühlingsanfang und so viel Strebsamkeit, daß Sie noch unter dem Schatten der jungen Baummannschaft dichten und trachten können. Herzlich grüßend Ihr G. Keller.

[1]) Hier zitiert Storm wieder aus dem Gedächtnis und irrt dabei. Er entsinnt sich, daß Goethe am 18. Januar 1827 Eckermann erzählt hat, wie der Herzog Karl August Schiller bei seiner Übersiedelung nach Weimar jährlich 1000 Taler, im Falle einer Erkrankung sogar das Doppelte angeboten, Schiller aber abgelehnt habe mit den Worten: „Ich habe das Talent und muß mir selber helfen können." Dann fährt Goethe fort: „Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen." In diesen und den folgenden Worten liegt allerdings eine gewaltige Hochachtung vor Schillers Energie, aber Goethe zeigt sich doch weit davon entfernt, in solcher Überanstrengung einen Gewinn für die Kunst zu sehen. Im Gegenteil, alle Mängel Schillerscher Dichtungen leitet er aus der künstlichen Steigerung der Produktionskraft her.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen

unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863).

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

Man erwarte in vorliegenden Blättern nicht, eine Geschichte des letzten Aufstandes in Russisch-Polen zu finden. Der Trauerschleier, welcher die Erinnerung an die dortigen Begebenheiten umhüllt, soll hier nicht gelüftet werden; das möge der historischen Darstellung überlassen bleiben. Nur leichthin beabsichtige ich die unseligen Momente zu streifen, welche allen Revolutionen eigen sind, aber auch diese will ich nur so weit berühren, als ich sie nicht zu umgehen vermag.

I. Fahrt nach Warschau.

Es war einer der letzten Tage des Januars 1863 — ich stand als Hauptmann im Generalstabe des IV. Armeekorps in Magdeburg — als ich mich mit meiner Frau zu einem Balle beim Oberpräsidenten der Provinz Sachsen, Herrn von Witzleben, begab. Ich besinne mich noch, daß die Straße, in der wir wohnten, den gerade nicht sehr poetischen Namen: „Knochenhauer-Ufer" und unser Haus die Bezeichnung: „Schwarzes Kreuz" führten. Noch auf der schmalen Treppe im Hinabsteigen begriffen, kam ein Telegraphenbeamter angekeucht, der, nachdem er sich durch ein umständliches Examen von der Übereinstimmung meines Namens mit dem auf einer Empfangsquittung befindlichen überzeugt hatte, mir ein Telegramm überlieferte.

Das Erhalten einer Depesche, welches heutigentags von mir meist als eine lästige Störung betrachtet wird, war für uns beide damals noch ein hochwichtiges Ereignis. Wie aus einem Munde stießen wir ein sehr verwundert klingendes „Nanu?" hervor und beeilten uns, mit Hilfe einer sehr

trübe flammenden Tranlampe, welche die Beleuchtung der Treppe drei Stock hoch übernehmen sollte, den Inhalt des Telegramms zu entziffern. Er lautete:

„Sie haben sich morgen vormittag 9 Uhr bei mir zu melden.

von Roon."

Und wieder klang es unisono von uns beiden: „Was hat dies zu bedeuten?" Wir sahen uns fragend an, was nun geschehen solle. Zunächst war es notwendig, festzustellen, welchen Zug ich benutzen mußte, um nach Berlin zu gelangen. Wir kletterten also wieder nach unserer Behausung hinauf und entdeckten im Kursbuche, daß etwa um 5 Uhr morgens ein Zug durch Magdeburg kam, welcher zeitig genug in Berlin anlangte, um dem Befehle des Herrn Kriegsministers nachfolgen zu können. So hatten wir nicht nötig, auf das Vergnügen des Balles zu verzichten. Wenn wir um 2 Uhr nachts von demselben zurückkamen, blieb hinreichend Zeit, die paar Sachen zu packen, deren ich bedurfte — es konnte sich doch wohl nur um einen Tag handeln — und nach dem Bahnhofe zu wandern.

Beim Oberpräsidenten, wo Wirt und Wirtin mit größter Liebenswürdigkeit ihre Gäste empfingen, machte es große Schwierigkeiten, in den engen Räumen, durch welche sich das Dienstgebäude auszeichnete, und die so gedrängt voll waren, daß man sich kaum zu bewegen vermochte, zu meinem Kommandierenden, dem General von Schack, und zu meinem Generalstabschef, Oberst von Stosch, vorzudringen und ihnen das große Ereignis zu melden. Beide waren empört, daß das Telegramm nicht an das Generalkommando gerichtet war, beide wollten von mir wissen, weshalb ich hinberufen würde, und als ich erwiderte, ich hätte dies von ihnen zu erfahren gehofft, ergingen sie sich in allerlei Vermutungen, von denen, wie ich zwölf Stunden später erfuhr, keine einzige zutraf. Schließlich sagte der alte Schack, der mich zuerst wegen meiner nicht ressortmäßigen Berufung gar nicht fortlassen wollte: „Na, dann reisen Sie mit Gott, aber morgen abend kommen Sie vom Bahnhofe gleich zu mir und erzählen, was man von Ihnen gewollt hat."

Übrigens sagte ich auch meiner Frau nach dem Balle, als ich mich um ½5 Uhr nach dem Bahnhofe begab: sie möge mich am Abend erwarten. Aber es kam nicht dazu, daß ich am Abend dem Kommandierenden erzählen konnte, weshalb ich nach Berlin berufen, auch nicht, daß ich meine Frau wieder begrüßte und mich an dem bei der Kälte von ihr vorsorglich gebrauten Punsch erwärmte. — Fast drei Jahre sollten vergehen, bevor ich wieder dauernd in ein eigenes Heim auf vaterländischem Boden übersiedelte. Für Friedensverhältnisse ist eine so lange Abwesenheit bei so schneller Abgangsexpedition gerade nicht etwas Normales!

Punkt 9 Uhr trat ich am anderen Morgen in Berlin in das Arbeitszimmer des Kriegsministers ein. Noch immer hatte ich nicht die geringste Ahnung von dem, was ich hier sollte — noch weniger allerdings davon, daß fast ein Vierteljahrhundert später ich an demselben Arbeitstisch sitzen würde, an dem sich der Minister befand! General von Roon erhob sich und begann die Unterhaltung, die stehend weitergeführt wurde. Seine Worte klangen ernst, als ob die politische Lage an der Schwelle drohender Ereignisse angelangt

wäre. Dabei machte seine ganze stramme Haltung wie die zielbewußte, energische Art und Weise zu sprechen einen tiefen Eindruck auf mich; es war das erste Mal, daß ich das Glück hatte, ihm so nahe gegenüberzustehen, und konnte er in der Form auch etwas schroff erscheinen, so gewann ich doch das beglückende Gefühl bereits in jener Stunde, mich vor einem hochbedeutenden, energischen und nur dem Wohle von König und Vaterland lebenden Patrioten zu befinden. Das Thema, das er anschlug, gab reichen Anlaß, seine hierauf bezüglichen Gesinnungen erkennen zu lassen; es betraf die am vorhergegangenen Tage eingetroffene Nachricht über den plötzlichen Ausbruch eines bewaffneten Aufstandes in Russisch-Polen, eine Nachricht, die bisher noch nicht in weitere Kreise der Öffentlichkeit gedrungen und daher auch mir nicht bekannt geworden war.

Der Kriegsminister, nachdem er sich im allgemeinen über die Gefahren einer weiteren Ausbreitung des revolutionären Treibens im Nachbarstaate auch für uns ziemlich eingehend ausgesprochen hatte, kam dann auf das hinaus, was mich persönlich betraf. Er sagte ungefähr folgendes[1]): „Der Aufstand kommt ziemlich überraschend. Als wir die Nachricht erhielten, erinnerte ich mich Ihres Berichtes, den Sie vor zwei Jahren über die Zustände in Polen abgefaßt haben. Da Sie in demselben vorhergesehen, was jetzt eingetreten ist, sollen Sie nun dorthin gehen und sehen, wie sich die Sache weiterentwickelt. Warten Sie aber den Befehl zur Abreise noch ab. Wir sind in Verbindung behufs dieser Mission mit der russischen Regierung getreten; auch soll, um die Durchführung zu erleichtern, gleichzeitig der Major von Rauch mit hingehen, der von langer Zeit her mit dem Großfürsten Konstantin befreundet ist[2]). Inzwischen orientieren Sie sich im Auswärtigen Amt und im Militärkabinett über die Sachlage. Wenn noch besondere Instruktion für Sie erforderlich, werde ich sie Ihnen zukommen lassen. Geben Sie Ihre Adresse im Bureau auf. Guten Morgen!"

Überglücklich, einer so hochinteressanten Mission entgegenzugehen, kehrte ich in mein Hotel zurück und schrieb an meine Frau, „sie möge mich nicht erwarten, ich würde voraussichtlich erst in ein paar Wochen zurückkehren"; gleichzeitig bat ich, mir die erforderlichen Kleidungsstücke und Wäsche eiligst zu schicken. Aus den paar Wochen vermuteter Abwesenheit von Hause wurden jedoch an 150 Wochen.

Was nun den vom Minister erwähnten Bericht betrifft, so verhält es sich damit folgendermaßen:

Zwei Jahre vorher befand ich mich in Berlin bei der kriegsgeschichtlichen — damals noch „historischen" — Abteilung des Großen Generalstabes. Unser Abteilungschef, der ebenso anregende wie mit unerschöpflicher Arbeitskraft begabte Oberst von Ollech, machte an die unsere recht bedeutende Ansprüche, war aber auch in liebenswürdigster Weise auf unsere Erholung bedacht

[1]) Aus einem Briefe von mir an meine Frau entnommen.

[2]) Der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, Bruder des Zaren, war zur Zeit Statthalter von Polen.

und hatte mir im Juni einen vierwöchentlichen Urlaub angeboten. Als ich nun mit meiner Frau beriet, wie wir denselben anwenden wollten, machte sie den Vorschlag, nach Thorn zu fahren, wo sie bei ihren Eltern gerne einige Zeit verweilen möchte, und ich konnte dann von dort einen Abstecher nach Warschau machen, das ich schon längst wünschte kennen zu lernen. Der Vorschlag gefiel mir, und als ich meinem Obersten die Absicht, mich nach Polen zu begeben, mitteilte, war dieser sehr einverstanden damit und ersuchte mich, doch die Felder zu bereisen, auf welchen dort im Insurrektionskriege von 1830/31 Kämpfe stattgefunden, und über diese zu berichten, da man sich im Generalstabe nächstens mit dem Studium dieses Krieges eingehend beschäftigen wolle. Schließlich entwickelte sich für mich aus dieser Idee noch ein offizieller, auf vier Wochen bemessener Reiseauftrag im Königreich Polen für den erwähnten Zweck.

Aus dieser Berichterstattung ist aber nicht viel geworden; sie hat sich vornehmlich auf die nächste Umgebung von Warschau beschränkt. Bei meiner Ankunft daselbst gewann ich sehr bald den Eindruck, daß den russischen Behörden mein Umherreisen in Polen nicht sehr erwünscht wäre, so daß wohl die Zeit meines Urlaubs dahinfließen würde, ehe ich die Erlaubnis dazu erhielt. Dann aber sah ich mich vom Tage meines Eintreffens an in eigenartige Verhältnisse versetzt, welche als Ausflüsse der inneren politischen Lage doch eine weitergehende Bedeutung hatten, und die überdies mit allem, was ich bis dahin erlebt, in einem gewaltigen Gegensatz standen, so daß ich ein längeres Verweilen in der Hauptstadt des Landes vorzog. Die hochgehenden Wellen eines revolutionären Treibens, von dem ich glaubte, daß man zu Hause keine richtige Vorstellung hätte, konnten gar leicht auch über unsere Grenzen fluten. Das ganze Getriebe, das mich umgab, versetzte mich in eine fremde, und ich kann auch hinzufügen: ungeahnte Welt, die mich im höchsten Grade interessierte. Ich entschloß mich daher, weiter keine Bemühungen zu machen, sondern die Schlachtfelder am Bug und Narew, oder wo sie sonst noch lagen, unbesehen liegen zu lassen, dafür aber meine ganze Aufmerksamkeit den sich unter meinen Augen in Warschau abspielenden Ereignissen zuzuwenden, in der Ansicht, daß ich bei der augenblicklichen Lage der Dinge dadurch vielleicht mehr nützen könnte, wenn ich hiervon Kenntnis nahm, als wenn ich historischen Momenten, die dreißig Jahre rückwärts lagen, in irgend welchen Einzelheiten nachforschte. Im übrigen beruhigte ich mein Gewissen damit, daß ich, nach Hause zurückgekehrt, jedenfalls gefragt werden würde, wie es eigentlich in Polen überhaupt aussähe, und ich dann doch eine begründete Ansicht aussprechen müßte, was um so notwendiger war, da die ganze Lage schließlich auch für uns militärisch wichtig werden konnte. Wie ich mich damals mit unserem Generalkonsul in Warschau abgefunden habe, weiß ich nicht mehr; jedenfalls habe ich ihm meine Ansichten nicht vorenthalten; im übrigen kümmerte er sich nicht um mich.

Die äußeren Eindrücke, welche ich bei meinem Aufenthalt in Warschau empfing, waren folgende:

Die Stadt in ihrer schönen Lage auf dem hohen linken Talrand des mächtigen Weichselstromes, mit ihren noch zahlreich vorhandenen Palästen alter Adelsgeschlechter bietet äußerlich viel des Interessanten und Sehenswerten dar. Insbesondere sind der in ihrer Mitte gelegene Sächsische Garten und Sächsische Platz, umgeben von architektonisch hervorragenden Bauten, welche zum Teil an die Verbindung Polens mit dem sächsischen Herrscherhause erinnern, beachtenswert und erfreuen das Auge um so mehr, als der Garten der Lieblingsaufenthalt der vornehmen und blendenden Erscheinungen der ersten Gesellschaftskreise war.

Aber allem, was die Gesellschaft, was Kunst und Natur hier wie in der nächsten Umgebung der Stadt zu bieten vermochten, hatte die Zerfahrenheit der inneren Zustände ein finsteres Gepräge aufgedrückt. Die gesamte polnische Bevölkerung, in tiefe Trauer gehüllt, welche die blassen Gesichtszüge noch blasser erscheinen ließ, wandelte ernst und schweigsam durch die Straßen; kein frohes Gespräch, kein Lächeln machte sich bemerkbar. Zornige Blicke und verhalten ausgesprochene Drohungen folgten den russischen Patrouillen, die unausgesetzt die Hauptstraßen durchzogen; dabei stieß man fortwährend auf Prozessionen, die einen eigenartigen Eindruck machten, und wenn man eine Kirche betrat, gleichviel, welcher Konfession sie angehörte, konnte man sicher sein, daß sich unmittelbar nach der Predigt die ganze Gemeinde erhob und stehend aufregende revolutionäre Lieder sang. Die immer mächtiger und kraftvoller anschwellenden Klänge tönten allmählich in den Schmerzensschrei eines verzweifelten Volkes aus und riefen einen gewaltigen Eindruck hervor, der in den heiligen Räumen selbst den Nichtbeteiligten ergreifen und erschüttern mußte.

Nur ein Tag zeigte während meines Aufenthalts eine gänzlich veränderte Physiognomie; es war ein nationaler Erinnerungstag — irre ich nicht, ein solcher, der sich auf eine vielhundertjährige Verbindung Polens mit Litauen bezog. Schon eine Woche vorher sah ich an den Stellen, an denen Plakate mit öffentlichen Anzeigen angebracht wurden, Affichen auf buntem Papier mit großem Druck, daneben regelmäßig ein kleineres Blatt, die beide eine Zusammengehörigkeit zu haben schienen. Ich ließ sie mir übersetzen und ersah daraus, daß erstere eine Aufforderung enthielten, jenen Tag in demonstrativer Weise als einen der größten patriotischen Festtage zu feiern. Alle Arbeiten sollten ruhen, in allen Kirchen Gottesdienst abgehalten, die Trauerkleidung sollte abgelegt werden und jeder Pole und jede Polin im Festschmuck erscheinen. Das daneben befindliche Blatt enthielt ein darauf bezügliches Verbot des russischen Gouverneurs, welches jedes demonstrative Auftreten an diesem Tage untersagte und strengste Bestrafung den Zuwiderhandelnden androhte.

Selbstverständlich war ich neugierig, zu erfahren, welche von diesen beiden entgegengesetzten Anordnungen nun befolgt werden würde. Als der bestimmte Tag anbrach, sah man bereits vom frühen Morgen die größeren Plätze und öffentlichen Gebäude mit einem starken Aufgebot von Truppen besetzt, an den Häusern und Palästen aber vielfach Flaggen mit den polnischen Farben gehißt. Durch die Straßen wogte ein dichter Menschenstrom, in dem ein

jeder einzelne die Trauer abgelegt hatte, und Männer und Frauen, meist im kleidsamen Nationalkostüm, in fröhlichster Stimmung sich bewegten. Auch die Kirchenportale waren weit geöffnet, inwendig staute sich die Menschenmenge bis weit in die Straßen hinein, und gewaltiger denn je tönte der grollende Gesang: „Aus dem Rauche der Flamme, aus dem Blute der Brüder bringt unsere Stimme zu dir, o Herr!“ . . . wie anderer den Fanatismus erregende revolutionäre Lieder.

Ich ließ mich von dem Strome treiben, bewunderte die interessanten Gesichter, die graziösen Gestalten, die prächtigen Anzüge, von der auf dem Kopf schiefsitzenden, pelzverbrämten Konföderatka an bis zu den eleganten Saffianstiefelchen, und erkannte dieses Volk von gestern, mit seinen traurigen, vergrämten Gesichtszügen, nicht wieder in der in Unterhaltung sprudelnden, fröhlichen Menge von heute.

So kam ich an den großen Sächsischen Platz, der abgesperrt von Kosacken, von einer ansehnlichen Truppenmacht besetzt war; mehreren Bataillonen, ein paar Eskadrons und einer Batterie. Der sie befehligende General stand mit seinem Stabe hart an der Straße, das Treiben beobachtend. Persönlich kannten wir uns nicht, wohl aber ersah er an meiner Uniform, wer ich war, und schon von weitem rief er mir auf Deutsch zu: „Kapitän, kommen Sie zu uns her und sehen Sie sich die Bescherung an. Vielleicht können Sie mir sagen, wer hier die Herren sind? Wir? oder die Polen? Ich weiß es nicht mehr!“ Seine Erbitterung über die Verhöhnung der Regierungsgewalt ließ sich während der Viertelstunde, die ich bei ihm verweilte, noch in verschiedenen anderen, recht kräftigen Äußerungen los.

Und in der Tat gipfelte in jener Zeit die Situation in der Frage, die der russische General aufgeworfen: „Wer ist hier der Herr?“ So muß ich denn, wenigstens in kurzen Zügen, das damalige Stadium der inneren politischen Lage berühren.

Die gewaltsame Niederwerfung des umfassenden und gefahrdrohenden Aufstandes von 1830/31 hatte die Polen nicht vermocht, die Hoffnung auf ein Loßreißen von Rußland aufzugeben. Die aus dem Lande Geflüchteten schritten sofort dazu, die Ausführung dieses Gedankens durch weitgehende Organisationen vorzubereiten, und erweiterten ihre Pläne dahin: alle ehemaligen polnischen Gebiete wieder in einem Gesamtstaat zu vereinen. Aber kaum setzten sich die Kräfte zur gemeinschaftlichen Tätigkeit in Bewegung, als auch bereits Sonderbestrebungen und -Interessen zu einem dieselben zersplitternden und sogar häufig sich gegenseitig bekämpfenden Parteiwesen führten, welches in der Geschichte Polens stets eine so unglückliche Rolle gespielt hat. In ihm fanden auch kommunistische Tendenzen ihre Vertretung, so daß in der Bewegung schließlich politische, soziale und religiöse Momente zur Geltung gelangten.

Da die Ungeduld der Heißsporne sich nicht im Zügel halten ließ, brach schon im Jahre 1846 der Aufstand in den polnischen Provinzen von Preußen, Rußland und Österreich an einzelnen Stellen aus. Ungenügend vorbereitet, ohne ausreichende Waffen und Geldmittel zeitigte er nur unbedeutende lokale

Erscheinungen, die meist noch im Entstehen begriffen schon wieder in sich zusammenbrachen. Das blutige Vorgehen der ihrer Regierung treugebliebenen polnischen Untertanen gegen den Adel in einzelnen Distrikten von Galizien schloß sich diesen Aufstandsversuchen an. Bedeutender trat die Bewegung alsdann im Jahre 1848 hervor, als eine revolutionäre Flutwelle sich über Europa ergoß. Größer war die Aufgabe geworden, welche sich die vereinigte Propaganda aller Länder für ihre Zwecke gestellt hatte. Diesmal war es nicht die polnische Frage allein, sondern der Umsturz der bestehenden Verhältnisse in allen Staaten, von denen man annehmen konnte, daß sie irgend welche Vorbedingungen hierzu boten. Der Aufstand in der Provinz Posen nahm für die Polen wiederum einen unglücklichen Ausgang.

Bis zum Jahre 1858 machten sich die weiteren Bestrebungen der revolutionären Elemente nicht besonders bemerkbar. Die dann aber auftretenden internationalen Revolutionsvereine, welche Mazzini in London ins Leben rief, gaben ihnen einen neuen Impuls und riefen auch für Polen in der Folge eine erneute organisatorische Tätigkeit ins Leben. Das Ergebnis derselben bis zum Jahre 1861 fand ich hier vor.

Demonstrationen, welche zu bewaffnetem Einschreiten veranlaßten, hatten in diesem Jahre bereits ein paarmal stattgefunden und zu Blutvergießen geführt. Der Statthalter Fürst Gortschakow war vor kurzem von seinem Posten zurückgetreten; an seiner Stelle befand sich zur Zeit der Generaladjutant Suchosanet, welcher auf mich einen bereits ermüdeten Eindruck machte, auch schon ziemlich bejahrt erschien. Den von Tag zu Tag immer mehr sich häufenden Schwierigkeiten war er nicht gewachsen. Ob ihm Instruktionen die Hände banden, weiß ich nicht. Jedenfalls herrschte aber ein Geist der Nachsicht und Energielosigkeit, welcher der auflodernden Flamme einen immer umfangreicheren Zerstörungsherd geradezu vorbereitete.

Dabei gewann man den Eindruck, daß auf polnischer Seite eine unsichtbare Gewalt die Geister leitete; noch waren die Massen in deren Zügel, willig schienen sie noch die Weisungen zu befolgen, die ihr zukamen, deren Weg aber in ein tiefes Geheimnis gehüllt blieb. Über dem Ganzen jedoch lagerte eine Luft, bei der man das Gefühl hatte, daß jeden Augenblick sich das Gewitter entladen würde. Die grenzenlose Nachsicht der Regierung gab dem Übermut der Bevölkerung täglich neue Nahrung, ihre Anordnungen verspottete man, ihre Bemühungen, für das Wohl des Volkes zu sorgen, fanden einen undankbaren Boden. Vergeblich hatte Rußlands edler Zar Anordnungen getroffen, welche der freien Entwicklung des Landes zugute kommen sollten, vergeblich noch weitere in Aussicht gestellt, — alle gütigen Absichten Kaiser Alexanders II. verrauchten in dem Feuer einer leidenschaftlich erregten Volksmasse, das von fanatischen Agitatoren geschürt wurde.

So sah ich vor mir ein in voller Organisation zum Aufstande begriffenes Volk, das, sobald Geld und Waffen ausreichend beschafft waren, jeden Augenblick sein Haupt erheben konnte und eine Regierung, welche davon Abstand nahm, dem Ausbruche zuvorzukommen, in der Hoffnung, daß eine einsichtigere Auffassung die Geister mit der Zeit doch noch beruhigen würde.

Man war eben in einem Irrtum über den Charakter des polnischen Volkes befangen. Und so gewann ich allerdings bereits schon damals die Ansicht, daß die russische Regierung nicht mehr der alleinige Herr hier war.

In diesem Sinne beantwortete ich die Fragen meiner Vorgesetzten, als ich im August 1861 nach Berlin zurückkehrte, und erhielt hierauf vom General von Moltke den Auftrag, meine ihm vorgetragenen Eindrücke in einem schriftlichen Bericht niederzulegen. Dies geschah. Über das weitere Schicksal des Berichtes hatte ich nie wieder etwas gehört, vermutete nur, daß er in irgend einem Aktenbündel unseres Zentralbureaus seine Ruhestätte gefunden habe. Da tauchte er nun im Arbeitszimmer des Kriegsministers wieder auf und noch dazu in einer in mein eigenes Schicksal gewichtig eingreifenden Art und Weise. Denn das möchte ich hier gleich im voraus sagen: ich betrachte noch heute meinen fast dreijährigen Aufenthalt in Warschau, inmitten der damaligen Wirren, als meine Universitätszeit. Nicht die Gedanken der Menschen allein, auch ihre Taten wurden dort meine Lehrer!

Die Tage in Berlin zogen sich länger hin, als mir lieb war. Es gab noch gar manches zu tun; die Meldungen beschränkte ich auf das Notwendigste, doch war mir eingeschärft worden, Niemandem etwas von dem eigentlichen Zweck meiner Anwesenheit zu sagen, außer dem Ministerpräsidenten, sowie den Generalen von Moltke und Manteuffel. Es war eins von den Geheimnissen, welche durch hundert Ohren, Augen und Hände gehen, und von denen in der Regel einige nichts erfahren, die darüber eigentlich unterrichtet sein müßten. Durch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ging die gesamte Korrespondenz wegen der Mission; auch mußte ich dort mich über die täglich eingehenden Nachrichten über den Stand der Angelegenheiten in Polen orientieren; im Militärkabinett waren die Weisungen an die betreffenden Kommandos mitzuteilen, wo Rauch und ich verblieben, auch für einen Feldjäger, der uns zugeteilt wurde; und schließlich hatte ich mich im Generalstabe in der betreffenden Abteilung eingehend über die russische Armee, in der geographischen übe alle geographischen und statischen Verhältnisse zu orientieren und aus der Plankammer das notwendige Kartenmaterial zu entnehmen. Da kann man sicher sein, daß man gefragt wird: „Wozu wollen Sie dies oder jenes haben?' und wenn man irgend eine Ausrede anbringt, so sind die Herren doch hellhörig genug, um zu bemerken: „Ach so! Sie sollen wohl nach Polen gehen!" worauf man schließlich doch nur mit einem „Ja" zu antworten vermag, mit dem Zusatz: „Aber, bitte, sprechen Sie darüber nicht!" Alle Ausflüchte würden doch nichts helfen, denn um etwa eine Reise nach Italien oder nach dem Nordpol zu machen, läßt man sich doch keine Generalstabskarte von Russisch-Polen geben! Dazu kommt, daß man von einer ganzen Anzahl von Beamten oder zufällig anwesenden Personen in den verschiedenen Lokalitäten gesehen wird, denen man bekannt ist, und die keine Ahnung davon haben, daß es sich um „eine geheime Mission" handle. Die Hauptsache war, daß unsere Reise in Warschau nicht frühzeitig bekannt wurde; denn was dorthin gelangte, ob brieflich oder telegraphisch, entging dem geheimen Komitee nicht, und dies konnte unserer Fahrt mindestens recht erhebliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Daß es aber

dort schon tagelang vor unserer Abreise bekannt wurde, ist denn auch besorgt worden! Zur Kenntnisnahme erhielt ich eines Morgens die Abschrift eines Telegrammes der Seehandlung an einen Bankier in Warschau mit der Anweisung, daß „dem dort eintreffenden Hauptmann von Verdy ein Kredit von 5000 Rubel Silber eröffnet werde“!

Bei derartigen Missionen kann man am ersten noch das Geheimnis wahren, wenn unmittelbar nach der Beschlußfassung die Ausführung erfolgt. Das läßt sich aber nicht immer erreichen; auch im vorliegenden Falle war es nicht möglich.

Der Ausbruch der Revolution war von dem geheimen Nationalkomitee zunächst auf Russisch-Polen beschränkt worden; er erfolgte in der Nacht vom 22. zum 23. Januar 1863, vorzugsweise in den Gouvernements auf dem rechten Weichselufer, auf dem linken in dem von Warschau, sowie in dem sich südlich daran nach Galizien erstreckenden von Radom; die nordwestliche Ecke des Königreichs, welche sich an Preußen dort anlegt, schien zunächst noch nicht in dem Maße beteiligt, wie dies anderweitig der Fall war. Daß man vor einem derartigen Ereignis sich befunden hatte, war den russischen Behörden bekannt, aber die Truppen waren zum Teil zersplittert, vielfach in einzelne Kommandos aufgelöst, da einige Tage vorher die Rekrutenaushebung im ganzen Königreich ihren Anfang genommen hatte. Letzteres wurde insbesondere für das Nationalkomitee die Veranlassung, jetzt loszubrechen, damit die zur Einstellung designierten jungen Leute nicht den Streitkräften der Insurrektion entzogen würden. Die Gesamtstärke der Russen wurde damals auf 64—75 000 Mann geschätzt; allerdings befähigte sie die Regierung nicht ausreichend, die Bewegung im ganzen Lande niederzuhalten. Die meist in Überfällen beim Ausbruch erlittenen Verluste waren im übrigen nicht sehr bedeutend; sie sollen nach amtlichen Angaben die Ziffer 400 nicht erreicht haben, darunter freilich eine verhältnismäßig beträchtliche Anzahl von Offizieren, von denen mehrere nicht im offenen Kampfe fielen, sondern einfach ermordet wurden[1]).

Bei uns hatte bereits vorsorglich in der Provinz Posen die Aufstellung einiger Grenzdetachements stattgefunden. Um aber eine Einheitlichkeit bei der langen Grenzlinie von Ostpreußen bis Oberschlesien herzustellen und in den anstoßenden polnischen Distrikten nach gleichen Prinzipien zu verfahren, erfolgte am 29. Januar die Ernennung des Generals von Werder zum Oberbefehlshaber der in den betreffenden Provinzen stehenden Armeekorps (I., II., V., und VI). Gleichzeitig erachtete man es für geboten, um mit Rußland gemeinschaftlich alle erforderlichen Maßregeln auch auf politischem Gebiet ergreifen zu können, außer unserer rein militärischen Mission auch durch einen besonderen Unterhändler die politischen Gesichtspunkte festlegen zu lassen.

Hierzu wurde der Generaladjutant des Königs, Generalleutnant von Alvensleben gewählt; mit ihm trat ich noch in Berlin in Verbindung. Das wichtigste war zunächst, wie er nach St. Petersburg und wir nach Warschau

[1]) Andere Notizen, welche ich später in Plock erhielt, geben der Vermutung Raum, daß die Verluste etwas größer gewesen sein dürften.

gelangen sollten. Der General wollte eigentlich über letztere Stadt reisen, um unterwegs eine Anschauung über die Lage der Dinge in Polen zu gewinnen, aber es schien doch mehr als fraglich, ob er auf diesem Wege dorthin gelangen würde. Denn die Nachrichten sprachen doch viel von einem allgemeinen Ausbruch der Insurrektion, von starken Insurgentenscharen, die überall das Land durchstreiften und die Bahnen zu zerstören suchten. Alvensleben entschloß sich daher, die direkte Linie durch Ostpreußen und Litauen nach St. Petersburg einzuschlagen, da man von einer Ausdehnung des Aufstandes auch auf Russisch-Litauen bis dahin noch nichts gehört hatte. Trotzdem erlitt seine Fahrt einigen Aufenthalt, da nahe der Grenze bei Wirballen die Bahn von einer Insurgentenbande inzwischen zerstört worden war.

Was uns betraf, so entschlossen wir uns, den Weg nach Warschau über Thorn zu wählen; einmal war es der kürzeste, und dann lag die erste stärkere russische Garnison in Wloclawek, also der Grenze ziemlich nahe. Sollte auch da bereits die Bahnverbindung unterbrochen sein, so würde es doch wohl möglich werden, auf irgend eine Weise nach Wloclawek zu gelangen, und einmal dort, rechneten wir mit Sicherheit darauf, unser Ziel zu erreichen.

Allmählich wurde alles noch Erforderliche erledigt; das Einverständnis russischerseits zu unserer Sendung traf ein, und so konnten wir denn am 4. Februar abends, Rauch, der Feldjäger und ich, unsere Reise per Bahn zunächst nach Thorn endlich antreten.

Dort am Morgen des 5. eingetroffen, stellten wir zunächst fest, daß die Grenzstation Alexandrowo von russischer Infanterie besetzt war; die meisten anderen Grenzposten hatte man eingezogen, um diese kleinen Detachements nicht dem Anfall überlegener Insurgentenscharen auszusetzen. Unsere Erkundigungen ergaben ferner, daß die Bahn nach Warschau als völlig unsicher zu betrachten sei, da vorgestern die von dort kommenden Züge dreimal von Insurgenten angehalten, ein Kurier des Großfürsten, eine Dame mit Depeschen, sowie drei Offiziere aus ihnen herausgeholt worden waren. Unser Thorner Vorstand des Telegraphenamtes fragte dann bei seinem Kollegen in Plock in Polen an, auf welchem Wege ein Kurier mit Depeschen am besten reise; es wäre ein Adjutant des Königs hier. Umgehend lautete die Antwort: „Nicht mit der Eisenbahn. Weiteres folgt gleich.“ Der russische Beamte war so verständig, sich sofort zum Gouverneur des Plotzkischen Arrondissements zu begeben, und dieser, der Generalleutnant Semeka — wie mir bekannt, einer der tüchtigsten russischen Generale — ließ uns depeschieren: „Per Bahn nach Wloclawek, dann mit Bedeckung bis in die Höhe von Dobrzyn, daselbst über die Weichsel, wohin zur Bedeckung von Plock Kosaken entgegengeschickt werden würden. Darauf mit Bedeckung wieder über Marlin nach Warschau. Bitte um Namen des Flügeladjutanten, damit der Oberst in Wloclawek die betreffenden Befehle erhalten könne.“

Unsere Antwort enthielt den Namen, sowie die Mitteilung, daß wir am folgenden Morgen 9 Uhr von Thorn abfahren würden.

Hierauf nochmaliges Telegramm von Semeka, welches den Befehl für den Obersten enthielt, mit dem Ersuchen, diese Depesche demselben vorzuzeigen.

Fast gleichzeitig ging ein Telegramm von unserem Generalkonsulat aus Warschau ein: „Die Bahn ist frei.“ Daher nochmalige Erkundigungen unsererseits bei der Grenzstation Alexandrowo, welche nur bestätigen konnte, daß ihre erste Nachricht richtig sei und die Bahn als durchaus unsicher bezeichnet werden müsse. So entschlossen wir uns, den von General Semeka vorgeschlagenen Weg innezuhalten, und benachrichtigten das Generalkonsulat: „Uns nicht erwarten. Landweg. Ankunft unbestimmt.“ Rauch machte gleichzeitig Meldung an Se. Majestät über die gewählte Reiseroute, während ich an den Kriegsminister telegraphierte.

Unser Diner nahmen wir drei bei meinen in Thorn ansässigen Schwiegereltern ein. Während desselben besuchten uns der Landrat und andere angesehene Bewohner der Stadt, die uns mit gutgemeinten Ratschlägen überhäuften, auch der Telegraphendirektor, ein früherer Kadettenkamerad, brachte uns Nachrichten, unter anderem, daß das Städtchen Rypin an der Grenze in Polen, unserem Strasburg gegenüber, von den Insurgenten angegriffen würde und in Flammen stände; eine Nachricht, die ich als übertrieben betrachtete.

Den Abend mußten wir noch einige Zeit einer Einladung des Kommandanten folgen, und am folgenden Morgen ging es zunächst nach Alexandrowo, wo ein aus Berlin von der russischen Gesandtschaft ausgestelltes Schreiben uns jeder Schwierigkeit bei der Douane überhob.

Dort hatten wir einen kurzen Aufenthalt, da wir noch einige Kosakenpatrouillen abwarten mußten, die auf die Nachricht vom Auftauchen von Banden in der Nähe abgesendet waren. Es erwies sich dies als ein leeres Gerücht.

Glücklich trafen wir um Mittag in Wloclawek an. Hier suchten wir zunächst den Kommandeur des Distriktes, Oberst von Schilder-Schuldner, auf, der, nachdem wir ihm die Depesche vorgezeigt hatten, sofort alle erforderlichen Anstalten traf. Da er aber auf dem einzuschlagenden Wege noch erneut erst Patrouillen vorsenden wollte und bis zu deren Rückkehr noch einige Zeit vorübergehen mußte, nahmen wir seine Einladung zum Mittagessen mit Vergnügen an. Schnell wurden noch einige Offiziere dazu eingeladen, und unter dem Vorsitz der liebenswürdigen Hausfrau, die zwar nicht Deutsch, wie der Oberst, aber ein elegantes Französisch sprach, verbrachten wir ein paar angenehme Stunden.

Der Oberst selbst war eine sehr sympathische Erscheinung; einfach und bescheiden in seinem ganzen Auftreten, klar und bestimmt in seinen Äußerungen, sprach er sich mit voller Objektivität über die Lage aus und teilte uns manche interessante Einzelheit mit. Ich bin ihm später noch öfter in Warschau begegnet, dann zwei Jahre darauf als Kommandeur eines Garderegiments in St. Petersburg und habe auch weiterhin seine Laufbahn mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt. Zuletzt hörte ich von ihm als Divisionskommandeur im russisch-türkischen Kriege bei der glänzenden Einnahme von Nikopolis und aus der Belagerung von Plewna, wo er zuerst allein mit seiner Division und dann im Verbande des Krüdenerschen Korps schwere und unglückliche Kämpfe zu bestehen hatte.

Um 3 Uhr verließen wir alsdann Wloclawek, eskortiert von einem Offizier und dreißig Kosaken; der Oberst hatte uns seine bequeme, mit vier kräftigen russischen Pferden bespannte Equipage zur Verfügung gestellt; ein zweiter Wagen führte unsere Diener und unser Gepäck mit. So schnell, als es der tief aufgeweichte Boden nur irgend erlaubte, ging unsere Reise vorwärts. Die flinken Kosaken auf ihren unermüdlichen kleinen Pferden mußten bei der Enge des Weges sich neben demselben durch Sumpf und Gestrüpp durcharbeiten. Dabei wütete ein rasender Sturm, und ein eisiger Regen drang durch Mark und Bein. Die Dunkelheit stellte sich frühzeitiger ein, als es uns angenehm war.

In dieser Beziehung gestaltete sich die Fahrt recht ungemütlich, im übrigen aber doch interessant, schon durch die Erwartung, daß uns jeden Augenblick eine Begegnung mit Insurgenten zuteil werden könnte. Aufs Höchste stieg immer die Spannung, wenn infolge irgend einer von den Landesbewohnern erhaltenen Nachricht angehalten werden mußte, um erst das Ergebnis von abgesandten Patrouillen zu erwarten. Der Marsch vollzog sich in tiefster Stille; die eigenartige Trageweise der Waffen bei unseren Begleitern verhinderte jedes Geräusch. Dann und wann brach ein Mondstrahl durch die sich jagenden Wolken, und dann machte diese lautlose Jagd der überall umherschwärmenden Kosaken inmitten des Sturmgeheuls einen fast gespensterhaften Eindruck. Dazu tönte das Rauschen der Wellen auf dem nahen Strome mit unheimlicher Mächtigkeit zu uns herüber. Trotz der kräftigen Stöße, welche der Wagen in dem mit Löchern geradezu besäten Weg uns beibrachte, und ungeachtet des eisigen Windes, der alle Glieder durchdrang, blieben wir in angeregter Stimmung, teils in Erwartung eintretender Ereignisse, teils infolge des romantischen Anstriches, den die Fahrt gewann.

Ohne weitere Ungelegenheiten erreichten wir glücklich das Fährhaus, welches dem auf dem anderen Ufer auf dem steil abfallenden Höhenrande befindlichen Städtchen Dobrzyn gegenüberliegt. Aber — die Fähre befand sich drüben, unsichtbar für uns; nur ein paar Lichtstrahlen durchbrachen von jenseits dann und wann die Dunkelheit.

Vergeblich wurde versucht, durch Trompetensignale die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen; einige Bauern, die noch zuletzt von jenseits herübergekommen waren, hatten auf dem rechten Ufer überdies von Kosaken nichts gesehen. So saßen wir eigentlich fest. Jetzt sollte mit unserer Begleitung überlegt werden, was zu tun sei. Vielleicht ließ sie sich bewegen, den Weg mit uns auf dem linken Weichselufer bis in die Höhe von Plock fortzusetzen. Aber da stellte sich heraus, daß niemand da war, um auf Russisch eine Verständigung herbeizuführen; unser Feldjäger sprach zwar Polnisch, aber das half uns nichts. So mußten Pantomimen zu Hilfe genommen werden, und da verständigten wir uns ausreichend, um die Ansicht des Kosakenoffiziers zu erfahren, daß er wegen der gemeldeten Insurgenten nicht weitergehen könne. Bei dem Fährhause befanden sich mehrere Leute, aber keiner von ihnen wagte es, mit einem Boote in diesem Sturme den Fluß zu durchqueren, um Nachricht zu holen, ob wir dort Kosaken vorfinden würden.

Endlich gelang es, in einem in der Nähe befindlichen Häuschen eines jungen Burschen habhaft zu werden, der Polnisch und Deutsch redete, und der sich durch den Anblick von ein paar Silberrubeln verlocken ließ, den gefährlichen Versuch einer Überfahrt in kleinem Boot zu unternehmen.

Wir konnten nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Innern des Fährhauses zuwenden, in dem ein gewaltiges Feuer gestattete, die erstarrten Glieder zu erwärmen.

Die dekorative Seite unserer Fahrt fand hier einen recht effektvollen Abschluß. Das Innere des Hauses oder, richtiger gesagt, der mächtigen Baracke war zum größten Teil von einem umfänglichen Warteraum ausgefüllt, der aber an der nach dem Strom gelegenen Seite nicht geschlossen war. In der Mitte dieses Raumes brannte das Feuer, an dem auf einem etwas erhobenen Sitz eine Frau von hohem Lebensalter saß, an einen Baumstamm gelehnt, der mit zur Stütze der Halle diente. Eine Anzahl von Personen verschiedenen Alters und Geschlechts, meist in recht zerlumpter Kleidung, einzelne auch betrunken, umgaben sie, zum Teil auf der Erde gelagert; alle mit größter Verehrung sie betrachtend und in rührender Art sie mit Aufmerksamkeiten umgebend. Wer aus diesem Kreis sich entfernte oder neu in ihn eintrat, versäumte niemals, den Saum ihres Kleides zu küssen. Man vergegenwärtige sich die Szene, auf der sich diese Erscheinungen abhoben; das Dunkel, welches im Innern des großen Raumes herrschte und nur von flackerndem Streiflicht erhellt wurde, soweit die Flammen des kleinen Scheiterhaufens über die dunkeln Umrisse der vor ihnen gelagerten Menschen hinauszüngelten, und deren Rauch über dem Sitz der Greisin sich zu einer Wolke zusammengeballt hatte, in welcher die Reflexe des Feuers mit rötlichem Scheine ihr Spiel trieben. Dazu die unheimliche Gesellschaft, die Sturmnacht, das Rauschen des Stromes, das Ächzen der vom Winde gepeitschten Zweige und Sträuche in der Niederung, zwischen welchen die Silhouetten hin- und hersprengender Reiter auftauchten. Das Ganze machte den Eindruck einer mysteriösen Handlung, die hier unter dem Einfluß dämonischer Gewalten stattfände und mit dem Schicksale Polens in Verbindung stände.

So verging eine Viertelstunde nach der anderen, ohne daß sich die Lage änderte. Aufs neue blies der Trompeter mit Aufwand seiner ganzen Kraft in die Nacht hinein Signale, die ebensogut unsere Anwesenheit den erwarteten Russen wie auch umherstreifenden Insurgenten verraten konnten. Endlich war es, als ob vom jenseitigen Ufer langgezogene Töne herüberschallten. Es war keine Täuschung, denn zum zweiten und dritten Male drangen diese Töne immer deutlicher durch das Geheul des Sturmes zu uns. Wir begaben uns ans Ufer und suchten vergeblich durch die Dunkelheit etwas zu erschauen, da plötzlich erhob sich ganz in unserer Nähe etwas Schwarzes, als ob es aus den Wogen auftauchte. Pfeilgeschwind flog es dem Ufer zu, und darüber zeichnete sich die dunkle Gestalt eines Reiters mit seinem Pferde ab, das, als die Fähre das Land berührte, auch sofort mit einem gewaltigen Sprunge dasselbe erreichte. Nun waren wir erlöst. Es war der Führer der uns entgegen-

geschickten Kosaken. Unser Bote war glücklich hinübergekommen und hatte ihn schließlich auch gefunden.

Zufällig brach auch jetzt der Mond voll durch die Wolken und zeigte uns bei der Fahrt über die etwa 1000 Schritt breite Weichsel die ganze Gegend in voller Deutlichkeit. Hier das gespenstige Fährhaus mit seinem rotglühenden Innern und dem buntfarbigen Menschengewühl, umgeben von alten Bäumen; dann in der Niederung das im Winde wogende Weidengebüsch in unabsehbarer Ausdehnung, durch welches unsere Kosaken lautlos heimwärtstrabten. Rings um uns das bewegte Gewässer, in dessen schäumende Wellen der Mond glitzernde und tanzende Streifen warf, während jenseits die Häuser von Dobrzyn, hell beleuchtet, über den steilen, hohen Uferrand sich erhoben.

Ziemlich schnell gelangten wir ans Land, allerdings eine Strecke von Dobrzyn entfernt. Kosaken mit Fackeln befanden sich an der Landungsstelle; auch meldete sich daselbst ein Adjutant des Generallts. Semeka, der uns von diesem entgegengeschickt und der deutschen Sprache mächtig war.

Dobrzyn war nicht von Truppen besetzt, und die fanatische Stimmung der Bewohner, die beim Ausbruch der Revolution schon Opfer gefordert, hatte verständigerweise den Führer des Detachements davon Abstand nehmen lassen, uns in dem Städtchen einzuquartieren, dies um so mehr, als seine Truppe nur aus vierzig Kosaken bestand. Eine sofortige Weiterfahrt aber erschien wegen Ermüdung der Pferde, die, um anzulangen, von ihrem Stationsort eine große Strecke in beschleunigter Gangart zurückgelegt hatten, nicht ausführbar. So hatte der Offizier ein kleines, isoliertes Gehöft in einiger Entfernung von der Stadt zu unserem Nachtquartier ausersehen, das unbewohnt und ohne jede Einrichtung war, dafür aber um so mehr Sicherheit bot.

Der Abschied von unserer bisherigen Begleitung, die wir nach Maßgabe unserer Mittel belohnten, war ein recht herzlicher gewesen. Schon diese erste Bekanntschaft mit Donschen Kosaken hatte einen günstigen Eindruck durch einzelne hervortretende Züge gemacht: aufmerksam, wo sie irgend helfen konnten, willig und mit sichtlichem Eifer den Anordnungen ihrer Vorgesetzten folgend, unverdrossen und unempfindlich gegen die Unbill des Wetters. Dabei legten sie mit ihren kleinen Pferden unermüdlich die lange und aufgeweichte Wegestrecke, bei nur äußerst geringen Erholungspausen, im Trabe zurück. Roß und Reiter schienen miteinander verwachsen.

Übrigens war unser Unterkommen besser, als wir es erwarteten, denn obwohl weder Stuhl noch Tisch, noch Betten vorhanden waren, fand sich doch noch ein Zimmer, welches ganze Scheiben besaß, auch Stroh und Decken, sogar etwas kalte Küche und Wein enthielt, Vorräte, die unser intelligenter Kommandeur auf der Kibitke mitgebracht hatte. So konnten wir uns noch mehrere Stunden der Ruhe hingeben, allerdings den geladenen Revolver an der Seite, während unsere Kosaken unser Haus mit einer Reihe vorgeschobener Posten sicherten, zum Teil aber auch auf Patrouillenritte fortwährend unterwegs waren.

Gegen Mittag langten wir in Plock, der Gouvernementshauptstadt, an, woselbst uns der ebenso tüchtige wie fein gebildete General Semeka auf das freundlichste aufnahm.

Auch er sah die Unterdrückung des Aufstandes als eine nicht allzu schwere Aufgabe an, wenn nur mit verständiger Energie vorgegangen würde. Hierzu war er der richtige Mann und hat dies auch dadurch bewiesen, daß späterhin, bei weiterem Umsichgreifen des Aufstandes, sein Gouvernement zu der wenigsten Besorgnis Anlaß gab.

Beim Ausbruch der Insurrektion war es hier wie in Plonsk besonders heftig zugegangen. Die Überfälle scheiterten zwar, aber hier war der Kommandeur des Regiments gefallen, und in Plonsk hatte die dort stehende Kompagnie einen Verlust von an 50 Mann, wie es der mir vorgelegte Rapport besagte. Jetzt waren die wichtigsten Orte bereits mit den wieder zusammengezogenen Truppen besetzt.

Hier erreichte mich auch ein Telegramm des Thorner Telegraphendirektors, welches die Nachricht enthielt, es solle bei Strasburg ein Gefecht zwischen Insurgenten und unseren Truppen stattgefunden haben.

Als wir uns am folgenden Morgen, den 8. Februar, auf den Weg begaben, hatte sich das Wetter gänzlich verändert: kein Sturm, kein Regen mehr, eine zwar noch immer recht frische, aber reine Luft, dabei der herrlichste Sonnenschein. Wir fuhren auch bequem auf chaussiertem Wege; nur unser armer Feldjäger gestand uns, daß er heute, wie auch schon gestern, recht unbequem gesessen habe. Allerdings gehört eine Fahrt in einer polnischen kleinen Kibitke nicht gerade zu den Annehmlichkeiten. Ohne Federn, wird man bei dem schnellen Fahren auf den Holzsitzen gehörig hin und her geworfen. Aber unser Begleiter machte durchaus nicht den Eindruck, als ob ihn dies irgendwie belästige. Was war also geschehen? Seine Schmerzen hatten eine recht drollige Ursache. In Berlin war ihm im Auswärtigen Amt ein Paket, in starke Pappe eingehüllt und vielfach umschnürt und gesiegelt, übergeben worden mit der Weisung, dasselbe sorgfältig zu verwahren und in Warschau unserem Generalkonsul zu übergeben. Da nun bei unserem Aufenthalt in Thorn so viel von Insurgenten die Rede war, kam er, während wir bei meinen Schwiegereltern aßen, auf die Idee, seinen kostbaren Schatz, um ihn vor den Insurgenten zu sichern, in seinen großen Pelz einnähen zu lassen. Es wurde dies sogleich von einem der Dienstboten besorgt, aber so unglücklich, daß das starke und eckige Paket gerade auf die Stelle hingeriet, auf welche der Mensch sich setzt! Allerdings diente dieser Umstand für den Betreffenden nicht dazu, die Bequemlichkeit der Reise zu erhöhen. Dabei erwies sich der Wert des anvertrauten Gutes nicht einmal als derartig, um eine solche Berücksichtigung zu verdienen. Denn als, in Warschau angelangt, das den Händen der Insurgenten glücklich entgangene Paket unserem Generalkonsul übergeben wurde, entpuppte es sich als — die neueste Auflage des Staats-Handbuches für das Königreich Preußen!

Unsere Fahrt ging an diesem Tage bis Nowo-Georgiewsk. Unterwegs glaubten wir wirklich eine Zeitlang, uns in der Nähe einer sich sammelnden Bande zu befinden. Natürlich witterte man überall Insurgenten! Nicht auf der Hauptstraße, auf der wir fuhren, sondern auf mehreren östlich laufenden Nebenwegen strömten fortwährend Scharen von Menschen, Leiterwagen und

Reiter in einer Richtung hin, die schließlich auf unsere Chaussee einbog. Es machte den Eindruck, als ob man uns den Weg vorwärts verlegen und rückwärts abschneiden wollte. Denn als wir uns dorthin umsahen, woher wir gekommen, bemerkten wir auch da einige Leiterwagen, mit Männern besetzt, uns folgen. Aufgeregte Phantasie erblickte bereits Gewehre und Sensen in den Händen der Leute, die übrigens allseitig so weit entfernt waren, daß man sie einzeln noch nicht genau zu erkennen vermochte.

Schließlich konnten wir aber doch füglich nicht weiter, bevor die Sache aufgeklärt war. Der umsichtige Offizier schickte sofort acht Kosaken zurück, um die nachfolgenden Wagen zum vorläufigen Halten zu veranlassen, eine kleinere Patrouille voraus, während er selbst, nur von einem Mann begleitet, über das Feld nach dem nächsten Parallelweg hinjagte. Nach einiger Zeit kehrte er wieder und machte uns lachend durch Pantomimen klar, was eigentlich vorging, indem er auf einen in der Ferne über ein Wäldchen hervorragenden Kirchturm zeigte und mit gen Himmel gewandten Augen und gefalteten Händen den Ausdruck des Betens annahm. Nun erinnerten wir uns auch daran, daß heute Sonntag sei und verstanden, daß unter den im Lande herrschenden augenblicklichen Verhältnissen die Bewohner von allen Dörfern zahlreicher vielleicht noch als sonst zur heiligen Stätte hinwallten.

Weitere Abenteuer erlebten wir nicht, bis wir Nowo-Georgiewsk erreichten; nur dann und wann stießen wir auf marschierende Infanteriedetachements, welche meistens einige polnische Gefangene mit sich führten. Vor der Festung trafen wir, infolge des Feiertages, vielfach auf Gruppen promenierender Soldaten. Als sie uns auf unserer Kibitka, in unsere Pelze eingehüllt und von Kosaken eskortiert, erblickten, mußten sie wohl den Eindruck empfangen, daß wir gefangene Insurgentenführer seien, und manche Faust erhob sich zu unserem Vergnügen drohend von ferne. Unser fröhliches Gelächter und freundliches Zurufen und Winken muß ihnen unter diesen Umständen doch etwas wunderlich erschienen sein.

In der Feste angelangt, wurden wir von einem würdigen Kommandanten freundlich empfangen, erhielten in seinem Hause unser Unterkommen und zugleich die Einladung zu einem Balle der gesamten Garnison, der an diesem Abend in der mächtigen Defensionskaserne stattfinden sollte. Die Kaserne, auf steilem Hange des Narew aufgebaut, bildet die Südfront der ganzen Festung und dürfte in ihren großartigen Dimensionen kaum ihresgleichen finden. Die Art und Weise, wie wir den gestrigen Abend zugebracht und nun den heutigen Tag zubringen wollten, fing schon an, recht beträchtliche Kontraste zu bilden.

Der Ball war sehr stark besucht, die Zahl der Offiziersdamen allerdings keine große, unter ihnen aber viele hervorragend durch eigenartige Schönheit. Man hatte freilich den Eindruck, als ob zwischen ihnen und den betreffenden Gesellschaftskreisen unserer Damen ein durch andere Lebensgewohnheiten und Anschauungen verursachter Unterschied bemerkbar wäre, aber jedenfalls fühlten Rauch, wie ich uns angenehm berührt durch ihr liebenswürdiges Benehmen, das

ohne eine besondere Betonung konventioneller Formen einen wohltuenden natürlichen Charakter trug.

Am folgenden Morgen, den 9. Februar, hatten wir nur noch die verhältnismäßig kurze Strecke bis Warschau zurückzulegen; und obwohl sie vollkommen sicher erschien, erhielten wir auch jetzt noch eine Bedeckung von zwanzig Kosaken. Von weitem schon erblickten wir die an der Weichsel liegende Zitadelle der Stadt und die Türme verschiedener Kirchen, die sich auf den Höhen des linken Ufers jenseits des Stromes erhoben, während wir auf unserer Seite, dem rechten Ufer, ein Flachland durchquerten. Immer deutlicher traten die Einzelheiten aus dem dunklen Gewirr der Stadt hervor. Zunächst drüben die höher gelegene Zitadelle in Verbindung mit einem auf dem diesseitigen Ufer befindlichen Brückenkopf, dann das Schloß mit seiner zum Strom abfallenden Terrasse, die Paläste alter Familien mit ihren bis an das Ufer herabsteigenden Parkanlagen, Klöster und Fabriken — das Ganze das Bild einer schön gelegenen Residenzstadt von großer Ausdehnung. Weiterhin die elende Vorstadt Praga auf dem rechten Ufer durchfahrend erreichten wir über einer langen Schiffsbrücke, neben der sich rechter Hand eine mächtige Eisenbahnbrücke hinzog, das linke Ufer in nächster Nähe des Schlosses und wenige Minuten später das unweit des Sächsischen Platzes gelegene Hôtel d'Angleterre, in welchem uns unser Generalkonsul, der Legationsrat Baron von Rechenberg, sowie ein Adjutant des Großfürsten herzlich willkommen hießen.

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Botanische Streifzüge an der Riviera di Levante.

Von

E. Strasburger.

I. Frühjahr 1903.

Seit Beginn dieses Jahres hatte auffallend mildes Wetter in Mitteleuropa geherrscht. So kam es, daß in den ersten Märztagen am Rhein viele Gewächse schon im ersten Frühlingsschmuck standen. Die hängenden Zweige der Weiden schimmerten bereits in zartem Grün; die Kornelkirsche (Cornus mas) war mit gelben Blüten bedeckt, Safran (Crocus), Schneeglöckchen, Märzbecher, der Winterling (Eranthis hiemalis) schmückten die Beete der Gärten. Fast kostete es einen Entschluß, sich von diesem verheißungsvollen Frühlingsbilde zu trennen. Man bereute diesen Entschluß zunächst noch jenseits der Alpen. Da waren nur kahle Bäume zu erblicken, und nur unten am Boden deuteten gelbe Primelbüsche und weiße Krokusblüten das Nahen einer milderen Zeit an. Der ganze Winter war auffallend warm und sonnig in Südeuropa gewesen; doch die Vegetation rührte sich nicht. Sie wartete in Ruhe des Augenblicks, da ihr nach vererbtem Gesetz der Eintritt in die neue Entwicklung geziemte. Im Norden war es aber anders; da hatten die tiefen Temperaturen des Winters die Pflanzen so beeinflußt, daß sie zum Austreiben neigten. Denn der Frost löst Stoffwechselvorgänge in der Pflanze aus, welche diese Anregung schaffen. Das veranlaßt in unseren Breiten, wie wir leider wissen, nur zu oft eine übereilte Frühlingsentwicklung. Dann zerstören verspätete Schneegestöber und Fröste die Triebe, welche so sorgsam zuvor mit Knospenschuppen umhüllt waren. Wie entsprechende Versuche zeigten, lassen die Wirkungen der Kälte sich auch durch bestimmte chemische Reize ersetzen. Der dänische Botaniker W. Johannsen wies das für Ätherdämpfe nach, und verschiedene Handelsgärtnereien wenden das Verfahren bereits für die Frühtreiberei an. In der Regel läßt man in besonderen Kästen die Ätherdämpfe 48 Stunden lang einwirken und erzielt dadurch bei Flieder und anderen Gewächsen auffallende Erfolge.

Wie in der lombardischen Hochebene, so standen auch noch in Genua alle laubwerfenden Gewächse blattlos da, und erst in Nervi war es mir möglich, den heimischen Winter zu vergessen. Dort erst freute ich mich meines Entschlusses zur Reise.

Ich kam am späten Abend in Nervi an, als es bereits dunkel war. Die Gegenstände ließen sich nicht mehr deutlich unterscheiden, doch die Schattenbilder der Palmen am sternenklaren Himmel und die Blütendüfte, die in den Hotelwagen drangen, zeugten dafür, daß wir plötzlich in ein anderes Klima versetzt worden waren.

Goldige Sonnenstrahlen, die sich durch die Spalten der Fensterläden in das Zimmer drängten, weckten mich am nächsten Morgen im Eden-Hotel. Ich öffnete weit das Fenster und blieb wie gefesselt stehen vor dem erhabenen Anblick von Land und Meer. So oft ich dieses Bild auch schon sah, es verfehlt nie seine Wirkung und ergreift mich bis in das Innerste der Seele. Wie schön ist die Welt, und doch, wie trüb können auch die Schatten sein, die sich auf sie lagern! Zu meinen Füßen hatten die Gärten ihren vollen Blütenschmuck schon angetan; es glänzte die Erde im reichen Festgewand, und jenseits der geschmückten Küste dehnte sich endlos aus das saphirblaue Meer. Unten war es eine Fülle von Farben und weiter eine Fülle von Licht. Aus dem dunklen Grün der Palmen und Orangen, dem Silbergrau der Oliven ragten helle Rosen hervor. Der Garten jenseits der Straße schien wie mit Purpur besprengt, so endlos war die Fülle der Blüten, mit denen sich die leuchtenden Kamellienbüsche bedeckt hatten.

Also möglichst rasch hinaus ans Meer, auf diese herrliche Strandpromenade, der sich Nervi mit gerechtem Stolze rühmt. Da stürmt das Meer wie einst gegen jene Felsen, auf denen ich in früheren Jahren so manche Stunde schon verträumte; der alte Sarazenenturm bewacht noch immer treu die Küste, und im Osten dehnt sich der malerische Berg von Portofino aus, violett angehaucht, bedeckt mit leuchtend hellen Ortschaften, die sich an seinem Abhang sonnen.

Und auch wir wollen uns sonnen! Wir sehnten uns so lange schon nach Wärme, nach Licht, nach einer farbenreicheren Welt!

Sie ist wirklich schön, diese Bucht von Nervi mit ihrem Saum von immergrünen Gärten, mit ihrem Hintergrund steil aufsteigender Berge und dem scharf geschnittenen Vorgebirge des Portofino, das so selbstbewußt im Osten sich in das weite Meer hinauswagt.

Die Strandpromenade von Nervi ist vor einigen Jahren erweitert und mit einer eisernen Rampe versehen worden; für die Leidenden, die sich auf ihr ergehen, sicherlich ein Gewinn. Ich selbst aber vermisse sehr die graue Mauer, welche früher diesen Weg begrenzte und so harmonisch in Form und Farbe sich in die Umgebung gefügt hatte. Mancher freut sich auch wohl, daß er jetzt leicht auf steinernen Treppen bis zu den Felsen gelangen kann, die längs des Strandes aus dem Meere hinausragen. Freilich ist man auf diesen Felsen auch nicht mehr so allein wie vor Jahren, als es schwer war, sie zu erreichen. Doch gibt es auf ihnen noch immer Stellen genug, bis zu welchen nur wenige

sich wagen, wo man von der Strandpromenade nichts mehr sieht und nur das weite Meer vor sich hat, begrenzt durch den Bergrücken von Portofino und die schneeigen Gipfel der Alpen. Dort wird einem das Meer zum Gefährten, dem man seine Freuden und auch sein Leid anvertrauen kann. Bei den wechselvollen Stimmungen des Meeres hat man oft das Gefühl, als wenn es die Empfindungen teile, welche man im eigenen Busen birgt. Wie häufig sieht man es traurig, zornig oder erregt, dann wieder mild und wohlwollend, strahlend von innerer Wonne, dies heilige Meer! Das eine Mal ruht es so sanft in seinem Becken, daß seine Wogen den Fels nur zu liebkosen scheinen; das andere Mal stürzt es sich gegen den Strand, als fordere es die feste Erde zu lautem Kampfe auf. Wenn es dann beim Geheul der Winde blindlings wütet, seine Wellen zu den Wolken schleudert, als wolle es das Himmelsgewölbe bedrohen, wenn blutiger Widerschein seine Kämme färbt und tiefe Abgründe sich zwischen den Wasserbergen öffnen, da wird es unheimlich und schrecklich, das mächtige Element! Voll Angst und Entsetzen wendet der Mensch seine Blicke von ihm ab und preist den festen Boden unter seinen Füßen. Mit kindlichen Gefühlen ruft er die Erde als seine Mutter an; denn mit welcher Zuversicht kann er sich ihr anvertrauen! Wie selten nur öffnet auch sie ihre Schlünde, um die Kinder, die sie gebar, in ihren Tiefen zu verschlingen.

Auf jenen unsicheren Fahrzeugen, die sich im Altertume in die offene See hinauswagten, war der Mensch weit mehr der Gewalt der Wogen preisgegeben als jetzt. So begreift man die Begeisterung, mit der Plinius das Lob der festen Erde verkündet: „Erde, wir nennen dich mit Recht unsere Mutter, denn du überhäufst uns mit Wohltaten. Du bist die unsrige, so wie der Himmel Gottes ist. Du nimmst uns bei unserer Geburt in Empfang, sorgst dann für unsere Nahrung, gewährst uns dauernd deinen Schutz und nimmst uns schließlich wieder auf in deinen mütterlichen Schoß, wenn die übrige Natur uns verläßt. Gesegnet seist du, heilige Wohltäterin, gesegnet im besonderen auch, weil du uns an deinem Heiligtum teilnehmen läßt. Denn du trägst unsere Denkmäler, unsere Inschriften und verewigst unsere Namen weit über die kurze Spanne des Lebens hinaus. Das Wasser fällt auf dich als Regen nieder oder erstarrt zu Hagel, auch schwillt es in Wogen an und stürzt dahin als wilder Strom; die Luft verdichtet sich zu Wolken, entfesselt sich in Sturm. Du, Erde, bleibst aber wohlwollend, mild und nachsichtig; stets den Sterblichen zu dienen bereit, läßt du dir unendliche Reichtümer entreißen oder gibst sie oft auch freiwillig her. Wie viel Düfte du verbreitest und Wohlgeschmack du spendest, wie viele Säfte dir entquellen, wie reich bist du an Gestalt und Farbe! Was wir dir anvertrauen, gibst du mit Wucherzins zurück; wie viel Wesen nährst du nicht, um uns zu nützen!" — In schrankenloser Bewunderung für die gütige Wohltäterin läßt sich Plinius zu der Behauptung hinreißen, daß sie selbst die Gifte nur aus Mitleid für uns Menschen erzeuge. Denn sie wollte nicht dulden, daß lebensmüde Menschen durch Verhungern ihrem Leben ein qualvolles Ende bereiten. Sie schuf daher geheimnisvolle Säfte, die leicht über die Lippen gehen, dem Leben ein Ende

machen, ohne den Körper zu entstellen, ohne Blutvergu& zu verursachen und andere Qualen zu bereiten als heftigen Durst.

Dem Orientalen ist heute noch das Meer „die Nacht der Abgründe", und jenes Gefühl der Angst gibt den bestimmenden Ton auch in jenen Schilderungen an, die J. Michelet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Meer entwarf. Er widmete ihm sein Buch „La mer", das seinerzeit ebenso wie die anderen Werke des bekannten französischen Historikers und Philosophen viel gelesen wurde. — Der Anblick eines Seesturmes ruft Entsetzen in Michelet hervor, und es scheint ihm, als wenn die ganze Natur seine Empfindung teile. Selbst die Bäume sieht er sich vom Meer hinwegwenden, damit sie jener vernichtende Wind nicht töte, der mit unwiderstehlicher Gewalt aus den endlosen Weiten des Meeres bläst. Michelet vernimmt nicht in dem Geräusch der Wellen die tröstlichen Melodien, die das Gemüt besänftigen, den Schmerz zu lindern vermögen; er hört aus ihnen nur die ewige Drohung kommender Stürme heraus.

Es dürfte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewesen sein, als Michelet ein halbes Jahr in Nervi verweilte. Er preist die dortige Bucht als eine der geschütztesten und schönsten der Welt. — Eines Tages eilt er hinab zu dem Meer, um den entfesselten Sturm zu betrachten. Ein flacher Strand fehlt an dieser Küste, es läuft nur ein schmaler Pfad auf dunklem Felsen dem Meer entlang. Dieser Pfad steigt auf und ab, schwebt oft senkrecht in bedeutender Höhe über den Fluten. Man vermag im Staub des Wellenschaumes kaum die nächste Umgebung zu erkennen. Wirbelwinde ziehen alle Augenblicke den dichten Schleier zu. Was sich aber unterscheiden läßt, ist grauenhaft. Rauhe, gebrochene Felswände, spitze Gipfel, scharfe Grate, plötzliche Vertiefungen im Gestein, sie alle zwingen die stürmenden Wellen zu Sprüngen, zu unglaublicher Anspannung der Kräfte, zu höllischer Qual. Die Felsen der Küste empfangen knirschend und schäumend, mit Hohngelächter die zerschellenden Wogen. Es ist ein unsinniges Lärmen und Toben, Donnern und Pfeifen, daß man die Ohren sich zuhalten möchte. Und erschrocken drückt man sich in den einspringenden Winkel der Mauer am Strand, um nicht selber von den wütenden Wellen ergriffen zu werden.

Mich versetzt der Anblick des Sturmes in erhöhte Stimmung. Es ist mir, als wenn die Natur dann in Begeisterung sei, und in mir selbst schwinden in solchen Augenblicken die Empfindungen des alltäglichen Lebens und ich bin der Wirklichkeit wie entrückt.

II.

Jener Wachtturm, der heute noch am Strande von Nervi steht, zeugt dafür, daß an dieser Küste nicht immer sichere Zustände herrschten. Selbst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts drohten hier noch dem Reisenden ernste Gefahren. Petit Radel, „Chirurgienmajor du roi", legte im Jahre 1812 den Weg von Lerici nach Genua in einem Boot zurück. Er gibt an, daß er den Seeweg wählte im Hinblick auf die Anstrengungen, mit welchen die Reise auf dem Lande verbunden sei. Doch bereut er später seinen Entschluß, nicht wohl

deshalb, weil er von der bewegten See zu leiden hat, als vielmehr, weil ihm bewußt wird, in welcher Gefahr er schwebt. Denn er erfährt auf der Fahrt, daß in den tiefeingeschnittenen Buchten dieser Küste algerische Freibeuter und Renegaten sich verborgen halten und plötzlich Fahrzeuge überfallen, die um ein Vorgebirge biegen. — Die Seefahrt von Spezia nach Genua währte damals 24—30 Stunden, und glücklich durfte sich der schätzen, dem es vergönnt war, ohne Unfall Genua zu erreichen.

Kaum vermag man sich heute, wo ein Schnellzug die Strecke Genua—Spezia in dritthalb Stunden zurücklegt, noch vorzustellen, wie es mit den Verkehrsmitteln an der ligurischen Küste einst beschaffen war. Zwei schwedische Edelleute, die im Jahre 1758 Italien bereisten, schildern in den „Neuen Nachrichten oder Anmerkungen über Italien und über die Italiener", einem Buch, das in deutscher Übersetzung 1766 „bey Bernhard Christoph Breitkopf & Sohn" in Leipzig erschien, wie es ihnen auf dieser Strecke erging. Sie hatten in Livorno für sich und ihr Gefolge eine Barke nach Genua gemietet. Es war ausbedungen worden, daß der Padrone andere Passagiere nicht mitnehme. Trotzdem fanden sie im Augenblick der Abfahrt die Barke nicht nur mit fremden Waren vollgepackt, sondern auch mit anderen Reisenden, Maurern, Matrosen und einem Dominikaner nebst bedenklicher Begleiterin stark besetzt. Ein Sturm zwang die Reisenden, unterwegs im Hafen von Portofino Zuflucht zu suchen, und dort mußten sie die Weihnachtsfeiertage zubringen. Da dem Padrone das Wetter immer noch unsicher erschien, die Zeit aber drängte, entschloß sich einer der beiden Edelleute, zu Fuß nach Genua zu wandern, auf Wegen, die zum Teil nicht besser als Ziegenpfade waren. Und doch hatte die Via Aurelia einst über den Berg von Portofino und weiter längs der Küste nach Genua geführt. Sie bestand aber nicht mehr. Erst Napoleon I. nahm an der östlichen Riviera, wie zuvor schon an der westlichen, den Wegebau wieder auf und folgte dabei im wesentlichen den Spuren der alten Römerstraße. Das geschah zur Zeit der französischen Herrschaft über Genua, die bis 1814 währte. Übrigens kamen nur wenige der beabsichtigten Arbeiten auf dieser Straße zur Ausführung, so daß noch in einem 1818 in Mailand erschienenen „Manuel du Voyageur en Italie" zu lesen ist, daß von Genua nach Lucca längs der Küste nur ein den Ufern des Meeres und dem Abhange der Berge folgender Pfad führe. Auch ständen die einzelnen Teile dieses Pfades untereinander nicht in Verbindung, so daß man ihn kaum benutzen könne. Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen Postwagen auf der nunmehr vollendeten Straße zu verkehren und wurden bald auch von Fremden benutzt.

Aber auch solche, die auf schlechtem Fußpfade dieser Strecke folgten, schilderten begeistert ihre Schönheit, die Üppigkeit der Vegetation, die Fülle goldiger Früchte an den Orangenbäumen, den würzigen Duft der immergrünen Sträucher. Hingegen machte die Stadt Nervi auf die Reisenden einen geteilten Eindruck. Der Postwagen rollte so lange zwischen den endlosen Häuserreihen, daß ein italienischer Abbate seinem Gefährten, Otto Speyer, der 1859 „Bilder italienischer Landschaft" veröffentlicht hat, erklärte, der Ort heiße Nervi, weil er einem auf die Nerven fällt: „Perchè dà ai nervi."

Nervi ist vorzüglich gegen Norden, Westen und Osten geschützt, so daß im wesentlichen nur südliche Winde zu ihm Zutritt haben. Die staubfreie Strandpromenade, durch hohe Gartenmauern gegen Norden besonders noch gedeckt, bietet Leidenden einen selbst an der Riviera seltenen Schutz. Andere Gäste von Nervi, welche dort nur Erholung suchen, klagen dagegen über die geringe Zahl von Spaziergängen, die der Ort ihnen bietet. Auch ist die Mannigfaltigkeit dieser nahen Ausflüge nicht groß, denn selbst der Aufstieg nach der Kirche von St. Ilario, so schön er an sich ist, verschafft eigentlich kaum neue Eindrücke. Das Panorama bleibt nach Westen, Norden und Osten durch dieselben hohen Berge begrenzt, die sich auch vom Strande dem Blicke darbieten. — Die Landstraße ist zwar weniger staubig als die Wege an der Ponente, doch bei anhaltend schönem Wetter für Fußgänger nicht eben verlockend. So bleibt man im wesentlichen auf den Strand angewiesen, kann aber dessen Felsen stets mit neuem Genuß aufsuchen. Gern verweilt man dort bis gegen Abend, wenn die Sonne jenseits Genua hinter dem Apennin zu schwinden beginnt und der Berg von Portofino purpurrot in ihrem Licht erglüht. Dann illuminieren sich alle die zahlreichen Ortschaften an den Abhängen und werfen lange, goldige Lichter zurück über das Meer. Das ist die Stunde der Tizianschen Farben, wenn alle Dinge in reichem Golde erglänzen und den Himmel eher zu beleuchten als von ihm Licht zu empfangen scheinen. Das ist der Augenblick, da die Natur in der Seele des Künstlers Farbenharmonien erweckt, die dort unbewußt schlummerten und ihn zu Leistungen befähigen, über die er später selber staunt.

Auch Adolf Stahr und Fanny Lewald saßen hier am Strande hingerissen durch die Herrlichkeit des Bildes, das sich vor ihren Augen entfaltet hatte. Die beiden Reisenden waren im Oktober 1858 mit einem Vetturin hierher gekommen und begaben sich nach der Villa Gropallo. Sie durchwanderten den weiten Park, der sie durch die Fülle seiner südlichen Vegetation entzückte. Dann ließen sie sich „neben einem zierlich hohen Pavillon in einer Felsenecke hart am Meeresstrande nieder, wo ein kleines, halbzerschelltes Boot in einem Mauerwinkel neben den Ruinen eines alten Wachtturms bequem Ruhesitz gewährte". Hier verträumten sie „ein paar wahrhaft glückselige Stunden, wie man sie zu den Perlen höchsten Reisegenusses in dieser gottbegnadeten Natur des Südens zählen mag". Zu ihren Füßen „sang das in der heißen Mittagssonne schimmernde und flimmernde Meer sein einschläferndes Wiegenlied". Alles um sie her schien Siesta zu halten. „Farbenschillernde Lacerten sonnten schlafend die zierliche Bildung ihrer Leiber in dem Kräuterduft des alten Turmgemäuers." Bei solchem glücklichen Hinträumen war es ihnen, als „ob sie sich eins empfänden mit der allgemeinen Mutter alles Daseins, die alle ihre Millionen Kinder, die sie aus ihrem Schoße geboren, wieder zurücknimmt in ihren mütterlichen Schoß, den Stoff der Gebilde umformend und umgestaltend in immer neuen Bildungen und Gestalten bis an das Ende aller Dinge".

Adolf Stahr konnte noch den Park der Villa Gropallo, der jetzt so viel von Fremden besucht wird, eine „paradiesische Natureinsamkeit" nennen.

Selbst im Jahre 1865 wird in der dritten Auflage von Baedekers „Oberitalien" Nervi nur dem Namen nach angeführt. Gasthäuser weiß dieses Reisebuch auf dem Wege von Genua nach Spezia erst in Chiavari zu nennen. Elf Stunden blieb man auf dieser Strecke im Postwagen, bevor man Spezia erreichte. — Nähere Beachtung in Reisebüchern fand Nervi erst im Anfang der siebziger Jahre, und damals wurde auch schon das jetzige Grand Hotel als „Pension Anglaise" eröffnet.

III.

Die Milde des Klimas von Nervi bezeugen besser, denn alle in den verschiedenen „Guides" angeführten Zahlen, die Zitronenbäume, die ohne allen Schutz gedeihen. In dieser Beziehung steht Nervi kaum den bevorzugtesten Orten der Ponente nach; anderseits weist es etwa einhalbmal mehr Regentage zur Winterzeit auf. Auch das sieht man unmittelbar dem Vegetationsbilde an, denn die Kamellienbäume, denen es an der Ponente zu trocken ist, entwickeln sich hier üppig. Ebenso ergeht es den Azaleen und Gardenien, die gleiche Ansprüche an die Luftfeuchtigkeit stellen.

In letzter Zeit hat auch die Kultur wohlriechender Blumen in Nervi in einem ähnlichen Verhältnis wie an der Ponente zugenommen. Besonders erfreuen sich die Nelken von Nervi der höheren Wertschätzung und werden als „Genueser Nelken" nach dem Norden versandt.

Aus den Olivenhainen und Gärten längs der Landstraße strömt dem Wanderer im Frühjahr ein Wohlgeruch entgegen, der ihn an den Duft der Gartenplatterbse (Lathyrus odoratus), des „Pois de Senteur" erinnert. Dieser Duft kommt von der Puffbohne (Vicia Faba) her, die längs der ganzen Riviera viel gezogen wird. Man verzehrt hier die Samen, wenn sie noch unreif sind, und zwar alsdann roh. Sie schmecken in solchem Zustand süß, ähnlich wie halbreife, grüne Erbsen. In vielen Gegenden von Deutschland trägt die Puffbohne den wenig ehrfurchtgebietenden Namen der „Saubohne", und doch verdient sie es wohl, daß man ihr mit größerer Hochachtung begegne. Denn sie ist eine der ältesten Kulturpflanzen, die wir kennen, so daß man ihren Ursprung nicht einmal sicherzustellen vermag. Ihr Anbau reicht zurück bis in die vorgeschichtliche Zeit. Gewisse Sorten der Puffbohne dienten im Altertum bereits als Viehfutter, aus anderen stellte man Mehl dar, versetzte mit ihm auch das Mehl der Cerealien. In der Mythologie spielte die Puffbohne eine wichtige Rolle. Ihre Samen galten als Sinnbild des Todes, weil man die schwarzen Flecke auf den weißen Blüten dieser Pflanze als Trauerzeichen deutete; daher bei Trauerfeierlichkeiten die Puffbohne als Speise aufgetragen wurde. Pythagoras verbot ihren Genuß seinen Schülern, wohl, wie Plinius angibt, weil er diese Nahrung für unverdaulich hielt, es von ihr auch hieß, daß sie den Menschen schwerfällig mache und am Schlafe hindere. — Auf dem Wege nach Eleusis stand ein dem Bohnengott Kyamites geweihter Tempel. Bei den Festen der Lemurien, die den umherirrenden Seelen böser Verstorbener galten, warf man des Nachts schwarze Bohnen über den Kopf, um durch solche Gabe sich und die Seinigen vor der Verfolgung dieser Gespenster zu bewahren. Doch auch

verschiedenen Gottheiten wurde der aus dem Mehl der Buffbohne hergestellte Brei als Opfer dargebracht. Vor Gericht pflegte man mit weißen Bohnen für Lossprechung, mit schwarzen für Verurteilung des Angeklagten zu stimmen. Man fand Buffbohnen in Ägypten in einem Grabe der zwölften Dynastie, die etwa zweitausend Jahre vor Christus geherrscht hat; Schliemann grub auch Buffbohnen aus in Troja.

Um unsere Gartenbohne (Phaseolus vulgaris) konnte es sich bei keinem der uns überlieferten Bräuche des Altertums gehandelt haben, da diese Bohnen erst nach der Entdeckung von Amerika zu uns gelangten. Daher der alte Name „Bohne" sich in der deutschen Sprache nur auf Buffbohnen bezog. Ihre Bezeichnung als „Buffbohne" kam erst auf, als es nötig wurde, sie von den neuen amerikanischen Ankömmlingen zu unterscheiden. — Bei der griechischen Landbevölkerung stellen die Buffbohnen heute noch das verbreitetste Nahrungsmittel dar. Bei uns sollte vor kurzem das Buffbohnenmehl durch geheimnisvolle Anpreisung wieder zu besonderen Ehren gelangen. Denn Buffbohnenmehl ist, nebst Linsenmehl, der Hauptbestandteil der Revalenta arabica, die aus Nordamerika zu uns herüberkam und für teures Geld als Kraftmehl und Mittel gegen allerlei Krankheiten angepriesen wurde. Ihre Bezeichnung hatte man aber durch Umsetzung der Buchstaben aus Erva lenta, eigentlich Ervum Lens, dem Namen der Linse, gebildet.

Neuere Veröffentlichungen, welche den Feigenbaum zum Gegenstand hatten und weitere interessante Aufschlüsse über sein eigenartiges Verhalten brachten, wurden Veranlassung, daß auch ich ihm diesmal hier, und an anderen Orten der Riviera, größere Aufmerksamkeit zuwandte. Er war eben im ersten Austreiben begriffen, trug an den Zweigen die Anlagen der „Früchte", welche den Winter überdauert hatten.

Der Feigenbaum ist ein so altes Kulturgewächs, daß er ebenbürtig dem Ölbaum und dem Weinstock zur Seite gestellt werden kann.

In der poetischen Bildersprache wurde der Feigenbaum meist Bruder des Weinstocks genannt. Attika rühmte sich einst, nebst Sikyon, der besten Feigen. Wein und Feigen waren in Griechenland ein Lebensbedürfnis für den Armen wie für den Reichen, und ein attischer Müßiggänger begnügte sich auch wohl mit einigen getrockneten Feigen, um den Tag schlendernd verbringen zu können, sich auch je nach der Jahreszeit in der Sonne oder im Schatten zu lagern. Wie weit die Sage das Bestehen des Feigenbaumes auf italienischem Boden zurückversetzt, zeigt der „Ficus Ruminalis" an, unter dem Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt wurden. Nach den vom Grafen zu Solms-Laubach angestellten Quellenstudien dürfte aber die griechische und die römische Feigenkultur nicht denselben Ursprung haben, der italienische Feigenbaum somit nicht aus Griechenland eingeführt worden sein. Die paläontologischen Befunde lehren, daß Ficus Carica, also jene ursprüngliche Art, von der die Kulturpflanze abstammt, schon in der Quartär- oder Diluvialperiode im westlichen Teil des Mediterrangebietes verbreitet war; sie machen es freilich auch wahrscheinlich, daß sie von Osten her über das Mittelmeer wanderte. Doch geschah das schon in prähistorischer Zeit, noch bevor ihre Kultur begonnen hatte.

Soweit überhaupt alte Schilderungen zurückreichen, führen sie uns den Feigenbaum in zwei verschiedenen Rassen bereits vor. Die eine liefert die eßbaren Feigen, die andere ungenießbare Früchte. Schon im Altertum wird der Baum mit den ungenießbaren Früchten als Caprificus, das heißt als Geißfeige oder Bocksfeige bezeichnet, und damals schon hatte man den eigenartigen Einfluß erkannt, den der Caprificus auf das Reifen der eßbaren Feigen ausübt. „Man nennt Caprificus," schreibt Plinius, „einen wilden Feigenbaum, dessen Früchte nie reifen, der aber anderen Früchten das erteilt, was ihm selber abgeht; denn die Natur spendet nach Willkür die schaffenden Kräfte und vermag manchmal selbst aus der Fäulnis neue Wesen zu erzeugen. So bringt der wilde Feigenbaum Fliegen hervor, welche die faulenden Früchte des mütterlichen Baumes verlassen, weil diese ihnen keine Nahrung mehr bieten. Jene Fliegen stürzen sich nun auf den angebauten Baum, öffnen durch gierige und häufige Bisse seine Früchte, dringen in deren Inneres ein und ermöglichen dadurch, daß so viel Wärme und Licht der Sonne in die Feigen gelange, als zu ihrem Reifen nötig ist."

Diesen Vorgang der Kaprifikation scheint Herodot schon gekannt zu haben; Aristoteles schilderte ihn eingehend, und doch vermochte die neuere Forschung erst seine Bedeutung klarzulegen. Ja, die wahre Beziehung des Caprificus zu der eßbaren Feige aufzudecken, gelang erst in letzter Zeit.

Auch dem Nordländer ist das Aussehen des Feigenbaumes nicht fremd, denn er wird bei ihm zu Lande, wenn nicht im Freien, so doch in Kübeln gezogen. Dieses geschah schon vor Jahrhunderten, so daß Conrad Gesner 1561 in seinen „Horti Germaniae" den Feigenbaum in Deutschland als Kulturpflanze anführen und hinzufügen konnte, er trage in den Gärten von Straßburg im zweiten Jahre reife Feigen.

Die Feigen gelten allgemein als einfache Früchte, die Körner in ihrem Innern als Samen. Tatsächlich liegt ein ungewohntes, wesentlich komplizierteres Verhältnis in diesem Falle vor, welches einst schon Albertus Magnus aufgefallen war und ihn zu der Bemerkung veranlaßte, daß der Feigenbaum Früchte hervorbringe, ohne zu blühen. In Wirklichkeit ist die Feige eine Scheinfrucht, während ihre Körner richtige Früchte darstellen. Anderseits liegt in dem wohlschmeckenden Fleisch der Feige das saftige Gewebe des Trägers vor, dem die Früchte entspringen. Die Feige verdankt ihre Entstehung einem eigenartig umgestalteten Blütenstande, der, statt wie sonst in einzelne Zweige sich aufzulösen und an diesen seine Blüten zu erzeugen, sich als ein unverzweigtes Gebilde ausbreitete, das krugförmig nach oben zusammenschließt und an seiner freien Innenfläche die Blüten hervorsprossen läßt.

Der Caprificus trägt im allgemeinen dreimal, der Feigenbaum nur zweimal im Jahre. Über ein solches Verhalten wird uns schon aus dem Altertum berichtet. Die eine Generation der Geißfeigen setzt im Oktober an und kommt meist im April zur Reife, die zweite beginnt alsdann und findet im Juni und Juli ihren Abschluß, die dritte dauert den Sommer hindurch. Alle diese Geißfeigen führen zwar weibliche Blüten in ihrer Innenhöhlung, doch zeigen sich diese eigenartig verändert. Denn sie besitzen nur unvollkommene Narben

und sind nicht auf Bestäubung und Befruchtung, vielmehr auf Gallenbildung eingerichtet. Den oberen Teil der Höhlung, dicht unter der Mündungsstelle, nehmen aber in den meisten Geißfeigen normale, pollenbildende, männliche Blüten ein. Diese fehlen nie in jener Generation der Geißfeigen, die im Juni und Juli reift und die in Italien meist den Namen „Profichi“ führt. Alle drei Generationen der Geißfeigen sind ungenießbar, bis zur Reife milchend, zäh und ohne Zucker. Sie werden von Wespen der Gattung Blastophaga grossorum bewohnt, die durch die obere Mündungsstelle in die Geißfeige eindringen, dort die unvollkommenen weiblichen Blüten aufsuchen und je ein Ei in die Fruchtknoten legen. Aus dem Ei entwickelt sich eine weiße Larve, während der Fruchtknoten selbst zu einer Galle anschwillt. In dieser erfolgt auch die Verpuppung der Larve, und erst die ausgebildete Wespe beißt in die Galle ein Loch und macht sich frei. Zuerst treten die Männchen hervor, um die Weibchen zu begatten, worauf diese sich zur Mündung der Urne wenden, um die Feige zu verlassen. Dort stäuben um die gleiche Zeit die männlichen Blüten, so daß die sich durchdrängenden Wespen mit Pollen beladen werden. Es kommt ausnahmsweise vor, daß in einer Geißfeige einzelne normale weibliche Blüten sich ausbilden, die dann auch keimfähige Samen hervorbringen. Doch ist das nicht die eigentliche Aufgabe der Geißfeigen, welche vielmehr nur für die dauernde Erhaltung der Blastophagen zu sorgen haben. Die Erzeugung normaler weiblicher Blüten fällt dem eigentlichen Feigenbaume zu, jenem, der die eßbaren Feigen liefert. Bei den meisten jetzt in Italien kultivierten Feigenrassen ist es freilich nur noch *eine* Feigengeneration, jene des Sommers, die mit gut ausgebildeten weiblichen Blüten ausgestattet zu sein pflegt, während in der Wintergeneration diese verkümmern. Doch fast alle diese Feigenrassen bedürfen überhaupt nicht mehr der Befruchtung, woraus sich ihr Verhalten erklärt. Wo hingegen, wie bei den Smyrnaer Feigenrassen, die Befruchtung notwendig ist, da sind auch die weiblichen Blüten in allen Feigengenerationen vertreten und harren der Bestäubung. Letztere kann aber nur durch die Blastophagen vollzogen werden, die, mit dem Pollen beladen, den ihnen die Geißfeige mitgab, in die Urne der Feigenanlage am Kulturbaum hineinschlüpfen und dort die Narben der weiblichen Blüten bestäuben. Dabei erwächst der Wespe selbst aus dieser Hilfeleistung kein Gewinn, da sie mit ihrem Legestachel in den Fruchtknoten normaler weiblicher Blüten nicht einzudringen vermag. Sie legt wohl schließlich ein Ei *zwischen* die weiblichen Blüten ab, doch solches geht dort zu Grunde. Tatsächlich werden somit die Wespen seit undenklichen Zeiten in ihrem Instinkte getäuscht. Das den Geißfeigen so ähnliche Aussehen der weiblichen Feigen führt sie irre. Übrigens geht unser kultivierter Feigenbaum noch einigermaßen mild mit den getäuschten Wespen um, er gewährt den meisten von ihnen den Rückzug. Anders verhalten sich verschiedene tropische Ficus-Arten, in deren weiblichen Feigen sämtliche in sie eingedrungenen Wespen ihr Ende finden müssen.

Man fragt sich, wie das Fortbestehen einer solchen Einrichtung in der Natur wohl möglich sei. Die Antwort läßt sich unschwer erteilen. Wenn die betreffenden Individuen der Wespe, die mit unbewußter Notwendigkeit die

Bestäubung der weiblichen Blüten solcher Ficus-Arten vollziehen, nicht geopfert würden, könnte die Wespenart selbst nicht fortbestehen. Denn sie ist in ihrer Existenz an das Vorhandensein jener Feigenart gebunden. Ohne Bestäubung, aus der normalerweise sich die zur Erhaltung der Spezies notwendige Samenbildung ergibt, müßte aber diese Feigenart verschwinden. Demgemäß werden fortdauernd so und soviel Individuen der betreffenden Blastophagenart zum Vorteil der ganzen Spezies geopfert — eines der vielen Beispiele, welche zeigen, wie wenig es der Natur um das Leben der einzelnen Individuen zu tun ist. Die Dauer ihrer Existenz wird dem allgemeinen Interesse der Spezies ganz untergeordnet.

Bei allen Kulturpflanzen hat nicht selten das fortwährende Eingreifen des Menschen die ursprünglichen Einrichtungen, die der Erhaltung der Spezies dienten, künstlich verschoben. So ist es bei einigen Rassen unseres Feigenbaumes. Der Mensch übernahm in solchen Fällen die Sorge für die Fortpflanzung des ihm nützlichen Gewächses; er suchte es vornehmlich durch Stecklinge und Edelreise zu erhalten, wodurch die Samenbildung mehr oder weniger vollständig überflüssig wurde. So kommt es, daß die meisten der in Italien und an der Riviera kultivierten Feigenrassen der Kaprifikation nicht mehr bedürfen. Sie reifen ihre Scheinfrüchte ohne Bestäubung und Befruchtung und führen in diesen daher auch keine keimfähigen Samen. Anders verhalten sich hingegen die griechischen und die türkischen Feigenrassen, vor allem die von Smyrna. Diese werden von Blastophaga bestäubt, und es folgt auf die Befruchtung bei ihnen auch die Bildung von Samen, aus denen sich neue Pflanzen erziehen lassen. Darum hängt man dort mit gutem Grunde Geißfeigen, denen Wespen entschlüpfen, zwischen den Ästen der kultivierten Feigenbäume auf. An Feigen wie die Smyrnaer, die vorwiegend trocken verspeist werden, schätzt man den nußartigen Geschmack, den ihnen die vorhandenen Samen verleihen. So kommt es, daß die Kultur bei diesen Feigenrassen die Notwendigkeit der Bestäubung nicht beseitigt hat; es brachte ihr vielmehr Vorteil, sie zu erhalten.

Das hat man nun auch in Amerika erfahren müssen, als der Versuch dort gemacht wurde, die Kultur der Smyrnaer Feige einzuführen. Viele Tausende von Bäumen pflanzte man in Kalifornien an, ohne in den ersten neunzehn Jahren eine einzige reife Feige zu erlangen. Alle Anlagen fielen jung ab. Erst mit Hilfe von künstlicher, durch Menschenhand vermittelter Bestäubung erzielte man die ersten Erfolge. Das regte zur Einführung des Caprificus und der Blastophagen an, und seitdem beginnen sich auch in Amerika reiche Ernten von Smyrnafeigen einzustellen.

Aus dem eingehenden Studium aller dieser Verhältnisse und der Ausdehnung der Untersuchungen auf tropische Feigenarten hat sich aber des weiteren ergeben, daß der Caprificus und die kultivierten Feigenbäume in dieselbe Spezies, also zu Ficus Carica, gehören, daß in Wirklichkeit der Caprificus die männliche Pflanze zu dem kultivierten Feigenbaum, der das weibliche Individuum ist, vorstellt, daß wir es mit einem Wort bei Ficus Carica mit einer getrennt geschlechtlichen Art zu tun haben.

Schon im Altertum war die Zahl der Kulturformen der Feige auffallend groß und sie nahm dauernd zu, so daß Plinius die Frage aufwarf, ob denn nicht dieses Gewächs mit der Zeit sich verändere. Es gab bereits weiße und schwarze Feigenrassen, und schon damals galten, außer den attischen Feigen, als besonders gut die aus der Gegend von Smyrna. Sie entstammten der Landschaft Caria, deren Gebiet sich bis in die Gegenden erstreckte, aus denen heute die Smyrnaer Feigen zu uns kommen. Daher Linné sich veranlaßt sah, den Feigenbaum als „karische" Feige (Ficus Carica) zu bezeichnen. Die karischen Feigen gelangten schon im Altertum, sowie jetzt, getrocknet und in Schachteln verpackt, nach Italien.

Ein Nizzaer Botaniker, Dr. Sauvaigo, stellte vor kurzem eine Liste der Feigenarten auf, die man in der Nähe von Nizza kultiviert; er fand deren sechzehn, darunter solche mit weißlichen und grünlichen, mit grauen und rötlichen, mit schwarzen und braunen Scheinfrüchten. Unter ihnen wird die Barnisotte blanche, die im Genuesischen Brogiotto bianco heißt, als sehr schmackhafte Eßfeige hervorgehoben. Die Genueser sollen sie zur Zeit der Kreuzzüge aus Syrien eingeführt haben. Um Nizza kommen Bäume der Barnisotte vor, die über 10 Meter Höhe erreichen; die Besitzung Senderi zu Rimiez rühmt sich sogar eines 12 Meter hohen Stammes, der bei 1,30 Meter Durchmesser eine 14 Meter breite Krone aufweist. Von der Rolandine heißt es, daß sie die geeignetste französische Feige zum Trocknen sei; als Königin aller Feigen zwischen Toulon und San Remo wird schließlich die englische Bellone mit sehr süßem, rotem Fleisch gepriesen.

Die Feigen können auch heute noch als ein gesundes Nahrungsmittel gelten, doch haben sie gegen früher an Bedeutung sehr eingebüßt. In Athen spielten sie als Volksnahrung eine solche Rolle, daß bei Mißernten, um Teuerungen vorzubeugen, ihre Ausfuhr verboten wurde. Daher die amtlich angestellten „Feigenanzeiger", die „Sykophanten", die eine Übertretung dieses Verbotes zur Anzeige brachten, auch wohl der Erpressung halber mit einer solchen drohten, und deren Name deswegen mit „Denunziant" identisch wurde.

Die Feigen sind tatsächlich etwa dreimal so nahrhaft wie Brot, und daraus erklärt sich sowohl ihre einstige Bedeutung als auch ihre Wertschätzung heute noch in manchen Gebieten. So pflegt in Nordafrika die Hälfte der Mahlzeiten der Kabylen nur aus trockenen Feigen zu bestehen. Außerdem werden dort aus Feigen große Brote und stark gepreßte Kuchen hergestellt und bis in das Innere der Sahara versandt. Um Nizza gewinnt man aus Feigen auch Wein, den die Einheimischen als süß und wohlschmeckend loben.

Auffällig ist es, daß man in manchen Gegenden fortfährt, Geißfeigen zwischen die Zweige solcher Feigenrassen zu hängen, die nachweislich der Befruchtung zum Reifen ihrer Scheinfrüchte nicht bedürfen. Vielfach hat man auf diesen Brauch hingewiesen, um zu zeigen, wie stark alte Sitten haften. Tatsächlich dürfte es sich hierbei aber nicht immer um ein völlig nutzloses Verfahren handeln. Es scheint vielmehr, daß auch, wo die Bestäubung durch die Blastophagen nicht mehr nötig ist, ihre Stiche als Wundreiz einwirken

und so die Entwicklung der Feige fördern. Dem würde die Angabe entsprechen, daß man auch durch andere ähnliche Reize entsprechende Wirkungen erreicht habe. So pflegen manche Gartenbesitzer um Nizza junge Feigen, wenn sie Daumendicke erreichten, an ihrer Spitze zu kneifen. Sie meinen, daß sie dadurch größer würden und auch schneller reiften. Andere stechen die Feigen kurz vor der Reife mit einem Strohhalm oder Holzstäbchen an, welche sie zuvor in feinstes Olivenöl getaucht haben.

Damit ließen sich sehr wohl die Beobachtungen vereinigen, die neuerdings der hochverdiente Direktor des botanischen Gartens von Buitenzorg auf Java, Treub, an einer dortigen Feigenart, der Ficus hirta, anstellte. Die Scheinfrüchte dieser Feigenart werden nicht befruchtet, entwickeln nichtsdestoweniger keimfähige Samen. Es stellte sich heraus, daß sie dies auf parthenogenetischem Wege, das heißt im jungfräulichen Zustande, tun. Ihren Eiern kommt somit die Fähigkeit zu, ohne Aufnahme eines männlichen Elements, also ohne Befruchtung, in die Entwicklung einzutreten und einer Keimpflanze den Ursprung zu geben. — Parthenogenesis ist in verschiedenen Abteilungen des Tierreiches, besonders bei den Insekten, seit längerer Zeit bekannt. Man hatte sie auch für einige niedere Pflanzen nachgewiesen. Bei höher organisierten Gewächsen galt sie bis vor kurzem für ausgeschlossen. Jetzt mehren sich die Fälle, wo man sie dort ebenfalls feststellt, so auch für Ficus hirta. Dessenungeachtet bedürfen aber die Scheinfrüchte dieser Ficusart einer Wespe, wahrscheinlich der Blastophaga javana, zur Förderung ihrer Entwicklung. Mit Blütenstaub beladene Wespen dringen auch in die Urnen der weiblichen Feigen der Ficus hirta ein. Sie zwängen sich mit Anstrengung durch die Öffnung, wobei sie Flügel und Fühler einbüßen. Zuweilen gelingt es ihnen überhaupt nicht, das Innere der Urne zu erreichen, und sie verenden zwischen den kleinen Schuppen, die oben den Eingang versperren. Sind sie aber ins Innere gelangt, so mühen sie sich ab, dort ihre Eier in den Fruchtknoten abzulegen. Das gelingt ihnen nicht, und sie entschließen sich allmählich zum Rückzug. Die sehr kleinen Pollenkörner bleiben an den Narben der Blüten kleben, beginnen auch wohl zu treiben, doch ohne Befruchtung bewirken zu können, da der Zugang zu den Eiern verwachsen ist. Doch der von den Blastophagen ausgehende Reiz, im besonderen ihre Versuche, die Fruchtknoten anzustechen, regt die jungfräuliche Keimbildung, sowie das Reifen der Scheinfrucht an.

Merkwürdig ist, daß man um Nizza die Feigenbäume mit ganz ähnlichen Stoffen düngt, wie bei Bordighera die Oliven. Man meint, das müßten Stoffe sein, die sich nur ganz langsam im Boden zersetzen. So kann man nicht selten sehen, wie zerstoßene Knochen, Papierschnitzel und Straßenkehricht, Hornspäne und wollene Lappen, Lederstücke und selbst der Schutt alter Häuser am Fuße der Feigenbäume vergraben werden.

Hin und wieder begegnet man an der Riviera verwilderten Feigenbäumen. Solche kommen ja selbst bei Bozen noch vor; ob aber an ganz entlegenen Orten nicht einzelne dieser Bäume wirklich wild sind, wer könnte das entscheiden? Meist wachsen solche Bäume schräg aus Felsspalten hervor

und breiten ihr Laub malerisch über den Abhang aus. Im zeitigen Frühjahr sieht man sie noch ohne Laub, und dann strecken sie ihre plumpen, stark verkrümmten Äste so phantastisch vor, als wollten sie mit ihnen, wie mit Fangarmen, eine Beute fassen.

Wie die Smyrnaer Feige, so sind auch neuerdings die besten Rassen der Dattelpalme in die Vereinigten Staaten eingeführt worden. Das U. S. Department of Agriculture in Washington leitet vornehmlich solche Unternehmungen, und Beamte, die als „Assistants“ in der „Division of vegetable Physiology and Pathology“ oder als „Agricultural Explorers“ in dem „Bureau of Plant-Industry“ angestellt sind, werden mit der Durchführung der Aufgabe betraut. Zwei dieser durchweg wissenschaftlich ausgebildeten Botaniker haben in Bonn ihren Studien obgelegen, und dem eisernen Fleiß, dem zielbewußten Streben, dem klaren Verstand und der großen Ausdauer dieser jungen Gelehrten mußte ich die höchste Anerkennung zollen. Einer von ihnen ist jener Walter T. Swingle, dem es seitdem gelang, die Hindernisse zu überwinden, auf welche die gedeihliche Entwicklung der Smyrnaer Feige in den Vereinigten Staaten zunächst stieß, und der es nunmehr auch vermochte, die Dattelpalme dort einheimisch zu machen, was sich nur durch eingehendes Studium der Lebensbedingungen dieses Gewächses an seiner alten Kulturstätte erreichen ließ. Boden, Klima, Pflege, Art und Mittel der Bestäubung fanden dabei Beachtung und förderten auch wissenschaftlich schätzenswerte Ergebnisse zu Tage. Die besten Ableger der Dattelpalme wurden aus der Sahara beschafft, und da das Gebiet von Arizona in den Vereinigten Staaten die geforderten klimatischen Bedingungen bot, so blieb der Erfolg nicht aus. Es werden somit voraussichtlich bald die amerikanischen Datteln, wie zuvor schon amerikanische Zitronen, Orangen, Reben, Kern- und Steinobstsorten, mit denen der alten Welt in Wettbewerb treten. Die Dattelpalme gedeiht in Arizona so gut, daß sie im fünften Jahre schon Früchte zu tragen beginnt. So mag denn in der Tat die Hauptstadt dieses Staates ihren Namen „Phönix“ verdienen.

Jene Pflanze, die so massenhaft in Nervi unter der Strandpromenade wuchert und selbst aus vorjährigen, halbverdorrten Blütenständen dunkelgrüne Blattrosetten treibt, heißt Inula viscosa. Es ist ein Unkraut, das man nicht übersehen kann, da es überall sich aufdrängt. Das ligurische Volk kennt es unter dem Namen „Nasca“ und schreibt ihm verschiedene Heilwirkungen zu. Zerreibt man einige Blätter zwischen den Fingern, so verbreitet sich ein starkes, würziges Aroma. An diesem Duft und der Klebrigkeit aller Teile erkennt man, daß es wirklich der „Alant“ ist, mit dem man es zu tun hat. Das Volk wendet die Blätter vornehmlich gegen Vipernbisse an. In manchen Gegenden setzt es sie dem Wein zu, damit er sich besser halte. — Auch die prächtigen, silbergrauen Stauden der „Aschenpflanze“, Cineraria maritima, sieht man hier an Felsen und Mauern. Die großen, schönen, fiederteiligen Blätter verdanken der starken Behaarung ihre weißgraue Farbe. Die lebhaft gelben Blütenköpfchen entwickelt die Cineraria erst im Sommer. Wir verwenden die Pflanze viel in unseren Gärten, um mit hellem Rande farbige Blumenbeete einzufassen.

Die verschiedensten Gewächse am Strande von Nervi werden von der italienischen Stechwinde, Smilax aspera, umrankt, deren Beeren im Frühjahr meist noch grün sind, doch an besonders warmen und besonnten Stellen sich auch schon zu röten beginnen. Unter Umständen vermag die Stechwinde bis in den Gipfel eines hohen Baumes emporzuklimmen und ihn mit immergrünen Girlanden zu behängen. Wohl weil sie andere Gewächse so innig umschlingt, entstand die Sage, es sei die Nymphe Smilax in jene Winde verwandelt worden, als sie aus Liebe zu dem Jüngling Crocos starb.

Über die hohen Gartenmauern, denen die Strandpromenade folgt, drängen sich Kiefern und Pittosporen gegen das Meer vor. Efeuzweige hängen tief an ihnen herab. Es sind Gewächse, die den salzigen Wasserstaub nicht fürchten, welcher während des Sturmes aus dem zerschellten Schaum der Wogen sich erhebt. Viele andere Bäume erscheinen hingegen wie abgestutzt, in jener Höhe, wo die Mauer aufhört sie zu decken; sie leiden augenscheinlich von dem salzigen Atem des Meeres.

IV.

An einem klaren, sonnigen Morgen, anfangs März, wurde ein Ausflug nach dem Bergrücken von Portofino beschlossen. Zunächst ging es mit der Bahn bis Camogli und dann hinauf nach Ruta, auf der schönen Straße, von der immer weitere Ausblicke über den Golf von Genua sich eröffnen. In Ruta erklommen wir den Weg, der sich südwärts wendet, um dem Rücken des Vorgebirges zu folgen. Da wächst plötzlich die Aussicht ins Unendliche und beherrscht die beiden Golfe, die der Monte di Portofino trennt. — Nach Westen zu erstreckt sich in sanfter Krümmung die üppig grüne Küste, die der Apennin eng umfaßt und die bis Genua nur noch eine einzige Stadt zu tragen scheint. Sie setzt sich, in noch größeren Fernen, in die Ponente fort, über der, am grünblauen Himmel, der Schnee der Seealpen schwebt. Im Osten folgt eine Bucht auf die andere längs der gefransten Küste; hier entfaltet der Apennin sich freier, türmt sich zu immer höher werdenden Bergketten auf, gipfelt in hohen Kuppen, die frischer Schnee bepudert, und in duftigem Nebel jenseits Spezia steigen unvermittelt die zackigen Spitzen der apuanischen Alpen auf, noch ganz gehüllt in weißes Gewand.

Am nördlichen Ende des Vorgebirges, auf dem wir uns zunächst befanden, sah es noch ziemlich winterlich aus. Die meisten Sträucher und Bäume waren ohne Laub. Einige Erdbeerbäume, Baumheiden und Steineichen gemahnten immerhin an den Süden. Ich erfreue mich der Begleitung meines Genueser Kollegen, des Professors Otto Penzig, dem wir die illustrierte Flora der Riviera (Flore coloriée du Littoral méditerranéen) verdanken. Er kennt hier selbstverständlich jede Pflanze und hilft meinem Wissen und meinem Gedächtnis nach. Leider blüht noch so wenig, daß wir, außer Primeln und Krokosblumen, nicht viel zu sehen bekommen. Eine graue Staude, die hier in größter Menge an den Abhängen steht, doch jetzt nur tote, vorjährige Blütenstände trägt, ist Helichrysum angustifolium. Sie duftet ebenso stark, wie das Helichrysum Stoechas, das wir am Kap d'Antibes gesammelt hatten,

gleicht ihm auch im Laub; die trockenen Blütenstände gestatten aber die Unterscheidung. Wo nur der Fuß die Pflanze berührt, entströmt ihr eine Wolke von Aroma.

Ohne daß wir uns der Länge des zurückgelegten Weges bewußt werden, ist der Gipfel des Berges erreicht. Es mögen anderthalb Stunden verflossen sein, seitdem wir Camogli verließen. Unser Blick schweift nun frei im weiten Umkreis, bleibt aber immer wieder auf den mattblauen Gipfeln des Apennins, dem fernen Schnee der Alpen, dem sonnendurchtränkten Meere haften. Der Semaphor, der hier am Gipfel stand, beginnt jetzt zu verfallen; eine neue Signalstation wurde etwas tiefer erbaut. — Der Berg fällt gegen Süden fast senkrecht ab; und doch gerade dorthin mußten wir unsere Schritte lenken, um die alte Abtei von San Fruttuoso zu erreichen, die in einer einsamen Bucht unten am Meere liegen muß. Wir ziehen unsere Landkarten zu Rate, um uns zurechtzufinden. Eine südöstlich gelegene Felsengruppe, die „Pietre strette", gibt uns die Richtung an, die wir einzuschlagen haben. Zwischen diesen Felsen führt der Fußpfad, der sich hierauf teilt und links nach Portofino, rechts nach San Fruttuoso abwärts führt. Eine Aufschrift ist an dieser Stelle angebracht, so daß der Weg sich nicht verfehlen läßt. Bald tauchen auch einige Gebäude von San Fruttuoso, weiß in dunklem Grün, unten am blauen Meeresbusen auf. Die einsame Stätte wird meistens nur vom Meere aus besucht. Wer sich ihr von der Landseite nicht näherte, dem fehlt freilich ein sehr wesentlicher Eindruck in dem Bilde. Denn der Weg, der von den Höhen des Berges absteigt, ist unvergleichlich schön und bietet eine Fülle der entzückendsten Ausblicke. Auch ist man sofort von der üppigsten „Macchia" umgeben und schwelgt geradezu, selbst zu so früher Jahreszeit, in der Fülle mediterraner Vegetation. Der Erdbeerbaum dominiert an diesem Abhang ganz auffällig und wächst zu bedeutender Höhe auf. Mit ihm streiten überall Steineichen und der immergrüne Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus) um den Raum. Die Baumheiden schimmern schon ganz weiß in ihrem Blütenschmuck und entsenden weithin liebliche Düfte. Der Zedern-Wacholder (Juniperus Oxycedrus) ist an diesem Abhang sehr verbreitet und zwar, nicht allein in der gewohnten Strauchform, sondern auch als Baum, dem es gelang, sich über seine Umgebung bedeutend zu erheben. Wir staunen ihn in solcher Entfaltung an. Er wuchs entweder mehr in die Breite, behielt bis unten seine Äste und sieht wie ein Lebensbaum aus, oder er schoß schlank empor wie eine Zypresse und trägt seine pyramidale Krone auf einem kahlen Stamm. Auch unser gemeiner Wacholder (Juniperus communis) vermag unter Umständen sich so zu entwickeln, doch sind die Fälle selten, in denen dies geschieht. — Der mit gelben Schmetterlingsblumen bedeckte Strauch, der stellenweise hier ganze Flächen färbt, ist die strauchige Kronwicke (Coronilla Emerus), die besonders häufig an der Levante auftritt. Von den anderen gelbblühenden Sträuchern derselben Familie läßt sie sich durch ihre unpaarig gefiederten Blätter und durch das Verhalten ihrer Blüten, die meist zu drei einem Stiel entspringen, leicht unterscheiden. Auch ist sie nicht bewaffnet, während ihre Verwandten in den Maquis sonst starke Dornen zu tragen pflegen. — Wir wanderten

weiter zwischen alten, lieben Bekannten, Rosmarin und Cistrosen, der dornigen Calycotome und immergrünen Rosensträuchern (Rosa sempervirens), Lentisken und Loniceren, dem kletternden Spargel und der Smilaxwinde. Tiefer hinab am Berge beginnen Brombeersträucher undurchdringliche Dickichte zu bilden. In diesem Klima büßen sie ihre Blätter während des Winters nicht ein und werden so zu immergrünen Gewächsen. Ein auffällig hohes Gras, Ampelodesmos tenax, aus dessen dichten Blattbüscheln vorjährige Blütenstände herausragen, findet sich durch die ganze Macchia an diesem Abhang vertreten. Es erinnert uns an das Gynerium argenteum, jenes Pampasgras, das wir zur Dekoration in unseren Gärten ziehen. Tatsächlich ist auch Ampelodesmos dem Gynerium nächstverwandt; seinen Namen erhielt es aber, weil es von alters her zum Binden des Weinstocks benutzt wurde. Merkwürdigerweise wächst dieses Gras an der Levante nur an ganz vereinzelten, besonders weit in die See hineinragenden Stellen: dem Monte di Portofino, dem Portovenere und auch auf der Insel Palmaria am Golf von Spezia. In San Fruttuoso bildete sich ein eigenes Gewerbe im Anschluß an jenes Gras aus. Es werden aus seinen Blättern Taue von bedeutender Festigkeit hergestellt. Man läßt die Blätter erst an der Sonne trocknen, weicht sie dann in Wasser auf und dreht sie zusammen in ursprünglichster Weise ohne anderweitige Behandlung. Die Fischer der Küste benutzen solche Taue, um ihre Schleppnetze ans Ufer zu ziehen, und sie zeigen sich den ungewöhnlich hohen Ansprüchen, die also an ihre Leistungsfähigkeit gestellt werden, durchaus gewachsen.

In halber Höhe des Berges sprach uns ein Fischer an, um uns seine Barke für die Fahrt nach Portofino anzubieten. Wir gingen auf seinen Vorschlag ein, und er begleitete uns nun weiter abwärts. Es war ein stattlicher junger Mann von einigen zwanzig Jahren mit intelligentem Gesichtsausdruck. Seine Pflanzenkenntnis versetzte mich geradezu in Erstaunen. Professor Penzig, der auch eine „Flore popolare Ligure" im Jahre 1897 veröffentlicht hat und weiter die Volksnamen der Pflanzen in Ligurien sammelt, brauchte nur auf ein Gewächs hinzuweisen, um die gewünschte Antwort zu erhalten. Nur ausnahmsweise machte der junge Mann eine abwehrende Bewegung mit der Hand und begnügte sich, ein Kraut als „mala herba" zu bezeichnen. Diese ursprünglichen Menschen stehen eben der Natur viel näher; sie haben von Kind auf unter freiem Himmel gelebt und im wesentlichen auch dort ihre Kenntnisse sich angeeignet. Sie bringen den sie umgebenden Naturerzeugnissen ein viel lebhafteres Interesse entgegen als unser Kulturvolk, das sie meist nur aus Schulbüchern kennt. Professor Penzig hatte die ähnliche Pflanzenkenntnis hier stets bei der Bevölkerung gefunden. Unserem Begleiter war es sogar nicht entgangen, daß der immergrüne Wegedorn nicht überall gleichgestaltete Blätter trägt. Er meinte, dieses Gewächs sei höher am Berge mit schmäleren, gesägten, tiefer im Tal mit breiteren, ganzrandigen Blättern ausgestattet. Man pflege demgemäß hier zu Lande die beiden Formen als Sconno selvatico und Sconno domestico zu unterscheiden.

Plötzlich, bei einer Wendung des Weges, tauchte die schlichte Kirche von San Fruttuoso dicht vor uns auf. Wir folgten nun einem Hohlweg, an

dessen Böschung die grünen Grastaue ausgespannt waren. Viele lagen auch zusammengerollt schon da, fertig zur Benutzung. Wir durchschritten hierauf einen gewölbten Gang zwischen hohen steinernen Häusern, kamen an der alten Abtei vorbei und kehrten in der einzigen, sehr primitiven Osteria des Ortes ein.

Hier ließen wir uns auf einer kleinen Terrasse über dem Meere nieder und bestellten ein frugales Mahl aus Eiern und Fischen. Auch ein „Giardinetto" wurde dann aufgetragen. Zu uns gesellten sich alsbald ein Hund, eine Katze und ein Huhn und sorgten dafür, daß auch nicht der geringste Rest von der Mahlzeit zurückblieb.

An dem Huhn hatten wir unsere besondere Freude. War es doch der erste Vogel, den wir am Vorgebirge von Portofino zu sehen bekamen. Professor Penzig, der lange Zeit den Vorsitz im Genueser Tierschutzverein geführt hatte, erzählte mir, auf welche Schwierigkeiten der Verein dort stoße. Vor allem fehle jedes Verständnis für dessen Ziele bei der Geistlichkeit, so daß deren Unterstützung ganz versage. Am schlimmsten sei es in dieser Beziehung am südlichen Abhang der Alpen bestellt. Dort werde der Vogelmord so planmäßig und so rücksichtslos betrieben, daß überhaupt nur noch ein Bruchteil der aus dem Norden kommenden Zugvögel nach Italien gelange, wo ihnen dann weiter eine Legion von „Cacciatori" nachstellt. Professor Penzig besitzt im Val Camonica, in der Provinz von Brescia, nördlich von Lago d' Iseo, ein kleines Landgut und ist dort Zeuge dieser alljährlich im Herbst sich wiederholenden Grausamkeiten. Um diese Zeit stehen überall an den Bergabhängen, wohl über zweihundert allein in diesem einzigen Tale, in voller Tätigkeit die „Roccoli", das heißt zum Zwecke des Vogelfangs besonders angelegte Gärtchen, die mit Holunder, Ebereschen, auch anderen Bäumen und Sträuchern, deren Beeren schon von weitem den Vögeln in die Augen fallen, bepflanzt sind. Geblendete, in Käfigen eingesperrte Lockvögel werden im Laube verborgen. Sie stimmen ihre Lieder an, ohne zu ahnen, daß sie ihresgleichen ins Verderben ziehen. Die ganze Anlage ist seitlich von zwei Netzen, wie von einer hohen Mauer umspannt. Die Maschen des inneren Netzes sind weit enger als die des äußeren; und mitten in dieser Falle, in einem Häuschen, wie eine Kreuzspinne, sitzt verborgen der Herr der Schöpfung, der Mensch, und lauert auf seine Beute. Hat sich eine Schar müder und hungriger Wandervögel in dem verlockenden Gärtchen niedergelassen, so schreckt der Mensch sie mit lauter Stimme auf und schleudert zugleich eine schnarrende Scheuche, den sogenannten „Diavolo", zum Häuschen hinaus. Die erschrockenen Vögel fliegen schräg auf und geraten so gegen das innere engere Netz, das bei diesem Anprall durch die weiteren Maschen des äußeren getrieben wird. So ist jeder Vogel wie in einem Sack gefangen; worauf der Roccolo-Besitzer gelassen von dem einen Gefangenen zum anderen schreitet und ihm den Hals umdreht. Professor Penzig hat Einblick in das Tagebuch eines solchen Mannes gewinnen können: es ergab sich daraus für das Dezennium von 1892 bis 1901 und dieses einzige Roccolo die Durchschnittszahl von 3427 Vögeln im Jahre. So kann man sich denn vorstellen, wie viel Millionen

und abermals Millionen von Zugvögeln auf diese Weise jährlich ihren Untergang finden. Sie werden mit etwa 4 Zentesimi das Stück bezahlt und wandern auf die italienischen Märkte. — Ist es nicht ein bedrückendes Gefühl für uns, zu wissen, daß wir unsere Singvögel nur dazu pflegen, zur Brütezeit vor ihren Feinden beschützen, mit unseren Gesetzen über ihnen wachen, damit die mit solchen Vögeln versetzte Polenta den italienischen Gourmands besser schmecke? In den gebildeteren Kreisen Italiens werden übrigens, was nicht genug anzuerkennen ist, alljährlich mehr Stimmen laut, die nach wirksamen Maßregeln gegen die Vernichtung der Vögel verlangen. Möchte es diesen Stimmen gelingen, sich bald Gehör zu verschaffen! So auch konnte ich mit Genugtuung in den letzten Jahren feststellen, daß in San Remo und Ospedaletti die Zahl der Vögel in den Olivenhainen bereits zugenommen hat. Die Gemeinden haben die frühere rücksichtslose Jagd eingeschränkt, um sich die Gunst der Fremden zu gewinnen.

V.

Der ganze Ort San Fruttuoso zählt nur wenige Gebäude, die über- und durcheinander an dem steilen Abhang sich drängen. In der Mitte auf einem Felsen erhebt sich ein viereckiger Wachtturm, der jetzt als Wohnhaus dient. Über dem Ort steigt unmittelbar der steile Berg auf, zunächst silbergrau getönt durch das matte Laub der Oliven, dann dunkelgrün im Schmuck der immergrünen Maquis, endlich umsäumt an seinem Rande mit schirmförmigen Pinien. Zu beiden Seiten der engen Bucht fallen hohe Felsen steil ab ins Meer, als wollten sie diesen stillen Strand für ewig von der übrigen Welt abschließen. Nur über dem blauen Meer, im Süden, kann der Blick endlos schweifen und sich in den Tiefen des Himmels verlieren, der seine Kuppel über dem hohen Berge wölbt. Hier könnte man in der Tat auch in der Gegenwart noch als Anachoret leben, die Welt vergessen und, von ihr vergessen, schließlich unweit der alten Dorias sich zur letzten Ruhe legen. Denn an diesem einsamen Orte ließen im 13. und 14. Jahrhundert die Genueser Dorias sich bestatten.

Eine alte Legende berichtet, daß zwei Adepten von St. Fructuosus, die Priester Giustino und Procopio, einige Tage nach dem Martyrium des Heiligen, das unter Kaiser Gallienus im Jahre 259 erfolgte, mit seinem Leichnam in See gingen. Sie wurden, zwei Tage und zwei Nächte lang, durch die Wellen umhergetrieben, worauf ein Engel dem Giustino im Traume erschien und den Ort angab, wo sie landen sollten: „Mons vero magnus, qui vobis prior apparebit, ubi est locus, sed draco pestifer moratur.“ Ohne Drachen geht es bei einer solchen Legende nicht ab. Er verkörpert den Geist des Bösen, der die geheiligte Tat zu verhindern sucht. Hier mag er das entfesselte Meer symbolisiert haben, das die Landung an den steilen Felsenklippen des Vorgebirges erschwert. Das Boot mit den Reliquien des Heiligen fand sich am Morgen im Sturm am Fuß des verheißenen Berges ein. Er war in schwarze Wolken gehüllt, aus denen Blitze hervorzuckten und der Donner erschallte. Sie sahen auch den Drachen, doch er schien gefesselt und wurde bald durch unsichtbare Gewalt in die Tiefen des Meeres geschleudert.

So konnten sie landen und an dieser einsamen Stelle die Abtei San Fruttuoso di Capodimonte begründen, die bald zu hohem Ansehen kam. Reiche Schenkungen wurden ihr am Ende des 10. Jahrhunderts von Adelasia, der Witwe des Kaisers Otto, der späteren heiligen Adelaide zuteil. So blieben in der Folge auch Plünderungen durch die Sarazenen nicht aus, denen selbst diese abgeschiedene Bucht am steilen Berge nicht verborgen blieb. Trotzdem stieg das Ansehen der Abtei weiter, und ein Abt von San Fruttuoso, Martino Doria, war es, der im Jahre 1125 die Kirche San Matteo in Genua errichtete und in Abhängigkeit von dem Mutterhaus stellte. Die Zahl der zur Abtei gehörigen Kirchen wuchs immer mehr, und im Laufe des 13. Jahrhunderts wählten die Dorias San Fruttuoso zu ihrem Bestattungsort. Dort fanden der Admiral Egidio Doria, der Sieger von Meloria, sowie andere Admirale aus diesem illustren Hause ihre letzte Ruhestätte. Doch hierdurch wurde der Neid des rivalisierenden Klosters von Cervara geweckt, und dieses erreichte schließlich, daß im Jahre 1550 der Papst Julius III. das Kloster von San Fruttuoso aufhob und die Abtei ganz unter den weltlichen Schutz der Doria stellte. Andrea Doria ließ daraufhin den heute noch vorhandenen Turm erbauen, der die Abtei vor den Korsaren schützen sollte. Doch die Fürsorge der Doria hielt nicht lange an, so daß wohl alle Denkmäler der alten Zeit aus San Fruttuoso verschwunden wären, hätte die fromme Fürsorge der Fischer nicht über der Abtei gewacht. Freilich waren es nur bescheidene Opfer, welche diese wenig zahlreichen und armen Menschen ihrer Pfarre bringen konnten. Daher die Kirche etwas verfallen aussieht und die Asche des Heiligen unter einem wenig ansehnlichen Altar ruht, trotzdem man sie für die älteste Reliquie von Ligurien hält. Eine steinerne Treppe führt von der Kirche hinab zur alten Abtei. Ein kleiner Klosterhof mit altem Säulengang öffnet sich zur Linken, während geradeaus ein gewölbter Raum die Gräber der Dorias birgt. Sie auch haben gelitten, und nur ihre schlanken Säulen und marmornen Bögen mit dem farbigen Wechsel von weißem und schwarzem Gestein, wie ihn die Geschmacksrichtung des 14. Jahrhunderts verlangte, zeugen noch von einstiger Pracht. Künstlerische Wirkung vermögen diese Monumente nicht mehr auszuüben; sie regen nur noch zu ehrfurchtsvoller Betrachtung an.

Wir vertrauten uns nunmehr dem Meere an. Der Himmel hatte sich im Westen in Dunst gehüllt, und die Signalstation auf dem Bergesrücken kündete Witterungswechsel an. Wie in der Vorahnung eines nahenden Sturmes atmete das Meer tief, schwoll auf und ab in rhythmischer Bewegung. An den schroffen Felsen, die senkrecht in die Tiefe tauchen, hoben und senkten sich die Wellen, an ihrem Rande mit weißem Gischt versilbert. Das Wasser zeigte metallische Reflexe wie der im Feuer gehärtete Stahl. Solche Lichtstimmungen der Meeresfläche vermochte nur Böcklin auf die Leinwand zu bannen, er, der es verstand, der Natur ihre tiefsten Poesien abzulauschen. Und auf einen Absatz dieser steilen Felsen gehörte auch jene verzückte Gestalt, die Frau im Schleiergewand, welche die Musik der „Meeresbrandung" mit Akkorden auf ihrer Harfe begleitet.

Wenn der Sturm hier wütet, dann sucht das entfesselte Meer den senkrechten Fels, der ihm Fesseln anlegt, zu erklimmen. Bis weit hinauf ist die steinerne Wand ganz kahl, und aus noch größerer Höhe leuchten nackte Baumskelette herab, denen der salzige Schaum der Wellen den Tod brachte.

Das Meer war weithin leer, kein Boot begegnete uns auf dem ganzen Wege; wir kreuzten nur Scharen bläulicher, kristallklarer Medusen, die in langen Zügen einem unbekannten Ziel entgegentrieben. Was veranlaßt wohl diese Wesen so beieinander zu bleiben; wie ist der Trieb beschaffen, der sie zusammenhält? Wohin ziehen sie? Vielleicht nach dem nächsten Strande, an welchem sie morgen schon zerschellen sollen.

Erst als wir den östlichsten Vorsprung des Berges umschifft hatten und in den Hafen von Portofino einbogen, glättete sich das Meer. An diesem weit hinausragenden Vorgebirge stauen sich immer die Wellen, und jeder Sturm wächst dort an zu mächtigster Gewalt. Daher von alters her der Portus Delphini dem geängstigten Seefahrer als ersehnte Zufluchtsstätte galt. Die römischen Triremen pflegten im Ligurischen Meere auf dem Wege nach Gallien Lunae, Portus Veneris, Portus Delphini, Genua portus, Portus Vadum Sabatium, Portus Maurici und Monaci portus zu berühren. Dem alten Portus Delphini entspricht das heutige Portofino; doch sollen, nach G. Poggi, beide Namen nicht, wie man wohl glauben könnte, auf Delphine zurückzuführen sein. Dieser verdiente Erforscher des alten Tigullens sucht es vielmehr wahrscheinlich zu machen, daß der Ursprung beider Namen in der alten Bezeichnung des ganzen Bergrückens liege, welcher „dao-fin" hieß, weil er die Völker von Genua und Tigullien schied. Es hatten aber schon die Römer, wohl des besseren Klanges wegen, ihre militärische Station auf dem Bergrücken, welche an der Via Aurelia lag, dort, wo jetzt Ruta sich befindet, ad Delphinum genannt. Daher G. Poggi in seinem Werke auch den jetzigen Hafen am Fuße des Berges nicht als Portofino, sondern als „Porto-fin" bezeichnet wissen möchte.

Heute ist es still und idyllisch in diesem kleinen Hafen, und doch bildeten seine Gewässer nur zu oft den Schauplatz blutiger Kämpfe. So zur Zeit jener mörderischen Bruderkriege, welche vom 11. bis zum 14. Jahrhundert Pisa, Genua und Venedig entzweiten. Dann waren es Guelfen und Ghibellinen, die sich diesen strategisch wichtigen Hafen streitig machten. Am 1. Februar 1312 zogen am Porto-fin die dreißig Genueser und Pisaner Galeeren vorbei, die den Kaiser Heinrich VII. und sein Heer nach Toskana geleiteten, und G. Poggi nimmt an, daß sich auf einem dieser Schiffe Dante Alighieri befand. Dann hat Porto-fin auch Conradin, König von Sizilien, Odoardo, Herzog von Parma, Richard, König von England, gesehen. Von 1800—1815 kämpften Franzosen, Engländer, Spanier und Österreicher um diesen Besitz, und als Napoleon schließlich seiner Beute glaubte sicher zu sein, ließ er Portofin durch ein Dekret vom 2. Januar 1813 auf seinen Namen taufen.

Weithin blickt man von der Madonna del Capo, deren Standbild an der äußersten Spitze des Vorgebirges sich erhebt, dem östlichen Gestade entlang bis zur fernen Insel Palmaria: Santa Margherita, Rapallo, Zoagli, Chiavari,

Sestri Levante folgen einander an dem herrlichen Golf. Nur eine Stunde müheloser Wanderung trennt uns von Santa Margherita, und das Auge kann die Straße überschauen, die im Schatten alter Steineichen und Kiefern sich am Bergesrande dahin windet. Halbwegs von Santa Margherita liegt am bewaldeten Abhang jenes alte Kloster Cervara, dessen Wettbewerb einst der Abtei von San Fruttuoso so verhängnisvoll werden sollte. Der Genueser Kapellan Lanfranco hatte dieses Kloster um 1361 begründet. Es erfreute sich der Gunst des gleichzeitigen Erzbischofs Guido Settimo von Genua, der, ein Jugendfreund Petrarcas, hier seine letzten Lebensjahre zubrachte und auch bestattet wurde. In der Zeit seines höchsten Glanzes konnte Cervara sich manches hohen Besuchs rühmen, so des der heiligen Katharina von Siena und bald darauf des Papstes Gregor XI., der auf der Heiligen Zuspruch sich entschlossen hatte, von Avignon nach Rom zurückzukehren. Dann kam der Kardinal Farnese, der später Papst Paul III. wurde; dann Don Juan d' Austria, der Sieger von Lepanto. In der Zwischenzeit kehrte aber auch ein unfreiwilliger Gast hier ein, der König Franz I. von Frankreich, der nach der verlorenen Schlacht von Pavia als Gefangener auf seinem Transport nach Spanien die Nacht vom 25. Februar 1525 hier zubringen mußte. Von den jetzt vorhandenen Bauten kann freilich Anspruch auf hohes Alter nur ein viereckiger Turm machen, den die Genueser zum Schutz gegen Seeräuber errichtet hatten.

VI.

Einige Tage später traf ich in Sestri Levante ein. Zunächst konnte ich mich eines gewissen Eindrucks der Enttäuschung nicht erwehren. Die ganze Umgebung des Bahnhofs war noch ohne Laubschmuck, und wir hatten den Weg nach dem Ort durch eine Allee blattloser Platanen zurückzulegen. In der Nähe des Grand Hotel Jensch begrüßte uns zwar eine Gartenanlage mit südlichen, immergrünen Gewächsen, doch der Strand längs des bescheidenen Städtchens erschien uns wieder etwas dürftig. Sestri Levante wurde eben bis vor kurzem fast nur zur warmen Jahreszeit von italienischen Badegästen besucht, beginnt erst seit einem Dezennium in die Reihe der Winterkurorte einzutreten und hatte darum noch nicht Zeit, sich mit allen jenen fremden Federn zu schmücken, in welchen die Gärten von Nervi und die Küstenplätze der Ponente prangen. Dafür verfügt es aber noch über eine Fülle ursprünglicher Schönheit, die sehr bald den Besucher fesselt. Nur unvollkommener als Nervi gegen die Tramontana geschützt, weht hier eine frischere, anregende Luft, die Nervenkranken und Erschöpften wohltut.

Erst Ende März wird das Gromolotal grün, doch braucht man dieses nur zu verlassen, um in endlose, immergrüne Wälder und Macchias zu gelangen. So wächst denn die Zuneigung zum Orte von Tag zu Tag. Die schönen Waldungen aus Strandkiefern erquicken durch ihren Schatten und erfreuen durch ihre Gesundheit; kein Raupenfraß ist an ihnen, wie leider so oft an der Ponente, zu entdecken. Im Unterholz herrscht die Baumheide vor, die hier oft auffallende Höhe erreicht und stellenweise für sich allein schon statt-

liche Haine bildet. Sie steht im allerersten Frühjahr in Blüte und schmückt daher um jene Zeit am allermeisten den Wald. Auch die Pyramidalzypresse bildet hier an einigen Bergeshängen ganze Wälder, die einen eigenen ernsten Eindruck auf den Besucher machen.

Zudem besitzt Sestri Levante eine überaus kostbare Perle in seinem Schrein, ein Kleinod, um welches jeder Ort an der Riviera es beneiden könnte: das ist die Villa Piuma. Sie deckt die Spitze des Vorgebirges, das inselartig ins Meer hinausragt, an dem auch die ältesten Teile der Stadt emporsteigen, und das in einem Friedhof gipfelt.

Den Vormittag verbringe ich regelmäßig im Park der Villa Piuma, zu dessen oberem Eingang mir Herr Jensch den Schlüssel einhändigt. Schon am frühen Morgen steige ich durch die alte Stadt empor und öffne das kleine Pförtchen, das an verborgener Stelle, unterhalb des Friedhofs, die alte Mauer durchbricht. Und so oft ich auch durch dieses Pförtchen den Park betrete, es entzückt mich gleich stark die sich plötzlich darbietende Aussicht. Wie mit einem Zauberschlag enthüllt sich das herrliche Bild. Gerade vor mir fallen steile Felswände zum Meere ab und tauchen ihren Fuß in die schäumenden Wellen. Den Rand des Vorgebirges umsäumen mit breitem Schirm die Pinien. Sie schmücken ihn so wirkungsvoll, als hätte Künstlerhand sie dort verteilt. Spangrüne Agaven klammern sich fest an den nahen Abhang. Die Mauer neben dem Eingang verschwindet ganz unter ihrem Schmucke aus großblättrigem Efeu und Stechwinden. Sie steigt auf zu einem zerfallenen Kastell, an welches der alte Friedhof sich lehnt. Blendendweiße Bildsäulen und Kreuze blicken dort aus dunklem Grün hervor. Vorn drängen Erdbeerbäume, Oleaster, Kiefern und Steineichen sich durcheinander, und im Hintergrunde leuchtet und glitzert das von Licht durchtränkte, endlose Meer. Um das mit Farben wiederzugeben, müßte ein Künstler abwechselnd den Pinsel in das Licht der Sonne und das Blau der Wellen tauchen können.

Vom Eingang führen breite Erdstufen zunächst durch Erikagebüsch hinab. Alsbald öffnet sich der Ausblick in die östliche Bucht und auf den Monte Castello, dessen bewaldete Höhen mit dem steilen Kap abschließen, das den „Telegrapho" trägt. Im Nordwesten baut sich der bläuliche Apennin in immer höheren Stufen auf. Von der hohen See landwärts weht eine leichte Brise, die sich auf ihrem Wege mit Erikaduft parfümiert. Hier ruhen wir eine Zeitlang und lassen unsere Blicke schweifen im Umkreis über Land und Meer. Es ist so ruhig hier, so friedlich. Eine Fischerbarke unten am Saume der Felsen wird von den Wellen kaum hin und her bewegt; der Fischer schlummert ausgestreckt auf dem Boden. Eine Herde Delphine treibt ihr Spiel in der besonnten Flut; ob es ihnen auch bewußt ist, daß es Frühjahr wird?

Am steilen Abhang entlang führt von hier aus der Weg gegen die Spitze des Vorgebirges. Das duftende Helichrysum, die würzige „Nasca" umgeben uns in Fülle. Zu ihnen gesellen sich die dunkelgrün glänzenden Laubrosetten einer anderen, ebenfalls stark riechenden Pflanze, der Psoralea bituminosa, die nicht minder bezeichnend für die hiesige Flora ist. Ihr eigenartiges Aroma erinnert an Erdpech, so wie das ihr Name „Asphaltklee" schon besagt. Die

kleeartigen Blütenköpfchen entfaltet sie erst im Juni. Ihre Blätter, welche ebenfalls jenen unserer Kleearten gleichen, wurden samt allen anderen Teilen der Pflanze einst als „folia trifolii bituminosi“ viel in der Medizin verwendet.

Eine sattelförmige Vertiefung des Grats ist alsbald erreicht, von der aus über dem grauen Laub der Oliven, zwischen Zypressen und blühenden Pfirsichbäumen, ein Teil von Sestri Levante auf dem Hintergrunde des Apennins sich zeigt. Hier münden die zahlreichen Wege, die sich schneidend, sich trennend und wieder vereinigend nach allen Richtungen über das Promontorium laufen. Man wandert jetzt in einem herrlichen Naturpark, der kaum ein fremdes Gewächs birgt, zwischen Vertretern der mediterranen Flora, den Sträuchern der Macchien, aus denen hohe, alte Eichen und Kiefern hinausragen. Auch nicht eine nackte Baumkrone verletzt hier das Auge, nichts mahnt an den Winter; der reine, erquickende Hauch des Meeres steigt aber von allen Seiten am Abhang empor und füllt die atmende Brust. Bei jeder Wendung des Weges ändert sich die Aussicht. Welchem der vielen Bilder soll man nun den Vorzug geben? Kaum hat man den einen Punkt verlassen, so kehrt man wieder zu ihm zurück, weil er doch wohl der schönere war. Schließlich bevorzugte ich selbst einen freien Vorsprung am südwestlichen Rande des Berges, wo in üppig grüner Umrahmung die ganze westliche Küste bis nach Portofino sich enthüllt. Unten blitzte das Meer durch die Bäume in vollem Sonnenglanz, azurblau durchsetzt von goldenen Adern wie Lapis Lazuli. Und jenseits der weiten Meeresfläche schweben in den Wolken, duftig silberweiß, die Schneemassen der Alpen. Hier ließ ich mich oft lange Zeit nieder, hierhin kehrte ich zurück, von dieser Stelle wurde es mir besonders schwer, beim Abschied mich zu trennen.

Welch ein Glück für alle, die an diesem schönen Küstenorte Erholung und Naturgenuß suchen, daß die Villa Piuma im Besitz eines italienischen Edelmannes sich befindet, der Herz hat für sein Land, stolz ist auf dessen Schönheit und sich freut, den Genuß dieser Schönheit mit anderen teilen zu können! Der Marchese Piuma ist ein Gelehrter, der als ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität Genua wirkt und dort Vorlesungen über Infinitesimalrechnung hält. Nur die freie Zeit der Ferien pflegt er in seiner Villa zu Sestri Levante oder in einer anderen Besitzung im Polceveratale zuzubringen.

Das Gefühl des Dankes, das jeder Besucher der Villa Piuma für ihren Besitzer hegt, wird noch gesteigert durch die Erinnerung an gegenteilige Erfahrungen, die er an anderen Orten der Riviera sammeln konnte. So stößt der Wanderer hier, schon in unmittelbarer Nähe, über Portofino nur auf geschlossene Tore, an welchen in mehreren Sprachen ihm der Eintritt verwehrt wird. Was hilft es, daß die Besitzung an gewissen Tagen und zu bestimmten Stunden geöffnet ist! Wird er da wiederkommen können? Wenn doch nur die Gemeinden dafür sorgen wollten, daß wenigstens einige Aussichtspunkte allen zugänglich blieben. Doch über Portofino ist alles ausverkauft und befindet sich in fremdländischem Besitz. Nur dem bescheidenen Standbilde der Madonna del Capo am östlichen Ende des Vorgebirges ist es zu danken, daß nicht jeder freie Ausblick von dieser Stelle fehlt. Ein schmaler Fußweg zur Madonna mußte ausgespart bleiben, damit der Andächtige bis zu ihr gelange,

ihr seine Blumenspende überreichen könne. Der Erwerber der angrenzenden Grundstücke wurde daher angehalten, Brücken über diesen Fußsteig zu schlagen, die er, wie alle seine Bauten, in höchst geschmackvoller Weise in breiten schwarz und gelben Streifen anstreichen ließ.

Da ist es denn doch um die Gegend von Sestri Levante besser bestellt. Auf allen den Wegen, die in halber Höhe der Küste folgen, genießt man volle, unverkürzte Aussicht. So pflegte ich denn meist des Nachmittags entweder ostwärts nach dem Telegrapho oder in entgegengesetzter Richtung bis über Santa Anna hinaus zu wandern. Den Weg nach dem Telegrapho kann man nicht verfehlen, sobald man an der Hauptstraße von Sestri durch ein gewölbtes Tor in den Vico dell' Botone tritt, dann gleich links sich wendet und dem rotgepflasterten Wege folgt, der zwischen Gartenmauern aufsteigt. Unschlüssig wird man nur einmal, an jener Stelle, wo der Weg vor einer Felsengruppe plötzlich aufzuhören scheint. In Wirklichkeit setzt er sich über diese Steine fort und dringt weiter in dichten Nadelwald ein. Die Strandkiefer steht hier besonders üppig, Maquissträucher bilden einen geschlossenen Untergrund; selbst einige Korkeichen haben sich hierher verirrt. An jeder lichten Stelle eröffnen sich neue Ausblicke über das Meer und die Küste. Die Villa Piuma scheint eine grüne Insel zu sein, so schmal ist der Streifen Erde, der sie mit dem Festlande verbindet.

Um den schönen Punkt zu erreichen, der die weit sichtbare Ruine von Santa Anna trägt, folgt man in westlicher Richtung dem Bahnkörper und biegt dann in das landwärts abzweigende Tal ein. Der Weg führt durch einen Steinbruch am Bache entlang und beginnt dann im Walde emporzusteigen. Zunächst entfernt er sich vom Ufer, um sich bald wieder nach ihm zu wenden und endlich die Bergstufe zu gewinnen, auf der die Ruine sich erhebt. Von dort läßt sich mit Genuß noch weiter wandern, fast wagerecht bis zu jener Stelle, von der aus man Cavi in der Einsenkung des Tales erblickt. Dauernd hat man gleichzeitig das herrliche Bild der weit ausgedehnten, reich gegliederten Küste vor Augen, die den Golf von Rapallo umfaßt.

Ganz ähnlich sind auch die Bilder von der Bergstraße, die Chiavari mit Rapallo verbindet. Oft wird sie als eine der schönsten Italiens gepriesen, und mit Recht. Denn so empfindet jeder, der an einem klaren, sonnigen Tage ihren zahlreichen Windungen folgt. Fast ununterbrochen schreitet man durch Olivenhaine, kann also unverkürzt zu jeder Jahreszeit den vollen Eindruck des Weges empfangen. Die Zeit verfloß mir auf der Wanderung so rasch, daß ich kaum merkte, von Rapallo bis Chiavari drittehalb Stunden unterwegs gewesen zu sein. Nur ein einziges Automobil begegnete mir auf der ganzen Strecke, so daß weder Staub noch Benzinduft den Naturgenuß mir verdarb. Wer Ermüdung scheut, sollte seine Wanderung auf die Strecke Zoagli-Rapallo beschränken. Zoagli liegt auf halbem Wege, und die Bergstraße, die oberhalb des Ortes verläuft, ist von der Eisenbahnstation unten am Meere mit kurzem Aufstieg zu erreichen. An der obersten Windung der Bergstraße muß man längere Zeit weilen, denn in der Tat, das Bild, das man von dort genießt, wird nicht von vielen im Lande Italien übertroffen. Es ist so formen-

reich, so licht, so farbig, vermag so viel sonnigen Glanz in die menschliche Brust hineinzuzaubern, daß viele trübe Tage aufeinander folgen können, ohne ihn ganz zu verlöschen.

Die Bergstraße, die heute Chiavari und Rapallo verbindet, fällt nur stellenweise mit der einstigen Via Aurelia zusammen. Jene stieg meist höher auf, so daß, wenn man ihren Spuren folgt, die Fernsichten noch ausgedehnter werden. Von Chiavari bis San Pietro de Novereto läßt sich die alte Straße noch befahren, dann wird sie zum Maultierpfad und senkt sich durch Olivenhaine nach Zoagli hinunter. Jenseits Zoagli erhebt sie sich wieder über die heutige Landstraße bis nach San Pantaleone, von wo man zu dem schmucken Städtchen hinabsieht, dessen helle aus dunklem Laub hervorleuchtenden Häuser wie Perlen erscheinen in einem Schrein von grünem Samt. Seinen bescheidenen Wohlstand dankt dieser Ort aber wirklichem Samt. Denn von alters her blüht hier das Kunstgewerbe der „Velluti di Genova", die auch heute noch sich hoher Wertschätzung erfreuen. — Von San Pantaleone steigt man noch bis San Ambrosio und erreicht dort mit 196 Meter Höhe den obersten Punkt der alten Römerstraße, an der die Grafen von Lavagna, um die Gegend zu beherrschen, eine Burg erbauten, deren die Chronisten im Jahre 1070 zuerst Erwähnung tun. Dann senkt sich die römische Straße ziemlich rasch nach Rapallo hinab, das seiner ganzen Länge nach der Via Aurelia folgt und einer Geschichte von mindestens neunzehn Jahrhunderten sich rühmen kann.

Zwischen Chiavari und Lavagna mündet die Entella ins Meer. Sie führt ziemlich viel Wasser, was an diesen Küsten immer überrascht. Denn hier sieht man die Flußbetten meist leer, so daß sie nur als Trockenplätze für die Wäsche dienen. Daher schon Dante im neunzehnten Gesang des Purgatorio der Entella das Lob spenden läßt: „Infra Sestri e Chiavari s'adima una fiumana bella . . . ."

Aufwärts am Flusse erreicht man in etwa drei Viertelstunden San Salvatore, dessen Basilika zum Nationaldenkmal erhoben wurde und die Mühe des Besuches lohnt. Was mich freilich bestimmt hatte, diese Wanderung zu unternehmen, war vor allem das Interesse für die Erbauer dieser Kirche, die Fieschi, mit deren Namen uns von Jugend auf das Schillersche Trauerspiel vertraut gemacht hat. Sie nannten sich Grafen von Lavagna. Sinebaldo Fiesco, der als Papst den Namen Innozenz IV. führte, war es, der im Jahre 1244 den Grund zu der Basilika legte. Das Freskogemälde über der Eingangstür stellt ihn vor dem Kalvarienberg knieend dar. Einen hohen Schmuck verleiht der sonst sehr einfach gehaltenen Fassade die mächtige Rosette, deren kunstvolle Arbeit von den Jahrhunderten verschont blieb. Nicht so erging es dem benachbarten Schlosse der Fieschi, dessen in hellen und dunklen Bändern abwechselnde Steine und Bogenwölbungen an den Fenstern anzeigen, daß der Bau aus der nämlichen Zeit wie die Basilika stammt. Doch die architektonische Wirkung ist zerstört, die Fensteröffnungen sind zugemauert und das Innere den Bedürfnissen ärmlicher Landbewohner angepaßt.

Der Neffe Innozenz' IV., Ottobuoni Fiesco, den dieser zum Kardinaldiakon unter dem Titel des heiligen Hadrian erhob, und der nachmals der

Papst Hadrian V. ward, ist es, den Dante redend im Purgatorio einführt. Er läßt ihn dort seinen angestammten Fluß Lavagna, der jetzt Entella heißt, mit den oben angeführten Worten loben: „Zwischen Chiavari und Sestri stürzt sich ein schöner Strom herab, von dessen Namen mein Blut herleitet seines Titels Zierde." Für den Geiz, welchen Dante dem Ottobuoni zur Last legt, vermochte der königliche Übersetzer und Erläuterer der Divina Commedia „Philalethes" geschichtliche Anknüpfungspunkte nicht zu finden.

Die ursprüngliche Macht der Fieschi begann gegen das Jahr 1000 zu sinken, sie waren in die Abhängigkeit von Genua geraten und verlegten dann auch dorthin ihren Sitz. In Genua blühte ihr Stamm wieder auf, sie gelangten zu bedeutendem Ansehen und erwarben große Reichtümer. Viele Paläste nannten sie ihr eigen, und in der Kathedrale von San Lorenzo verfügten sie über eine besondere Kapelle und Grabstätte. Im 13. Jahrhundert spaltete sich der Stamm in zwei Äste, den der Savignone und den der Toriglia. Zu ersterem Geschlecht gehörte Gian Luigi il Grande, der in seinem Palast der Via Late Ludwig XII. von Frankreich beherbergte. Dem Gian Luigi entsproßte Sinebaldo, und aus der Ehe dieses mit der Maria della Rovere, Enkelin des Papstes Julius II., ging jener Gian Luigi, dritter dieses Namens, hervor, der sich an die Spitze der Verschwörung gegen die Dorias stellte. Eine Bemerkung Rousseaus, der diesen Fiesco für einen der merkwürdigsten Charaktere der Geschichte erklärte, regte bekanntlich Schiller an, den Stoff für seine Tragödie zu verwerten.

Bei Ausflügen, die im zeitigen Frühjahr von Sestri Levante landeinwärts unternommen werden, muß man mit dem störenden Eindruck rechnen, den der winterliche Anstrich der Vegetation noch stellenweise macht, besonders wenn man bis zu den Höhen des Apennins gelangt. Dort hört der Winter erst im Mai ganz auf. Immerhin sollte man auch früher schon die Fahrt bis Bracco auf der Straße, die von Sestri Levante über den Apennin nach Spezia führt, nicht unterlassen, da sie eine Fülle reizvoller Aussichtspunkte über das Meer und die Küste bietet.

Wieder ist es die alte Römerstraße, auf der wir uns hier befinden, die Straße, die Luni mit der genuesischen Küste verband. Sie teilte sich auf der Höhe des Gebirges, bei dem heutigen Mattarana, in zwei Arme, von denen der eine durch das Val di Deiva schon in Moneglia das Meer erreichte, der andere über Bracco nach Segesta Tigullorum, dem heutigen Sestri, führte. Die Erben der Römer benutzten zunächst auch hier die römischen Straßen, an denen sie ihre Burgen bauten, ließen sie aber allmählich verfallen, ohne neue herzustellen, so daß bald nach dem Jahre 1000 die einstige Verbindung unter den einzelnen Ortschaften vielfach schon unterbrochen war und der ganze Küstenverkehr sich auf die See beschränkte.

Noch bevor die herrlich gelegene Villa Bertollo auf der Straße von Bracco erreicht ist, blickt man hinab in die beiden Meeresbuchten, die der pinienreiche Monte Castello trennt. Dann taucht auch die Bucht von Moneglia jenseits eines Abhanges auf, und in weiter Ferne über dem blauen Meere wird bei klarer Luft Corsicas nördlichste Spitze sichtbar. Im Petroniotal, gegen Westen,

bilden die grauen Häusergruppen von Casarza, Masso und Castiglione stimmungsvolle Bilder. Diese Ortschaften liegen längs der Straße, die nach Borgotaro führt, um dort die Bahn nach Parma zu erreichen. Im Norden und Osten türmt sich der Apennin in gewaltigen Massen auf, kahl in seinen Höhen, doch duftig getönt in allen Abstufungen von Perlgrau, Gelbrot und mattem Blau. Der starke Gegensatz von Licht und Schatten steigert die Effekte noch und hebt zugleich die Plastik der Formen, so daß sich das Ganze zu einem erhabenen Gesamteindruck vereint.

VII.

Der hochverdiente Erforscher der Schweizer Pflanzenwelt, H. Christ, dem wir das klassische Werk „Das Pflanzenleben der Schweiz" verdanken, hält die Riviera di Levante für eine der anziehendsten Gegenden Italiens. Im besonderen ist es ihr östlicher Teil, zwischen Sestri Levante und Spezia, der ihn nicht nur durch seine Schönheit, sondern auch durch seine Ursprünglichkeit fesselt. Christ bewundert hier vor allem die mächtigen Steingehänge des gegen das Meer abfallenden Gebirges mit seiner mannigfachen Faltung und der wechselnden mineralogischen Unterlage, welche fast alle erdenklichen Gesteinsarten vom Kalk, durch Porphyr, Serpentine und glimmerreiche Granite, zum reinen Quarzfels bietet. Infolge sinkender Wärme und zunehmender Feuchtigkeit beginnt hier freilich eine Anzahl iberisch-ozeanischer Pflanzenformen zu verschwinden. So sind Quercus coccifera, Globularia Alypum, die Lavateren, denen wir an der Ponente so oft begegnet sind, nirgends mehr zu finden. Doch reicht Pistacia Lentiscus bis oberhalb Chiavari hinaus, sieht man Euphorbia dendroides in den Cinque Terre übermannshohe Büsche bilden und kann auch Cistus monspeliensis in kräftiger Entwicklung an bestimmten Stellen antreffen. Vornehmlich ist es aber der Reichtum an interessanten Farnkräutern, den Christ an dieser Gegend preist.

In die Riviera di Levante wird auch das Ufer am Meeresbusen von Spezia noch einbezogen und als deren östliche Grenze das breite Flußbett der Magra angesehen, das jenseits des Capo Corvo ins Meer fällt. War es doch dieser Fluß, der schon im Altertum Ligurien von Italien schied. Auch die Maquis lassen sich bis dorthin verfolgen; doch der Schutz gegen Nordwinde hat bereits in solchem Maße abgenommen, die Zahl der laubwerfenden Bäume ist so stark gewachsen, daß man die Orte östlich von Sestri Levante kaum mehr als Winterstationen gelten lassen kann. Keinesfalls dürften sie Brustkranken empfohlen werden, die um jene Jahreszeit nach einem milden Klima im Süden suchen und von grünenden Gewächsen dort umgeben zu sein wünschen.

Doch auch der Naturfreund sollte seine Ausflüge nach jenem östlichsten Teile der Levante in das spätere Frühjahr verlegen, damit er das schöne Land in seinem vollen Schmucke schaue. Namentlich kommt dies für die „Cinque Terre" sehr in Betracht, dieses märchenhafte Felsenreich, das man einmal gesehen haben muß!

Die „Cinque Terre" führen ihren Namen nach fünf steinernen Ortschaften, die zwischen Levanto und Porto Venere in den engen Einschnitten der Küste

vom Strande gegen die Berge emporklettern. Sie sind nur kilometerweit voneinander entfernt; doch zwischen ihnen steigen himmelhohe Felswände auf, die wie Kulissen sich in das Meer vorschieben, so daß man eine Stunde und darüber braucht, um von dem einen Orte zu dem anderen zu gelangen. Auch die Via Aurelia mußte mit solch unüberwindlichen Hindernissen rechnen und, um diesen Küstenstrich zu umgehen, schlug sie die Richtung über die hohen Berge ein. Erst die moderne Technik bezwang mit Sprengstoff diese Felsenmassen und setzte durch Tunnels Menschen in Verbindung, die früher unter sich und der übrigen Welt nur auf dem Seewege verkehren konnten. Jeder stärkere Seegang schnitt sie von aller Verbindung ab, denn alsdann war die Landung an diesen steilen Klippen unmöglich.

Die Felsenschluchten, in welchen diese Orte emporsteigen, sind so eng, daß der Bahnzug, der heute an ihnen hält, sich oft mit seinen beiden Enden in Tunnels befindet. Man legt überhaupt fast die gesamte Strecke zwischen Sestri Levante und Spezia im Innern der Erde zurück und kann seine Bewunderung der technischen Leistung nicht versagen, durch welche diese Strecke Landes dem Verkehr eröffnet wurde. Verläßt man aber an einer dieser Stationen den Zug, etwa in Riomaggiore, und tritt heraus aus dem Tunnel, so sieht man vor sich eine altersgraue Stadt, gefügt aus unbehauenen Steinen, steil aufsteigend am Berg und dann übergehend in untermauerte Terrassen, auf welchen der Weinstock steht. Oft scheint es, als könne dieser nur mit Lebensgefahr erreicht werden, wie einst jene Trauben, die in Kampanien auf hohen Bäumen reiften. Der Wein, den man hier keltert, war von alters her berühmt. Er ist süß und schwer, dunkler und feuriger als Orvieto, doch an Geschmack und Farbe ihm nicht unähnlich. Er wird in Fiaschi aufbewahrt, hält sich nur begrenzte Zeit und muß eigentlich an Ort und Stelle getrunken werden. Die Trauben braten förmlich in der Sonne an den steilen Felsen, werden daher sehr süß. Im Herbst schafft man sie hinab an die einzelnen Orte und breitet sie auf den flachen Steindächern der Häuser aus. Da werden sie fast zu Rosinen, bevor man sie preßt.

Will man den vollen ästhetischen Eindruck der Gegend empfangen, so spare man seinen Besuch am besten für den Herbst auf, wenn die Weinernte begonnen hat und die Frauen, in malerischer Tracht, die mit Trauben gefüllten Gefäße auf dem Kopfe tragend, die steilen Abhänge der Berge herabwandern. Im zeitigen Frühjahr fehlen gar noch die Blätter am Weinstock, und man scheidet unbefriedigt von dem Bild. Dann fällt auch mehr die Armut jener Orte auf; denn sie wird nicht hinlänglich verdeckt durch die wilde Pracht der umgebenden Natur. Die Bewohner der Orte kennen den Fremden noch kaum, betrachten ihn mit etwas mißtrauischen Augen, betteln ihn nicht einmal an.

Von Riomaggiore, dem letzten Ort der „Cinque Terre", gelangt man über den Berg nach Spezia. Herrlich ist der Blick auf den tief eingeschnittenen Golf, wenn er sich plötzlich dem Blicke entschleiert. Die zackigen Gipfel der jäh abfallenden apuanischen Alpen glänzen im blendenden Schnee, doch die Ufer des Golfes sind noch kahl. Hierher müssen wir zu einer späteren Jahreszeit wiederkehren.

Steuern und Steuerreformen im Reiche und in Preußen.

Von

Gustav Cohn.

I.

In der „Deutschen Rundschau" ist nicht oft über Steuerfragen geschrieben worden. Einen kleinen Beitrag habe ich vor Jahren selber geliefert in der Kaiserrede „über den Haushalt des Deutschen Reiches", die ich für die Universität Göttingen im Jahre 1892 gehalten und im Maiheft desselben Jahrganges habe erscheinen lassen.

Die bei jener Gelegenheit in kurzen Zügen angedeuteten Grundgedanken möchte ich heute etwas näher ausführen und die Folgerungen für unser Steuerwesen an dieselben anschließen. Das fortdauernde, ja sich fortdauernd steigernde Interesse an dem Gegenstande wird rege gehalten durch eben die Erscheinung, auf die ich in dieser Rede vorzugsweise hingewiesen: durch den Widerspruch des unablässig fortschreitenden Staats- und Reichsbedarfes zu der Möglichkeit oder Bereitwilligkeit für Aufbringung der erforderlichen Finanzmittel, einen Widerspruch, der wie eine endlose Reizung wirkt, die eine offene Wunde niemals zur Heilung kommen läßt.

Eine einzige Tatsache habe ich damals hervorgehoben aus der Reihe der Tatsachen des wachsenden öffentlichen Bedarfs, nämlich die: daß in den achtzehn Jahren 1873—1891 sich der Reichsbedarf für Armee und Flotte nahezu verdoppelt hat, und habe daran die Bemerkung geknüpft, es sei keinerlei Grund für die Gewißheit vorhanden, daß sich in abermals achtzehn Jahren dieser Bedarf nicht abermals verdoppeln werde. Jetzt sind seit 1891 neuerdings zwölf Jahre vergangen: aus 333 Millionen Mark im Jahre 1873, aus 561 Millionen im Jahre 1891 ist jetzt eine Milliarde Mark[1]) geworden; die

[1]) Nach dem Reichshaushaltsetat für das Jahr 1902 war an dauernden, einmaligen, ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben der Aufwand für das Reichsheer 654 Mill. Mark, für die Marine 217 Mill. Mark. Hierzu kamen für den Pensionsfonds 75 Mill., für den Invalidenfonds

abermalige Verdoppelung hat also nicht auf die neue Periode von achtzehn Jahren gewartet, sie ist jetzt beinahe erreicht.

Nun ist es keineswegs allein der Reichsbedarf, auch nicht allein der Bedarf des Deutschen Reiches im Gegensatze zu anderen Reichen; nicht allein der Bedarf für die Zwecke der Landesverteidigung im Unterschiede zu den Ansprüchen der friedlichen Kulturaufgaben. Es ist allenthalben die gleiche Erscheinung, nur teilweise noch viel frappanter, weil von anderen Dingen nicht so oft geredet worden ist wie von dem überhandnehmenden Militarismus.

In Preußen hat das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (d. h. wesentlich für die Zwecke des Unterrichts) verausgabt:

im Jahre 1876: 49 Mill. Mark
" " 1901/2: 176 " "

das Ministerium des Innern in denselben beiden Jahren 36 bezw. 77 Mill. Mark. Und wenn wir gar in die Zeit rückwärts schauen vor der Neugestaltung der deutschen Verhältnisse, so ist der preußische Staatsbedarf für Unterricht

1821: 6 Mill. Mark
1861: 13 " "

Die Bevölkerungszahl Preußens hat sich 1821—1901 verdreifacht, der Staatsbedarf für Unterricht und Wissenschaft verdreißigfacht.

Vom Ausland zur Ergänzung nur einige wenige Zahlen, von demjenigen Lande, das nach einer noch immer verbreiteten Legende die glückliche Insel ist, auf der die Staatsverwaltung möglichst wenig tut und möglichst alles dem Erwerbstrieb der einzelnen überläßt.

Für Armee und Flotte gab Großbritannien aus in den Jahren

1867—68: 540 Mill. Mark
1898—99: 880 " "
1901—02: 2460 " "

Zugleich steigerten sich die Ausgaben der Lokalverwaltung allein, für Unterricht, Gesundheitswesen, Armenpflege u. s. w., in den Jahren 1885/86 bis 1899/1900 auf das Doppelte, von 1080 Millionen auf 2030 Millionen Mark.

Statt einer Menge fernerer Zahlen mögen die hier gegebenen genügen als Stichproben aus einer Fülle gleichartigen Materials.

Es ist aber wünschenswert, mit ein paar Worten sich über die Vernunft in diesen Zahlen zu verständigen.

II.

Die Vernunft in dem ruhelosen Anwachsen des öffentlichen Bedarfs begreift man am besten, wenn man als selbst Bedürftiger irgend ein beliebiges Stück dieses weiten Gebietes seiner Kritik unterwirft. Seien wir Richter,

48 Mill., für die ostasiatische Expedition im Durchschnitt der drei Jahre 1900—1902: 86 Mill. Mark. — Die Bevölkerung des Reiches betrug im Jahre 1873: 42 Mill., im Jahre 1891: 50 Mill., im Jahre 1902: 58 Mill. — eine starke Zunahme, die aber den Kopfbetrag jener Ausgabenvermehrung verhältnismäßig nur wenig herabbringt.

Verwaltungsmänner, Offiziere, Volksschullehrer, Oberlehrer, Universitätslehrer, Museumsdirektoren, Bibliothekare oder was nun immer sonst im Umkreise der staatlichen Ämter, oder seien wir — und das ist noch viel schlagender — nichts anderes dem Staate, dem Reiche und unserer Gemeinde gegenüber als Bürger und Zeitgenossen, so treten wir unablässig mit Wünschen und Bedürfnissen an dieselben heran, die nach all den hier zahlenmäßig geschilderten Opfern unsere hohe Unzufriedenheit mit dem bis jetzt Geleisteten bekunden. Im einzelnen fallen natürlich diese Wünsche auseinander, je nach den Berührungspunkten, den Beziehungen, der Urteilsfähigkeit der einzelnen Persönlichkeiten. Im ganzen aber bekundet sich hierin jener ewig vorwärtsfließende Strom der Lebensansprüche, die dem Staate und den anderen öffentlichen Verbänden (soweit es deren Sache ist) den Antrieb zur Erfüllung immer neuer Bedürfnisse geben. Für uns ist es das Zeugnis der Unvermeidlichkeit jenes scheinbar überraschenden Anwachsens der Ausgaben, das nur darum uns überrascht, weil wir die finanziellen Konsequenzen zunächst nicht sehen, welche wir selber, jeder an seiner Stelle, durch unsere Ansprüche hervorrufen.

Auch sind im großen und ganzen diese Ansprüche durchaus nicht unbesonnene. Sie sind vielmehr der angemessene Ausdruck fortschreitender Kultur, fortschreitender Technik, fortschreitenden Wohlstandes. Es ist kein Zufall, daß die erstaunliche Steigerung der öffentlichen Ausgaben, von der wir im Obigen einige Proben gegeben haben, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts und hier wiederum ganz besonders im Laufe des letzten Menschenalters eingetreten ist. Denn große Fortschritte des nationalen Lebens, der politischen Gemeinschaft, der Volkswirtschaft und ihrer Produktivität sind naturgemäß von großen Fortschritten des Bedarfes in allen Richtungen begleitet. Sie erzeugen neue Bedürfnisse, und sie geben Spielraum für die Befriedigung längst empfundener Bedürfnisse wie der neuen.

So stark ist diese vorwärtstreibende Kraft der Bedürfnisse, daß sie den Mitteln zu ihrer Befriedigung immer voraus sind, ja, daß ein lebhaft fortschreitendes Zeitalter, das reich an neuen Finanzmitteln ist, dennoch von dem Tempo der neuen Bedürfnisse immer noch übertroffen wird. Es entsteht daher die Aufgabe der wirtschaftenden Vernunft, den verfügbaren Mitteln die vorwärtstreibenden Bedürfnisse anzupassen. Ja, es ist unverkennbar, daß die Vernunft in zahlreichen Fällen hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, daß ein heutzutage vielfältig sich zeigendes ökonomisches Mißbehagen nicht sowohl aus einem Mangel an Mitteln als aus dem Mißverhältnisse der Ausgaben zu den Einnahmen entspringt. Indessen, diese Erscheinung zeigt sich gerade nicht oder doch viel weniger in unseren öffentlichen Haushaltungen als in unseren privaten, teils deshalb, weil bei diesen letzteren die Gelegenheit zu unvernünftigen Bedürfnissen weit größer ist als bei jenen, teils deshalb, weil die ordnenden Instanzen für das Gleichgewicht von Ausgaben und Einnahmen in den öffentlichen Haushaltungen so viel stärkere und zusammengesetztere sind.

Die Hauptausgabe gilt der ersten Bedingung des Staatslebens — der Landesverteidigung. Wir haben oben einige Zahlen kennen gelernt, die den Fortschritt dieses Bedarfs beleuchten. Der Fortschritt beruht auf dem Wett-

eifer der Nationen, ihre Sicherheit mit den besten technischen Erfindungen und der Einsetzung der höchstmöglichen Mittel der Bevölkerung und des Wohlstandes zu befestigen. Hier namentlich wird der enge Zusammenhang deutlich zwischen dem Fortschritte der Technik, deren ruheloses Vorwärtsdringen immer neue Ansprüche macht, und dem Fortschritte des Wohlstandes, der die Mittel zu diesen ewig sich vermehrenden Forderungen hergeben muß. Das Beruhigende in der verhängnisvollen Unruhe ist eben dieser Zusammenhang ihrer Ursachen, denn der wachsende Wohlstand macht diesen Fortschritt nur möglich, und es ist allerdings Voraussetzung, daß der Wohlstand der eigenen Nation Schritt halte mit dem Wohlstande der mitwerbenden Nationen. Dagegen sind die Hoffnungen auf internationale Gemeinschaft der Abrüstung eitle, weil sie begriffswidrig sind, weil sie dem Wesen des Wettkampfes widersprechen[1]).

Oder werfen wir einen Blick in den Aufwand für unser Unterrichtswesen. Die scheinbar enormen Steigerungen der dafür bestimmten Finanzen, die in den preußischen Staatsausgaben uns in grellen Zahlen entgegengetreten sind, in den Gemeindehaushaltungen ihre fernere Ergänzung finden, — sie sind in erster Reihe nur der Einlösung einer alten Schuld gewidmet, der seit einem halben Jahrhundert und länger feierlich versprochenen Unentgeltlichkeit der Volksschule, deren Leistungen ihrerseits eine zeitgemäße Verbesserung an Gebäuden, Lehrergehalten u. s. w. seit lange forderten. Trotz der großen Zunahme der Ausgaben ist man noch nicht am Ziele. Es ist sehr vieles noch zu tun.

Ähnliches gilt in anderer Weise von dem höheren und hohen Unterricht. Die bedeutenden Aufwendungen der neuesten Zeit für alle Arten von Wissenschaften und deren Instituten, für Bibliotheken, Laboratorien, Kliniken, Museen u. s. w. ändern die Tatsache nicht, daß vielfältige große Bedürfnisse ungestillt sind.

Oder blicken wir in den Umkreis unserer städtischen Verwaltungen. Was ist hier nicht alles geleistet seit dreißig Jahren; wie ganz anders hat sich die Stadtverwaltung aufgetan zum Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts als zum Beginne des neunzehnten! Was hat eine heutige Stadtverwaltung alles zu tun, und mit wie ganz anderen Mitteln tut sie es als vor einigen Jahrzehnten oder Menschenaltern: Straßenwesen und Beleuchtung, Kanalisation und Wasserzufuhr, Krankenhäuser, Armenwesen, Gesundheitspflege, Schulen der verschiedensten Stufen und Arten. Dabei dann aber eine Reihe neuer Probleme, deren Lösung vollends die Kompetenzen der Städte zu erweitern ge-

[1]) So sagte noch neulich (12. Juni d. J.) der englische Schatzkanzler im Unterhause: England dürfe die Flotte nicht unter ein Maß sinken lassen, welches notwendig sei, um die Herrschaft zur See zu sichern. Er wünsche, daß die auswärtigen Staaten eine Art Bündnis mit England eingingen, um diese furchtbaren Ausgaben niedrig zu halten; nichts könnte der Regierung größere Genugtuung gewähren. Wenn diese Worte nicht ironisch gemeint sind, so kommen sie eben auf einen Widerspruch hinaus. Denn gegeneinander in Waffen starren und zugleich ein Bündnis schließen, um das Maß dieser Bewaffnung herabzusetzen, ist in sich selber ebenso unmöglich wie ein Wettrennen unter Reitern, die ein Bündnis schließen, die Schnelligkeit einzuschränken.

neigt ist in der Richtung großer neuer Zentralisationen, die aus dem Wesen der neuen Technik folgen, — Straßenbahnen, elektrische Werke, die sich den schon vorhandenen städtischen Wasserwerken, Gaswerken, Schlachthäusern, Markthallen anschließen.

III.

Während nun ein jeder durch seine Wünsche und Bedürfnisse sein Teil beiträgt zu der rastlosen Fortentwicklung auf der hier gezeichneten Bahn, tut sich in den Finanzfragen die Kehrseite all dieser Herrlichkeit auf: woher sollen die Mittel kommen, die dafür notwendigen Opfer zu bestreiten?

So oft wir in den Grenzen unseres privaten Haushaltes Wünsche hegen, deren Befriedigung Geld kostet, tritt uns die einfache Form des entgeltlichen Verkehrs gegenüber: für jede Wohnung, für jedes Kleid, für jede Mahlzeit, für jede Reise, die wir machen wollen, die wir dem gewohnten Kreise unserer Bedürfnisse hinzutun wollen, haben wir den Preis zu zahlen und daher zu fragen, ob wir ihn zahlen können. Im Umkreise dessen, was uns Reich, Staat, Gemeinde leisten, gibt es mancherlei, das in dieser einfachen Form der Entgeltlichkeit ebenfalls sich abfindet mit denen, die seiner bedürfen. Die Eisenbahnen des Staates, die Posten, Telegraphen, Telephone des Reiches, die Gas- und Wasserwerke der Gemeinde stehen den Bedürfnissen ihrer Konsumenten im wesentlichen mit demselben Grundsatze der Entgeltlichkeit gegenüber wie die privaten Transportgewerbe, wie die Kaufläden, wie Schneider und Schuster. Hier reichen in der Tat die Sorgen der öffentlichen Haushaltungen nicht hinein, die Sorgen der Steuerfragen, des Steuerdruckes, der Steuerreformen und der neuen Steuern. Denn hier gibt es gar keine Steuern.

Jedoch, gerade für die größten, wichtigsten, elementarsten Veranstaltungen von Staat und Reich kommt man mit jenem einfachen Grundsatze nicht aus. Ihr Wesen treibt unwiderstehlich zu den Steuern hin. Und Steuern sind es, welche kraft der allgemeinen Verpflichtung des Staatsbürgers für die großen gemeinsamen Leistungen des Staatsverbandes gezahlt werden müssen als Ausfluß der Solidarität der Einzelkräfte für das Ganze, im Austausche für die Segnungen, die das Ganze jedem einzelnen bringt. Sie passen sich daher der Verschiedenheit dieser Einzelkräfte an, und die Ausmessung dieser Verschiedenheit, die Überwindung der technischen, moralischen, politischen Schwierigkeiten, jeden Staatsbürger und jede Klasse der Staatsbürger nach ihren Fähigkeiten zur Steuerleistung heranzuziehen, bildet den Kern des Finanzwesens in der Geschichte und der Wissenschaft.

Im letzten Grunde entspringt die Schwierigkeit des Steuerwesens und die Langsamkeit seiner Fortentwicklung dem Umstande, daß ihm jene einfache Entgeltlichkeit mangelt, die wir als die typische Form des alltäglichen Verkehrslebens kennen. Wenn für die Landesverteidigung, für die unentgeltliche Volksschule, für die Armenpflege finanzielle Opfer gebracht werden müssen, wie sollen diese verteilt werden?

Es gibt verbreitete Empfindungen, die scheinbar den Schwierigkeiten dieser Frage aus dem Wege gehen, in der Tat aber sie nur vergrößern. Der Abstand

von Leistung und Gegenleistung in der Staatswirtschaft nährt die Gewohnheit, die Leistungen der öffentlichen Verbände zu verlangen, ohne daß man sich über die Pflicht zur Gegenleistung klar ist. Es ist die alte, immer noch so mächtige Vorstellung des Landeskindes, das von einem wohltätigen Landesvater Geschenke erwartet, — hineinverpflanzt in die Wirklichkeit des modernen Staatswesens mit seinen allgemeinen Rechten und Pflichten. Es ist heute nicht diese oder jene Verfassungsform, es ist jeder Staat bei jedem gesitteten Volke, der aus den Kräften der Gesamtheit für die Gesamtheit wirkt. Gottfried Keller in seinem Festliede zur fünfzigjährigen Jubelfeier der Züricher Hochschule läßt diese „ins schwanke Belieben des Volkes" gestellt sein, — „nicht fürstlicher Reichtum erhält uns die Schule". Für die Zwecke des Poeten mag dieser Gegensatz gelten; in den Tatsachen ist er nicht vorhanden. Die Hochschule irgend eines deutschen Fürstenstaates hat längst geradeso mit dem „schwanken Belieben des Volkes" zu rechnen wie die Hochschulen der schweizerischen Kantone. Das Volk gibt hier wie dort durch die Volksvertretung die Finanzmittel dazu. Die Schwierigkeit beruht hier wie dort darauf, daß das „Volk" spröde bei der Gewährung der Kosten, dankbar für die Leistungen ist, die ihm Staat und Gemeinde entgegenbringen.

Wie also verteilt man die Steuern? Die Geschichte gibt darauf die Antwort nach ihrer Weise: in Steuerkämpfen, in denen die Gewalt der Stärkeren entscheidet, dann langsam die Idee der Gerechtigkeit durchbricht, in bunten Steuerformen, die darauf berechnet sind, den Druck der Steuerlast zu mildern, die offene Anrufung des Pflichtgefühles zu verstecken. Sie zeigt namentlich in dem gegenwärtigen Zustande der Steuerverfassung unserer Kulturstaaten ebensowohl die historische Bedingtheit aller Einrichtungen dieser Art wie die Langsamkeit des Fortschrittes.

Und doch ist der Fortschritt, hier wie sonst in der Geschichte, die Hauptsache.

IV.

Für uns handelt es sich in diesem Augenblick um die Frage, wie sich der Fortschritt durchsetzen läßt angesichts der wachsenden Bedürfnisse von Reich, Staat und Gemeinde, indem nicht nur überhaupt neue Finanzmittel flüssig gemacht, sondern diese auch mit den Ansprüchen der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit fortschreitend in Einklang gebracht werden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf den Reichshaushalt. Er ist ein interessantes Beispiel dafür, daß ein heutiges Finanzwesen im ganzen den Eindruck blühender Gesundheit machen und doch im einzelnen sehr reformbedürftig sein kann. Seine Schulden sind fortwährend gewachsen und jetzt am Ende der dritten Milliarde angelangt. Aber obwohl für keine anderen Bedürfnisse als für Armee und Flotte, d. h. für unproduktive Zwecke, aufgewendet, haben sie den Kredit des Reiches so wenig erschüttert, daß seine Anleihen völlig so hoch im Kurse sind wie die Anleihen des preußischen Staates, denen als Gegenwert das lukrative Kapital des Staatsbahnsystems zur Seite steht, dessen jährliche Erträge nicht nur die Zinsen aufbringen, sondern obenein mehrere hundert Millionen für den allgemeinen Staatsaufwand liefern.

Um nichts weniger ist es wahr, daß die Schulden des Reiches die Lücke in der Ordnung seiner Finanzen bedeuten, und daß in einem fortschreitenden Gemeinwesen es Aufgabe ist, diese Lücke fortschreitend zu verkleinern, nicht sie immer größer werden zu lassen. England hat in denselben Jahrzehnten, da diese Schuld bei uns angewachsen ist, seine alte Staatsschuld um reichlich drei Milliarden Mark getilgt. Erst die großen Ansprüche des Transvaalkrieges haben — neben starker Anspannung seiner Steuerkraft — die Schuld momentan wieder erhöht.

Woher nun jene Lücke im deutschen Finanzwesen?

Es sind dabei wohl verschiedene Gründe beteiligt. Der erste ist: der Ursprung unseres Reichssteuersystems, der historische Zusammenhang, aus dem es hervorgegangen ist. In England, in Frankreich sind aus den vorausgegangenen Jahrhunderten kräftige realpolitische Institutionen vererbt worden, welche diese Reiche fortdauernd mit ergiebigen Finanzmitteln ausgestattet haben. Die freihändlerischen Reformen, die humanen Milderungen der überkommenen Steuern haben nicht gehindert, daß erhebliche und bewährte Reste des Alten erhalten blieben. In England hat die radikale Durchführung des Freihandels mit allen Staaten des Auslandes der Behauptung großer und ergiebiger Hauptposten des Zolltarifs nicht im Wege gestanden, sofern diese für finanzielle Zwecke notwendig waren. Wohl hat man früh schon verbreiteten demokratischen Forderungen nachgegeben, indem man seit dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts nacheinander das Salz, das Brot, den Zucker steuerfrei machte. Um so zäher hat man dagegen an der Besteuerung der geistigen Getränke und des Tabaks festgehalten, ja dieselben teilweise weiterentwickelt, zu einer Höhe, die über alles im Deutschen Reiche Gewohnte bedeutend hinausgeht. Es ist aber ferner charakteristisch für das englische Steuersystem, daß man dort seit einem vollen Jahrhundert von der anderen Seite her Formen gefunden und befestigt hat, die dazu da sind, die sozialpolitische Einseitigkeit jeder Art der Belastung des Volkskonsums um der Gerechtigkeit willen auszugleichen, — Einkommensteuern und Erbschaftssteuern, mit deren Ergiebigkeit und Höhe uns heute England ebenso voraus ist wie mit den Verbrauchssteuern.

Frankreich hat im einzelnen seines Steuerwesens eine von England sehr verschiedene Entwicklung und dennoch in dem Punkte, der uns beschäftigt, eine große Ähnlichkeit. Es ist so lehrreich, daß hier die Revolution zwar die alten Fundamente des Steuerwesens einreißt, daß aber um nichts weniger aus den Trümmern des Alten gerade jene realpolitischen Bestandteile wieder hervorgeholt und zu neuer Lebenskraft befestigt werden. Die Pariser Revolution des Jahres 1789 beginnt (schon vor der legendenhaft überlieferten Erstürmung der Bastille) mit der Zerstörung der Oktroi-Barrieren, die ein hauptsächlicher Gegenstand verbreiteten Hasses waren. Dieser Anfang setzt sich folgerichtig fort. Im Sinne der populären Empfindungen und getreu den damals mächtigen finanziellen Doktrinen wird dieses wichtige Stück des vom Mittelalter überkommenen Steuersystems zerstört. Aber das hindert nicht, daß ein Jahrzehnt später das Alte wieder neu aufgerichtet wird, und zwar nicht erst

durch die mit der Vergangenheit liebäugelnde Restauration, sondern durch den Feind derselben, durch Bonaparte, der hier wie an so vielen Punkten der nüchternen Zweckmäßigkeit, im Gegensatze zur Revolution, wieder zu ihrem Rechte verhilft. Es hindert nicht, daß heute diese Steuern, trotz aller Schattenseiten, um ihrer Ergiebigkeit willen ein kräftiges Leben bekunden. Vollends eine Einrichtung ist es, die Bonaparte aus den Zerstörungen der Revolution zu neuem Leben erweckte: das Tabakmonopol. Von Colbert im letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts eingeführt, von Necker in den letzten Zeiten des alten Regime zu einem Hauptbestandteile der Finanzen gemacht, kann es trotz Neckers Warnungen vor der Revolution keine Gnade finden. Doch die Genugtuung wurde ihm, daß der Bändiger der Revolution es wieder aufrichtet, ja, daß es (trotz der formell nur für kurze Perioden jeweilen zugestandenen Bewilligung) in der Gegenwart sich erst recht lebenskräftig und ausgiebig erwiesen hat. Auch an sonstigen Steuerformen zeigt sich die merkwürdige Zähigkeit im Festhalten des Alten, welche große und kleine Revolutionen der Verfassung überdauert, und beweist uns damit dasselbe, was wir im übrigen an dem französischen Staatswesen wahrnehmen: daß zwar die äußeren Grundformen des Baues erschüttert werden können, daß große politische und soziale Umgestaltungen vor sich gehen, daß aber die Einzelheiten des Verwaltungswesens die Widerstandskraft der alten Gewohnheit bewähren.

Verschieden von England und Frankreich, trägt unser Finanzwesen im Reiche die Züge des Neuen, des jungen Hausstandes, der ohne nennenswerte Erbschaft sich hat einrichten müssen, dem nicht die reichliche Mitgift früherer Generationen in den Schoß gefallen ist, nicht die Erfahrung, welche alten, wohlhabenden Familien so selbstverständlich geworden ist, daß ohne behagliche Ausstattung mit irdischen Gütern ein menschenwürdiges Dasein unmöglich ist. Die einzige Erbschaft ist ein mageres Zoll- und Verbrauchssteuersystem, entsprungen nicht aus den derb realistischen Gewohnheiten der alten Fiskalität und aus deren fortwirkendem Einfluß, sondern ein modernes Gebilde im Geiste der neuen Doktrinen des Freihandels und der abstinenten Steuerpolitik. Ja, in den Jahren seiner Geburt hat dem Reiche vollends zu Gevatter gestanden jene damals ihres größten Einflusses sich erfreuende volkswirtschaftliche Schule, die ihre Enthaltsamkeit in der Gewährung von Finanzmitteln begründete durch die Dürftigkeit der Aufgaben, die sie dem modernen Staatswesen übrig ließ, — freilich ganz und gar im Widerspruch mit den Tatsachen, die wir seitdem erlebt haben.

Bei lückenhafter Ausstattung des jungen Reiches wäre es die Aufgabe der neuen Reichsgewalten gewesen, die schwachen Keime zu entwickeln, die Notwendigkeit der Fortbildung zu begreifen und kräftige Finanzinstitutionen zu schaffen. Hier aber stand von jeher die Schwierigkeit des Parteiwesens im Wege, in welches die Volksvertretung des Reiches sich zersplitterte. Man vergleiche einmal die leichte Selbstverständlichkeit, mit der im englischen Parlament die jährlichen Finanzvorlagen der Regierung erledigt werden, ja, mit der gerade die sehr gesteigerten Forderungen der letzten Kriegsjahre Annahme fanden, mit den mühseligen Debatten im deutschen Reichstage über jeden noch so be-

scheidenen Schritt, der hier auf gleichem Wege getan werden soll und tatsächlich in der Mehrzahl der Fälle nicht gelingt. Das hat seinen Grund in der Reife des englischen Parteiwesens, das immer wieder sich zu der herkömmlichen Zweiheit zusammengezogen hat, der zeitweiligen Mehrheit und der zeitweiligen Minderheit, d. h. der zeitweiligen Regierung und ihrer Opposition. Die Mehrheit des Unterhauses liefert die Mitglieder der Regierung aus ihrer Mitte als eine Führerschaft der regierenden Partei. Diese Führerschaft gebietet über die Mehrheit und ist daher für ihre Anträge, so insbesondere die finanziellen, dieser Mehrheit gewiß. Hinter dieser Mehrheitsregierung stehen die Wählerschaften des Landes, die sie in das Parlament geschickt haben. Ihre Zustimmung ist die Voraussetzung für die Maßregeln des Parlaments; versagt dieselbe, schwankt die Mehrheit der Stimmen hinüber zu der Wählerschaft der Opposition, so tritt diese an die Stelle der regierenden Partei, und beide tauschen ihre Rollen. Wie groß aber der Verlaß der regierenden Mehrheit auf ihre Wählerschaft ist, das haben eben die letzten Jahre in England gezeigt. Nicht nur die Höhe, auch die Qualität der finanziellen Forderungen war eine starke Zumutung an die Bevölkerung und zum Teil von überraschender Neuheit. Zumal der Kornzoll war eine Kraftprobe auf die Popularität der Regierung, die man freilich zu übertreiben sich gehütet hat.

Bei uns ist das anders. Wir haben keine Mehrheitspartei; es wird auch voraussichtlich sehr lange dauern, ehe die dazu nötigen Veränderungen sich vollzogen haben. Und doch brauchen wir für jedes Gesetz, für jeden neuen Etat eine Mehrheit des Reichstags, welche zusammenzubringen das harte Geschäft der Reichsregierung ist, die ihnen allen als unparteiische gegenübersteht, weil man nur aus einer regierungsfähigen Mehrheit eine Parteiregierung bilden kann. Wie schwer es bei solcher Verfassung ist, Steuergesetze durchzubringen, kann man daraus entnehmen, daß es selbst der mächtigen Persönlichkeit des ersten Reichskanzlers nicht gelungen ist, den erforderlichen neuen Finanzmaßregeln zur Annahme zu verhelfen gerade in solchen Fällen, wo es sich um die eigensten Lieblingspläne des großen Mannes handelte, um lange vorbereitete, ausgiebig popularisierte Entwürfe, wie das Tabakmonopol oder die Wehrsteuer.

V.

Nun wissen wir ja: Verfassung, Parteiwesen, Mehrheiten, Steuerbewilligung und alles dieses ist nicht ein mechanischer Aufbau, den man so oder so nach der Zweckmäßigkeit formen kann. Es ist vielmehr das langsam gewordene und werdende Produkt des Volkslebens. Eine Mehrheit der Wählerschaften, die gehorsam ihrer gewählten Parlamentsmehrheit die von dieser auferlegten Steuern zahlt, muß eben auf einem wohlvorbereiteten Boden wachsen, der empfänglich ist für diese Zumutung. In letzter Instanz sind es also die sich im Volke findenden Gesinnungen und wirtschaftlichen Kräfte, auf die eine Regierung sich verlassen kann. Es sind die Fragen von Steuerkraft und Steuerdruck, die wir hiermit berühren. Ziffermäßige Beweise über die Steuerlast der verschiedenen Reiche, Staaten, Gemeinden können hierfür immer

nur bis an die Grenze dessen gehen, was statistisch meßbar ist. Das psychologische Moment fällt außerhalb dieser Grenze, und doch ist es von so großer Bedeutung. Steuerkraft und Steuerlast ist nicht die Frage einer physischen Belastung, wie man sie auf die Schultern eines Lastträgers lädt; es ist eine Last, die durch die größere und geringere Unlustempfindung der Seele des Trägers hindurchgeht, und je nachdem diese Seele beschaffen ist, wird sie verschieden sein.

Ich habe immer den Eindruck gehabt, daß die Unlustempfindung der Steuerlast in der Bevölkerung des Deutschen Reiches eine ebenso starke ist, wie das Staatswesen selber jung ist. Es ist geradezu verhängnisvoll, daß dieses Reich in den endlosen Widerspruch gestellt ist, auf der einen Seite den unablässig wachsenden Bedürfnissen der Wehrhaftigkeit zu Wasser und zu Lande genügen zu müssen, auf der andern Seite seine Volksvertreter vor ihren Wählerversammlungen aller Parteien sich vor neuen Steuerauflagen aufs entschiedenste verwahren zu sehen. Man verwahrt sich gegen das, was nun doch einmal das Notwendige ist.

Dies ist aber desto bemerkenswerter, weil im Angesichte solcher Proteste, die wir immer erneut seit einem Menschenalter zu hören gewohnt sind, der Wohlstand der Reichsbevölkerung in ihrer großen Mehrzahl, in oberen, mittleren, unteren Schichten, fortdauernd gewachsen und „der Militarismus, der am Marke des Volkes zehrt", diese erfreuliche Entwicklung nicht nur nicht gehindert hat, sondern vielmehr deren Bedingung gewesen ist. Denn nur der bewaffnete Friede hat jene Sicherheit der Volkswirtschaft und ihres Wachstums verbürgen können, die um einen wohlfeileren Preis nicht zu erkaufen, aber unentbehrlich war.

Die Erklärung dieses Widerspruches liegt, wie mir scheinen will, in den Empfindungen, mit denen von der Mehrzahl der Bevölkerung die Steuerlasten getragen werden. Man ist öfters erschreckt über die Unreife der Staatsgefühle, der Staatsgesinnung, mit der selbst unsere Gebildeten und Hochgebildeten über die Steuerpflicht sich äußern. Die milde Nachsicht, die sie für alle möglichen, noch so frivolen Neigungen und deren kostbare Befriedigung hegen, die Selbstverständlichkeit, mit der irgend ein noch so fragwürdiges Stück des gerade von der Modelaune geforderten Luxus hingenommen wird, verwandelt sich in Unzufriedenheit, in Entrüstung, sobald es sich um dasjenige handelt, was der Bürger eines gesitteten Staatswesens diesem für alle seine unmeßbaren Wohltaten schuldet, was er auch bei zahlreichen festlichen Gelegenheiten immer wieder anzuerkennen und zu feiern bereit ist, nur nicht im Angesichte des Steuerzettels.

Es ist so oft darüber gestritten worden, ob die Nationalökonomie eine ethische Wissenschaft sei, — das soll heißen, ob das Objekt dieser Wissenschaft in die Sphäre der ethischen Erscheinungen gehört. Hier ist ein schlagender Beweis für die Bejahung der Frage. Die Probleme der Besteuerung, ihrer Formen, ihrer Veranstaltungen, ihrer Höhe und ihrer Ergiebigkeit gipfeln in der Frage nach der Reife des Staatsbewußtseins, des Pflichtgefühls, des Verständnisses, der Bereitwilligkeit zur Steuerzahlung. Der Fortschritt der Be-

steuerung beruht ganz wesentlich auf diesen sittlichen und historischen Unterlagen. Die Gerechtigkeit ihrer Verteilung wie die Leistungsfähigkeit des Steuersystems ist in jedem Zeitalter und bei jedem Volke durch sie bedingt.

Es ist daher auch sehr erklärlich, daß eine Epoche wie die gegenwärtige, mit ihren wirtschaftspolitischen Parteien, mit der zunehmenden Verschärfung der Interessengegensätze, mit der einseitigen Betonung der Forderungen, die man an Reich und Staat richtet, der Belebung des staatlichen Pflichtgefühls keineswegs günstig ist. Mehr und mehr sind die Ansichten im Deutschen Reiche beliebt geworden, welche die Verweisung der einzelnen Erwerbsstände auf ihre eigene Kraft als eine überwundene Torheit betrachten, welche aus den Kräften des Ganzen die Bürgschaft ihrer Existenz ableiten wollen. Da nun aber die Kräfte des Ganzen sich nur aus den Kräften der einzelnen Erwerbsgruppen nähren können, so führt dieses Verlangen konsequent zu einem Kampfe der Gruppen um die Vorteile, die ihnen das Ganze im Vorzuge zu den anderen gewährt. Ein solcher Kampf ist das Gegenteil einer Schule der Opferfreudigkeit für das Ganze.

VI.

Alle Wünsche und Mahnungen richten sich an die Zukunft; sie sind zunächst nicht imstande, die gegenwärtigen Empfindungen und Gesinnungen zu ändern. Die Gegenwart hat mit dem Konflikte zu rechnen, der einmal da ist, zwischen den wachsenden Bedürfnissen des Reiches (Staates u. s. w.) und der lückenhaften Bereitschaft des Volkes für ihre Kosten aufzukommen.

Die nächste Folge davon ist die einfachste von der Welt: man macht Schulden. Sind sie ganz das gleiche wie in anderen Wirtschaften auch, wo man jahraus jahrein mehr ausgibt, als man einnimmt? Und wären sie damit gerichtet? Dem widerspricht von vornherein die uns bekannte Tatsache, daß trotz des fortwährenden Anwachsens der Reichsschuld der Reichskredit bisher unerschüttert geblieben ist. Ja, die merkwürdige Erscheinung, daß der Wert der Reichsschuldscheine völlig der gleiche war und ist wie der Wert der preußischen Staatspapiere, scheint die entgegenkommende Theorie zu bestätigen, daß es nicht bloß ein materielles Staatskapital gibt, welches die dafür gemachten Schulden durch seine Produktivität entgilt, sondern auch ein immaterielles Kapital in der Sicherheit, dem Frieden des Reiches, der durch die dafür aufgenommenen Schulden des Landesverteidigungsbedarfs erkauft wird.

Es ist indessen ratsam, dem Scheine dieser blendenden Theorie einige Kritik entgegenzusetzen. Es ist wohl richtig, daß die moralische und wirtschaftliche Kraft eines heutigen Staatswesens, wie des deutschen, in sich selber Bürgschaften besitzt, die über die Abnormitäten seines Haushaltes hinweghelfen und seinen Kredit hinausheben über diejenigen Gefährdungen, welche einem privaten Wirtschaftskörper bei ähnlichem Verhalten nicht erspart werden würden. Es ist aber ebenso richtig, daß die also gegebene Leichtigkeit der öffentlichen Schuldenwirtschaft einen verführerischen Reiz entfaltet, dem zu widerstehen ein heutiger Finanzmann verpflichtet ist mit der Erwägung, daß diese ganze Herrlichkeit eines anscheinend unerschöpflichen Kredits doch nur so lange Be-

stand haben kann, als das Vertrauen in die Ordnung, Rechtschaffenheit, Leistungsfähigkeit der öffentlichen Haushaltung fortbesteht; daß dieser Kredit, wie aller Kredit, ein Gewebe aus zartem Stoffe ist, das sorgsam gehütet werden will.

Insbesondere aber kennt jeder Finanzmann den handgreiflichen Unterschied zwischen einem im wahren Sinne „produktiven" Kapital, das ihm aus sich selber, aus seinen Erträgen, jährlich die Mittel zur Verzinsung und Tilgung der Schuld liefert (und gelegentlich noch ein Mehreres darüber hinaus), und einem sogenannten immateriellen Kapital, das eben im finanziellen und volkswirtschaftlichen Sinne kein Kapital ist, daher keine Erträge liefert und keine Mittel zur Verzinsung und Tilgung der Schuld. Und darauf kommt es an. Welche Wirkungen immer für das Wohlbefinden und den Wohlstand der Nation durch dieses „Kapital" herbeigeführt werden — sie sind nicht imstande, gleich den normalen Erträgen eines Kapitals, die Deckung des Finanzbedarfs zu übernehmen. Sie wenden sich an die Zukunft und können als Mittel der Rechtfertigung dienen, um erhöhte Steuern von der Bevölkerung zu erlangen; aber sie sind keine Steuern, und — wie unsere Erfahrung in deutschen Landen zeigt — sie sind auch bisher kein wirksames Mittel gewesen, um neue Steuern bewilligt zu erhalten.

Die Bestätigung dessen, was wir zeigen wollen, finden wir in den amtlichen Formen der Bedarfsdeckung des Deutschen Reiches. Es wird hier unterschieden zwischen „fortdauernden Ausgaben" und „einmaligen Ausgaben"; bei den letzteren wiederum zwischen einem „ordentlichen Etat" und einem „außerordentlichen Etat". Diese Scheidung ist zu dem Zwecke eingeführt, die fortdauernden Ausgaben auf das zu beschränken, was durch „fortdauernde Einnahmen", d. h. durch Steuern, bestritten werden kann, und dasjenige davon auszuschließen, wofür keine Steuern vorhanden sind, wofür also neue Schulden aufgenommen werden müssen. Dieses wiederum in der Absicht, die Schuldaufnahme zu rechtfertigen durch die „Einmaligkeit" der Ausgabe, was das Zugeständnis einschließt, daß nur „einmalige", nicht „fortdauernde" Ausgaben durch Schulden gedeckt werden dürfen.

Es ist hier aber einer der häufigen Fälle, auf welche das Sprichwort paßt: „Die Heuchelei ist die Huldigung, die das Laster der Tugend darbringt." Wenn man nämlich wollte (und man würde wollen, wenn man könnte), so würde man ohne Mühe bemerken, daß die ganze Herrlichkeit jener Unterscheidung keinen inneren Halt und keinen inneren Grund hat. Man kann allenfalls, solange man keine Erfahrung hat in den ersten Jahren eines neuen Haushaltes, von „einmaligen" Ausgaben reden als solchen, deren periodische Wiederkehr man noch nicht übersieht. Die Einmaligkeit verwandelt sich aber in eine gewollte Illusion, in ein Aushilfsmittel der finanziellen Notdurft, sobald Jahrzehnte vergangen sind und man einfach aus dem Durchschnitt der bisherigen „einmaligen" Aufwendungen berechnen kann, wieviel künftighin als Jahresbedarf gleicher Art anzusehen ist. Man braucht nicht die periodische Wiederkehr der einzelnen konkreten Gegenstände dieses Bedarfs zu kennen; es genügt, zu wissen und wissen zu wollen, daß in jedem Jahr oder in dem Durchschnitt

jedes Jahres eine gewisse Quote des Bedarfs an neuen Schiffen, Gewehren, Geschützen, Festungen u. s. w. erforderlich ist.

Diese Konsequenz würde an amtlicher Stelle gezogen werden, wenn man finanziell in der Lage wäre, sie zu ziehen. Da man es nicht kann, begnügt man sich mit diesem verhüllten Bekenntnis der Schuld, daß man Schulden machen muß.

VII.

Solange das Deutsche Reich besteht, ist niemals, weder im Reiche noch in Preußen, eine Steuerreform zustande gekommen, die dazu bestimmt war, im großen Stile die Finanzen von Reich oder Staat zu vermehren.

Das, was wirklich geschehen, ist nicht die Vollendung großer Entwürfe, wie sie zur Zeit des ersten Reichskanzlers wiederholentlich vor den Reichstag gebracht wurden, — denn diese sind allzumal gescheitert. Es ist nur dadurch etwas zustande gekommen, daß die Interessen der Reichsfinanzen vermischt waren mit populären schutzzöllnerischen Maßregeln, die auf die Bahn der jetzt seit einem Vierteljahrhundert herrschenden Wirtschaftspolitik hinüberleiteten. Dieses gilt von der Zoll- und Steuergesetzgebung des Jahres 1879 samt ihrem Gefolge an gesteigerten Agrarschutzzöllen. Innerhalb derselben namentlich die bemerkenswerte Erscheinung des Kornschutzzolles, der überhaupt nicht aus finanziellen Gründen eingeführt oder erhöht wurde, der aber der finanziell ergiebigste Einnahmeposten des Reiches geworden ist. Eine parallele Erscheinung haben wir im Finanzwesen des preußischen Staates an den Überschüssen des Staatsbahnsystems, die entsprungen sind aus einer verkehrspolitischen Reformmaßregel, bei der man nicht ahnte, ja, es ausdrücklich ablehnte, daß hieraus erhebliche Überschüsse und gar die hauptsächliche Quelle der neuen Staatseinnahmen entspringen sollten.

Zustande gekommen ist kleines Stückwerk, welches darum klein sein mußte, weil es den Zweck neuer Besteuerung offen anerkannte. So die Branntweinbesteuerung, so die Börsensteuer und Verwandtes. Als denkwürdigste letzte Tat die Gesetzgebung des Jahres 1900, da zur Deckung der Kosten der Flottenvermehrung die Reichstagsmajorität in tugendhafter Regung den Bundesrat übertrumpfte und der süßen Gewohnheit des Schuldenmachens, an der sich der Bundesrat genügen lassen wollte, neue Steuern entgegensetzte — natürlich solche Steuern, von denen sie den Reichswählerschaften erzählte, sie würden von anderen Leuten bezahlt. Dazu gehört insbesondere die abermalige Erhöhung der Börsensteuer und des Lotteriestempels, die nun beide endlich so weit gelangt sind (und das nach dem Bekenntnis der Reichsregierung selber), daß sie durch Übertreibung auch im rein finanziellen Sinne ein Mißerfolg geworden sind (ein Los der preußischen Klassenlotterie behält jetzt ein volles Drittel des Einsatzes für Staat und Reich zurück).

Daneben sind spontane Steigerungen der Einnahmen eingetreten durch die Zunahme des Volkswohlstandes, die sich in der Zunahme des Volkskonsums ausdrückt. Der jährliche Zuckerkonsum ist während des letzten Menschenalters in Deutschland von 6 auf 14 kg für den Kopf gewachsen, der Verbrauch an

Petroleum von 3 auf 17 kg, der Verbrauch an Südfrüchten von ½ auf 2 kg. Der Bierkonsum hat sich verdoppelt.

Der Gesamteffekt ist der, daß die Zolleinnahmen des Reiches von dessen Anfängen bis heute sich von 2 Mark auf 9 Mark per Kopf gehoben haben, die inneren Verbrauchssteuern auf Salz, Branntwein, Bier, Zucker, Tabak von 4 auf 7 Mark, die Verkehrs- und Verbrauchssteuern in Stempelform von ½ auf 1½ Mark — d. h. alle zusammen von 6½ auf 17½ Mark.

Zweierlei Bemerkungen knüpfen sich an diese Zahlen. Erstens fällt ein starkes Übergewicht auf die Gegenstände der elementarsten Notdurft oder des Volkskonsums der breiten Mehrheit. Salz, Brotkorn, Branntwein, Petroleum, Kaffee, Zucker bringen allein über 11 Mark per Kopf, also zwei Drittel, auf[1]). Die wichtigsten darunter (Salz, Korn, Zucker, Petroleum) sind in England seit lange steuerfrei. Beliebt, weil sehr bequem, ist die Verteidigung dieser Zölle und Steuern mittelst des Einwandes, daß sie nicht von der Masse der Konsumenten getragen werden, daß mehrere Gründe diese davor beschützen. Zumal der epidemische Kornzoll wird dadurch gerechtfertigt. Der ausländische Produzent trage — so heißt es — den Zoll durch den verminderten Preis, den anzunehmen er genötigt werde; das heimische Gewerbe in den verschiedenen Instanzen, durch die das Produkt hindurchgehen muß, enthalte bei Aufhebung des Zolles die Verwohlfeilung dem Konsumenten vor; oder die wirklich eintretende Verteuerung werde durch Erhöhung des Arbeitslohnes und der anderen Einkommenformen der unteren Klassen wieder gutgemacht. Allein, diese Tröstungen gehören in das Reich jener Dinge, die zu schön sind, um wahr zu sein oder um ganz wahr zu sein. Es sind relative Wahrheiten, bedingt eintretende Erscheinungen, an denen nur so viel richtig ist für unsere Frage, daß die Wirkungen, die sich in der Volkswirtschaft vollziehen, durch mancherlei Hemmungen hindurchgehen. Dieses hindert aber nicht, daß in der großen Masse der Fälle gewisse durchschlagende Tendenzen sich verwirklichen. Wäre das nicht so, dann wäre es eine sehr leichte Politik, Zölle und Steuern auf den Volkskonsum aufzulegen oder zu erhöhen. Ja, jede Art der Steuern ließe sich etwa mit der bequemen Tröstung rechtfertigen, daß es ja doch nur die Starken und vorzugsweise Steuerfähigen sind, auf welche zuletzt die Steuerlasten zurückfallen müssen, gleichviel, welche Form und welche Höhe der Gesetzgeber dafür gewählt haben mag. Das würde zu einem Nihilismus führen, der jede Norm der Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit in der Besteuerung verachtete, während diese überhaupt nur dadurch geleitet und fortentwickelt werden kann, daß man solche Normen zur Richtschnur nimmt, auf die Gefahr hin, daß unvermeidliche irrationelle Momente sich störend einmengen.

Im Gegensatze zu England sind bei uns schwach besteuert Bier und Tabak. Sie werden deshalb, nachdem die begründeten Versuche zu ihrer höheren

[1]) Der Bericht des englischen Parlamentsausschusses vom 6. August 1840 über den englischen Zolltarif enthält den Nachweis, daß die 862 damals zollpflichtigen Artikel zusammen im Jahre 1839 rund 23 Mill. Pfund Sterling aufbrachten, hiervon aber 17 Artikel allein gegen 22 Mill., und diese letzteren waren zumeist Dinge des allgemeinen Lebensbedarfes, wie Korn, Holz, Butter, Käse, Zucker, Tee, Branntwein, Tabak u. s. w

Belastung vergeblich gewesen, immer wieder neue Pläne hervorrufen müssen — aus der Notwendigkeit der Sache.

Was das Bier anlangt, so zeigt schon eine Vergleichung der zur „Brausteuergemeinschaft" des Reiches nicht gehörenden süddeutschen Staaten, wieviel größere Summen in diesen aus der Biersteuer gezogen worden. In Bayern, Baden, Elsaß-Lothringen, Württemberg trägt der Hektoliter $2^1/_4$—$2^1/_2$ Mark Steuer, aber im Brausteuergebiet des Reiches nur $^3/_4$ Mark, daneben die kommunalen Aufschläge, zumal in Bayern bedeutend, in Norddeutschland ganz geringe oder Null.

Der Tabak bringt in England, Frankreich, Österreich, Rußland, Italien u. s. w. ganz andere Steuererträge auf als im Deutschen Reich, dank den zweckmäßigen Steuerformen, die in den fremden Ländern angewendet werden. In England, in Frankreich kommt das fünf- bis sechsfache per Kopf daraus auf, obwohl der Tabakverbrauch dort nur halb so groß ist wie in Deutschland. Die Steuer trifft also jedes Pfund des dort verbrauchten Tabaks mit dem zehnfachen Betrage des im Deutschen Reiche darauf ruhenden.

Eine Reform der Steuerhöhe ist hier auf das innigste mit einer Reform der Steuertechnik verknüpft, die ein Vergleich mit allen anderen großen Staaten der Gegenwart als eine rückständige erweist. Es hat sich bei dieser das Gegenteil von dem entwickelt, was bei dem Kornzoll geschehen ist: letzterer ist als Schutzzoll für die heimische Landwirtschaft eingeführt und ist aus sich selber ein ergiebiger Finanzzoll für das Reich geworden. Der Tabak umgekehrt ist lediglich als Finanzzoll eingeführt und ist wider die Absicht der Gesetzgebung ein Schutzzoll geworden — mit der ganzen Misere jedes Schutzzolles, daß er die geschützten Interessenten niemals befriedigt. Nach der Gesetzgebung Preußens und des Zollvereins ist der im Inlande gebaute Tabak herkömmlich mit einer niedrigeren Steuer belastet als der vom Auslande über die Zolllinie hereingebrachte. Für beide sind die Sätze im Jahre 1879 erhöht: die Steuer für den inländischen Tabak auf 45 Mark und für den fremden Tabak auf 85 Mark per 100 kg. Der Unterschied der Steuersätze ist finanziell begründet durch die höhere Qualität des ausländischen, d. h. im wesentlichen tropischen Tabaks, nach dem Grundsatze, daß der die höhere Steuerkraft anzeigende Verbrauch der kostbareren Qualität einen höheren Steuersatz rechtfertigt als der Verbrauch der geringeren Qualität. Aus finanziellen Gründen wäre daher eine größere Belastung des fremden Tabaks nicht nur erlaubt, sondern auch erwünscht, wenn der Zoll nicht (wider seine Bestimmung) zu einem Schutzzoll ausartete oder bereits ausgeartet wäre, indem nämlich die inländischen Tabakproduzenten in der Differenz des Zolles gegen die Inlandssteuer einen Sporn haben, die Tabakproduktion zu erweitern oder erst zu beginnen. Nahezu ein Drittel des deutschen Tabakverbrauches wird aus dem inländischen Tabakbau befriedigt (im Jahre 1900: rund 28000 Tonnen gegen 60000 Tonnen fremden Tabaks); steigert man den Zoll, so wird dessen schutzzöllnerische Wirkung den Import vermindern und daher den Anbau des heimischen Tabaks vermehren. Die finanzielle Absicht würde durch die Verminderung des Imports vereitelt, eine Ausgleichung des Ausfalles aber durch Erhöhung der Inlandssteuer von

den inländischen Tabakproduzenten mit dem lebhaftesten Widerstande bekämpft werden. Wie denn in der Tat die Mehrzahl der heimischen Tabakbauer kleine Leute mit sehr kleiner Tabakanbaufläche sind. Ihre Zahl ist in den Jahren 1881—1900 von 246639 auf 114654 herabgegangen, und zwar vornehmlich dadurch, daß die allerkleinsten Tabakparzellen (kleiner als 1 Ar) um 77000 sich vermindert haben und die Parzellen von 1—10 Ar um 22000. Aber immer noch ist die große Mehrzahl, nämlich 72000, auf dieser kleinsten Anbaufläche tätig.

Der beklagenswerte Zustand ist nun heute der, daß man mit der gegenwärtigen Form der Tabakbesteuerung nicht vorwärts und nicht rückwärts kann. Finanziell ist der Ertrag geringfügig, ist aber wirtschaftspolitisch doch genug, um unablässige Klagen der kleinen Tabakproduzenten zu verursachen, die jedenfalls insofern begründet sind, als die Technik dieser Besteuerung eine unverhältnismäßige Masse an Belästigung für Behörden und Steuerpflichtige verursacht. Erwägungen ähnlicher Art waren es, welche einstmals dazu führten, die in Preußen bestehende Abgabe der Weinproduzenten ganz aufzuheben, unter Umständen, wo ähnliche finanzielle Bedenken nicht im Wege standen.

Für die Reform der Tabaksteuer wird man andere Wege einschlagen müssen, und zwar diejenigen (einen derjenigen), die sich im Auslande längst bewährt haben.

Zunächst das System der englischen Tabakbesteuerung. Hier ist herkömmlich der Tabakbau im Inlande verboten. Die Steuer beschränkt sich also auf den Eingangszoll vom ausländischen Gewächs. Dieser Zoll kann sich, ungehemmt durch die in Deutschland bekannten Schwierigkeiten, mit seinem lediglich finanziellen Zwecke frei entfalten und hat dieses in ausgiebiger Weise getan.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß man im Deutschen Reiche auf ein Reformprojekt zurückkommt, welches in den Anfängen des Reiches bereits von angesehenen Staats- und Finanzmännern befürwortet worden ist. Die Reformaufgabe bestünde darin, daß eine billige Abfindung für die Interessenten gewährt würde, über deren Einzelheiten zu reden dieses nicht der Ort ist. Es darf hier nur gesagt werden, daß vielleicht die Schwierigkeiten einer solchen Maßregel nicht unüberwindliche sein möchten und der zu zahlende Preis nicht zu hoch für das dadurch Erkaufte.

Mit viel stärkerer Gunst von amtlicher Stelle ist vor mehr als zwanzig Jahren das französische (österreichische, italienische u. s. w.) System des Tabakmonopols der Gesetzgebung unseres Reiches empfohlen worden. Bekanntlich ist es ihm nicht geglückt, die Mehrheit des Reichstags für sich zu gewinnen. Wäre es damals zur Annahme gelangt, so wäre es heute wahrscheinlich in die Gewohnheiten hineingewachsen, und es stände fest inmitten unserer Institutionen, etwa in ähnlicher Weise wie das preußische Staatsbahnsystem. Da es aber damals nicht gelungen ist, unter verhältnismäßig günstigen Umständen, so sind dafür heute die Aussichten vollends geringe. Es ist auch nicht zu leugnen, daß ein so großes Stück an Ausdehnung der staatlichen Ver-

waltungssphäre mit entsprechender Einengung der privaten Erwerbssphäre nicht ohne starke Reibungen und Widerstände erobert werden kann, daß derartige Einrichtungen am besten gedeihen, wo sie von lange her sich eingelebt haben in die Gewohnheiten der Bevölkerung, daß sie hier dann allerdings zu einer Popularität gelangen, die uns den irrationellen Widerspruch des Neuen zu dem Alten zeigt. In Frankreich sind es die orthodoxen Kämpfer für individuelle Erwerbsfreiheit und gegen Staatstätigkeit, welche das Tabakmonopol als ein unentbehrliches Stück des heimischen Finanzwesens bezeichnen.

Bliebe drittens die Fabrikatsteuer, die in den Vereinigten Staaten von Amerika und in Rußland besteht. Es ist die Steuerform, die wir im kleinen seit lange an unserem Spielkartenstempel kennen, die neuerdings durch Reichsgesetz vom Jahre 1902 auf die Schaumweine inländischen Fabrikats ausgedehnt, die dazwischen in einzelnen Versuchen für Preußen oder das Reich vergeblich angestrebt worden ist.

Bei jeder dieser Formen wird man zu kämpfen haben mit dem Widerstande der Interessenten, sei es der Konsumenten, sei es der Produzenten. In jedem Falle wird dieser Widerstand zu überwinden sein, und er wird überwunden werden, wenn sich mit einer ausreichenden Energie der Bundesregierungen ein entsprechendes Maß von Verantwortlichkeitsgefühl in der Mehrheit des Reichstages verbinden sollte. Aber für welche dieser Formen man sich entscheidet, das wird abhängen von der genaueren Überlegung der Vorzüge und Schattenseiten, die sich im einzelnen an jede derselben knüpfen.

Tabak und Bier haben das Gemeinsame, daß sie die sonst auseinanderliegenden wesentlichen Vorzüge einer Verbrauchssteuer vereinigen. Sie sind Gegenstände eines sehr verbreiteten Konsums und zu gleicher Zeit Anzeichen einer gewissen Einkommenshöhe, die den Genuß von Dingen gestattet, welche über die Notdurft des Lebens hinausgehen. Dies ist der feste Punkt, dies der dauernde Grund, der immer wieder die Steuerreformpläne auf sie hinlenkt, und der erst dann zur Ruhe kommen wird, wenn trotz aller Hindernisse die Reform endlich ihr Ziel erreicht hat.

Über das Bier breitet ein populärer Irrtum die schützende Hand und kommt den mächtigen Einflüssen der Interessenten zu Hilfe. Es ist die (zumal von der neuesten Wissenschaft bekämpfte) Ansicht der gesundheitfördernden Wirkung des Biergenusses. Die Wissenschaft belehrt uns darüber, daß im Biere wie im Branntweine eine mit mehr oder weniger Wasser verbundene Quantität Alkohol enthalten ist, und sie ist in ihren einzelnen Vertretern nur darüber schwankend, ob jedes, auch ein geringes Quantum Alkohol — in irgend einer beliebigen Getränkeform — gesundheitsschädlich sei oder nicht. Über die Gesundheitsschädlichkeit größerer Quantitäten ist sie völlig eines Sinnes. Und wenn uns die Statistik des Alkoholkonsums sagt, daß in Deutschland ungefähr ebensoviel Alkohol in Bierform wie in Branntweinform getrunken wird, in Großbritannien sogar doppelt so viel in Bierform als in Branntwein-

form[1]); wenn wir obendrein hören, daß in deutschen Landen der Branntweinkonsum abgenommen, der Bierkonsum zugenommen hat, so ist das in der Hauptsache nur ein Symptom von der Entwicklung des Volkswohlstandes[2]), welcher gestattet, das Bedürfnis nach geistigen Getränken in der minder proletarischen und minder zerstörenden Form statt in der des Branntweingenusses zu befriedigen. Es mag insoweit auch vom gesundheitlichen Standpunkte ein Fortschritt sein, — aber dieses durchaus nur in relativem Sinne, d. h. im Sinne eines Übergangsstadiums zu Fortschritten auf Herabsetzung des Alkoholkonsums jeder Art.

Wie übrigens inmitten höchster und übermäßiger Popularität des Bierkonsums[3]) gleichwohl eine ergiebige Besteuerung desselben sich hat durchführen lassen, das beweist uns das Königreich Bayern, welches zusammen mit den anderen süddeutschen Staaten bei dem Eintritt in das neue Reich sich das „Reservatrecht" ausbedungen hat, die Erträge der Bierbesteuerung dem eigenen Staatsbedarf nach wie vor zuzuführen und der Reichssteuergemeinschaft vorzuenthalten.

VIII.

Wenn wir nun zuvor gefunden haben, daß schon die bestehenden Reichssteuern überwiegend die Massen der unteren Klassen und den Lebensbedarf der elementaren Notdurft treffen, so würde von einer Entwicklung der vorhandenen Bier- und Tabaksteuer dieses nicht im gleichen Grade gesagt werden dürfen wie von Salz, Brot, Branntwein; im Gegenteil, ihre schwerere Belastung hat sich uns durch die vergleichsweise größere Entbehrlichkeit empfohlen. Indessen, so groß ist der Abstand (glücklicherweise, dürfen wir sagen) bei der gegebenen Gestaltung unseres Volkseinkommens und Volksbedarfs doch nicht, daß wir leugnen können, eine neue, erhebliche Belastung dieser Verbrauchsgegenstände würde von den breiten Schichten der Reichsbevölkerung zu einem ansehnlichen Teile mitgetragen werden.

Dieses ist auch der beliebteste Einwand gegen Steuerreformen angedeuteter Art, den wir von großen Parteien im Reiche und im Reichstage zu hören

---

[1]) 4,27 Liter pro Kopf jährlich neben 4,4 Liter in Form von Branntwein in Deutschland; 5,80 Liter bez. 2,8 Liter in Großbritannien.

[2]) Ernst Engel hat auf Grund belgischer Arbeiterbudgets und neuerdings haben auf Grund nordamerikanischer Arbeiterbudgets H. Blocher und J. Landmann festgestellt, daß mit steigendem Einkommen die Ausgaben für Alkohol nicht bloß absolut, sondern auch relativ wachsen, daß also bei steigendem Einkommen die Belastung des Budgets durch den Alkohol zunimmt. (Die Belastung des Arbeiterbudgets durch den Alkohol. Eine sozialpolitische Studie auf dem Gebiete der Alkoholfrage. Basel 1903.) Es liegt nahe, diese Mehrausgabe auf den Übergang zu kostbareren Getränken, Bier und Wein statt Branntwein, zu setzen; wie weit dabei auch ein Mehrverbrauch an Alkohol beteiligt ist, läßt sich aus den erwähnten Berechnungen nicht ermitteln.

[3]) Als Folge der Beständigkeit und Zunahme des Bierkonsums ist heute die Brauerei die blühendste Industrie im Deutschen Reiche. Von 69 Brauereigesellschaften, deren Aktien auf dem Kurszettel der Berliner Börse notiert werden, gibt die Hälfte derselben Dividenden in Höhe von 8—20 Prozent, die andere Hälfte meist 5—7 Prozent. Ein Rückgang dieser Industrie ist während der letzten Jahre, die für die Mehrzahl der übrigen Industrien ungünstig waren, überhaupt nicht oder nur sehr vereinzelt eingetreten.

gewohnt sind. Es wird die Ungerechtigkeit betont, die gerne in übertriebener Weise den indirekten Steuern schlechthin nachgesagt wird, daß eine überwiegende Masse an Steuern in dieser Form auf die Schultern gelegt wird, die im Vergleiche zu den zahlungsfähigeren oberen Schichten so viel weniger Tragfähigkeit haben. Innerhalb des Reichssteuersystems wird dieses Übergewicht der Belastung auch durch die anderen Steuern nicht ausgeglichen. Der Betrag der bestehenden Abgaben in Stempelform ist dafür zu gering, ist obenein eben durch diese Form zur Entwicklung nicht geeignet — bis auf ein Objekt der Besteuerung, von dem wir noch zu reden haben. Dem Lotteriestempel ist gar der Vorwurf zu machen, daß er zum ansehnlichen Teile seinerseits die Belastung der kleinen Leute vergrößert. Auch das, was das Reich als Wohltäter der arbeitenden Bevölkerung gleichsam wieder herauszahlt, der Zuschuß zur Arbeiterversicherung (1902: 41,4 Millionen), kann nicht als eine Ausgleichung der Gerechtigkeit angesehen werden.

Die Reichsverfassung hat in der Tat auf eine andere Richtung verwiesen. Im Artikel 70 sagt diese:

> Insoweit dieselben (die gemeinschaftlichen Ausgaben) durch die Einnahmen (aus den Zöllen, den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen) nicht gedeckt werden, sind sie, solange Reichssteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen.

In doppeltem Sinne weist dieser Artikel der Reichsverfassung auf andere Formen der Besteuerung, in denen die von uns vermißte Ausgleichung der Gerechtigkeit liegen kann.

Einmal nämlich durch die „Matrikularbeiträge" selber, welche seit der Verfassung des Norddeutschen Bundes als ein provisorisches Finanzmittel dem Reiche zur Verfügung gestellt sind. Zweitens durch die „Reichssteuern" mit demjenigen engeren Inhalte des Wortes, welcher in diesem Falle gemeint ist.

Die Matrikularbeiträge knüpfen an die rudimentären Finanzmittel des 1866 beseitigten Deutschen Bundes an; sie machen das Rückgriffsrecht des Reiches auf die Einzelstaaten geltend für den Fall eines Ausgabenüberschusses. In der Tat verlegen sie, soweit sie reichen, die Sorge für die Aufbringung der Steuern aus dem Reiche hinaus in die Finanztechnik der einzelnen Staaten. Weil nun aber diese (wie wir an dem größten derselben später noch näher kennen lernen werden) ebenso große Mühsal an der Fortentwicklung ihrer eigenen Steuern haben wie das Reich, hat sich das Recht der Matrikularbeiträge wie eine schleichende Krankheit fortgeerbt: und zwar in guten Finanzjahren des Reiches von nur nomineller Bedeutung, dafür in schlechten Jahren von dem Widerstreben der Einzelstaaten bekämpft. Es kommt hinzu, daß die Form der Matrikularbeiträge eine rohe Form ist, kopfsteuerähnlich in einem Zeitalter entwickelter Steuerformen, die verschiedenen Teile des Reiches mit Bevölkerungen von oft sehr verschiedener Steuerkraft mit gleichen Beiträgen nach der Kopfzahl belastend.

Und dennoch steckt mittelbar in dieser Einrichtung etwas wie jene von uns gesuchte Ergänzung der Gerechtigkeit im Reichssteuersystem. Die Einzel-

staaten haben, und zwar je länger je mehr, Einkommensteuern ausgebildet, welche dazu bestimmt sind, die Steuerkraft der wohlhabenderen Schichten überwiegend zur Befriedigung des öffentlichen Bedarfs heranzuziehen. Die Realsteuer, die den Einkommensteuern voraufgehende Form, ergänzt sie in der verwandten Bestimmung einer Besteuerung der besitzenden Klassen für Staat und Gemeinde oder für die Gemeinde allein. Sofern es nun gelungen wäre, diese Steuerformen derart zu entwickeln, daß sie erhebliche Beiträge zu dem regelmäßigen Bedarf des Reiches hätten liefern können, so wären sie innerhalb der Reichseinnahmen selber ein Mittel zu der vermißten Ergänzung geworden. Allein, die Reichsverfassung hat in dem erwähnten Artikel diesen Zweck auf einem direkteren und in seiner Art gerechteren Wege angestrebt. Mit einer willkürlichen Einengung des Begriffes redet sie von erst einzuführenden „Reichssteuern" und meint damit (da ja, im weiteren und strengeren Sinne, Reichssteuern längst in den Reichszöllen, inneren Verbrauchsabgaben u. s. w. bestehen) Personalsteuern, Einkommensteuern u. dergl. Unter dem Einflusse der zur Zeit der Reichsgründung herrschenden Anschauungen von dem Vorzuge der direkten Steuern ist jener Artikel entstanden und dem Reiche damit der Plan einer Reichseinkommensteuer in die Wiege gelegt. Es hat auch seit jenen ersten Zeiten nicht an Bestrebungen dafür, an Agitationen, Vereinen gefehlt, die dieser Reform über die Schwierigkeiten ihrer Verwirklichung hinweghelfen wollten. Freilich ohne irgend einen Erfolg oder die Aussicht eines Erfolges trotz der seitdem verflossenen Jahre. Das hat seine guten Gründe. Ein „Reich", entstanden durch die Herstellung einer neuen Souveränität aus den Opfern, welche die Einzelstaaten aus ihrer alten Souveränität gebracht haben, und dieses unter dem Drucke einer starken Vormacht, ist ein empfindliches Gebilde. Die Wunden, die jene Opfer geschlagen haben, schmerzen noch lange nachher, und jede neue Berührung der Schnittlinie reizt den Schmerz von neuem.

Für die Besteuerung gibt es angesichts dieser Erkenntnis Formen, welche so geartet sind, daß sie die Gefahr der Reibung zwischen Reich und Einzelstaaten möglichst vermeiden. Der Eingangszoll auf ausländische Erzeugnisse wird an der Grenze des Reiches entrichtet und so gleichsam aus dem Innern hinaus verlegt. Die Verbrauchsabgaben auf die im Innern erzeugten Waren werden nach einem festen Schema von den Behörden der Einzelstaaten erhoben und an die Reichskasse abgeführt. Ähnlich die in Stempelform erhobenen Abgaben. Diese Gunst der äußeren Umstände hat es mit sich gebracht, daß jene Arten der Besteuerung sich eingebürgert haben schon vor der Begründung des Reiches, in seiner finanziellen und volkswirtschaftlichen Vorstufe, dem Zollverein.

Einkommensteuern unterscheiden sich in finanztechnischer Hinsicht unvorteilhaft von jenen anderen. Sie sind in ihrer Weise eine höhere Art der Besteuerung, und sie sind mit so viel größeren Schwierigkeiten umringt. Das Einschätzungswesen, dessen Aufgabe es ist, für jeden einzelnen Steuerpflichtigen die individuelle Größe der Steuerobjekte festzustellen; die für die Einschätzung zu bildenden Behörden, deren Zusammensetzung aus ehrenamtlichen und

berufsmäßigen Elementen; der Instanzenzug behufs Schlichtung der zahllosen Streitigkeiten zwischen Einschätzungsbehörde und Steuerzahler; der größere Ernst oder die mildere Nachsicht, welche bei der Handhabung der Vorschriften und zumal bei der Einschätzung wirken, — alles dieses sind Probleme, die nicht nur bei der Herstellung eines derartigen Gesetzes, sondern namentlich in der Praxis seiner Anwendung hier und dort, in der einen und der anderen Provinz, in dem einen oder dem anderen Staate die ernstesten Schwierigkeiten hervorrufen. Sollte man auch hier, wie bei den indirekten Steuern, mit der Steuerverwaltung die Behörden der Einzelstaaten betrauen oder aber aus Mißtrauen gegen diese die kühne Konsequenz ziehen, einen neuen Verwaltungsapparat von Reichsbehörden zu schaffen? Es wäre in jedem Falle, und gar in letzterem, eine Kraftprobe auf die Harmonie zwischen dem Reichsganzen und den Teilen.

So würde es stehen, wenn das Reich die Entdeckung der Einkommensteuer auf deutschem Boden für sich in Anspruch nehmen könnte. Es sind ihm aber die Einzelstaaten längst zuvorgekommen. Die Mehrzahl derselben hat sie heute. Die Reichsgesetzgebung käme dadurch in die doppelt unbequeme Lage, einen Überbau zu schaffen über der bereits vorhandenen Gesetzgebung der Einzelstaaten, — zweimalige Besteuerung desselben Einkommens durch zweierlei Gesetze und gar zweierlei Behörden! Oder aber das große Werk einer einzigen, gemeinsamen Reichseinkommensteuer, welche die doppelte Aufgabe allein erfüllte und den Einzelstaaten ihr Teil herauszahlte! Tatsächlich ist heute jedes der einzelstaatlichen Einkommensteuergesetze auf seinem eigenen Wege zustande gekommen und im einzelnen verschieden von den übrigen. Von diesem Zustande aus angesehen wäre es zunächst einmal dringende Aufgabe, daß innerhalb des Deutschen Reiches die Gesetzgebung der Einzelstaaten über die Einkommensbesteuerung in Übereinstimmung gebracht würde. Und selbst von der Lösung dieser Aufgabe sind wir, allem Anscheine nach, noch weit entfernt. Ja, das Reich hat gar keine Befugnis dazu, auch nur eine Anregung in dieser Richtung zu geben, und müßte befürchten, schon hiermit die Harmonie der bundesfreundlichen Stimmungen zu stören.

Hinter diesen formellen Schwierigkeiten aber türmt sich die materielle, die Hauptschwierigkeit auf, nämlich die bedeutende Steigerung derjenigen Lasten, welche auf dem Wege der Einkommensbesteuerung der Bevölkerung zugemutet werden. Diese Betrachtung führt uns in das Steuerwesen der Einzelstaaten und zumal Preußens. Wir kommen darauf späterhin zurück.

Eine Reichswehrsteuer, bekanntlich eine der zeitweiligen finanziellen Lieblingsideen Bismarcks und im Jahre 1881 bis zu einer Vorlage an den Reichstag gediehen, in dem sie an verbreitetem Widerstande scheiterte, hätte nicht ebenso starke Bedenken wider sich wie eine Reichseinkommensteuer. Der ganze Plan derselben ist, ehe er ein Gesetzentwurf des Deutschen Reiches wurde, aus der Bundesgesetzgebung der Schweiz entlehnt. Von hier ist nicht nur der Gedanke dieser eigenartigen Steuer entnommen; von hier hat man auch das Vorbild mitnehmen können für die Art, wie man unter ähnlichen staatsrechtlichen Verhältnissen über ein System kantonaler Einkommens- und Ver-

mögenssteuern eine Bundeswehrsteuer aufbaut, deren Erhebung man den kantonalen Behörden überläßt mit dem Vehikel der Teilung des Ertrages zwischen Bund und Kantonen.

Der Gedanke dieser Steuer ist seit lange mir so gerechtfertigt erschienen, daß ich in jenen Jahren mit wissenschaftlichem Interesse die Erscheinungen der schweizerischen Gesetzgebung begleitete und an meinem Teile für die Befolgung des Beispiels wirkte. Der Mißerfolg der Gesetzentwürfe war nicht allenthalben so groß wie in Deutschland. In Österreich, Frankreich, Rußland sind unterdessen Wehrsteuern eingeführt worden. Es ist ihnen hier wie in der Schweiz gelungen, die Gerechtigkeit ihrer Idee zur Anerkennung zu bringen. Diese beruht darauf, daß die von der Wehrpflicht befreiten zahlungsfähigen Männer den ökonomischen Vorzug dieser Entlastung durch eine besondere Steuer ausgleichen. Die einstmals bei uns dagegen eingewendeten Argumente von der Ehre der Wehrpflicht, von der Wiederherstellung des Loskaufs u. dgl. m. dürften heute kaum noch so mächtig sein wie damals. Sie beruhen auf Unklarheiten und Mißverständnissen. Inzwischen hat die preußische Regierung längst eine Verfügung erlassen, die in engerem Kreise, aber desto bemerkenswerter den Gedanken der Wehrsteuer verwirklicht. Seit dem Jahre 1891 wird in Preußen die Erfüllung der Militärpflicht den Staatsbeamten auf ihr Dienstalter angerechnet, insoweit, als die dafür verbrauchte Frist die Zeit der Vorbildung zum Staatsdienste verlängert hat. Angesichts dieser amtlichen Anerkennung kann der Gedanke der Wehrsteuer nicht mehr in Frage gestellt werden wie einstmals. Wenn einem studierten Manne die Last des Wehrdienstes gutgemacht wird durch eine Ausgleichsmaßregel, dann sollte man dieselbe Gerechtigkeit einem Handwerksgesellen vorenthalten gegenüber seinesgleichen? Bei dem studierten Manne sollte die Ehre des Militärdienstes nicht im Wege stehen der Entschädigung für dessen Last, wohl aber bei dem Handwerksgesellen? Und eine Ausgleichung der Gerechtigkeit ist es auf die eine oder die andere Weise, — ob der mit dem Wehrdienst Belastete dafür einen Vorteil erhält oder der vom Wehrdienst Befreite dafür mit einer Abgabe belastet wird. Namentlich aber wird, wenn einmal die Gerechtigkeit einer solchen Ausgleichung anerkannt ist, dieselbe sich vorzugsweise auf die zahlungsfähigeren Schichten der Bevölkerung erstrecken müssen, weil hier so viel mehr Grund und so viel mehr Leistungskraft zur Ausgleichung vorhanden ist.

In mancher Hinsicht hat das öfters erörterte Projekt einer Reichserbschaftssteuer Ähnlichkeit mit dem Plane der Reichswehrsteuer im gemeinsamen Gegensatze zu den Schwierigkeiten einer Reichs-Einkommensteuer. Sie ist nicht, wie diese letztere, ein Überbau über die vorhandenen einzelstaatlichen Einkommensteuern, ein Eingriff in längst besetztes Gebiet, um dem Reiche einen gleichberechtigten Anspruch auf das zu verschaffen, was die Einzelstaaten als das Ihrige ansehen, teils in dem, was sie in dieser Steuerform erreicht haben, teils in dem, was sie darin weiterhin anstreben. Sie ist allerdings nicht, wie die Wehrsteuer, ein völlig neues Prinzip und Gebiet der Besteuerung, das der Gesetzgebung der Einzelstaaten bisher unbekannt geblieben. Aber diese hat doch nur bescheidene Anfänge gemacht, die in einzelnen

kleineren deutschen Staaten mehr entwickelt sind als in dem größten Teile Deutschlands, bescheiden zumal im Vergleiche zu den Einrichtungen des Auslandes und hier wieder insbesondere Englands, so daß die Fortentwicklung der Keime als eine neue Aufgabe betrachtet werden kann, bei deren Lösung die Reichsgesetzgebung eine eigentümliche Kraft zu entfalten hätte. In dieser Hinsicht käme dem Werke zu statten, daß die Zusammensetzung des Reichstages für den Zweck günstiger geartet ist als die Parteiverhältnisse in den meisten Landtagen der Einzelstaaten, zumal dem preußischen, angesichts der erfahrungsmäßigen Tatsache, daß nun einmal von der Opferfreudigkeit der besitzenden Klassen die Bewilligung solcher Steuern nicht in erster Reihe zu erwarten ist, daß hier zu Hilfe gerufen werden muß der Einfluß derjenigen Schichten, welche an der Tragung dieser Steuer in geringerem Maße beteiligt sind.

Wann auch immer und auf welchen Wegen es gelingen möge, in Deutschland, sei es für das Reich, sei es für die Einzelstaaten, mit dieser Reform vorwärtszukommen, es bleiben unverrückbare große Ziele für Finanz- und Sozialpolitik aufgesteckt, wenn wir erwähnen, daß in England, wo wahrlich der Einfluß der besitzenden und reichen Klassen fortdauernd ein großer ist, aus den Erbschaftssteuern (besonders seit dem Gesetz von 1894) ein Ertrag von reichlich sieben Mark auf den Kopf der Bevölkerung gezogen wird, in Frankreich, Holland, Belgien von vier Mark — gegen etwa dreißig Pfennige in Preußen! Natürlich ist hierbei die größere Wohlhabenheit der genannten westeuropäischen Volkswirtschaften beteiligt. Der Hauptgrund aber — bei diesem ungeheuren Abstande — ist die Verschiedenheit der Gesetzgebung, der embryonische Charakter unserer heimischen Erbschaftssteuer, die reifere Entwicklung in jenen Staaten des Auslandes.

Als der Finanzminister Miquel Ende des Jahres 1890 seine Vorlage zur Reform der Einkommen- und Klassensteuer an das preußische Abgeordnetenhaus brachte, wollte er als Hilfsmittel zur Kontrolle der Steuereinschätzung (Steuerdeklaration) die Erbschaftssteuer neu einführen für das wichtigste, aber bisher in Preußen noch nicht besetzte Gebiet der nächsten Verwandtschaftsgrade. Die Niedrigkeit des Steuersatzes ($^1/_2$ %) sollte der Neuheit der Maßregel entgegenkommen. Unter dem verbreiteten Unwillen der Landesvertretung mußte dieses Stück der Vorlage zurückgezogen werden, um das Übrige des neuen Gesetzes (nach manchen anderen Konzessionen) zu retten. Und doch ist hier ein Hauptpunkt der Reform, die von dem Beispiel der Geschichte und der Wissenschaft gefordert wird. Es ist nicht richtig, wie es bei solchen Anlässen immer geschieht, durch pathetische oder sentimentale Worte den wahren Grund des Neinsagens zu verstecken. Es ist eine sehr unpassende Gelegenheit, auf die Intimität des deutschen Familienlebens hinzuweisen, um auf das angebliche Gegenteil bei anderen Kulturvölkern herabzusehen, in dem Augenblicke, wo es sich um Pflichterfüllung gegen das eigene Vaterland handelt und bei einem Gegenstande, da die anderen Völker mit gutem Beispiele dem eigenen Volke vorangegangen sind.

Um so erfreulicher ist es, wenn neuerdings auch auf deutschem Boden die guten Beispiele sich einstellen. So hat der Staat Hamburg seit dem Jahre 1894 ein Erbschaftssteuergesetz, welches in die Fußspuren Westeuropas tritt; er hat dieses Gesetz jetzt abermals (1903) fortgebildet. Und zwar beträgt die Erbschaftssteuer für Kinder 2 %, für Enkel 4 %, für Geschwister 6 % u. s. w., bis 10 % für entferntere Grade. Daneben besteht eine Progression nach der Vermögensgröße, von 50000 Mark aufwärts, so daß Erbschaften von mehr als 900000 Mark den doppelten Betrag zu entrichten haben: also im nächsten Verwandtschaftsgrade 4 %, im entferntesten 20 %.

Das englische Muster hat eine noch stärkere Entwicklung des progressiven Charakters. Die Progression der Vermögensgröße umfaßt eine Skala von 1 bis 8 % auch für den ersten Verwandtschaftsgrad; die Kinder zahlen 8 %, wenn das Vermögen 1 Million Pfund Sterling überschreitet; sie zahlen 4 % bei einem Betrage von 10000—25000 Pfund; einen niedrigeren oder höheren Prozentsatz je nach den Stufen des kleineren oder größeren Vermögens.

Wollte man in der Tat an die große Aufgabe gehen, für das Reich das Beispiel einzelner kleiner deutscher Staaten, wie Hamburgs, nachzuahmen (wenn nun einmal das Beispiel Englands u. s. w. nichts beweisen sollte), so wäre ein großes Stück neuer Steuerkraft flüssig zu machen, und es wäre ein leichtes, die Einzelstaaten für das, was ihnen an dem Verlust ihrer alten Erbschaftssteuern entgangen ist, zu entschädigen — und darüber hinaus.

Die Schwierigkeiten liegen auf einem anderen Gebiete. Sie sind uns bekannt. Es ist das empfindliche Verhältnis zwischen Reich und Einzelstaaten. Und es ist daher kein Zufall, daß zwar so manchesmal im Parteileben, in der Presse, in den Äußerungen der Wissenschaft mit Vorliebe von einer Reichserbschaftssteuer geredet worden ist, daß aber die bisher in die Öffentlichkeit getretenen Entwürfe nicht nur, sondern auch die bloßen offiziösen Gerüchte von neuen Steuerplänen im Reiche sich immer wieder auf die bekannte Sphäre der indirekten Steuern, zumal für Bier und Tabak, beschränkt haben. Schon die Anregung einer solchen Steuer mit deren Zumutungen an das bundesfreundliche Verhältnis und mit ihrer Berührung der ewig wunden Punkte, die durch noch so warme offizielle Erklärungen nicht geheilt werden können, — die bloße Anregung ist peinlich. Sie berührt Dinge, von denen „reden ist Verlegenheit". Es müßte mutmaßlich eine sehr starke Strömung aus der Mehrheit des Reichstages zu Hilfe kommen. Wird sie kommen? Wann wird sie kommen?

(Ein Schlußartikel im nächsten Hefte.)

Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Ein Professor hielt einen Vortrag über Goethe und verhieß seinen Werken ewige Dauer.

Da erhob sich einer der Zuhörer: „Verzeihung, Herr Professor," sprach er, „glauben Sie wirklich, daß in Tausenden von Jahren der Buschmensch an der Stätte, auf der jetzt der Frankfurter Römer steht, im Urwald jagend singen wird: ‚Sah ein Knab' ein Röslein stehn'?"

Der Professor schwieg, aber er dachte: Unmöglich ist es nicht.

Der still beherzt um höchste Kronen wirbt,
Dem stirbt die Welt, bevor der Welt er stirbt.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Gleichheit, in der jeder alle anderen überragen will.

„Werde ich je das Ziel meiner glühendsten Wünsche erreichen?" fragte ein Delphi-Pilger die orakelspendende Priesterin.

Ihre Antwort lautete: „Ja."

„Und wann?"

„Sobald es dir nicht mehr erstrebenswert erscheinen wird."

Vaterlandsliebe errichtet Grenzpfähle, Nächstenliebe reißt sie nieder.

Junger Poet, sagst du von deinem Gedichte:
„Seht, es entstand."
Oder sagst du: „Ich schuf's?"

Der Verstand, der uns nicht hindert, auch einmal eine hochherzige Dummheit zu begehen, ist ein braver Verstand.

Wenn unsere Schwächen unserer Stärke nie zu Hilfe kämen, sie würde oft versagen.

Ein großer Sünder lag im Sterben.

„Bete! Bereue!" flehten die Seinen ihn an. „In wenigen Augenblicken wirst du vor dem ewigen Richter stehen."

„Den Allwissenden fürchte ich nicht," sprach der Sünder und starb in Frieden.

Mit Dornen ist zum Quell der Gnadengaben
Der dunkle Weg bestreut;
Gerungen mußt, du mußt gelitten haben,
Gesündigt und bereut.

Die Wahrheit hat Kinder, die sie mit der Zeit verleugnet. Sie heißen — Wahrheiten.

Alles Wissen geht aus einem Zweifel hervor und endet in einem Glauben.

Die öffentliche Meinung ist die Dirne unter den Meinungen.

Mit Herzensarmut Hand in Hand
Geht Armut an Verstand.

Ein Heiliger, wenn noch so klein,
Er will sein eignes Kerzelein.

„So schlecht wie die andern kann ich's auch machen," sagte Kasperl — und schrieb ein Buch.

Das Leben einer Botschafterin.

Unter diesem Titel[1]) hat Ernest Daudet vor kurzem ein Buch über die wohlbekannte Fürstin Lieven veröffentlicht, das, außer 250 bisher unveröffentlichten Briefen der Fürstin, meistens an ihren Bruder, den Grafen Alexander Benckendorff, gerichtet, und der Korrespondenz zwischen ihr und Guizot, eine solche Fülle von interessanten Einzelheiten über Personen und Ereignisse während eines Zeitraumes von vierzig Jahren (1818—1857) enthält, daß auch derjenige, der mehr die anekdotische Seite der Weltgeschichte sucht, in ihm reichen Stoff zur Unterhaltung finden dürfte.

Die Fürstin Lieven hatte viel deutsches Blut in den Adern. Ihre Mutter, ein Fräulein Schiling, hatte die später in Maria Feodorowna umgetaufte Prinzessin Dorothea Augusta von Württemberg, die Gemahlin des Großfürsten, dann Kaisers Paul, nach Rußland begleitet und wurde von dieser an den Baron, später Grafen Benckendorff verheiratet. Als sie 1797 starb, nahm sich die Kaiserin der hinterlassenen Töchter Dorothea und Maria auf das wärmste an, ließ sie in dem Institut der adligen Fräulein im Kloster Smolny erziehen, und verheiratete Dorothea, als sie fünfzehn Jahre alt war, mit einem damaligen Günstling Pauls I., dem Generalmajor und Kriegsminister von Lieven, dessen Mutter am russischen Hofe eine ganz außergewöhnlich hochgeachtete Stellung einnahm. Die unbemittelte Witwe eines Artilleriegenerals, mit dem sie vierzehn Kinder gehabt, hatte Frau von Lieven sich nach Livland, woher die Familie ihres Mannes stammte, zurückgezogen und sich dort ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet. Der Ruf ihrer besonderen Tüchtigkeit war trotzdem an den Hof gedrungen, und die Kaiserin Katharina befahl sie zur Erziehung der Kinder ihres Sohnes, des Großfürsten Paul. Frau von Lieven folgte nur ungern und übernahm die ihr angebotene Stellung erst nach einer Szene, die der Kaiserin und ihr gleiche Ehre macht. In einem Gespräch mit der Gräfin Branitzka, die im Namen der Kaiserin mit ihr verhandelte, hatte Frau von Lieven ihre Weigerung wiederholt und als Grund den Lebenswandel der Kaiserin und die zwischen Mutter und Sohn bestehenden Zerwürfnisse angegeben; da trat die Kaiserin, welche ungesehen hinter einem Wandschirm der Unterredung beigewohnt hatte, hervor, nahm Frau von Lieven in den Park und setzte ihr dort unter vier Augen ihre Ansichten und Wünsche auseinander; sie schloß das anderthalbstündige Gespräch mit den Worten: „Je mehr ich Sie höre, desto größeres Vertrauen gewinne ich zu Ihnen; Sie sind wirklich und gewiß die Frau, die ich gebrauche." Demgegenüber half kein Weigern mehr, Frau von Lieven gehorchte, und „Mütterchen", wie die jungen Hofdamen sie später nannten, erwarb sich die Achtung nicht nur der Kaiserin Katharina, sondern auch Pauls I. und später Alexanders I. in einem Maße, daß auch ihre Söhne großen Nutzen daraus zogen. Als der jüngste derselben, Christoph, 1800 Dorothea von Benckendorff heiratete, war er siebenundzwanzig Jahre alt, Graf, Generalmajor, seit drei Jahren Adjutant des Kaisers und Kriegsminister. Eine Krankheit, die ihn

[1]) Une vie d'ambassadrice au dernier siècle. La princesse de Lieven. Par Ernest Daudet. Paris, Plon. 1903.

kurz vor der Ermordung des Kaisers Paul befiel, war die Ursache seiner Ungnade; am Tage vor der Schreckensnacht (11. März 1801) erhielt er ein kaiserliches Handschreiben des Inhalts, daß sein Unwohlsein sich zu sehr verlängere, und er, da die Geschäfte sich nicht „nach seinen Zugpflastern" richten könnten, das Portefeuille des Krieges an den Fürsten Gagarine abgeben solle; eine solche Ungnade bedeutete damals Festung oder Schlimmeres, aber der leidende Zustand Lievens hatte auch das Gute gehabt, zu bewirken, daß er von dem Führer der Verschworenen, dem Grafen Pahlen, nicht, wie derselbe beabsichtigt hatte, in das Geheimnis eingeweiht wurde und rein von Schuld dem neuen Herrscher gegenübertreten konnte.

Schon die fünfzehnjährige Frau zeigt, wie früh sich in jenen Zeiten Charaktere gebildet haben. Zwar die großen Ereignisse der Jahre 1805—1807 scheinen ziemlich spurlos an ihr vorübergegangen zu sein, wenigstens erwähnt sie derselben in ihren Briefen kaum; aber sie empfand es tief und schmerzlich, daß ihr vergötterter Kaiser sich genötigt gesehen hatte, mit Napoleon in Unterhandlungen einzutreten. Sie bleibt den Hoffestlichkeiten fern, „weil ich mich schämen würde, Menschen zu sehen. Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich durch das, was geschehen ist, gedemütigt fühle," schreibt sie an ihren Bruder.

Im Jahre 1810 wird ihr Gemahl als Botschafter nach Berlin geschickt, ein Posten, der ihm wenig und der Gräfin noch weniger zusagte. Politisch zu tun gab es in dem niedergeworfenen und geschwächten Preußen so gut wie nichts, und die Gesellschaft fand keine Gnade vor ihren Augen. „Die Gesellschaften sind tödlich," schreibt sie, „die Frauen sehr wenig liebenswürdig, die Männer nur, solange man ihnen zu essen gibt, und da mein Haus noch nicht darauf eingerichtet ist, viele Leute zu empfangen, kann ich noch nicht über den Eindruck urteilen, den mein Koch auf ihre Laune machen würde. Ich begnüge mich augenblicklich damit, einige Fremde zu sehen." Die Audienz bei der Königin Luise beschreibt sie in einem Briefe an ihre Schwester eingehend. „Sie hat mich sehr liebenswürdig empfangen und hat mich über zwei Stunden bei sich behalten, hat mich hunderttausend Sachen über Petersburg gefragt, über Dich auch, und spricht im allgemeinen nur von Rußland und Russen, die sie sehr zu lieben scheint. Sie hat mir ihre Räume gezeigt, die sehr hübsch sind, besonders ihr Schlafzimmer, das nach dem Petersburger Geschmack eingerichtet ist, Vorhänge, Alabastersachen, Säulen und in der Mitte des Zimmers ein großes, dampfendes Weihrauchgefäß. Sie selbst war besser als alles das. Sie trug ein kurzes, vorne offenes Kleid, Ponceau mit Gold gestickt, die Stickereien der Uniformen der Kosaken, und ebenso Kosakenärmel, darunter ein Kleid von weißem Atlas mit denselben Stickereien in Gold und auf dem Kopf eine Mütze, halb wie die der Ulanen, halb wie die der Kosaken, sehr hoch, oben breit, unten schmal, Ponceau und Gold wie das Kleid. Das machte ein sehr hübsches Kostüm und stand ihr vortrefflich; hoher Kragen wie unsere Kosaken. Es war eigentümlich, aber hübsch. Sie hat sich seit Petersburg nicht verändert, aber der König ist stärker geworden; es ist heute der Geburtstag der Königin und großer Ball im großen Schloß. Ich gehe hin und werde mich so schön wie möglich machen." Ihr Urteil über Friedrich Wilhelm III. ist viel weniger günstig, so ungünstig in der Tat, daß man es gar nicht ganz wiederholen kann: „Man hat ihm immer wiedergekaut, daß er nicht den Anschein haben dürfe, zu gut mit uns zu stehen, und er befolgt uns gegenüber diesen Rat sehr genau und darüber hinaus; auf der anderen Seite macht er dreißig Meilen, um einige russische Matrosen zu sehen, die durchkommen. Sein Sohn ist als Kosak angezogen und erscheint so auf allen Hofbällen; sie haben wirklich keinen gesunden Menschenverstand. Im übrigen kümmert mich das wenig. Ich denke jetzt daran, für meine Gesundheit aus der Zeit Nutzen zu ziehen, die ich in Deutschland zubringe, und ich hoffe, daß das nicht lange sein wird."

Die Zerwürfnisse zwischen Napoleon und Alexander, die eine immer schärfere Form annahmen, machten eine Annäherung zwischen Rußland und England notwendig, und Ende 1812 wurde Graf Lieven zum Botschafter in London ernannt.

Der Schriftwechsel enthält nichts über die Ankunft des gräflichen Paares dort und setzt erst im März 1813 wieder ein. Im weiteren Verlauf des Feldzuges der Verbündeten ergeht sich die Gräfin dann in dithyrambischen Ergüssen über die Rolle, die Rußland und ganz besonders wieder Alexander bei den Ereignissen gespielt haben — eine Auffassung, die damals unzweifelhaft der russischen und wohl auch — wie man heute wohl sagen darf, irrtümlicherweise — der allgemeinen europäischen entsprach. So schreibt sie in einem ihrer Briefe: „Wie herrlich ist es, diesen schönen Krieg geführt zu haben, und wie riesenhaft und nur der Russen würdig, sich in fünf Monaten von den Ufern der Moskowa an denen der Elbe zu befinden! Und wie viel schöner ist es noch, sich nach dieser Reihe von Siegen und Triumphen einer solchen Mäßigung zu befleißigen, wie unser Kaiser dies tut! Das stellt ihn über alles, was bis jetzt auf einem Throne erschienen, und wie glücklich Europa ist, seine Geschicke Alexander anvertraut zu sehen! . . . Der Kaiser ist bewundernswert und auch sehr bewundert, ich versichere Dich. Wie die Mäßigung und die Treue gut mit der Macht gehen! Sein Ruhm steht fest!“

Inzwischen hatte die Gräfin in der englischen Gesellschaft und an dem englischen Hofe, damals dem liederlichsten Europas, sich bald eine glänzende Stellung zu erwerben gewußt. In Vertretung des schwachsinnigen Königs Georg III. regierte sein Sohn, der Prinz-Regent, spätere Georg IV., dessen skandalöses Leben alles besudelte, was mit ihm in Berührung kam. Auch Gräfin Lieven ist dem Verdacht, in näheren Beziehungen zu dem prinzlichen Wüstling gestanden zu haben, nicht entgangen; was Wahres an diesen Vermutungen gewesen sein mag, zu denen ihr fast täglicher Verkehr mit dem Prinz-Regenten während der Jahre 1818—1820 die Veranlassung gab, läßt sich aus den bis jetzt bekannten Quellen nicht feststellen. Der Empfang, den sie bei Hofe und in der Gesellschaft gefunden, vermag die Gräfin aber damals noch nicht über das zu täuschen, was dem englischen Leben fehlt. „Dieses schöne England ist immer dasselbe,“ schreibt sie nach zehnmonatlichem Aufenthalt, „eine Kette von Vollkommenheiten, die aber nur die Vernunft frappieren und der Einbildungskraft nichts sagen. Ich gestehe einem zwei Monate der Bewunderung zu, weil hier in der Tat alles schön ist und dann so außergewöhnlich, daß Neugierde und Bewunderung immer im Gange sind. Aber wenn man alles gesehen hat, wenn man müde ist, zu bewundern, will man fühlen, und es ist hier nicht das Land der Gemütsbewegungen. Ich sollte mich hier glücklich fühlen; ich bin hier unter so schönen Bedingungen: man empfängt mich hier wie nie zuvor eine Fremde; ich glaube, daß ich persönlich Erfolg habe, aber ich möchte hier nicht sterben. Ich bin immer erstaunt über die Anglomanie, die so viele meiner Landsleute angenommen haben. Man wird leicht ernüchtert, wenn man mit den Engländern lebt; aber ich rede zu viel von ihnen, ich habe genug an ihrem Anblick und ziehe vor, an das zu denken, was jenseits des Meeres liegt.“ Diese Auffassung sollte nicht immer bestehen bleiben; denn als die Gräfin 1834 England verlassen muß, glaubt sie den Abschied nicht überleben zu können. Auch über die Franzosen, die sie später, wenigstens in einem derselben, hochschätzen lernen sollte, schreibt sie damals sehr absprechend. So schreibt sie 1815 während der hundert Tage: „Die Franzosen sind die verachtetsten und verächtlichsten der Menschen. In diesem Augenblick erwarten sie, daß eine andere, ebenso friedliche Umwälzung wie diese ihnen die Bourbonen zurückgebe, und sie werden sie mit derselben Gleichgültigkeit empfangen, mit der sie sie abreisen gesehen haben. Das ist der Superlativ der Gemeinheit. Der Herzog von Orleans ist hier; ich weiß nicht, warum. Diese Prinzen sind nie dort, als wo sie nicht sein sollten.“ Mit dem Siege der Verbündeten scheint die Gräfin Lieven nach jeder Richtung hin zur Ruhe zu kommen und an Haltung zu gewinnen: eine ihrer späteren Freundinnen, Lady Granville, schreibt 1816 über sie: „Sie wird berühmt durch ihre Höflichkeit und ihr Entgegenkommen gegen alle Welt. Ihre Art und Weise wird sehr bewundert, und soweit man sehen kann, ist eine große Änderung mit ihr vorgegangen. Die Schicklichkeit wird gewahrt. Sie steht auf dem besten Fuße mit ihrem Manne

und zeigt größte Rücksicht für ihn." Jedenfalls geht aus diesem Briefe hervor, daß die gute englische Gesellschaft früher manches an ihrer Haltung auszusetzen hatte. Im übrigen fängt ihr Geschmack an politischen Dingen an, sich wenigstens darin zu zeigen, daß sie sich als eine Freundin — und treue Freundin — derjenigen erweist, die ihrem Vaterlande zugetan sind. Aber auch sonst kann sie treue Freundschaft halten, so mit der Herzogin von Cumberland, Schwägerin des Prinz-Regenten, geborenen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Witwe der Prinzen Friedrich von Preußen, geschieden von ihrem zweiten Gatten, dem Prinzen von Solms-Braunfels, und dann verlobt mit dem Herzog von Cambridge, den sie jedoch kurz vor der Hochzeit sitzen ließ, um seinen älteren Bruder, den Herzog von Cumberland, zu heiraten, was ihre Schwiegermutter und mit derselben der Hof ihr nie vergeben haben.

In ihren Urteilen ist die Gräfin Lieven nach wie vor scharf. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris schreibt sie: „Ich habe drei Monate in einem Wirbelwind von Vergnügungen und Neuigkeiten zugebracht und bin etwas davon betäubt worden. Nach fünf Jahren ernster Gewohnheiten hat mich die Art des Benehmens in Paris recht amüsiert, aber ich könnte nicht sagen, daß es mir gefallen hat, und ich glaube, daß diese fortwährende Frivolität mehr als alles andere ermüden muß. Was feststeht, ist, daß ich zufrieden gewesen bin, mich von meinem Aufenthalt in Paris in London auszuruhen und den schweigsamen Engländern zu begegnen, denen ich das Geschwätz der Franzosen erzählen kann. Verrate mich nicht; man würde eine zu schlechte Meinung von meinem Geschmack haben." Auch ihren Landsleuten erspart sie die Kritiken nicht: „Der Herzog von Devonshire ist in Petersburg gewesen; er ist von dort zurückgekommen, entzückt vom Empfang, der ihm durch die kaiserliche Familie zuteil geworden ist, aber sehr wenig durch den von der Gesellschaft. Ich sehe, was es ist: man wird sich über ihn lustig gemacht haben, und man hat unrecht gehabt, denn trotz seines albernen Aussehens ist er voller Geist, und mit seinem Geist wird er hier eine sehr schlechte Meinung von der russischen Höflichkeit verbreiten. Ich wünschte, daß man bei uns, anstatt über einige fremde Linkischheiten zu lachen, nicht Russen ins Ausland schickte, die Schlimmeres tun als über sich lachen zu machen, d. h. sich mit Recht verächtlich machen. Ich bin einigen in Paris begegnet, die mir wirklich die Laune verdorben haben."

Erst von ihrer Teilnahme am Aachener Kongreß 1818, an dem ihr Gemahl, den sie begleitete, als zweiter russischer Bevollmächtigter teilnahm, datiert das Interesse für die praktische Beteiligung der Gräfin an der Politik des Tages. Es war aber mehr als ihr Verstand ihr Herz, das sie auf diesen Weg geführt zu haben scheint. In Aachen hatte sie den Fürsten Metternich kennen gelernt, damals im Zenit seiner Tätigkeit und seines Ruhmes, und es hatte sich zwischen ihnen ein Verhältnis angeknüpft, das, wenn es auch „ohne Folgen" blieb — denn das am 5. Oktober 1819 geborene, von der Bosheit der Kollegen „L'enfant du Congrès" getaufte Kind konnte diesem Verhältnis aus zeitlichen Gründen nicht entstammen — für mehrere Jahre wenigstens die Gräfin mit glühender Leidenschaft erfüllte. Sie schreibt ihm: „Auf morgen. Morgen werde ich Dich lieben wie alle Tage meines Lebens. Mein Freund, wie süß es mir ist, Dich zu lieben; es ist so reizend. Gute Nacht." Und am 3. September 1819, d. h. mehr als acht Monate, nachdem sie sich zuletzt gesehen: „Ich habe in das Zimmer neben dem meinen gehen hören; ich weiß nicht, wem von der Gesellschaft man es gegeben hat; Du hättest wahrscheinlich dieses Zimmer gehabt, wenn Du zu Lady Jersey gekommen wärst. Du wärst auf meinen Balkon gekommen, lieber Freund, und wir hätten uns ganz leise einige liebe Worte gesagt. Der Gedanke an das, was es hätte sein können, hat mich die ganze Nacht verfolgt; ich habe meinen Balkon zugemacht und mich niedergelegt und geträumt, und dieser Traum war entzückend. Ich sah Dich, mein Freund, wir plauderten viel, und aus Furcht, daß man uns hörte, hattest Du mich auf Deine Kniee genommen, um leiser sprechen zu können. Mein lieber Clemens, ich habe Dein Herz schlagen gefühlt, ich habe es unter meiner Hand gefühlt, so stark, daß ich davon erwachte . . . es war das meine,

das Dir antwortete. Lieber Gott, mein Freund, wie es mir noch schlägt in dem Augenblick, in dem ich dies schreibe! Ob mein Traum jemals zur Wirklichkeit werden wird? Mein Clemens, hast Du Zeit, zu träumen? . . . Wie viel Freude mein Traum Dir gemacht haben würde!" — Für die Wärme ihres Gefühls, sie war damals vierunddreißig Jahre alt, für die Frauen, wie der Franzose behauptet, ein kritisches Alter — spricht auch, daß sie Metternichs Namen in dieser Zeit in ihrer sonstigen Korrespondenz nie erwähnt, und daß sie nur ihm gegenüber das traute „Du" gebraucht, das selbst in den Briefen an den geliebten Bruder Alexander nur selten in einem Schlußsatz vorkommt. In Hannover 1821 sahen sich die Liebenden für einige Tage und beim Kongreß in Verona 1822 für einige Monate wieder, und dann vergingen sechsundzwanzig Jahre bis zu einem neuen Zusammentreffen 1848 in London, wohin Metternich von Wien geflohen war und die Fürstin Lieven Guizot begleitet hatte, der die Februarrevolution weder vorauszusehen noch zu verhindern gewußt und auch in der englischen Hauptstadt eine Zuflucht gesucht hatte. Sie schreibt über dies Wiedersehen: „Die Metternichs gesehen; sie dick, gewöhnlich, natürlich, gut und leicht im Umgang; er voller Heiterkeit, innerer Befriedigung, unendlichen Geschwätzes; sehr lang, sehr langsam, sehr schwer; sehr metaphysisch; langweilig, wenn er von sich und seiner Unfehlbarkeit, charmant, wenn er von der Vergangenheit und dem Kaiser Napoleon spricht." — Sic transeunt amor et gloria! Aber schon 1828, während des russisch-türkischen Krieges, hatte sie bei Gelegenheit eines Gesprächs mit Georg IV. nichts dagegen einzuwenden gefunden, als dieser Metternich einen Menschen ohne Treue und Glauben, ohne Ehre und ohne Zuverlässigkeit nannte. In der Tat hatte bei ihr, seit sie Geschmack an der Politik gefunden, das Interesse an dem Wohlergehen ihres Vaterlandes oder richtiger wohl an den diplomatischen und sonstigen Erfolgen desselben alle anderen Gefühle verdrängt. In diesem Sinne leitete sie die russische Botschaft und wußte durch die Briefe, die sie an die Kaiserin schrieb und in denen sie die Tagesneuigkeiten, die Moden, die Toiletten und die Skandale des Tages erzählte — Briefe, die stets dem Kaiser vorgelegt wurden — auch in Petersburg maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Zugleich stand sie an der Spitze der Londoner Gesellschaft; alle Welt lobte die Art, wie sie ihr Haus hielt, wie sie ihre Kinder erzog, ihre Empfänge, ihre Diners und die Geschicklichkeit, die sie entwickelte, um an die Verdienste ihres Mannes glauben zu machen, die dieser nicht besaß. Seine Kollegen fanden ihn kalt, langweilig, oberflächlich und hatten ihm den Spitznamen „Vraiment" gegeben, weil er das Wort am häufigsten im Munde führte und sich über alles zu verwundern schien.

Die hervorragende Stellung, welche die Fürstin — ihr Gemahl hatte den Fürstentitel nach der Thronbesteigung Nikolaus' I. erhalten — einnahm, machte sie zu einem nicht zu unterschätzenden Faktor in der Politik; besonders, da sie ihren Einfluß rücksichtslos zugunsten ihres Landes auch in Fragen der inneren Politik Englands einsetzte. Wenn sie sich so den Ruf einer europäischen Egeria erwarb und vielfach als ein Orakel in politischen Dingen angesehen und befragt wurde, sammelte sich doch auch gegen sie viel Mißtrauen, Unzufriedenheit und selbst Haß bei denen an, denen sie gefährlich oder auch nur unbequem wurde. Daß ihr während längerer Zeit mit dem Fürsten Metternich geführter Billetwechsel dem österreichischen Botschafter in London nicht angenehm sein konnte, war selbstverständlich; daß Ludwig XVIII. seinen Botschafter dort vor den kleinen Schändlichkeiten der „Madame de Lieven et de son cher z'amant" warnte, war es nicht weniger, und schließlich war es auch den englischen Ministern nicht zu verdenken, daß die Intrigen und Rücksichtslosigkeiten der russischen Botschafterin, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, ihnen lästig wurden. „Sie hat mit der größten Unverschämtheit gehandelt," schreibt Charles Greville in seinem Tagebuch, Juni 1828, „indem sie ihre Stellung beim König mißbraucht hat, um dem Ministerium und Wellington zu schaden. Ihre Abneigung gegen den letzteren ist immer im Zunehmen, seitdem sie sich bei Gelegenheit der Berufung Cannings zur Übernahme der Ge-

schäfte überworfen haben; sie hat sich sehr schlecht gegen den Herzog betragen, um den neuen Minister im Interesse ihres Hofes zu gewinnen, dem sie dabei einen großen Dienst erwiesen." Wellington hatte bei dem Streit zwischen ihm und der Botschafterin — der Botschafter als solcher beteiligte sich nicht daran — die schönere Rolle. Oft freilich äußert er sich über seine impertinente und unruhige Gegnerin, ja, geht so weit, Bekannten gegenüber davon zu sprechen, daß er sich an die russische Regierung wenden werde, um die Abberufung des Botschafters zu verlangen. „Er wird's nicht wagen," erwidert die Fürstin. Und in der Tat tat Wellington den Schritt nicht: „Die Lumpen," sagte er; „ich bin zu groß, um aus ihnen meine Opfer zu machen!" Lord Aberdeen, der spätere langjährige Freund der Fürstin, ist bei Beginn der Bekanntschaft ihre bête noire; auch mit einem anderen Freunde, Lord Grey, ist sie auf dem Punkt sich zu überwerfen, als er nach dem Sturz Lord Wellingtons an die Spitze des Kabinetts tritt. Aber sie hat schon früher die Entschiedenheit desselben kennen gelernt. Als Lord Grey, damals in der Opposition, sich 1827 weigerte, für den Vertrag zu stimmen, der Griechenlands Unabhängigkeit stipuliert, droht sie ihm, ihn nicht mehr zu sehen und zu vergessen, daß sie seit vierzehn Jahren eng befreundet seien. Er antwortet: „Das schließt alle Diskussion aus. Mir bleibt nur übrig, mich der Strafe zu unterwerfen, falls ich unglücklich genug sein sollte, sie zu verdienen. Aber auch ich muß, nicht eine Drohung, sondern den Ausdruck eines ehrlichen und ebenso festen Entschlusses hinzufügen, und zwar, daß, wenn unsere Freundschaft auf diesem Terrain in die Brüche gehen sollte, sie niemals wird wieder angeknüpft werden können." Und die Fürstin gab nach. Endlich fand sich ein Minister, Lord Palmerston, der den Störenfried aus London entfernte. Die Fürstin hatte Palmerston ursprünglich protegiert und ihn 1830 Lord Grey aufgezwungen, bezeichnete ihn aber schon 1832 als einen „Menschen von kleinem und armem Geist" und Lord Grey, der ihm nicht zu widerstehen wisse, als „ein altes Weib, ohne Willen". Der Streit führte fast zu einem Bruch zwischen England und Rußland und endete mit der Abberufung des Fürsten, der zum Gouverneur des Zarewitsch, späteren Kaisers Alexander II. ernannt wurde. So erfüllte sich an der Fürstin, was Talleyrand ihr eines Tages gesagt hatte: „Es wird immer in der Macht eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten — er mag noch so dumm sein — liegen, einen Botschafter fortzujagen."

Der Abschied von London wurde der Fürstin sehr schwer, und der Aufenthalt in Rußland, trotz alles äußeren Glanzes und aller Ehren, die ihn umgaben, war nicht geeignet, das Bedauern über die Versetzung in die strengere Luft des russischen Hoflebens zu vermindern. Sie schreibt an ihren Bruder: „Meine Briefe sind dumm; ich bin so lange gewohnt gewesen, sie mit wichtigen oder pikanten Ereignissen zu füllen, daß ich mich etwas unfähig fühle, ein monotones Leben zu beschreiben, denn nichts kann es mehr sein als das, was wir führen. Unsere Ereignisse sind das Thermometer. Ist es unter oder über Null? Das ist die große Frage jedes Tags. In London gab es andere." Und an Lord Aberdeen schreibt sie: „Unsere Existenz ist ehrenvoll und glänzend; sie würde mir sehr gefallen, wenn ich England vergessen könnte und nicht in einem Klima lebte, das nur für die Bären gemacht ist . . . Ich habe im Grunde genommen eine angenehme Geselligkeit, aber der Kreis der Ideen und des Gespräches ist weit entfernt von dem, was während 22 Jahren meine tägliche Nahrung ausgemacht hat. Es ist sehr traurig, Mylord, so lange und so liebe Gewohnheiten aufgeben zu müssen."

Ein noch traurigeres Ereignis sollte dem Leben der Fürstin eine neue, ganz veränderte Wendung geben. Um diese Zeit war ihre Schwiegermutter und kurz darauf ihr jüngerer Bruder Konstantin gestorben, und dann starben zu gleicher Zeit in Dorpat am Scharlachfieber ihre beiden jüngsten Söhne Georg und Arthur, der erste fünfzehn, der andere neun Jahre alt. Ihr Tod scheint die Mutter tief ergriffen zu haben, jedenfalls verließ sie, nach ihren eigenen Berichten, an Leib und Seele gebrochen Rußland, von ihrem Gatten bis an die Tore Berlins begleitet, von wo sie sich nach

Baden-Baden begab, während er nach Rußland zurückkehrte. Weder ihn noch ihr Vaterland sollte sie wiedersehen. Ihr Gatte und ihr Bruder bestanden darauf, daß sie von Baden-Baden nach Tsarskoë-Selo, ihrem Aufenthalt vor der Katastrophe, heimkehren solle; aber es schien ihr aus Gesundheitsrücksichten unmöglich, diesem Wunsche zu entsprechen. Nur Italien oder Paris zog sie an; das erstere war ihr, so berichtet sie, durch die Ärzte verboten, die auch von einer Rückkehr nach Rußland nichts hören wollten. Der Kummer über den schweren Verlust, der sie betroffen, war aber wohl weder der einzige noch der hauptsächlichste Grund, der sie zu dem Entschluß, nach Paris zu gehen, bewog. Sie schrieb: „Ich brauche ein gemäßigtes Klima, aber mehr als alles Zerstreuung für meinen Geist. Es ist das nicht das einzige Mittel, denn es gibt überhaupt keines für mich; aber es ist die einzige Möglichkeit, mein Leben zu verlängern. Alles ist mir genommen worden; aber da ich leben muß, muß ich mich vor diesen furchtbaren Erinnerungen retten. Ich brauche Ruhe für meinen Körper, Zerstreuung für meinen Geist. Ich werde die eine und die andere bei meinen Freunden suchen." Die Behauptung, daß sie Zerstreuung brauche, um nicht im Schmerz zu vergehen, kehrt immer wieder. So schreibt sie aus Baden-Baden: „Ich freue mich, zu hören, daß mein Mann eine Beschäftigung für seinen Geist hat. Das ist das einzige Mittel, die Leiden des Herzens zu töten. Wenn Du ein solches Mittel für das meine finden könntest, für dieses arme, so gebrochene, so unglückliche Herz! Nur das würde mir einige Erleichterung schaffen; alles übrige hat keine Macht über meinen Schmerz ... Ich möchte ein Interesse, eine Beschäftigung in der Welt haben; ich halte mich noch für fähig, meinen Geist nützlich zu beschäftigen, aber diese Beschäftigung, das einzige mögliche Heilmittel für mich, fehlt mir, und das Leben ist nur noch eine schreckliche Leere, eine ewige Traurigkeit und läßt mir keinen anderen Wunsch als das Grab." Krankheit, Seelenschmerz und Traurigkeit sind in Zukunft die immer wiederkehrenden Klagen, mit denen sie ihre Briefe füllt; unzweifelhaft anfänglich ehrlich gemeint und empfunden, dann wenigstens bis zu einem gewissen Punkt wohl ebenso unzweifelhaft Pose; es stimmte das auch mit dem Ton der Zeit überein, und man tut der Fürstin Lieven vielleicht nicht unrecht, wenn man sie als auch davon beeinflußt ansieht. Das maßgebendste für ihre ganze spätere Handlungsweise war aber jedenfalls die Langweile, unter der sie während ihres letzten Aufenthalts in Rußland gelitten hatte, und der sie um jeden Preis entgehen wollte, und dies hängt wieder mit ihrem gänzlichen Mangel an Bildung zusammen; sie hatte, was sie an positiven Kenntnissen besaß — und das war nicht viel, — im Laufe ihres Lebens gesprächsweise gesammelt und nie daran gedacht, es durch Studium oder nur durch Lektüre zu vervollständigen. Sie besaß in hohem Grade das Talent, politische und gesellschaftliche, nicht wissenschaftliche Größen anzuziehen und ihnen die Gelegenheit zum Aussprechen zu geben, und sie assimilierte sich dann, was sie von ihrer Umgebung gehört hatte; von hervorragend praktischer Veranlagung, zog sie aber immer die Personen vor, die ihr nicht abstrakte Gedanken, sondern positive Tatsachen berichten konnten, und benutzte diese dann in ihrer politischen Korrespondenz. An eine solche Umgebung, an einen solchen Austausch geistiger Anregung war sie seit vielen Jahren gewohnt; in Petersburg hatte sie denselben verloren, nach London wollte sie nicht zurückkehren, da sie wohl fühlte, daß sie dort nie die Rolle spielen könnte, die sie als Botschafterin gespielt hatte; es blieb ihr also nur Paris.

Aber zum Aufenthalte in Paris gehörte die Erlaubnis der russischen Regierung, und diese wurde ihr versagt. Dem Bruder freilich wurde auf die für seine Schwester eingelegte Fürsprache erwidert, sie möge hingehen, wohin sie wolle, dem Manne gegenüber wurde aber hinzugefügt: „Mit Ausnahme von Paris." Der Kampf, der sich dann zwischen Kaiser und Gemahl auf der einen und der Fürstin auf der andern Seite entspann, endigte mit dem Siege der letzteren. Denn sie hatte, als ihr Gemahl ihr erklärte, daß er ihr, falls sie Paris nicht verlasse, jede pekuniäre Unterstützung entziehen werde, geantwortet, sie werde trotzdem dort bleiben, der dann

unfehlbar entstehende Skandal aber auf den Kaiser und nicht auf sie fallen. Die Rolle des Fürsten, der mit seiner Frau endgültig und vollständig brach, ist in diesen Vorgängen nicht ganz klar; es ist möglich, daß er als beschränkter Höfling nur daran gedacht hat, den Befehlen seines Gebieters zu folgen und sich dessen Wohlwollen zu erhalten, es ist aber auch nicht unmöglich, wie der Bruder Alexander in seinen Briefen andeutet, daß er, müde der untergeordneten Rolle, die er bisher gespielt, die Gelegenheit ergriff, sich an seiner ihm überlegenen Frau zu rächen. Auch eine dritte Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen: daß er zu diesem Verhalten durch die ihm schließlich doch bekannt gewordenen Eheirrungen seiner Gattin sich habe bestimmen lassen. Was Kaiser Nikolaus I. wollte, ist klarer; seine Beziehungen zu dem Julikönigtum waren persönlich die denkbar schlechtesten, und es konnte ihm nicht angenehm sein, eine Intrigantin, wie die Fürstin Lieven, die ihn erst vor kurzem beinahe mit England brouilliert hatte, in Paris zu wissen. Die Fürstin selbst, die in dem Kampfe viele diplomatische Geschicklichkeit entwickelte, gab zugleich manche Probe eines fast vollständigen Mangels an Selbsterkenntnis: „Mein Mut wird nicht wanken," schreibt sie ihrem Manne, „mein Verstand wird mich in dieser für eine Frau so neuen Lage nicht im Stiche lassen, mein Herz wird manchmal weich werden, weil es an Deinem zweifeln muß. Beruhige mich, mein Freund, beruhige mich! Lasse mir Deine Zuneigung. Wo wirst Du auf der Erde ein ergebenes Herz, ein treues Herz finden? Wo wirst Du noch ein rechtes Glück finden, wenn nicht bei Deiner Frau?" Und an ihren Bruder schreibt sie: „Schließlich habe ich mir meinem Manne gegenüber nichts vorzuwerfen."

Schon ehe der Bruch mit ihrem Gatten sich vollzog, hatte die Fürstin in Paris Guizot kennen gelernt, und zwischen ihnen hatte sich auf Grund religiöser Gespräche — beide waren Lutheraner — und gleicher Schicksale — auch Guizot hatte einen Sohn und seine Gattin verloren — Beziehungen angesponnen, die später einen nicht recht klaren, aber jedenfalls sehr intimen Charakter annahmen.

Ein Brief der Fürstin vom 29. Oktober 1840, dem Tage, an dem sie die Rückkehr Guizots von London erwartete, enthält die folgenden Worte: „Morgen! Morgen! Was doch der Sonntag für ein schöner Tag ist! Morgen sind es acht Wochen (der 30. August war ein Sonntag), daß wir uns einer dem andern feierlich gegeben haben, für dieses Leben, für die Ewigkeit." Von einer geheimen Ehe kann nicht die Rede sein. Guizot schrieb am Tage nach dem Tode seiner Freundin an Lord Aberdeen: „Ich erfahre, daß einige Personen in England wie in Frankreich glauben und behaupten, daß wir im geheimen verheiratet gewesen seien. Wenn Sie etwas davon hören sollten, so bitte ich Sie, dem auf das bestimmteste zu widersprechen. Nichts Geheimes würde uns gepaßt haben, weder ihr noch mir. Außerdem würde ich niemals jemanden geheiratet haben, ohne ihm meinen Namen zu geben, und sie hing an dem ihrigen. Wir hatten alle beide recht." Mit Bezug auf den Wert, den die Fürstin auf ihren Namen, vielleicht mehr auf ihren Titel legte, erzählte man in Paris, daß die Gräfin Nesselrode ihre Freundin, deren Gemahl inzwischen verstorben war, bei einer Spazierfahrt einmal gefragt habe: „Meine Liebe, man sagt, daß Sie Guizot heiraten wollen. Ist das wahr?" Worauf dieselbe lachend erwidert habe: „O meine Liebe, können Sie sich mich als Madame Guizot angemeldet vorstellen?" Ob die sehr bedeutende Korrespondenz zwischen Guizot und der Fürstin, die sich noch in den Händen der Familie des ersteren befindet, und aus der Daudet, auf den Wunsch derselben, nur weniges mitgeteilt hat, besseren Aufschluß über diesen Punkt geben wird, muß dahingestellt bleiben.

Was Guizot zu dem Verhältnis veranlaßt, ist ebenfalls nicht ganz klar. Die gleichen Schicksale, der gleiche Schmerz, die in dem Briefwechsel als Motiv angegeben werden, scheinen kaum genügend, um die Haltung des sittenstrengen, in jeder Beziehung korrekten Mannes zu erklären. Vielleicht hatte doch, wie nicht in Daudets Buch, aber von anderer wohlunterrichteter Seite angedeutet wird, der „Bourgeois", der sehr stark in Guizot war, der Versuchung nicht widerstanden, der Geliebte einer

Fürstin, und noch dazu einer so berühmten, zu sein. Jedenfalls muß man zugeben, daß Guizot in der ersten Zeit des Verhältnisses mehr der gebende als der empfangende Teil gewesen ist. Die Fürstin war, was Zahl und Inhalt der gewechselten Briefe anbetraf, mehr als anspruchsvoll und, wenn man von einer Dame von geringerem Ruf spräche, nichts weniger als amüsant; sie kommt aus dem Klagen nicht heraus. Guizot bleibt immer derselbe, steif, doktrinär, aber wohlwollend und von einer wahrhaft rührenden Geduld seiner nicht leicht zu befriedigenden Korrespondentin gegenüber. Waren sie getrennt, so schrieb er ihr jeden Tag; waren sie zusammen, so besuchte er sie täglich mindestens zweimal, und die anderen Besucher der Fürstin ehrten die Stunden des Herrn Guizot. Das Verhältnis überdauerte Guizots Abwesenheit als Botschafter in London 1840, seinen Sturz 1848 und endete erst mit dem Tode der Fürstin 1857. Sie starb zu Paris, 72 Jahre alt, für eine Frau, die sich immer vor dem Tode gefürchtet hatte, sehr würdig und gefaßt. Wenige Stunden nach ihrem Hinscheiden gab ihr Sohn Paul, der mit Guizot an ihrem Totenbette gestanden hatte, diesem ein am Tage vorher von seiner Mutter mit Bleistift geschriebenes Billett, das die Worte enthielt: „Ich danke Ihnen für die zwanzig Jahre der Zuneigung und des Glücks. Vergessen Sie mich nicht. Adieu, adieu. Schlagen Sie meinen Wagen des Abends nicht aus.“ Sie hatte immer die Armut Guizots geachtet, aber bedauert, daß er nicht wenigstens einen Wagen habe; in ihrem Testament vermachte sie ihm eine jährliche Rente von 8000 Franken, damit er sich einen Wagen halten könne.

Auch in Paris und bei ihren häufigen Besuchen in London hatte die Fürstin fortgefahren, sich mit Politik zu beschäftigen; mit dem russischen Hofe hatte sie sich ausgesöhnt und ihre Korrespondenz mit demselben wieder aufgenommen. Welche Rolle sie in der politischen Welt bis zu ihrem Ende spielte, kann man daraus entnehmen, daß, als die Vermählung Napoleons III. mit Fräulein de Montijo bereits beschlossen, aber noch nicht verkündet war, der Herzog von Morny der letzteren riet, die Fürstin zu gewinnen, da niemand mehr dazu beitragen könne als sie, die europäischen Höfe ihr günstig zu stimmen. Fragt man sich nun, welche positiven Erfolge diese unzweifelhaft bedeutende Frau in ihrem langen politischen Leben aufzuweisen gehabt habe, so muß man erwidern: keine. Ihre Versuche, intimere Beziehungen zwischen England und Rußland herzustellen, mißlangen, ebenso die, welche das gleiche zwischen Frankreich und England bezw. zwischen dem ersteren und Rußland herbeiführen wollten. Wenn man dem Marschall de Castellane glauben darf, der sich dafür auf die Kaiserin Eugenie beruft, würde ihr und ein paar anderen russischen Damen die Schuld am Krimkriege zuzuschreiben sein, da sie, entgegen den amtlichen Warnungen des Botschafters Grafen Kisseleff, den russischen Kaiser in dem Glauben bestärkten, daß der Kaiser Napoleon es nicht zum Kriege kommen lassen werde. Als Berichterstatterin des russischen Hofes und emeritierte Intrigantin war sie der Schrecken aller zünftigen, besonders russischen Diplomaten, denen sie ihre Abneigung übrigens in Verachtung zurückzahlte. Sie ist aber einer der vielen Beweise dafür, daß Geist und Konversationstalent nicht allein zum Diplomaten befähigen, und Fürst Bismarck hat wohl unzweifelhaft auch an sie gedacht, wenn er sein hartes Urteil über die weiblichen Diplomaten fällte. Schön ist die Fürstin Lieven nie gewesen, aber sie besaß, was der Franzose „le charme“ nennt, und wußte die Mängel ihrer flachen Figur durch eine geschickte Toilette zu verbergen. Im Alter war sie, wie die Kaiserin Eugenie sagte, „eine große alte Frau, mager, trocken und hart“. Aristokratin und, trotz ihres deutschen Blutes, Russin bis zur Fingerspitze, existierte für sie, wer keinen Titel oder kein Amt hatte, überhaupt nicht; in den höfischen und politischen Kreisen hat sie aber trotz ihres lebhaften Temperaments, das ihr manchen Streich spielte, bis zu ihrem Lebensende sich großen Einfluß und viele Freunde zu bewahren gewußt. Sie wird, trotzdem sich kein großer Erfolg an ihren Namen knüpft, immer eine der interessantesten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts bleiben.

M. von Brandt.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte September.

Die mazedonischen Komitees, die überwiegend unter bulgarischem Einflusse stehen, wollen durch den Terrorismus, den sie zu Wasser und zu Lande ausüben, einen Druck auf die europäischen Mächte ausüben, damit diese ihre bisher beobachtete Zurückhaltung aufgeben und in wirksamer Weise intervenieren. So zeigt sich immer deutlicher, daß den Bulgaren durchaus nichts an der Durchführung ernsthafter Reformen gelegen ist, wie sie von Österreich-Ungarn und Rußland unter Zustimmung der anderen europäischen Großmächte vorgeschlagen und vom Sultan acceptiert wurden. Was die mazedonischen Komitees in Wirklichkeit anstreben, ist die Autonomie Mazedoniens, der dann später die Angliederung an Bulgarien folgen soll. Im Hinblick auf die Zusammensetzung der Bevölkerung Mazedoniens, in der die Bulgaren nur einen Bruchteil darstellen, wären dann aber ernste Verwicklungen unvermeidlich, und die orientalische Frage würde gerade in einem Augenblicke entrollt, in dem die europäischen Großmächte hohen Wert auf die Erhaltung des status quo legen.

Das Dynamitattentat, das auf der nach Konstantinopel führenden Eisenbahnlinie unternommen wurde, die Zerstörung eines der Handelsschiffahrt dienenden Leuchtturms zeigten bereits, wie die Aufständischen und die mit ihnen im Einvernehmen stehenden Bulgaren selbst vor anarchistischen Verbrechen nicht zurückschrecken. Diese Auffassung konnte durch die auf einem ungarischen Schiffe verübte, mit größtem Raffinement vorbereitete Untat, der siebenundzwanzig Menschenleben zum Opfer fielen, nur verstärkt werden. Gerade am Krönungstage des Sultans sollte das nunmehr zerstörte Schiff in Konstantinopel eintreffen, und alles scheint darauf berechnet gewesen zu sein, daß die wohl durch eine „Höllenmaschine" verursachte mörderische Explosion just beim Eintreffen im Bestimmungshafen erfolgen werde. Die Verbrecher mochten sich versichert halten, daß die dann in Konstantinopel zu erwartende Entrüstung die Türken zu Gewalttaten gegen die Bulgaren hinreißen werde, und auf diese schlechten Instinkte wurde in dem Sinne spekuliert, daß eine bewaffnete Intervention der Großmächte, insbesondere Rußlands, sich als unvermeidlich erweisen würde. Wie plangemäß die bulgarischen Ruhestörer vorgehen, ergibt sich aus der Tatsache, daß sie sowohl den Landweg als auch den Seeweg nach Konstantinopel ernsthaft bedrohten.

Nur in einem wichtigen Punkte verkennen sie die staatsmännischen und politischen Rücksichten, die insbesondere in Rußland an maßgebender Stelle sich geltend machen müssen. Gelänge es den Bulgaren in der Tat, durch eine anarchistische Agitation mit Dynamitattentaten die Gewährung der Autonomie für Mazedonien zu erzwingen, so könnte es in Zukunft wohl geschehen, daß in Rußland selbst ein ähnliches Vorgehen beliebt würde, um in innerpolitischen Angelegenheiten Propaganda zu machen. Wie groß daher auch die Sympathien der Panslawisten für ihre „mazedonischen und bulgarischen Brüder" sein mögen: die leitenden Staatsmänner werden mit größter

Energie daran festhalten, daß anarchistische Verbrechen unter allen Umständen als solche behandelt werden.

Von besonderem Interesse ist nun die Feststellung, wie sich die europäischen Großmächte gegenüber der jüngsten Phase der mazedonisch-bulgarischen Vorgänge verhalten, nachdem sie der von Österreich-Ungarn und Rußland behufs Herbeiführung von Reformen in Mazedonien unternommenen früheren Aktion beigestimmt hatten. Sicherlich könnte der Augenblick kommen, wo die von den beiden Kaiserreichen freiwillig übernommene Mission eine noch nachdrücklichere Behandlung erheischt, und dann könnten alle europäischen Großmächte, ohne auch nur im geringsten den bulgarischen Wünschen einer bewaffneten Intervention zu entsprechen, bei der Pforte vielmehr im Sinne der stärkeren Betonung der Souveränetätsrechte des Sultans wirken. Die deutsche Regierung teilt durchaus die auf die Wahrung des Friedens gerichtete Auffassung Rußlands und Österreich-Ungarns, zu der die Aufrollung der orientalischen Frage im schroffsten Gegensatze stehen würde.

Über die Stellung Frankreichs hat ein in diesen Tagen veröffentlichter Aufsatz des „Journal des Débats“: „Nouveaux attentats“, Klarheit verbreitet. Es darf angenommen werden, daß dieser Aufsatz die Ansichten des französischen Ministers des Auswärtigen, Delcassé, widerspiegelt. Der Verfasser geht davon aus, daß die „bulgarischen Insurgenten“ durch ihre Dynamitverbrechen die Sympathien der fremden Nationen einbüßen mußten. Wenn anders diese Insurgenten nicht gewöhnliche Anarchisten sind, kann man sich, wie ausgeführt wird, nur fragen, was die Bulgaren durch eine solche Taktik erreichen wollen, da sie doch nicht im Ernste glauben werden, Europa auf solche Weise zu imponieren. Die „Débats“ bezeichnen den Kernpunkt des Verhaltens der Großmächte durch den Hinweis: „Die Intervention der Mächte zu gunsten der Mazedonier muß notwendig auf dasjenige beschränkt bleiben, was sie tun können, ohne Gefahr zu laufen, daß sie einen weit schlimmeren Brand entfachen als den, den sie auslöschen möchten.“

Immerhin zweifelhaft erscheinen konnte das Verhalten Englands, wenn anders aus der Sprache des überwiegenden Teils der englischen Presse zutreffende Schlüsse gezogen werden durften. Nach zuverlässigen Mitteilungen will jedoch auch die englische Regierung nicht von dem korrekten, friedlichen Verhalten der übrigen Großmächte abweichen. Da nun der Aufsatz der „Débats“ sich auf zuverlässige Informationen stützt, verdient die leise Ironie hervorgehoben zu werden, mit der auf die „générosité énergique“ hingewiesen wird, an der es sonst England gegenüber den Christen im Orient nicht fehlen lasse. In dieser Beziehung heißt es: „England selbst, das aus Philanthropie und auch infolge seiner insularen Sicherheit am meisten geneigt war, die Christen im Orient mit energischer Großmut zu behandeln, hat durch die Erklärungen Balfours und durch eine Stelle der letzten Thronrede den österreichisch-ungarischen Plan gebilligt. Niemand könnte daran denken, weiterzugehen. Es handelt sich darum, in Mazedonien das türkische Régime zu verbessern; von anderem darf aber nicht die Rede sein. Wegen des sehr problematischen Wohls von zwei Millionen Mazedoniern, die übrigens untereinander wütend gespalten sind, könnte man nicht ein Problem aufwerfen, das gefährlich und unlösbar ist, wie dasjenige, das durch jede Verletzung der Integrität des türkischen Reiches entstehen würde.“

Nur muß noch mit der Möglichkeit weiterer anarchistischer Verbrechen gerechnet werden. Die „Débats“ sind auch in der Lage, mitzuteilen, daß gewisse Botschafter, unter anderen der französische, Herr Constans, ihre Regierungen ersucht haben, die Streitkräfte zur See in den türkischen Gewässern zu verstärken. Dieses Ersuchen wird auf die Gerüchte zurückgeführt, nach denen die fremden Konsulate und Botschaften bedroht sein sollen. Doch auch hier wird abermals betont, daß alles dies nur den bulgarischen Insurgenten schaden müsse, zumal da der Ausgang des Kampfes im Hinblick auf die von den Mächten bewahrte Stellung nicht zweifelhaft sein könne. Mit einer eindringlichen Mahnung heißt es denn auch am Schlusse des bemerkenswerten Aufsatzes: „Die türkischen Reserven werden in Anatolien mobilisiert, und

da keine Ablenkung erfolgt, ist die Vernichtung der mazedonischen Komitees gewiß, und zwar trotz der Verkündigung des allgemeinen Aufstandes durch die mazedonischen Bulgaren. Die Unterdrückung des Aufstandes ist unvermeidlich; es ist deshalb gefährlich, den guten Willen derjenigen zu zerstören, dank denen diese Unterdrückung gemildert werden könnte."

Ob diese Ermahnungen und Warnungen in Bulgarien Gehör finden werden, wird die nächste Zukunft lehren. Daß in Bulgarien selbst die hauptsächliche Quelle der Agitation gesucht werden muß, erhellt aus der Tatsache, daß von bulgarischer Seite gleichsam Bedingungen gestellt worden sind, unter denen die aufständische Bewegung beendet werden könnte. Diese weit über die maßvollen Reformvorschläge der Mächte hinausgehenden Bedingungen werden indessen unerfüllt bleiben, wenn anders die Gefahr der Aufrollung der gesamten orientalischen Frage vermieden werden soll

Die italienische Regierung hat sich in loyaler und korrekter Weise den anderen Mächten angeschlossen. Die „Tribuna" führte aber jüngst in unanfechtbarer Weise aus, daß Italien sich seine volle Aktionsfreiheit für den Fall der Erledigung des kombinierten Vorgehens Österreich-Ungarns und Rußlands wahren müßte.

Als ein höchst erfreuliches Symptom für die friedlichen Aussichten müssen die jüngsten und die noch bevorstehenden Begegnungen der verschiedenen Staatschefs angesehen werden. Die Besuche, die der König von England, Kaiser Wilhelm und der Zar dem ehrwürdigen Kaiser Franz Josef abstatten, werden auch, wie gehofft werden darf, mittelbar zur Klärung der Lage auf der Balkan-Halbinsel beitragen. Die bevorstehende Reise des Königs von Italien nach Paris verdient gleichfalls mit Genugtuung begrüßt zu werden. Dem Präsidenten der französischen Republik, Loubet, ist es gelungen, nicht bloß im eigenen Lande, sondern auch außerhalb der französischen Grenzen allgemeine Sympathien zu gewinnen. So berührte der Akt echter Humanität, der darin lag, daß der französische Staatschef aus eigener Initiative für die durch die Überschwemmungen beschädigten Schlesier eine Liebesgabe von 5000 Fr. durch den französischen Botschafter in Berlin übermitteln ließ, sehr sympathisch. Hier zeigte sich, daß zwei Kulturnationen, wie die französische und die deutsche, auch wenn ihre politischen Interessen voneinander abweichen, doch vom rein menschlichen Standpunkte aus sich einander nähern können. Auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft hat diese Annäherung, die durch das Kriegsjahr unterbrochen wurde, sich längst wieder vollzogen. Nun hat der Präsident der französischen Republik auch ein Beispiel reiner Humanität gegeben, das jenseits der Vogesen seine friedliche, versöhnliche Wirkung nicht verfehlen wird. Vor wenigen Jahren noch hätte die nationalistische Presse in Frankreich an dem Verhalten des Herrn Loubet abfällige Kritik geübt. Jetzt aber wurde in einem großen Teile der französischen Presse von der in Deutschland gezollten Anerkennung Akt genommen, und in diesem Konzert ließ sich kein einziger Mißton vernehmen. Sobald der Präsident der französischen Republik in Rom den ihm vom König von Italien demnächst in Paris abzustattenden Besuch erwidern wird, kann es auch nicht an einem herzlichen Empfange fehlen, wie er seinen hervorragenden Charaktereigenschaften gebührt. Auch könnte es geschehen, daß es ihm gelingt, durch seinen Besuch im Vatikan den Bann zu brechen, der bisher die Anwesenheit katholischer Staatschefs in der Hauptstadt des geeinten Königreichs Italien verhinderte. Dann wäre auch der Kaiser von Österreich in der Lage, mit dem König von Italien in Rom zusammenzutreffen und eine Lücke auszufüllen, die zwischen beiden verbündeten Monarchien zu klaffen schien.

Die Ernennung des russischen Finanzministers Herrn von Witte zum Präsidenten des Ministerkomitees ist in der gesamten Presse sehr lebhaft erörtert worden. Die einen glaubten in dieser Rangerhöhung vielmehr eine tatsächliche capitis deminutio zu erblicken, da das Präsidium des russischen Ministerkomitees bisher einen überwiegend dekorativen Charakter hatte. Andere jedoch nehmen an, daß Herr von Witte so glänzende Beweise seiner finanzpolitischen und staatsmännischen Begabung erbracht

hat, daß die jüngste Rangerhöhung eine Durchgangsphase zum Posten des russischen Reichskanzlers sein könnte. Für diese Annahme spricht unter anderem der wichtige Umstand, daß der frühere Finanzminister mit der Fortführung der Verhandlungen über den russisch-deutschen Handelsvertrag betraut worden ist. Bei der hohen Bedeutung dieser Verhandlungen muß es als nahezu ausgeschlossen angesehen werden, daß Herr von Witte in seiner neuen Stellung nur das otium cum dignitate schätzen lernen sollte.

Bisher konnten die Vorverhandlungen, die in St. Petersburg zwischen deutschen und russischen Kommissaren geführt wurden, kein greifbares Resultat ergeben; doch hat ihr ganzer Verlauf gezeigt, daß man auf beiden Seiten den guten Willen hat, zu einem Vertrage zu kommen. Im November sollen nun in Berlin weitere Konferenzen stattfinden, und man darf hoffen, daß sich dann ein Weg finden wird, auf dem die noch einander widerstreitenden Interessen und Anschauungen sich vereinen lassen. Die deutschen Kommissare konnten bereits bei den Vorverhandlungen feststellen, daß Herr von Witte keinerlei retardierende Momente in die Erörterungen hineintrug, vielmehr bei aller Wahrung der russischen Interessen nicht verkannte, daß es sich um einen Vertrag handelt, bei dem der Grundsatz do ut des volle Berechtigung hat.

Hieran wird auch nichts durch minder optimistische Ausführungen russischer Blätter geändert. Überdies würde Herr von Witte selbst Bedenken getragen haben, ein aussichtsloses Werk zu übernehmen, zumal da dieses für ihn gleichsam eine Kraftprobe darstellen soll, von deren Lösung seine politische Zukunft abhängen könnte. Wie die deutsche Industrie an der Ausfuhr nach Rußland ein großes Interesse hat, kann die russische Getreideausfuhr, insbesondere der Roggenexport, des deutschen Marktes nicht entraten.

Lord Salisbury ist am 22. August abends im Alter von 73 Jahren gestorben. Als leitender Minister vermochte Lord Salisbury seinem Lande noch den Frieden zu geben, als er nach Beendigung des südafrikanischen Krieges den politischen Schauplatz verließ. In der Schule Disraelis hatte er sich zum hervorragenden Staatsmanne entwickelt. Insbesondere war es die orientalische Frage, die ihm Gelegenheit bot, seine diplomatische Begabung zu erweisen. So vertrat er auch Großbritannien auf dem Berliner Kongreß als zweiter Bevollmächtigter, nachdem er bereits zuvor die Orientpolitik Disraelis in wirksamer Weise unterstützt hatte. Es konnte daher nicht überraschen, daß er später die politische Erbschaft Lord Beaconsfields antrat, als das liberale Kabinett Gladstone durch ein konservatives abgelöst wurde. Seine taktische Begabung bekundete er insbesondere, als er im Juni 1895 sein drittes Ministerium bildete, in dem er wiederum das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Damals traten auch die Führer der liberalen Unionisten, unter ihnen Chamberlain, in die Regierung ein. Nur war der leitende englische Staatsmann bei allem Geschick in der parlamentarischen Taktik zunächst in der auswärtigen Politik selbst nicht vom Erfolge begünstigt; anerkannt werden muß jedoch, daß er im Gegensatze zu Chamberlain gegenüber den südafrikanischen Republiken seine friedliche Gesinnung betätigte, bis der Krieg sich als unvermeidlich erwies. Mit dem Friedensschlusse, durch den Großbritanniens Position in Südafrika nach schweren Kämpfen eine feste Grundlage erhielt, krönte Lord Salisbury seine politische Laufbahn. Mit Recht betrauert daher die britische Nation in dem jetzt Hingeschiedenen einen ihrer großen Staatsmänner, der zur Erhöhung der Machtstellung Englands wesentlich beigetragen hat.

Im sozialdemokratischen Feldlager Deutschlands ist eine Fehde entstanden, wie man sie vor den Erfolgen dieser Partei bei den jüngsten Reichstagswahlen kaum für möglich gehalten hätte. Soll die Partei, die mit ihren 81 Sitzen an Stärke unmittelbar hinter dem Zentrum rangiert, die Stelle eines Vizepräsidenten beanspruchen? Diese von dem Abgeordneten Bernstein aufgeworfene Frage hat zunächst einen lebhaften Streit in der Parteipresse entfesselt. In Süddeutschland war es einer der Führer, Herr von Vollmar, der sich der Auffassung des einer Revision

des sozialdemokratischen Programms geneigten „Theoretikers“ Bernstein anschloß. Dieser fand in dem Berliner Abgeordneten Heine gleichfalls einen Bundesgenossen, während Bebel und Singer mit aller Entschiedenheit die entgegengesetzte Meinung vertraten. Auch das Zentralorgan der Partei, der „Vorwärts“, wurde in die Angelegenheit verwickelt, als Bebel sich gegen einen Beschluß der Sozialisten in Fürstenwalde wendete, wonach die Frage der Vizepräsidentschaft zu unwichtig sein sollte, als daß sie den Parteitag in Dresden beschäftigen könnte. Der Abdruck der auf diesen Beschluß bezüglichen Erklärung Bebels, vom „Vorwärts“ zunächst beanstandet, ist dann allerdings erfolgt; es läßt sich indes nicht leugnen, daß sich innerhalb der sozialdemokratischen Partei eine Evolution vollzieht. Diese Entwicklung eindämmen zu wollen, stände schlecht im Einklange mit der Welt- und Lebensanschauung derjenigen, die selbst immer wieder für ihre eigenen Bestrebungen die Evolutionstheorie anrufen. Man darf auf das Weitere gespannt sein.

Am 13. September ist in Tréguier in der Bretagne das Denkmal Ernest Renans, des Verfassers der „Vie de Jésus“, enthüllt worden. Bereits geraume Zeit zuvor hatten die klerikalen Organe angekündigt, daß eine solche „Entweihung“ des bretonischen Bodens nicht geduldet werden würde. Während Ernest Renan, wie aus seinen „Souvenirs d'enfance et de jeunesse“ deutlich erhellt, mit allen Fibern seines Herzens an seiner Heimat hing, während er insbesondere in den Aufsätzen: „Le séminaire d'Issy“ und „Le séminaire Saint-Sulpice“ treue Anhänglichkeit für seine geistlichen Lehrer bekundete, ist der französische Religionsphilosoph doch von den orthodoxen Katholiken nicht bloß als ein Abtrünniger, sondern sogar als ein religionsfeindlicher Atheist verdammt worden. In der Bretagne, wo die Kämpfe bei der Schließung der vom Staate nicht ermächtigten geistlichen Genossenschaften mit besonderer Heftigkeit geführt wurden, konnte es daher nicht ausbleiben, daß bei der Denkmalsenthüllung feindliche Kundgebungen erfolgten. Das Monument selbst forderte den Widerspruch der Strenggläubigen heraus, da Pallas Athene, die heidnische Göttin, im Standbilde dem Religionsphilosophen beigegeben war.

Wie hätte dem schlichten Verstande der bretonischen Bevölkerung auch klargemacht werden sollen, daß einer der berühmtesten Aufsätze ihres Landsmannes die „Prière sur l'Acropole“ und die Verherrlichung der Pallas Athene enthält! Die französische Regierung legte anderseits großen Wert darauf, daß die Enthüllungsfeier einen republikanischen Charakter trüge, obgleich Ernest Renan jeder Demagogie abhold war. Man braucht auch nur an die Kämpfe der „Weißen“ und der „Blauen“ zu erinnern, der Königstreuen und der Republikaner, die in der Bretagne und der Vendée einander blutig befehdeten, um die beim Festmahle in Tréguier ausgesprochene Prophezeiung des Ministerpräsidenten Combes mit einer gewissen Skepsis aufzunehmen. Erblickte er doch in der Denkmalsenthüllung ein Vorzeichen des nicht sehr fernen Augenblicks, in dem die Bretagne das Joch der Junker und der Priester abschütteln und auf den Trümmern der alten Vorurteile die Grundsätze der republikanischen Staatsform aufrichten werde.

Literarische Rundschau.

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar.

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar, und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach größtenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften. Von Eleonore von Bojanowski. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, Cotta. 1903.

Als Gustav Freytag 1855 den Wunsch einer Biographie Karl Augusts dem Großherzog Karl Alexander ans Herz legte, erwiderte dieser, „dann müsse seine Großmutter in ihrem feinen Verhältnis zu dem Gemahl eine Hauptpartie werden, das edelste Bild unter den vielen bedeutenden Gestalten; ich erwähnte die Jagemann — ‚gerade deshalb,' sagte er, ‚diese Schwäche soll ganz dargestellt werden, wie sie war; sie ist die Apotheose meiner Großmutter'". Der letzte Altweimaraner, der immer dabei blieb, es sei für ein biographisches Denkmal Karl Augusts noch zu früh, hat durch Erschließung von Quellen und persönliche Teilnahme der Vita Luisens Vorschub geleistet, leider ohne die Vollendung begrüßen zu können. Die Fürstin verdient ein selbständiges Monument, das hoch über die bloß weimarischen und Goethischen Interessen hinausragend und nicht nur durch die mannigfachen Beziehungen zur Kultur und Politik eines verflossenen Zeitalters jeden Leser fesseln muß, denn es stellt ein zugleich zartes und starkes Individuum in eigentümlichen Verhältnissen dar. Mit sicherer Beherrschung weitschichtiger, aus verschiedenen Archiven geschöpfter Urkunden und der gedruckten Literatur, mit Freimut und unbeirrbarem Takt, ohne jeden vagen und „edlen" Hofdamenstil hat die Verfasserin nach der wissenschaftlichen wie nach der schriftstellerischen Seite ihrer nicht leichten Aufgabe vollauf genügt. Wir möchten auch nichts von den reichlich eingewobenen Briefen an Christian von Hessen, an Frau von Staël, an Herders u. s. w. missen, obgleich hie und da eine Belastung des wohlgegliederten Textes sich ergeben hat.

Die 1757 geborene, 1830 verstorbene Fürstin ist im Oktober 1775, drei Wochen vor Goethe, nach Weimar gekommen. Ihre Mutter, die „große Landgräfin" von Hessen-Darmstadt, war bald, nachdem sie drei Töchter zur Brautschau gen Petersburg hatte führen müssen, entschlafen. Sie hatte in keiner glücklichen Ehe gelebt. Luise, deren eine Schwester verurteilt wurde, die Gattin Friedrich Wilhelms II. zu sein, kam an der Seite des blutjungen, genialen, unbändig über alle Stränge schlagenden, sinnenfrohen Karl August in tiefe Konflikte, die erst das hohe Alter ausglich. „Sie haben eben immer beide unrecht," sagte Goethe, dessen Verhältnis zu ihr von der ersten Begegnung an ungetrübt blieb, der im Singspiel „Lila" poetische Arznei bot und im „Tasso", nach dem geistreichen Wort des Enkels Wolf, einen Teil seines Briefwechsels mit der Fürstin druckte, der endlich 1818 sie feierte, „die in schreckensvollen Stunden Auf uns als Retterin geschaut". Von den Leiden der scheinbar kühlen, langhin herb resignierten Frau wird uns intime Kunde. Zu bekannten

Worten Goethes kommen Zeugnisse Herders und anderer und schmerzliche Selbstbekenntnisse: „Die Hoffnung und ich kennen uns ja schon lange nicht mehr.“ Sie stand Amalien fremd gegenüber und pries als Schülerin Herders die gehaltene Römergröße, derweil jene mit ihrem Wieland dem ungezogenen Aristophanes applaudierte. Karl August, von der „Schicklichkeitsschranke des zarten, leicht verletzlichen Geschlechts“ abgestoßen, gleich dem ersten Geburtsfest seiner Gattin fernbleibend, wandte sich anderen Frauen zu und gründete später eine Nebenfamilie, für die dann Luise, nie kleinlich, gern gesorgt sah. Sie ward seltsamerweise mit ihrer Tochter nie vertraut und litt unter der gutmütigen Unbedeutendheit des Erbprinzen. Eine liebreiche Großmutter endlich, fand sie sich doch nicht in die Verlobung Augustas mit dem ohne eigenen Drang werbenden Prinzen Wilhelm von Preußen. Die innere Wärme ihrer Natur strömt der geliebten Frau von Stein und, trotz leidigen Zwischenfällen, Herders zu. Sie verrät in Briefen an den Bruder sogar ein humoristisches Äderchen und schließt mit der grundverschiedenen Frau von Staël herzliche Freundschaft. Von Literatur ist wenig die Rede (S. 205 zeigt wieder, beim „Tell“, Karl Augusts Skrupel gegen Schillers Stücke). Aufopfernde, stille Wohltätigkeit zieht sich durch dieses vielgeprüfte Leben: „ein Fels der Güte“, „eine edle Frau mit einem männlichen Mut“, so urteilt Herder. Die napoleonischen Jahre haben ihre pflichttreue, unerschütterliche, weise Tapferkeit ins hellste Licht gerückt; unser Wissen von diesen Vorgängen wird sehr vergrößert und die Folgezeit zum ersten Mal klar beleuchtet. Das letzte Jahrzehnt ihres Daseins verrann ruhig. Der Gemahl, den sie doch überleben sollte, sagte während einer schweren Krankheit der Großherzogin zu dem Geistlichen: „Sie haben für eine würdige Frau gebetet.“

Mit der wärmsten Empfehlung dieses ausgezeichneten Lebensbildes verknüpfen wir die Hoffnung, es möge nun endlich Karl Augusts Urkraft den berufenen Biographen finden; ja, wir glauben ihn zu sehen, Tag für Tag an Donndorfs imperatorischer Statue vorbei in die Bibliothek schreitend. Der jugendstarke regierende Großherzog wird gewiß gern die bisher verschlossenen Akten ans Licht ziehen.

Erich Schmidt.

Gurlitts „Geschichte der Kunst“.

Geschichte der Kunst. Von Cornelius Gurlitt. In zwei Bänden mit je 15 Bildertafeln. Stuttgart, Arnold Bergsträßer, Verlagsbuchhandlung. 1902.

Es ist kein Zufall und noch weniger ein Wunder, daß Gurlitts vor mehr als einem Jahre erschienene „Geschichte der Kunst“ fast noch keine ausführliche Besprechung erfahren hat. Wer auch möchte sich ohne Not an die Kritik dieses Werkes heranwagen, das durch seinen Umfang und durch die Überfülle des darin verarbeiteten Materials zugleich zur Bewunderung reizt und abschreckt? Es ist ein außerordentliches Buch, außerordentlich in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern; voll der kühnsten Ideen und geistreichsten Einfälle und voller Seltsamkeiten; ein Buch, das man zehnmal, zwanzigmal weglegt mit dem Vorsatz, es nie wieder zu ergreifen, und das doch immer wieder lockt, ja, zuweilen völlig in seinen Bann zieht.

Um das Wichtigste vorwegzunehmen: es ist das universellste Buch, das wir über die Geschichte der bildenden Kunst bisher haben. Von den Anfängen aller Kunstübung bei den Sumerien geleitet uns der Verfasser bis mitten hinein in den kaum überschaubaren Wirrwarr der allermodernsten Kunst. Architektur, Malerei, Plastik und Kunstgewerbe werden mit der gleichen Liebe behandelt. Kapitel, die bei den anderen mangels eigener Anschauung oder wirklichen Verständnisses kaum berührt werden, runden sich zu eindringlichen, das höchste Interesse erregenden Gemälden; so die Kunst der Etrusker, der Kelten, des Islam, der Chinesen und Japaner, der

Hinterindier, der Slawen und Kopten. Und immer heben die bildenden Künste sich ab von einem reich ausgemalten kulturgeschichtlichen, sittengeschichtlichen Hintergrunde. „Neben der Geschichte der Form muß auch, will man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden." Gurlitts Wissen ist fast schwindelerregend. Wo andere, abgesehen natürlich von den Spezialisten, kaum einen Begriff haben, kaum ein oder zwei Namen kennen, ist er vollkommen zu Hause.

Allein, diesem geistreichen, alles umspannenden Manne fehlt eins, was dem großen Historiker ziemt: die Selbstdisziplin oder besser noch die Selbstverleugnung. Sein Buch ist das Werk eines Lebens. Alles, was der Vielgewandte und Vielgereiste gesehen, gelesen, gedacht, sollte hineinverwoben werden. Aber war es nicht oft, sehr oft genug, wenn der Leser den Eindruck empfing, hier hätte der Verfasser noch viel mehr anführen können? Mußte auch wirklich alles genannt werden? Es handelte sich doch um keine Enzyklopädie. Goethes gesamter Wortschatz ist, wenn ich nicht irre, auf etwa neuntausend Worte berechnet worden; Gurlitt zählt in seinen zwei Bänden allein mindestens ebenso viele Künstlernamen auf. Ein architektonischer Typus wird erklärt: statt ihn an einem schlagenden Beispiel zu erläutern, werden deren zwanzig beigebracht. Und wie äußerlich werden die Namen oft angeklebt, mit einem „So auch" oder „Ähnlich"! Den Laien muß dies fast zur Verzweiflung bringen, aber auch dem Fachmann ist es des Guten viel zu viel. Nicht selten macht es den Eindruck, als seien Notizen und Namen noch nachträglich an leidlich passenden Stellen eingeflickt worden. So werden, um einige Beispiele aus der modernen Kunst zu nehmen, Alma Tadema und Gussow, Guillaume und Chapu, Gebhardt und Ferdinand Keller (der Innerlichste und der Äußerlichste!) zusammengespannt, Goya in einem Atem mit dem schwärmerischen deutschen Runge genannt!

Zum Teil kommt dies von einem anderen Mangel her: von der allzu streng chronologischen Fassung. Die Ursache ist, daß der politische Hintergrund zuerst ausgemalt wird, und dem alles folgt, was sich auf ihm abspielt. Aber was für äußerliche Trennungen werden so herbeigeführt, wie viel innerliche Zusammenhänge zerstört! Und hat sich nicht oftmals ein Talent gerade im Gegensatz zur Zeit entwickelt? Wir sind gewohnt, Rembrandt nicht weit von Frans Hals zu suchen; in ihnen gipfelt die niederländische bürgerliche Kunst im Gegensatz zur höfischen des Rubens. Gegenreformation und Glaubenskriege sind uns dabei zunächst ziemlich gleichgültig. Hier aber steht Hals neben Rubens unter der ersteren, Rembrandt unter der letzteren Rubrik. Und dazwischen finden wir nicht nur die französische Kunst im 16. Jahrhundert und das Ende der florentinischen Kunst, sondern — China und Japan, aus keinem anderen Grunde, als weil im 17. Jahrhundert mit der Eroberung Pekings durch die Mandschu auch für China eine neue Periode begann. Nebenbei bemerkt gibt der Verfasser im ersten Bande (S. 694) dafür das Jahr 1618, im zweiten (S. 405), wie wohl richtig, das Jahr 1644 an. Aber was hat das mit den europäischen Glaubenskriegen zu tun? Es scheint, als sei bei den Niederländern die Einteilung einfach nach den Geburtsjahren gemacht worden. Sonst würde man den Bauernbrueghel doch bei der „niederländischen Volksmalerei" und nicht bei der „niederdeutschen Renaissance" suchen. Ähnlich wird die ägyptische, wird die hellenische Kunst auseinandergeschnitten.

Endlich sind auch Irrtümer im einzelnen nicht ganz selten, und das ist bei einem so ungeheuren Stoff ja auch kaum anders zu erwarten. Band II, S. 713 wird Tony Robert-Fleurys „Letzter Tag von Korinth" seinem Vater zugeschrieben, S. 732 Decamps, einer der größten Koloristen der gesamten modernen Kunst, als ein „Erzähler voll guter Laune und feiner Beobachtung" abgetan, S. 761 die Rolle, die de Nittis gespielt hat, auf den Kopf gestellt. Namen sind zuweilen falsch geschrieben (Mercier statt Mercié, Groux statt de Groux), Vornamen vertauscht (so bei Meunier, der als Charles auftaucht), Daten stimmen nicht immer (so bei Delacroix). Gros starb nicht in Ville d'Avray, sondern ertränkte sich in der Seine

bei Bas-Meudon. Philippe Rousseau (eigentlich mit Bindestrich zu schreiben; Rousseau war der Name der Mutter) hat mit dem großen Landschafter Théodore Rousseau nicht das mindeste zu tun. Das sind nur ein paar gelegentlich aufgelesene Beispiele aus einigen Seiten über die moderne Kunst. Dazu sei eine Randbemerkung verstattet. Warum vermeidet der Verfasser den französischen Accent? Doch offenbar, weil é und è sich zwischen den deutschen Lettern nicht gut ausnehmen. Aber meint er, daß der deutsche Leser sich mit Dore und Dupre eher befreunden werde?

Das ungemein Persönliche, das auch Gurlitts „Deutsche Kunst im 19. Jahrhundert" auszeichnet, dort freilich zuweilen ein wenig ausartet, finden wir auch hier. Wie viel feiner, wie viel moderner als sonst sind Gestalten wie Botticelli, Mantegna, Rembrandt umrissen! Der Verfasser begnügt sich nicht damit, Überzeugungen anderer gegeneinander abzuwägen, sondern sagt frisch von der Leber weg, wie es ihm vor den Werken zu Mute ist. So vergleiche man, was er über Botticelli sagt, diesen Sproß einer übersensitiven, überidealistischen Zeit, mit den Äußerungen der Früheren, die in ihm in der Hauptsache einen liebenswürdigen „Primitiven" sahen! Oder wie fein und gerecht werden die Vorzüge der jetzt viel verlästerten Flaxman und Carstens hervorgehoben!

Dabei ist denn aber zweierlei wieder merkwürdig. Einmal die große Konzilianz des Verfassers. Um die Zeitströmungen in aller Vollständigkeit vorzuführen, werden Leute fünften und sechsten Ranges herangezogen, ja, bei der modernen Kunst zuweilen solche, die sonst kaum für mehr als Anstreicher gelten. Umgekehrt kommen die ganz Großen recht knapp weg. Ein Schreiten von Gipfel zu Gipfel, von Genie zu Genie verbot sich der ganzen Anlage des Buches nach von selbst. Allein, mußte es den Verfasser nicht trotzdem reizen, aus seiner reichen Erfahrung, aus seinen allerpersönlichsten Erlebnissen heraus die Gestalten eines Giotto, eines Leonardo, eines Velazquez in mehr als nur impressionistischen Skizzen festzuhalten? Ist uns denn Leonardo nicht mehr, viel mehr als eine ganze Schule, ja, als eine ganze Zeit? Was über Giotto gesagt wird, ist vortrefflich, erschöpft aber doch nicht die riesige Bedeutung dieses einzigen Mannes. Leonardo aber, der Wundermann, der nicht nur alles Vorhergehende zusammengefaßt, sondern auf Jahrhunderte, ja, vielleicht Jahrtausende seinen Schatten vorausgeworfen hat, wird geradezu zerstückelt. Zuerst ist nur von seinen Jugendwerken, viel später von seinen Schriften, seinem „Abendmahl" und seinem Sforza die Rede; die Madonnen werden gelegentlich bei Raffael, der Schlachtenkarton bei Michelangelo erwähnt; die Mona Lisa wird mit einem einzigen Satze abgetan. Und dann Velazquez. Der Verfasser kennt doch seine Hauptwerke aus eigener Anschauung? Wie kommt es dann, daß er die „Spinnerinnen" so hoch stellt, die allerdings in der Photographie den gewinnenderen Eindruck machen, und von den „Menimas" so wenig sagt, die in ihrer großartig dekorativen Wirkung, ihrer verblüffenden Technik und ihrer überwältigenden Illusionskraft ganze Jahrhunderte der Entwicklung vorwegnehmen und überbieten? Sind sie für ihn kein Erlebnis gewesen wie sonst noch für jeden, der nach dem Prado kam? Freilich ist für ihn die Entwicklung der Kunst*formen* die Hauptsache, aber über die Formen hinaus geht die Schöpferkraft des gottbegnadeten Genius.

Doch genug, sonst könnte es scheinen, als hätten wir fast nur Ausstellungen zu machen. Die „Geschichte der Kunst" ist kein Buch zum Lernen, den Anfänger kann sie nur verwirren. Sie ist auch kein Buch zur raschen Lektüre für den Kenner. Aber die einzelnen Kapitel wird man immer wieder mit großem Genuß und Nutzen lesen in der freudigen Gewißheit, einer eigenartigen Persönlichkeit gegenüberzustehen. Oftmals wird man zum Widerspruch gereizt werden, aber gerade aus dem Widerspruch ergeben sich ja die fruchtbarsten Anregungen. Was ist reizvoller und stählender als der Kampf mit einem geistvollen Manne? Auf viele der großen Erfolge der beiden letzten Dezennien folgten große Ernüchterungen. Gurlitts „Kunstgeschichte" hat anscheinend bisher keinen durchschlagenden Erfolg gehabt; vielleicht wird sie um so nachhaltiger wirken.

Walther Gensel.

δq. **L'Europe et la Révolution française.** Par Albert Sorel, de l'Académie française. Cinquième partie: Bonaparte et le Directoire (1795—1799). Deuxième édition. Paris, 1903.

In der großen Literatur der Geschichte der französischen Revolution und Bonapartes ist das Werk des Pariser Akademikers Albert Sorel eines der neuesten, umfangreichsten und hervorragendsten. Der fünfte Band davon liegt jetzt vor; ihm soll der sechste noch in diesem Jahre folgen; ein siebenter und achter Band werden den Schluß bilden. Die französische Revolution in ihren Beziehungen zu den auswärtigen Staaten ist das besondere Thema dieses Werkes. Es zeigt uns, und zwar nicht erst in den Resleren, die uns aus den Erlebnissen der deutschen Geschichte bekannt sind, sondern aus dem Standpunkte des Verfassers selber, das Werden der subjektiven Vorstellungen, durch die sich das Pariser Régime anmaßte, den fremden Nationen die Ideen der Revolution und damit die Herrschaft der großen Nation auf der Spitze ihrer Bajonette zuzuführen. Es zeigt uns, wie Bonaparte nur der Fortsetzer von allem dem war, was ihm das erste Jahrzehnt der Revolutionszeit als Erbschaft hinterlassen, und der neue Band führt uns den jungen Helden in den Jahren seiner ersten Triumphe vor, in dem Übergangsstadium, da er als der unvermeidliche Mann offenbar wird, gefürchtet von dem Direktorium und dennoch als Notwendigkeit erkannt. — Die ganze bisherige Literatur, zumal die deutsche, ist hineinverarbeitet in die neue Darstellung. Die Gesinnung des Werkes ist die durchaus wissenschaftliche: es ist die Anschauungsweise des pathologischen Anatomen oder des echten Historikers: „nec ridere nec lugere sed intelligere." Die Schreibweise reizvoll und fesselnd von Anfang bis zu Ende. Das Buch hat die spezifisch französischen Vorzüge der Form, aber keineswegs die spezifisch französischen Schattenseiten des Stoffes.

γ. **Un séjour à l'Ambassade de France à Constantinople sous le second empire.** Par la baronne Durand de Fontmagne. Paris, Plon. 1902.

Die Verfasserin dieser Erinnerungen hatte das Glück, 1857 von dem damals nach Stambul gehenden Gesandten Napoleons III., Herrn Thouvenel, als Begleiterin seiner Gemahlin mitgenommen zu werden, der sie durch Verwandtschaft und Freundschaft nahestand. Der Aufenthalt dauerte fast zwei Jahre und gab der Verfasserin Gelegenheit, viel Interessantes zu sehen und zu hören. Sie versteht gut und lebhaft zu erzählen und spricht mit großer Unbefangenheit auch von Dingen, von denen sie offenbar wenig versteht, wie von Homer, mit dessen Tempeln (!) ihre Phantasie die Troas bevölkert. Einer geistreichen Frau hält aber auch der strengste Kritiker so etwas zugute, und sie entschädigt den Leser durch eine Fülle belehrender und unterhaltender Züge aus dem diplomatischen Getriebe und dem Leben in Stambul überhaupt. Natürlich kommt auch die politische Geschichte nicht zu kurz; man sieht nicht ohne Erstaunen, wie der englische Gesandte Sir Stratford de Redcliffe mitten im Krimkrieg dafür sorgt, daß Englands Einfluß, nicht aber der Frankreichs, am Goldenen Horn vorherrscht, und wie gleich nach dem Krieg das Verhältnis der bisherigen Verbündeten sich verschlechtert (S. 33). Dies nahm noch zu, seit England, Österreich und die Türkei der Vereinigung der Donaufürstentümer widerstrebten, während Frankreich, Rußland und Sardinien sie begünstigten; es kam darüber (S. 234 ff.) sogar zum diplomatischen Bruch zwischen Frankreich und der Türkei.

γ. **Le maréchal Canrobert.** Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome second: Napoléon III et sa cour. La guerre de Crimée. Paris, Plon. 1902.

Der zweite Band dieser bedeutsamen Denkwürdigkeiten enthält eine Schilderung Napoleons III. und seines Hofs und dann die Erzählung des Anteils, den Canrobert am Krimkrieg genommen hat. Vortrefflich ist die Zeichnung des Kaisers geraten, der 1852 das Gegenteil von dem war, was er 1870 gewesen ist: 1852 ist er der Mann, dem alles glückt, der Frankreich in einer Weise in der Hand hat, daß er mit mehr Recht als Ludwig XIV. sagen kann: „Der Staat, das bin ich." Körperlich war Napoleon damals stramm, mit festem Gesichtsausdruck, dichtem Haar, kleinen, ins Weite schweifenden Augen, die seinem Gesichte einen sanften und zugleich unergründlichen Ausdruck verliehen, ein geschickter Reiter, im Springen außerordentlich geübt; 1870 gelingt ihm nichts mehr. Von Sorgen, Krankheit und Mißbrauch des Lebens erschöpft, hat er nicht mehr die Kraft, sein Parlament zur Annahme der mächtigen Heeresorganisation zu zwingen, die er, in voller Kenntnis der Kraft Deutschlands, entworfen hat; er ist dick und gekrümmt, mit dünn gesätem Haar, bleichen, schlaffen Zügen, welker Haut, die Augen durch ein Fettpolster noch kleiner geworden und eines Teiles ihres Glanzes beraubt. Immer aber ist er gutherzig, empfänglich für das Mitleid, gut gegen die Niedrigen, deren Not er auf alle Weise lindern möchte; viele seiner Pläne erklären sich aus dieser Charakteranlage. Im Krimkrieg ersieht er einen großen Sieg, weil Rußland sich darauf verbiß, Sebastopol zu halten, und dabei sich verblutete. „Hättet ihr," sagte Kaiser Alexander II 1865 zu Canrobert, „die Stadt nach dem Siege an der Alma rasch besetzt, so hättet ihr den Krieg verloren, weil wir sonst nirgends verwundbar und noch bei Kräften waren. 1812 verlegten wir den Krieg ins Innere, 1854 an unsere Grenze, und das hat uns die Niederlage eingetragen."

βλ. **Bismarck und seine Welt.** Von Oskar Klein-Hattingen. Zwei Bände. Band II/I von 1871—1888. Berlin, Dümmler. 1903.

Der eigentliche Zweck des ersten Bandes, den der auch dieses Mal beibehaltene Untertitel „Grundlegung einer psychologischen Biographie" bezeichnet, hat bei der Leserwelt und der Kritik die Beachtung gefunden, die den Verfasser ermutigte, „das Werk als biographisches und historisches Studienbuch" fortzusetzen. Er stellt

den Schlußteil binnen Jahresfrist in Aussicht. Der frischen, anziehenden Darstellung ist nicht zum geringen Teil der Erfolg zuzuschreiben, der leider beweist, daß eine strenge, zuweilen harte und unbillige Kritik des größten Staatsmannes, den Deutschland hervorgebracht hat, bereits willige Hörer findet. Solche Reaktionen der Stimmung und der Werturteile sind unvermeidlich. Ein jüngeres Geschlecht, das Bismarck nicht miterlebt hat, ist geneigt, die Größe seines Werkes zu unterschätzen und als selbstverständlich hinzunehmen, was sein Genius unter ungeheuren Schwierigkeiten vollbrachte. Die Zeit einer gerechten, dauernden Würdigung des Mannes ist noch nicht gekommen. Auch das vorliegende Buch ist nur ein Stein zum Bau. Das Endurteil Klein-Hattingens über den Kulturkampf bestimmt den Gegensatz, der ihn von Bismarcks Weltanschauung trennt, wenn auch zugestanden werden muß, daß Bismarcks Charakterbild sich unter dem Einfluß der Vereinsamung und der Menschenverachtung, die das Los der Mächtigen ist, sehr wesentlich und nicht zu seinen Gunsten verändert hat. Der Abschnitt über den Welfenfonds und seine Benutzung verrät eine mangelhafte Kenntnis der Dinge, die hier zu ergänzen nicht an der Stelle wäre. Die Darstellung des Falles Arnim ist im ganzen zutreffend. Der Kampf mit den Nationalliberalen wird, im Tone des politischen Pamphlets, in den Worten zusammengefaßt: „Der eiserne Kanzler hatte die Nationalliberalen ‚zu Schanden geritten', und dabei war die politische Ernte des liberalen Bürgertums eine Mißernte geworden." Die Kapitel über Einführung der Schutzzollpolitik und der Sozialpolitik haben aktuellen Wert. Das ganze Buch verdient auch von solchen gelesen zu werden, die weder den Standpunkt des Verfassers noch alle seine scharfen aber geistreichen Ausführungen zu billigen vermögen.

βλ. **Das neue Jahrhundert.** Von Mgr. J. Bonomelli, Bischof von Cremona. Autorisierte deutsche Übersetzung von Professor W. Holzer. München, Schuh & Co. 1903.

Der edle Bischof von Cremona ist ein Vorbild christlichen Lebens und priesterlicher Würde, Nachsicht und Liebe. Seine Pastoralschreiben und Bücher sind eine beständige Mahnung nicht nur an seine Diözesanen, sondern an alle Katholiken, am geistigen Leben ihrer Tage mit ihrer ganzen Kraft sich zu beteiligen. Er ist ein Gesinnungsgenosse der französischen und amerikanischen Bischöfe, die eine bessere Erziehung des Klerus fordern. Und er tut es in weisen, milden, beherzigenswerten Worten, denen, früher oder später, aber unzweifelhaft auch in Italien die Zukunft Gehör schenken wird.

βλ. **Das Breve Papst Clemens' XIV., betreffend die Aufhebung des Jesuitenordens.** Nach dem lateinischen Urdruck und in deutscher Übersetzung. Mit Einleitung. Von Dr. J. K. F. Knaake. Leipzig, R. Wöpke. 1903.

Das Breve vom 21. Juli 1773 ist eines der wichtigsten Dokumente in der Kirchengeschichte. Theiners Text in den „Briefen Clemens' XIV." ist mangelhaft, Dr. Knaake sagt: „geradezu liederlich". Dieser Umstand veranlaßte ihn zur Veröffentlichung des korrekten Urtextes, dem er eine deutsche Übersetzung und ein Porträt des Papstes, sowie eine kurze Einleitung beigegeben hat.

βλ. **Die Kurfürstin Sophie von Hannover.** Von Dr. Hermann Schmidt. (Veröffentlichungen zur niedersächsischen Geschichte. Heft 5.) Hannover, Schaper. 1903.

Ein guter Kenner hat den zwei vorhandenen Biographien und dem Vortrag Richard Festers über die erste Kurfürstin von Hannover dieses ebenfalls auf Vorträgen beruhende Lebensbild derselben hinzugefügt. Dies ist alles, was Deutschland über eine seiner merkwürdigsten Fürstinnen besitzt. Der vorliegenden Lebensskizze ist ebenfalls nur der Vorwurf gedrängter Kürze zu machen. Sie erweckt aufs neue den Wunsch nach einer ausführlichen, auf Grund der zahlreichen Briefe und der Denkwürdigkeiten Sophiens zu erwartende Biographie. Dr. Hermann Schmidt verspricht leider nicht, sie zu geben, aber er verweist auf die Ursache, der es zuzuschreiben ist, wenn eine solche noch immer fehlt. Die geistreiche Frau, von der Leibniz, der sich ihrer Freundschaft erfreuen durfte, rühmt, sie habe stets verlangt, „de savoir le pourquoi du pourquoi", hat es dem Forscher schwer gemacht, ihr Innerstes zu durchschauen. Wir kennen ihre Gedankenwelt, wir wissen wenig von dem, was sie empfand. Immerhin genug, um uns Rechenschaft zu geben, daß sie stark war im Haß wie in der Liebe. Die Liebe galt dem Gemahl, dem ihr Herz augenscheinlich nicht gehörte, als sie ihn an seines Bruders Statt heiratete, für den sie jedoch nach der Ehe eine so abgöttische Neigung faßte, „daß sie sich verloren glaubte, wenn sie ihn nicht sah". Sie hat ihm die Untreue verziehen, die er der alternden Frau nicht ersparte. Sie liebte ebenso ihre sieben Kinder, und nicht durch ihre Schuld erkalteten die Beziehungen zum ältesten Sohne. Aber sie haßte die unebenbürtige, vorzügliche Schwägerin Eleonore d'Olbreuse und wurde die Ursache des traurigen Schicksals ihrer unglücklichen Tochter Sophie Dorothea, weil sie es war, die ihre Heirat veranlaßte. Ihre Philosophie, ihre starkmütige, heitere Lebensweisheit, ihre anscheinend feste Religiosität versagten, wenn ihr fürstlicher Stolz sich verletzt fühlte. Wie Liselotte, die Herzogin von Orléans, ihre Nichte, besaß diese Stuart den Fanatismus ihres Ranges, ihrer Geburt und ihres königlichen Blutes. „Die prästabilierte Harmonie" ihres Freundes Leibniz bedeutete für die erste Kurfürstin von Hannover die Größe ihres Hauses und die Gewinnung der englischen Krone. Diesen Ehrgeiz hat sie durch Geistesgröße geadelt. Ihr Briefwechsel bleibt das Zeugnis, daß sie zu herrschen verdiente.

ρσ. **John Ruskin,** Ausgewählte Werke in vollständiger Übersetzung. Bd. VIII: Steine von Venedig, Bd. 1, aus dem Englischen von Hedwig Jahn. Bd. XI, XII: Moderne Maler, Bd. I II, im Auszug übersetzt und zusammengefaßt von Charlotte Broicher. — John Ruskin und sein Werk, Puritaner, Künstler, Kritiker. Erste

Reihe. Essays von Charlotte Broicher. Leipzig, Eugen Diederichs. 1902 und 1903.

Von und zu der Diederichsschen deutschen Ruskin-Ausgabe sind in letzter Zeit die drei vorgemerkten Bände ausgegeben worden, alle drei erste Hälften des betreffenden ganzen Werkes, aber doch in sich schon einen Abschluß bildend. Ruskin, wiewohl im neuen Jahrhundert erst uralt gestorben, erscheint uns mit seinen über ein halbes Säkulum zurückliegenden Werken, den „Modernen Malern“ und „den Steinen von Venedig“, wie eine längst historisch gewordene Person, die wir Deutsche durch die Diederichssche Ausgabe uns von neuem wieder aneignen. In den „Modernen Malern“, die seinen Ruhm begründeten, ging er davon aus, in seiner geistreichen, allgemein verständlichen Weise darzulegen, welche Eigenschaften die Landschaftsmalerei haben müsse, und daß alle früheren Landschafter diese nicht erreicht hätten bis auf seinen Zeitgenossen Turner, der als der größte Landschaftsmaler überhaupt und als der größte Künstler des 19. Jahrhunderts zu betrachten sei. Das Thema, so gefaßt, gab ihm Anlaß und Gelegenheit, sich sowohl allgemein wie historisch über alle Fragen auszusprechen, die für einen Künstler in betracht kommen, und die zu kennen für den Laien von dem größten Interesse ist. Die „Steine von Venedig“ bieten in demselben Sinne eine Darstellung der Baukunst, angeschlossen an die Bauwerke Venedigs, weil diese Stadt im Umkreis von etwa sieben oder acht Meilen den Kampfplatz für die drei hervorragendsten Baustile der Welt, den römischen, den lombardischen und den arabischen, bilde und der Dogenpalast deshalb gewissermaßen der Zentralbau der Welt sei. Ch. Broicher hat die Überfülle des Originals beschränkt, indem Stücke fortgelassen und zusammenfassende Übersichten dafür eingeschoben sind, anderseits ist auch das Werk für Deutsche dadurch z. B. lesbarer gemacht, daß für Hilfszitate aus englischen Dichtern deutsche Dichterstellen eingesetzt wurden. H. Jahn bietet in sehr starkem und noch dazu mit kleineren Typen gedrucktem Bande den ganzen Text. Beide Verf. haben redlich mit dem schwierigen Stoff und Stil Ruskins gerungen und beide, wiewohl individuell verschieden, anerkennenswerte Verdeutschungen geliefert, für die jeder dankbar sein wird, der sich versagen muß, zum Original selbst zu greifen. Eine Förderung und Ergänzung des Unternehmens ist Ch. Broichers Biographie, die den Lesern der einzelnen Werke eine Vorstellung von dem Gesamtdasein Ruskins vermitteln will, indem sie in einer leichten Reihe von Essays seine menschlichen und literarischen Schicksale zur Sprache bringt und, wo nur irgend angängig, seine Selbstbiographie „Präterita“ und andere Schriften das Wort nehmen läßt. Dieser Band führt bis zum Erscheinen des zweiten Teiles der „Modernen Maler“ und bis zu Ruskins kurzer Ehe vorwärts. Man erhält aus allem den Eindruck, daß dies gesamte deutsche Ruskin-Unternehmen auf dem rechten Wege ist.

ρσ. **Caroline Rudolphi.** Eine deutsche Dichterin und Erzieherin, Klopstocks Freundin. Von Dr. Otto Rüdiger. Mit Bildnis. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1903.

Dies Buch ist zum Andenken an Klopstocks hundertjährigen Todestag, 14. März 1903, herausgegeben, und zwar mit Unterstützung der Averhoff-Stiftung in Hamburg. Dieser Umstand allein rechtfertigt den Zusatz auf dem Titel, daß Caroline Rudolphi eine Freundin Klopstocks gewesen sei, und läßt uns gerne den unschuldigen Eindruck des Buches hinnehmen, als hätten wir es eigentlich mit einer Hamburgerin zu tun. Caroline Rudolphi (1754—1811) war eine Märkerin von Geburt, wurde durch Gunst und Fügung Erzieherin, zuerst in einem mecklenburgischen Hause, dann in einem eigens gegründeten Institute bei Hamburg, zuletzt seit 1803 in Heidelberg. Sie erwarb sich durch Gedichte und durch ihre Erziehungstätigkeit einen Ruf; in öffentlichen Blättern war öfters damals von ihr die Rede. Hamburg trug ihr den Verkehr mit dem Klopstockschen Kreise, Heidelberg mit dem der Romantiker ein; am letzteren Orte schrieb sie, dargestellt an der Lebensgeschichte Einzelner, ihr Erziehungswerk, das „Gemälde weiblicher Erziehung“, und ihre Selbstbiographie mit nachgelassenen Dichtungen gab ein Sohn des alten Voß heraus. Der Verfasser des vorliegenden Buches verfährt nun so, daß er die genannte Selbstbiographie Stück für Stück vorträgt, an der Hand seines gesammelten oder neuerworbenen Materials die Unrichtigkeiten derselben bessert, die Verschleierungen lüftet, die Lücken füllt: alles natürlich, soweit es möglich war; denn Unaufgeklärtes bleibt, trotz des emsigen Fleißes des Verfassers, noch genug übrig. Eingelegt sind von ihm Kapitel, die über die Schriften der Rudolphi Bescheid geben. Die Art, wie der Verf. sein Material vorlegt und vor unseren Augen zurechtmacht, ist für weiterarbeitende Benutzung des Buches sehr bequem, der Gesamtkomposition aber weniger zuträglich. Die Heidelberger Zeit hätte vielleicht reicher ausgestattet werden können; namentlich die Bekanntschaft mit dem aus Hamburg gleichzeitig nach Heidelberg übersiedelten Buchhändler Zimmer und natürlich mit dem Perthesschen Kreise in Hamburg wurde für die Rudolphi wichtig; Heidelberg war voll von reichen Partikuliers und pensionierten Beamten, die in der herrlichen Gegend äußerst wohlfeil lebten, und die Universität war in frischem Aufblühen begriffen. In Heidelberg konnte sie also mit guter Aussicht auf genügenden Besuch ihres Instituts rechnen. Über Hulda Mereau, eine der Heidelberger Schülerinnen der Rudolphi, gibt es in der Zimmerschen Korrespondenz noch weitere Nachrichten; die Vermutung stimmt nicht, daß Stiefvater und Verwandte sich um das Kind wenig gekümmert hätten, das übrigens in dem Institut sehr gut gedieh und die Rudolphi liebte. Alles in allem genommen erfüllt jedoch das Buch seine Aufgabe recht wohl und fördert nicht unwesentlich die geschichtliche Wiedererkennung einer Zeit, in deren Gesamtbild das Leben und Wirken der Caroline Rudolphi eine sichere, wenn auch bescheidene Stelle einnimmt.

ϱ **Media in vita.** Gedichte von Rudolf Presber. Stuttgart und Leipzig, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1902.

Wir hatten vor einiger Zeit Gelegenheit, eine Sammlung vorwiegend humoristischer Gedichte von Rudolf Presber anzuzeigen; aber —

Das war der lustige Dichter
Sein Ruhm, der war nicht klein;
Er schnitt der Welt Gesichter
Und weinte im Kämmerlein.

Dieses Geständnis finden wir im vorliegenden neuen (inzwischen bereits in zweiter Auflage erschienenen) Bändchen, und es wundert uns nicht, wenn wir an das alte Wort vom Humor denken: daß er mit dem einen Auge lächelt und im anderen die Träne hat. Durch diese Gesänge der Lebensmitte klingt das Thema vom Sterben, aber in so mannigfachen Formen und Variationen, bald tieftraurig und erschütternd, bald trostreich, friedselig und immer in so gedankenreichen, melodischen Versen, daß man nicht müde wird, zu lauschen. Wer könnte, z. B. solche Gedichte wie „Alte Briefe“ und „Das Pferdchen“ lesen, ohne im Innersten bewegt zu sein; wer würde sich nicht angeweht fühlen wie von einem Hauch aus dem Nirwana, wo der Dichter spricht: „Ich möchte sterben, wie der Hindu stirbt“ — uns dann aber doch darüber hinaushebt in der Strophe:

Reifen, welken und zerstieben
Muß dein Frühling — schick dich drein!
Wag die Erde treu zu lieben,
Und du darfst ihr König sein.

Denn wenn der Dichter den Tod besingt, kehrt er darum doch dem blühenden Leben und all den sonnigen Erinnerungen der Jugend nicht den Rücken; „carpe diem“ hat er dem vorletzten Abschnitt seines Liederbuchs als Titel gegeben, und hier auch finden wir den uns lieb gewordenen Humoristen wieder. Köstlich ist, wie er einen Dichter sucht, zuerst einen, fünf Treppen hoch „in bekleckertem Sammetrock“ und mit langen Haaren findet, der ihm beweist, daß er

Als rücksichtslos teutonischer Sänger
Das Draufgängertum der Stürmer und Dränger
Mit dem deutschen Gemüt durch der Verse Glätte
Versöhnt, vermählt und verschwistert hätte.

Dann kommt er zu einem zweiten, im Halbdunkel eines Prunkgemachs auf seidene Kissen gebettet, seine Hand mit Ringen bedeckt, seine Muse „schlank, mager, wie eine der Barrison-Schwestern“ und aus einem Köppingglas eine grüne Chartreuse trinkend —

Und was einst Weise in Ehrfurcht nannten,
Das wird ihm ein Dreck und ein Haß und ein Hohn,
Und Schönheit und Wahrheit werden Trabanten
Nur seiner Gedanken und seiner Person.

Entmutigt steigt unser Suchender die Marmorstufen hinab, da sieht er auf dem Hofe das spielende Portierskind sich aus Sand ein Königsschloß bauen und einen Goldkäfer als verwunschenen Prinzen hineinsetzen, — man muß die reizende Schilderung selbst lesen, wie er dann den Knaben emporhebt und ausruft: „Ich hab einen Dichter geküßt!“ — Man hat zuweilen das Gefühl, als ob es Presber gar zu leicht würde, schöne Verse zu machen: er läßt sich manchmal gehen, und namentlich läßt die Reinheit der Reime nicht selten zu wünschen übrig, — was vielleicht dem Süddeutschen, dem Frankfurter auf die Rechnung zu schreiben ist. Aber alles in allem: Rudolf Presber ist ein Poet, und seine neuen Gedichte waren es wohl wert, dem Andenken seines Vaters gewidmet zu werden, des allzu früh verstorbenen unvergessenen Verfassers von „Wolkenkuckucksheim“ und der Novellen „Wenn der Westwind weht“, die einst in diesen Blättern eine so warme Würdigung gefunden haben.

βλ. **Das deutsche Dichterroß in allen Gangarten vorgeritten.** Von Hans von Gumppenberg. München, Verlag der Deutsch-französischen Rundschau. 1901.

Was hier im Druck vorliegt, Parodien älterer und neuer, ganz neuer Dichtungen, ist in harmloser Weise, und ohne sich der Öffentlichkeit aufzudringen, in manchem heiteren Kreis beliebter Zeitvertreib, vergänglich wie die Stunden, die er ausfüllt, und doch nicht zwecklos, denn es gibt Dinge auf der Welt, über die der Scherz am besten hinweghilft, und andere, die den Spott herausfordern, weil sie selbst jeder Vernunft spotten. Dazu gehören leider sehr viele der allermodernsten Verse. Sie haben denn auch dem Nachdichter den dankbarsten Stoff geliefert, und er hat ihn mit einem Humor benutzt, den er zu glücklich fand, um ihn dem Publikum vorzuenthalten. Was aber der Arno Holz-Schule gegenüber so gut gelang, versagte bei wahren Dichtern. Es liegt kein Grund vor, die Lyrik Eichendorffs, oder Lenaus, oder Gustav Schwabs ins Lächerliche zu ziehen, und es gelang auch nicht.

ϱ **Baedekers Reisehandbücher.** Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1903.

In immer neuen Auflagen und immer aufs neue willkommen erscheinen diese roten Bände, die so nützlich, durchaus auf den unmittelbaren praktischen Gebrauch berechnet und darum so populär sind: knapp gefaßt, geben sie nur das Notwendige, dies aber mit einer Zuverlässigkeit, die kaum übertroffen werden kann. Von „Mittelitalien und Rom“ erhalten wir die dreizehnte, von „Italien von den Alpen bis Neapel“ die fünfte Auflage; „Die Schweiz, nebst den angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol“ erscheint hier zum dreißigsten, „Süddeutschland, Oberrhein, Baden, Württemberg und die angrenzenden Teile von Österreich“ zum achtundzwanzigsten, „Österreich-Ungarn“ zum sechsundzwanzigsten, „Schweden und Norwegen“ zum neunten Male. Ganz neu ist „Berlin and its environs“, das, im wesentlichen eine Wiedergabe des bereits in zwölfter Ausgabe vorliegenden deutschen „Baedekers“ für Berlin, unsere überseeischen Gäste in den Stand setzen will, „ihre Zeit, ihr Geld und ihre Leistungsfähigkeit“ in der Reichshauptstadt auf die beste Weise anzuwenden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bourget. — Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Von Paul Bourget. Übersetzt von A. Köhler. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1903.

Burmester. — Gottfried Nissens Haus. Von Marie Burmester. Hanau, Clauß & Feddersen. 1903.

Buschball. — Das vatikanische Archiv und die Bedeutung seiner Erschließung durch Papst Leo XIII. Von Gottfried Buschball. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Chamberlain-Poske. — Heinrich von Stein und seine Weltanschauung. Von Houston Stewart Chamberlain und Friedrich Poske. Nebst Heinrich von Steins „Vermächtnis". Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Dageför. — Gedichte von Julius Dageför. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Dolorosa. — Fräulein Don Juan. Ein Roman von Dolorosa. Berlin, M. Lilienthal. 1903.

Domansky. — Jean Paul-Bilchlein. Prosastellen aus des Dichters Werken, als Gedichte bearbeitet von Walther Domansky. Danzig, L. Saunier. 1903.

Feddersen. — Erzählungen eines Dorfpredigers. Von J. A. Feddersen. Zweiter Band. Hanau, Clauß & Feddersen. 1903.

Ferry. — Fräulein Oberleutnant und andere Erzählungen. Von Ferry. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Frank. — Simon Eichelkatz und anderes. Von Ulrich Frank. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Georg. — Marcus Manlius. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Max August Georg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1902.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Achter Band: Singspiele. Mit Einleitung und Anmerkungen von Otto Pniower. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Greve. — Oscar Wilde. Von Felix Paul Greve. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1903.

Griebens Reiseführer. — Fünfzehnter Band. Die Reise nach den oberitalienischen Seen: Lago Maggiore, Lugano-See u. s. w. Praktisches Reisehandbuch, neubearbeitet von Franz Tismar. Vierte Auflage. Mit vier Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1903—1904.

Gugitz. — Der Stammbaum und andere Novellen. Von Gustav Gugitz. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Haym. — Gesammelte Aufsätze von Rudolf Haym. Berlin, Weidmann. 1903.

Hofmann. — Gedichte zur Heimatkunde Badens. Herausgegeben von Karl Hofmann. Karlsruhe, Friedrich Gutsch. 1903.

Idel. — Irmgard von Berg. Dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. Elberfeld, Baedeker. 1903.

Jacobowski. — Loki. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. Zweite Auflage. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Kachellek. — Lose Blüten. Von Albert Kachellek. Dresden, E. Pierson. 1903.

Klein. — Max Klinger. Von Rudolf Klein. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1903.

Krafft. — Handbuch für die Vorbereitung zur Kriegsakademie. Zugleich ein Ratgeber für die wissenschaftliche Beschäftigung jüngerer Offiziere. Von Krafft. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Krieg, Der Siebenjährige (1756—1763). — Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Fünfter Band: Hastenbeck und Roßbach. Mit 10 Karten, Plänen und Skizzen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Kulturwelt, Die moderne, ein Narrenhaus. — Von einem Optimisten. Europa 1903. Breslau, S. Schottlaender. 1903.

Langenscheidts Taschenwörterbücher. — Griechisch. Erster Teil: Griechisch-Deutsch. Zusammengestellt von Hermann Menge. Berlin, Langenscheidt.

Langenscheidts Taschenwörterbücher. — Lateinisch. Erster Teil: Lateinisch-Deutsch. Zusammengestellt von Hermann Menge. Berlin, Langenscheidt.

Linhardt. — Paris. Moderne Gedichte. Von Adolphe Linhardt. Diessen, Jos. C. Huber. 1903.

Linhardt-Lehner. — Zweisirre Wanderseelen. Moderne Gedichte. Von Adolphe Linhardt und Rud. Jul. Lehner. Diessen, Jos. C. Huber. 1903.

Lyk. — Gedichte. Eine Seelengeschichte. Von Hugo Lyk. Diessen, Joseph C. Huber. 1903.

Marshall. — Die Tiere der Erde. Von W. Marshall. Bis zur zwölften Lieferung. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Martin. — Lehrbuch der Mädchenerziehung für Lehrerinnenbildungsanstalten und zum Selbstunterricht. Von Marie Martin. Erster Band. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1903.

Meister Eckharts mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Berlin, Karl Schnabel. 1903.

du Mesnil. — Nebengedanken eines Landarztes. Von du Mesnil. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Morgenstern. — Ernährungslehre. Grundlage zur häuslichen Gesundheitspflege. Von Lina Morgenstern. Fünfte, erweiterte Auflage. Berlin, Schall & Rentel. O. J.

Museum, Das. — Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Achter Jahrgang bis zur vierzehnten Lieferung. Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Pfungst. — Neue Gedichte. Von Arthur Pfungst. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmler. 1903.

Platzhoff-Lejeune. — Wert und Persönlichkeit. Zu einer Theorie der Biographie. Von Eduard Platzhoff-Lejeune. Minden i. W., J. C. C. Bruns. 1903.

Platzhoff-Lejeune. — Paul de Lagarde. Von E. Platzhoff-Lejeune. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1903.

Polenz. — Das Land der Zukunft. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Poppe. — Friedrich Hebbel. Von Theodor Poppe. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1903.

Rau. — Franz Grillparzer und sein Liebesleben. Von Hans Rau. Mit zahlreichen Porträts. Berlin, H. Barsdorf. 1904.

Ruskin. — Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Von John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Theodor Knorr. Zweiter Band. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz. 1903.

Saitschick. — Menschen und Kunst der italienischen Renaissance. Von Robert Saitschick. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Schmidtke. — Das Klosterland des Athos. Von Alfred Schmidtke. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1903.

Schubin. — Ailes brisées. Par Ossip Schubin. Traduit de l'Allemand par Th. Kempf et J. de la Grange. Paris, Annales bibliographiques et littéraires. 1903.

Swift. — The monarch billionaire. By Morrison J. Swift. New York, J. S. Ogilvie publishing company. S. a.

Thoma und Heine. — Das große Malöhr im Juni 1903. Wahrheitsgetreu dargestellt von Ludwig Thoma und Th. Th. Heine. München, Albert Langen. 1903.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Schaltjahr 1904. Siebenundsechzigster, reich illustrierter Jahrgang. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.

Weigand. — Stendhal. Von Wilhelm Weigand. Berlin, Goße & Tetzlaff. 1903.

West. — Offener Brief an Seine Majestät Zar Nikolaus von Rußland. Die neue Kultur und die Warenzölle. Von Jul. H. West. Mit einem Geleitwort von Bertha von Suttner. Berlin, Siemenroth. 1903.

Wichmann. — Bonaparte und Bourbon. Historisches Drama in fünf Akten aus der Zeit Napoleons I. Von Franz Wichmann. Braunschweig, Richard Sattler. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierersschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Der Gnadenschuß.

Von

Ossip Schubin.

(Schluß.)

Erst seit ein paar Stunden weiß Stasa von Jeniks Tode, aber sie hat das Gefühl, als ob Jahre verstrichen wären zwischen gestern und heute. Niemand hat ihr die Nachricht gebracht, ganz zufällig hat sie von dem Unglück erfahren, vormittags beim Krämer. Sie hatte so etwas gefühlt wie einen kalten, harten Stoß vor die Brust, sie hatte alles liegen und stehen lassen und war in die Hütte seiner Eltern gelaufen, am anderen Ende des Dorfes, an der Seite eines geräumigen Wirtschaftshofes. Und die kalte Oktobersonne lag über dem Hof, und alles war still. Die Tür eines Schuppens stand offen — ein Geruch von Weihrauch schwebte zu ihr herüber — dort mußte er sein. Sie schlich heran, aber ehe sie die Tür erreicht hatte, packte eine schwere Hand sie rauh an der Schulter, die Hand seines Vaters.

„Was hast du hier zu suchen?“ rief er. „Dirne! Hinaus mit dir!“

Sie war nach Haus getaumelt. Als sie dort ankam, wußte es die Mutter schon. Aber sie sprach nicht mit Stasa darüber, auch mittags nicht; und als sie mit traurigen, befremdeten Augen immer zu ihr hingeschaut hatte, ohne daß sie wagte, den Blick auf ihr ruhen zu lassen, aus Angst, ihr wehe zu tun, da war Stasa aufgesprungen und hinausgelaufen in ihr Zimmer. Da saß sie jetzt, grad und starr auf ihrem Bettchen. Durch das offene Fenster strahlte die Nachmittagssonne, und die herbe Oktoberluft wehte herein. Über den rotblühenden Geranien wiegte sich ein orangegelber Falter. Leise knisterten die Blätter, die der Wind von den Bäumen streifte, dazwischen knirschten müde Schritte über das spröde, trockne Gras. Manchmal zitterte ein Seufzer zu Stasa herüber. Stasa stand auf, trat ans Fenster, die Mutter war im Garten. Aus dem Dorfe herüber tönte ein Leierkasten.

Es griff Stasa an die Nerven, daß sie hätte aufschreien mögen vor Entrüstung.

Warum sollte er nicht spielen? Sie hatte es vergessen, sie legte die Hand an die Stirn. — Ja . . . Jenik war tot . . . Das ganze Dorf konnte doch nicht trauern, weil Jenik tot war. Jenik — tot . . . tot — — — Was bedeutete es denn eigentlich, daß Jenik tot war?

Sie stand einen Augenblick stumpf da, immer noch die Hand an der Stirn.

Jetzt hörte sie eine fremde Stimme im Gärtchen draußen; ihre Mutter hatte Besuch bekommen. Stasa floh in das Innere des Raumes und setzte sich von neuem auf ihr Bettchen.

Aber die Stumpfheit in ihr verflüchtigte sich mehr und mehr. Sie horchte auf die fremde Stimme, und jedes Wort, das die sagte, traf sie ins Herz. Sie kannte die giftige alte Schwätzerin. Fialkowa hieß sie, und ihr Sohn hatte im Zuchthaus gesessen. Seitdem war sie so giftig, und das Giftigste an ihr war das Mitleid — das war nämlich nichts anderes als sentimentale Schadenfreude. Wenn andere Menschen sich für etwas zu schämen hatten, feierte die Fialkowa ein Fest.

Sie wußte alles ganz genau und erzählte es weitläufig. Wie der Streit angefangen, wie der arme Jenik durchaus nicht habe glauben wollen, und wie hätte er auch! Kein Mensch hätte so etwas geglaubt, sie, die Fialkowa, am allerwenigsten. Ach, was man alles erleben mußte — und man mußte sich fügen in den Willen Gottes, aber manchmal war es fürchterlich, und das Schrecklichste, die Schande, die man an seinen eigenen Kindern erlebt, — das wußte sie am besten, seitdem man ihr den Sohn ins Gefängnis gesperrt hatte; und er war ein so guter Junge, wenn er auch gestohlen hatte; die Geliebte hatte ihn verführt, — ach, die Frauenzimmer seien immer die Ärgsten, seien immer diejenigen, die die Männer verführten, das heißt, nein — so habe sie es nicht gemeint, sie wolle durchaus nicht alle Schuld auf die Stasa werfen; die sei ganz gewiß nur ein wenig gefallsüchtig und leichtsinnig gewesen — und der Förster sei so viel älter und sein Einfluß ein so gewaltiger; aber schrecklich sei die Sache doch . . . Nun, ein Begräbnis würde der Jenik haben, so etwas gab es nicht alle Tage. „Sechs Kranzeljungfern werden den Sarg tragen," rief sie aus, „in weißen Kleidern mit schwarzen Schärpen. Und hinter dem Sarg wird natürlich die schwarzverschleierte gehen, die das gebrochene Lebenslicht auf einem Kissen trägt, und die weißverschleierte, die den Brautkranz trägt." Sie begann die Namen der Kranzeljungfern herzuzählen, einen nach dem anderen, aber der Stasas war nicht dabei.

Stasa grub sich die Nägel in die Schläfen, dann stopfte sie die Knöchel ihrer Hand zwischen ihre Zähne, um nicht laut aufzuschreien. Indessen redete die Fialkowa weiter: „Ja, ja, es ist sehr traurig," sagte sie zum zehnten Male, „ich kann Euch gar nicht sagen, wie leid Ihr mir tut. Nein, niemals hätte ich so was von Eurer Stasa geglaubt, ich . . ."

Ehe sie weiterreden konnte, fiel ihr die Mutter ins Wort: „Und ich glaube es heute noch nicht," rief sie aus, „ich bin überzeugt, daß mein Kind unschuldig ist."

Stasa fuhr zusammen; eine ungeheure, wohltuende Wärme durchzog sie ganz und löste die Starrheit ihres Schmerzes. Ihr war, als habe der liebe Gott sie auf die Stirne geküßt.

Sie horchte nicht mehr auf das Geschwätz da draußen. Sie streckte sich auf ihr Bettchen aus. Jetzt konnte sie weinen. —

Die Fialkowa war fort. Es war wieder still geworden in dem einsamen Hof. Die Dämmerung sank dicht, und der Mond war noch nicht aufgegangen. In einem Winkel der Küche saß die Bejlkova und starrte aus ihren vom Weinen verschwollenen Augen trostlos ins Leere. Eine blakende Unschlittkerze stand auf dem Tisch in der Mitte der Stube. Da öffnete sich leise die Türe. Stasa schlüpfte herein. Sie ging auf die Kerze zu und löschte sie aus.

Das Licht hatte ihr wehgetan. Sobald die zudringliche Neugier des Lichtes ausgelöscht war, fühlte sie eine Erleichterung; nicht daß es jetzt ganz dunkel geworden wäre; durch das Fenster schimmerte es weißlich und um das Türchen des Kochherdes glühte es rot. Aber was von Helligkeit noch übrig blieb, war zärtlich und rücksichtsvoll. Die Mutter im Winkel dort war etwas ganz Undeutliches, Umrißloses geworden, etwas fast Körperloses und dennoch unendlich Wohltuendes. Stasa kniete vor der Mutter nieder und barg den Kopf in ihrem Schoß. Die Mutter sprach kein Wort, legte nur die Hand auf den Scheitel des Kindes. Da hob Stasa den Kopf und nahm die magere Hand zwischen ihre beiden, benetzte sie mit Tränen und küßte sie tausendmal. Dann richtete sie sich auf und setzte sich neben die Mutter auf die Bank. So saßen sie beide eng aneinander geschmiegt, Mutter und Tochter; sie sahen einander nicht, sie fühlten einander nur.

„Mütterchen, Mütterchen, ich bin dir so dankbar, daß du das nicht von mir glaubst, Mütterchen, — mein Mütterchen, — es ist auch gar nicht wahr, daß ich ihm leichtsinnig die Treue gebrochen habe, o nein, das ist nicht wahr!"

Die Mutter streichelte ihr das lockige Köpfchen und hielt sie enger an ihre Brust. „Ich wußte, daß es nicht sein könne, daß man dich verleumdet hat. Aber die Wahrheit wird doch ans Licht kommen; die Menschen werden sich davon überzeugen, daß du unschuldig bist, — mein Lamm — mein Täubchen, mein reines Schneeflöckchen du!"

Stasa zuckte zusammen. Wenn das Vertrauen der Mutter sie noch kürzlich aufgerichtet, gestärkt, fast beglückt hatte, so wirkte seine nichtsahnende Abgeschlossenheit hingegen lähmend auf sie. Sie hatte gehofft, die Mutter habe erraten; aber nein, die Mutter hatte nur geglaubt. Und dieser Glaube verschüchterte das Geständnis, das sich doch so schmerzlich heiß aus dem gebrochenen jungen Herzen heraussehnte. Dreimal öffnete sie die Lippen, aber immer wieder versagte das Wort. Da fing die Mutter von neuem an, die Tochter zu streicheln, und an der behutsamen Zartheit dieser Berührung fühlte Stasa, daß sich in der armen Mutter ein quälendes Ahnen, ein dämmerndes Verstehen zu regen begann. Da brach Stasa in heftiges Weinen aus; dann sprach sie: „Das ist es eben — ach Mütterchen, daß . . . daß es wahr ist —

und daß ich doch unschuldig bin . . .!" Sie schluchzte so heftig, daß sie nicht weiterreden konnte.

„Großer Gott!" rief die Mutter aus, halblaut, dumpf, ohne Nachdruck, vom Schrecken betäubt; dann küßte sie Stasa auf die Stirn. Jetzt verstand sie. —

Eine lange, traurige Stille folgte. Immer wärmer schmiegten sie sich aneinander, und Stasa sah nichts, hörte nichts, sie fühlte nur, fühlte die Teilnahme der Mutter und die Dankbarkeit, sich darin ausruhen zu dürfen.

Es war fast, als habe sich ihr Bewußtsein in einer wohltuenden Ohnmacht aufgelöst. Langsam erwachte sie, hörte wieder das Ticken der Wanduhr, das Knistern des brennenden Holzes im Herdfeuer, das Rauschen der Blätter draußen. Sie wußte wieder, daß Jenik tot war, und daß der Förster ihn erschlagen hatte, sie hörte die Frage der Mutter: „Wie war das möglich, Stasinko? wann ist das geschehen?"

„Ach, Mutter! es ist schon lang her — im Sommer war es — o, eine so wunderschöne Mondnacht . . . Ihr wißt ja, der Mond hat mir's angetan, schon als Kind kroch ich zum Fenster hinaus in den Mondnächten und lief in den Wald, und manchmal saß ich nur ganz still und sah zu, wie die Schatten unter den Bäumen tanzten, und freute mich, daß alles so schön duftete; und wenn es sehr warm war, dann zog ich meine Kleider aus und stieg in den Bach. Und diesen Sommer, da war eine so wunderschöne Nacht, und der Mond schien in mein Zimmer über die Blumen auf meinem Fensterbrett — und da öffnete ich das Fenster — weil es so dumpf und eng war in dem Stübchen; ich konnte nicht schlafen vor Hitze. In der Kammer war's dumpf und eng, und draußen schlich die Nacht so kühl durch den Wald — und plötzlich packte mich die Sehnsucht — hinaus. Ihr hattet es mir ja verboten, allein in den Wald zu gehen, in der Nacht — und ich hätte Euch gefolgt, ich hatte mir's vorgenommen — das glaubt mir, aber . . . anstatt das Fenster zu schließen . . . habe ich — — — die Blumentöpfe von dem Fensterbrett geräumt und bin . . . hinaus."

Die Mutter atmete kaum mehr — „und dann," flüsterte sie mit trockenen Lippen.

„Ich kannte keine Furcht — niemand hatte mir je etwas getan — und dann — als ich — — — gerade den Fuß ins Wasser setzte — da, o Mutter — Mutter! — — — er hat mich gebrochen — wie der Sturm einen Baum — o Mutter — — — dann plötzlich ist er erschrocken — und fort . . . o Mutter, Mutter!"

Sie schluchzte so, daß ihr ganzer schlanker Körper davon zuckte. Die Mutter regte sich nicht. Sie war so starr vor Entsetzen und Schmerz, daß sie sogar vergaß, die Kleine zu streicheln. Erst nach einer Weile murmelte sie: „Mein armes, unglückliches Kind! Aber warum hast du dich denn mir nicht anvertraut, zum wenigsten mir?"

„Ach Mutter! ich schämte mich so! Und ich sagte mir, ich kann ja nichts dafür, bin ganz, ganz unschuldig, und wenn niemand davon weiß, so ist's überhaupt, als ob es nie geschehen wäre, und ich werde es vergessen, wie man

einen bösen Traum vergißt. Aber wenn ich's Euch gesagt hätte, so hätte ich nicht mehr vergessen können — jedesmal, wenn Ihr mir in die Augen gesehen, hätte ich mich erinnern müssen. Was hätt's auch genützt, Euch es zu sagen?"

„Man hätte den Förster verklagen können," sagte die Bejlkova mit harter, rachsüchtiger Stimme, „und jetzt ist's zu spät, mein armes Kind, jetzt glaubt dir niemand mehr. Dein eigener Vater wird dir nicht glauben, wenn ich ihm die Sache erzähle."

Nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte, erfüllte es den Förster mit Genugtuung, sein Geheimnis für sich behalten zu haben. Er war nun fest entschlossen, die Sache vernünftig durchzuführen, mit sich fertig zu werden, wie er es nannte; und er hoffte, binnen kurzem seinen Lebensmut und seine Daseinsfreude zurückzugewinnen. Die Rolle, in die er sich hineinzuspielen versuchte, war die des jovialen, gemütlichen Don Juan.

Er ging selbst zu Gericht und stellte sich der hohen Obrigkeit zu Verfügung; und diese versicherte ihm, daß es sich in diesem Fall wirklich nur um eine gerichtliche Formalität handeln könne; immerhin sei es ganz zweckentsprechend, sich mit einem Advokaten zu beraten. So suchte Pribik am folgenden Tag einen Advokaten auf. Die Beratung dauerte nicht lang; um so länger das darauffolgende Gabelfrühstück, mit welchem Pribik seinen Rechtsfreund in dem bestakkreditierten Wirtshaus von Jaromiritz traktierte.

Es war gegen drei Uhr nachmittags, als er quer durch den Wald der Försterei zuschritt. Er hatte den Hut aufs Ohr gesetzt und betonte in seinem Gang eine Art energischen, fast munteren Tempos. Eigentlich aber hatte er Mühe, vom Fleck zu kommen. Die Temperatur war umgeschlagen. Eine laue Feuchtigkeit erfüllte den Wald, und der Himmel, den man zwischen den halbentblätterten Bäumen sah, war grau. Hie und da fiel ein Tropfen. Die Luft lag dem Förster schwer auf den Schultern, und bei jedem Schritt hatte er das Gefühl, etwas aus dem Weg schieben zu müssen. Nur nicht daran denken ... nicht daran denken!

In den Blättern rauschte es leise, müde sanken sie zu Boden, aber durch das Rauschen drang jetzt noch ein Laut — erst aus weiter Ferne ein undeutliches, aber selbst in seiner Undeutlichkeit unsäglich peinliches Geräusch; es kam näher, wurde schneidend laut; Posaunen, die einen Trauermarsch bliesen, eine sich traurig hinschleppende, in die Erde hineinsehnende Melodie. Am Rande des Waldes blieb Pribik stehen und blickte hinaus ins Freie. Den unebenen Weg zwischen den aufgeackerten, braunen Feldern entlang bewegte sich ein Leichenzug, vorne der Priester im Ornat, zwischen Weihrauch schwenkenden Ministranten, dann der Sarg, von sechs weißgekleideten Mädchen getragen. Wie schwer sie zu tragen hatten! Hinter ihnen ein feierlich hinschreitender Menschentroß.

Das war Jeniks Begräbnis. —

Der Klang der Posaunen fuhr dem Lauschenden wie ein stumpfes Messer durch alle Nerven. Er konnte sich nicht überwinden, aus dem Wald heraus-

zutreten, solange der Zug nicht vorüber war. Der Nebel verwischte die Umrisse. Man sah die einzelnen Menschen nicht. Wie ein langes, düstres Ungeheuer wälzte sich die traurige Prozession durch die Felder.

Hinter einer gelb umschleierten Birke versteckt, hielt sich der Förster unbeweglich. Seine Füße standen schwer und kalt in dem nassen Moos. Jetzt waren die Posaunen verklungen, der Leichenzug seinen Augen entrückt.

Als er nun, seines Weges ziehend, ein paar Schritte weit gegangen war, hörte er unweit von sich einen halberstickten Wehlaut — etwas wie das Wimmern eines angeschossenen Tiers. Er sah sich um. Dort auf der Erde, das Gesicht im Moos vergraben, lag ein vor Schmerz zuckender Mädchenkörper.

Er erkannte Stasa, die gleich ihm hinter den Bäumen am Waldrand versteckt dem Leichenzug heimlich nachgespäht hatte. Offenbar hatte man es ihr nicht gestattet, ihrem Schatz das letzte Geleit zu geben, hatte sie als unwürdig weggestoßen. Armes Ding! Ein peinigendes Mitleid übermannte ihn, er wollte auf sie zustürzen, sie trösten, sie fragen: „Was kann ich für dich tun, du Unglückliche; verfüg über mich!“ Schon hatte er einen Schritt auf sie zu gemacht, da blieb er stehen und kehrte um.

Durch das kraftlose Herbstlaub ging ein Zischeln, wie ein tausendfältiges Hohnlachen — er krümmte die Achseln wie unter einer Last von unabweisbarer Selbstverachtung. — —

Aber er konnte sich nicht losreißen von dem Gedanken an sie. Das Mitleid mit ihr zerfleischte ihn geradezu. In der Försterei konnte er's nicht aushalten; alles drängte ihn zu ihr. Es war wie ein starkes magnetisches Fluidum, das ihn zu ihr zog. Etwas mußte sich doch noch tun lassen für sie.

Er schleppte sich bis an die Hütte mit dem schwarzen Holzgebälk und fing an, sich's zurechtzulegen, was er ihrer Mutter sagen wollte: „Ich weiß, das ist ein harter Tag für Euch und Euer Kind! Mir ist leid, daß das geschehen ist . . .!“ Hier kam er ins Stocken. Er sah mit einemmal die Augen der Mutter vor sich; er sah sie genau — groß, starr, hart auf ihn gerichtet, mit einem Blick, der Rechenschaft forderte von ihm. Die Mutter mußte wissen, wie es geschehen war. Wenn früher auch Stasa geschwiegen, weil sie hatte hoffen können, die Sache geheimzuhalten, selbst vor der eigenen Mutter: jetzt war der Bann gebrochen, sie mußte sich mit der Mutter ausgesprochen haben.

Scheu eilte er an der Hütte vorbei. — Nein, nein, es ging nicht. Nicht einmal die armselige Erleichterung, ihr eine ausgiebige Unterstützung zu bieten, sollte ihm gegönnt sein.

Das Tageslicht war bereits fahl; dort, wo die Sonne am Horizont langsam sinkend die grauen Wolken entzündete, lag der Kirchhof. Seine düstren Umrisse, die mächtigen alten Linden, zwischen denen man die Kreuze nicht sah, hoben sich ab wie gegen ein drohendes Flammenmeer. Dorthin lenkten ihn

seine Schritte. Er hatte längst aufgehört, sie zu lenken, er folgte seinen Impulsen mechanisch.

Die Sonne sank, die Flammen am Himmel starben; nur hier und da schimmerte es noch rot aus den Wolken, wie verlöschende Glut aus grauer Asche. Dort, wo das Dorf lag, breitete sich ein Lichtfleck aus — das hellbeleuchtete Wirtshaus, in dem jetzt getanzt wurde, wie immer nach einem Junggesellenbegräbnis. Eine leichtfertige Musik tönte zu dem Förster herüber, die Melodie war kaum erkennbar, aber der Rhythmus war deutlich der einer Polka; dazwischen verfolgte ihn zudringlich ein scharfes, schiebendes, regelmäßiges Geräusch vom Kirchhof her. Inmitten der in ihm tobenden Aufregung wurde er sich klar darüber, daß es das Zuschaufeln des Grabes war. Eine Schaufel Erde nach der anderen. Das Geräusch wurde schwächer, dumpfer, je mehr das Grab sich füllte.

Durch die dichter sinkende Dämmerung sah er jemanden auf den Kirchhof zugehen — eine junge, schlanke Gestalt, deren Schritte zugleich schwankend und eilig waren, — Stasa. Knapp vor dem Friedhof blieb sie stehen, streckte den Kopf vor und kauerte sich dann zu Füßen einer der alten Linden zusammen, die wie zwei große Schildwachen rechts und links von der Kirchhofstüre emporragten. Offenbar wartete sie, bis der Totengräber seine Arbeit beendet haben würde.

Immer dumpfer fiel die Erde zur Erde. Dann kam etwas, das halb wie ein Seufzer, halb wie ein Gähnen klang. Der Totengräber war fertig und verließ mit schlürfenden Schritten den Friedhof.

Stasa war hineingeschlüpft. Mit dringender Hast, als gelte es, dem Geliebten in die Arme zu stürzen, eilte sie die schmalen Pfade entlang zwischen all den niedrigen Hügeln und Kreuzen bis zu seinem Grab. Sie warf sich darauf der Länge nach, und schluchzend fing sie an, die Erde aufzuwühlen und Liebkosungsworte hineinzustammeln.

Es war jetzt fast dunkel und ganz einsam. Und wieder folgte Pribik seinen Schritten, die ihn lenkten. Neben dem Grab des Menschen, den er getötet, blieb er stehen und beugte sich über die Unglückliche, die er zu Grunde gerichtet hatte.

„Stasa, Stasa, Stasinko," murmelte er, „mir ist leid um dich — Stasa, kann ich denn gar nichts tun, um dir zu helfen? Ich täte es so gern!"

Da aber richtete sie sich auf.

„Mir helfen! Wie wollt Ihr mir helfen?" schrie sie. „Solange er noch lebte, da hättet Ihr ihm die Wahrheit sagen können — geht. Den Tod! — Anderes nehme ich nicht von Euch an!"

Einen kurzen Augenblick blieb sie starr vor ihm stehen. Dann, ehe er noch Zeit gefunden hatte, etwas zu erwidern, war sie über die niedrige Kirchhofsmauer gesprungen, neben der das Grab sich befand, und fort. Die unbestimmten Umrisse ihrer Gestalt zerflossen vor Pribiks Auge im Dunkel.

Die Bejlkova behielt recht. Niemand glaubte der nachträglich vorgebrachten Beichte der armen Stasa. Selbst der eigene Vater nicht. Er war

nicht zu Hause, sondern in einem mehrere Stunden entfernten Städtchen in der Arbeit gewesen, als der entsetzliche Auftritt zwischen Jenik und dem Förster sich abgespielt hatte. Als ihm nach seiner Rückkehr sein Weib die trostlose Geschichte der Tochter erzählte, zuckte er nur die Achseln und stieß einen Fluch gegen die Tochter aus. Nach einer Weile aber fing die Geschichte an, ihm im Kopfe herumzugehen. Nicht daß er mit einem Male sein väterliches Vertrauen zurückgewonnen hätte; nein. Aber er witterte eine Möglichkeit, Geld herauszuschlagen. Nachdem er die Sache hin und her überlegt hatte, ohne schlüssig werden zu können, begab er sich zu seiner bewährten Freundin Rosalka, der Witwe, die von Kartenlegen und Viehbesprechungen lebte, und ging sie um Rat an.

Sie riet ihm zwei Dinge. Erstens, den Förster sofort um eine bestimmte Summe anzugehen, unter dem Vorwande, eine Mitgift für Stasa sichern zu wollen. Zweitens, die Stasa in einen entfernteren Ort in Dienst zu schicken. Den ersten dieser beiden Ratschläge auszuführen, zeigte sich leicht. Weit entfernt, die Forderung des Mannes als einen Erpressungsversuch von sich abzuweisen, ging der Förster mit der jovialsten Bereitwilligkeit darauf ein. Vejlek trug seine vierhundert Gulden in die Sparkasse in Jaromiritz, verehrte der Rosalka ein rotes Tuch und machte sich daran, den zweiten ihrer Ratschläge auszuführen. Da aber stieß er auf Hindernisse. Sein sonst so sanftes, gefügiges Weib widersetzte sich ihm heftig, wollte nichts davon hören, ihr armes, trauriges Kind in die Fremde zu schicken. Aber der Maurer blieb fest. Solange die abscheuliche Geschichte nicht vergessen sei, dürfe Stasa nicht in Bolechov bleiben, erklärte er. Schließlich gab die Mutter unter der Bedingung nach, daß die Verbannungszeit der Tochter sich auf ein einziges Jahr beschränken solle. Dann wurde lange hin und her geschrieben, bis sich endlich durch die Vermittlung einer Verwandten etwas Passendes fand, ein Platz bei einem vermögenden älteren Fräulein in einer Fabrikstadt Südböhmens.

Am ersten Dezember sollte Stasa den Dienst antreten. Die letzte Nacht! Wie sie weinte, wie sie sich an die Mutter klammerte! Die Mutter saß an ihrem Bettchen, blaß und elend, aber energisch, wenigstens äußerlich. Selber grenzenlos verzagt, bemühte sie sich doch, dem Kinde Mut zu machen. Stasa blieb verzweifelt. Sie weinte, weinte, weinte . . . Als sie endlich einschlief, schlief sie so fest, daß es ihrer Mutter den nächsten Morgen kaum gelingen wollte, sie zu wecken. Sie taumelte, während sie sich wusch und ankleidete; die Mutter stopfte ihr die nötigen Sachen in ihr Ränzel. Dann setzten sie sich an den Tisch, auf dem die Unschlittkerze brannte und einen rotgelben Lichtkreis um sich herum verbreitete, während der Morgen grau und mutlos in die kleinen, tiefsitzenden Fenster hineinsah. Stasa sollte frühstücken. Doch kaum daß sie ein paar Schluck des dampfenden, anheimelnd duftenden Kaffees zu sich genommen, befiel sie plötzlich wieder ein so heftiges, krampfhaftes Schluchzen, daß es ihren zarten, jungen Leib fast auseinanderriß. — „O Mutter, Mutter, — ich kann nicht fort — ich kann nicht — laßt mich zu Hause — gönnt mir's."

Die Mutter versuchte, fest zu bleiben. Aber Stasa hörte nicht auf zu schluchzen — und ihr Schluchzen wurde immer kläglicher. Es war wie das Schluchzen eines ganz kleinen Kindes, das man von der Mutter losreißen will; es sprach eine so rührende Hilflosigkeit aus dem jämmerlichen Laut und eine so namenlose Angst. Da trat Vejlek in die Stube, und als Stasa merkte, daß sein Gesicht bleich und unruhig von Mitleid war, eilte sie auf ihn zu, sank ihm zu Füßen und umschlang seine Kniee. „O, Vater, verstoßt mich nicht", rief sie, „jagt mich nicht hinaus! Schämen müßt Ihr Euch ja für mich, und das sehe ich ein. Aber ich will ja meinetwegen bei Euch leben wie eine Gefangene. Will nie aus dem Hof und Gärtchen heraus, damit mich keiner sieht. Und arbeiten will ich auch für Euch wie eine Magd; das Vieh will ich Euch versorgen, das Geflügel, den Garten, die Küche, die Wäsche, alles, aber laßt mich bei Euch. Die Mutter ist schwach; seht nur, wie blaß sie ist. Es fällt ihr schon schwer, die Hände zu regen; laßt mich zu Hause — laßt mich arbeiten für sie!"

Den Vater riß es am Herzen, aber was konnte er tun? Er hatte ja der Rosalka versprochen, daß er seine Tochter nicht zu Hause behalten wolle. So sagte er nur: „Jetzt stehe auf und sei vernünftig. Fort mußt du. Dagegen ist nichts zu machen. Aber wenn du brav bist, darfst du bald zurück. Und jetzt schau, daß du fortkommst, damit du die Bahn nicht versäumst!"

Sie küßte ihm die Hand; dann, begleitet von der armen, schwachen Mutter, ging sie. Er stand am Hoftor und blickte den beiden nach, wie sie die Straße entlang schritten, die an dem Dorf vorbeiführte auf die Station.

Es mochte gegen vier Uhr sein, als Stasa sich dem Ziel ihrer Reise näherte. Ein Weib, das neben ihr in dem Abteil dritter Klasse saß, und mit dem sie unterwegs ins Gespräch gekommen war, forderte sie auf, zum Fenster hinauszusehen, und mit dem Finger nach einer bestimmten Richtung deutend sagte sie: „Das ist Pernik." Gegen den sich rötenden Himmel zeichnete sich in grauvioletter Undeutlichkeit ein Stadtumriß, aus dem viele hohe Schlote um die Spitze eines schönen, altgotischen Kirchturmes aufragten.

Der Anblick fesselte Stasa und flößte ihr zugleich Grauen ein. Sie fürchtete sich vor der Stadt wie vor einem Ungeheuer. Als der Zug hielt, tat ihr's leid, sich von dem Weib, mit dem sie sich unterwegs angefreundet hatte, zu trennen. „Ihr steigt nicht aus?" fragte sie schüchtern.

„Nein, ich fahre weiter!" . . .

Stasa seufzte. „Wie schade, ich hätte mich so gefreut, wenn Ihr in derselben Stadt geblieben wäret wie ich, — ich bin hier ganz fremd, und mir ist so bang!" . . .

„Armes Ding," sagte das Weib, „'s wird auch schwer sein für dich. Pernik ist eine böse Stadt, so viel Fabriken und drei Kasernen! Das bringt allerlei mit sich, was einem jungen Mädchen gefährlich werden kann. Besonders einem, das mit einem so hübschen Gesicht ausgestattet ist wie du. Nun, du mußt eben trachten, recht brav zu sein, und an nichts anderes denken,

als daran, deine Herrschaft zu befriedigen und etwas zurückzulegen für deine alten Tage!"

Ehe sie noch zu Ende gesprochen, hatte der Schaffner bereits die Tür des Abteils zugeschlagen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Stasa stand allein auf der Plattform, allein inmitten eines großen Menschengewühles, in dem es — wie es ihr schien — jeder hauptsächlich darauf abgesehen hatte, den andern aus dem Wege zu stoßen.

Um eine Stunde später erreichte Stasa nach verschiedenen kleinen Mißgeschicken das Haus ihrer Brotgeberin. Es befand sich auf einem schlecht gepflasterten Platz, auf dem nur eine einzige Laterne brannte, weshalb sie weder das Haus noch seine Umgebung genau zu erkennen vermochte. Als sie im ersten Stockwerk läutete, öffnete ihr ein starkes, bunt gekleidetes, noch junges, aber bereits überreifes Mädchen mit einem zerzausten blonden Lockenschopf über einem hübschen, aber gemeinen Gesicht. Stasa wurde übel zumute bei ihrem Anblick. Etwas an ihr — Stasa hätte nicht zu sagen gewußt, was — erinnerte sie an die Rosalka.

Das junge Mädchen führte sie in die mit blauen und gelben Backsteinen gepflasterte Küche, in der eine ältere Person, mit einer Haube anstatt eines Tuches auf dem Kopfe, um den Herd herumhantierte. „Das ist die Neue," erklärte das Mädchen mit dem blonden Lockenschopf der ältlichen Person, die offenbar ein Mittelding zwischen Köchin und Haushälterin war; „ich werde sie gleich anmelden, Frau Kathi."

Die als Frau Kathi Angeredete fiel ihr in den Arm. „Bleibt da!" rief sie. „Das gnädige Fräulein hat's Euch verboten, ihr noch einmal unter die Augen zu treten."

„Mißgünstige alte Jungfer, wenn sie glaubt, daß ich mir daraus was mache!" rief das Mädchen und stieß ein grelles, unangenehmes Lachen aus. „Na, sie wird wohl auch einmal jung gewesen sein!"

„Schweigt!" rief Frau Kathi; „da kommt die Fanny, die wird die Neue zum gnädigen Fräulein führen!"

Die Fanny war eine große, schlanke Person, Anfang der Vierzig, mit einem hübsch geschnittenen, aber übermäßig schmalen, hohlwangigen Gesicht. Sie kam Stasa sehr vornehm, ja geradezu wie eine Dame vor, Anziehendes aber hatte sie für das junge Mädchen nicht. Sie betrachtete Stasa kritisch und mißbilligend vom Kopf bis zu den Füßen und führte sie hierauf in eine geräumige Stube, die einen zugleich altmodischen und ungemein wohnlichen Eindruck machte. Alles darin atmete eingewurzelten, ererbten Wohlstand, einen Wohlstand, der seine Gewohnheiten und Vorurteile mitererbt hatte und jede Veränderung nach einer moderneren, ästhetischeren oder komfortableren Richtung als eine unnötige Prahlerei angesehen hätte oder als einen an der lieben Vergangenheit begangenen Treubruch, einen Mangel an Pietät.

In einem Ruhestuhl saß, die Arme auf die geraden Seitenlehnen gestützt, eine alte Dame in einem lose um sie hängenden, schwarzen Kleid, und mit einem

unter dem Kinn geknüpften Spitzentüchlein auf dem Kopf. Neben ihr auf einem kleinen Tischchen stand ein kleiner Nachmittagsimbiß. Zu ihren Füßen saß ein brauner Dachs und blickte begehrlich nach den knusperigen Zwiebäcken. Als Stasa hinter der gezierten Jungfer eintrat, hob das alte Fräulein die Augen zu ihr auf, schöne, dunkle Augen, die einmal sehr scharf gesehen, aber sich's abgewöhnt hatten, um den Menschen nicht wehezutun. — Jetzt waren sie nur noch freundlich und müde. Die Freundlichkeit steigerte sich bei Stasas Anblick zu aufrichtigem Wohlgefallen. „Also das ist das neue Mädchen," bemerkte sie, sich der tschechischen Sprache bedienend. „Nun, sie sieht nett und gutwillig aus — hoffentlich wird sie Ihnen eine tüchtige Stütze sein, Fanny!"

„Was das anbelangt" — die Stimme der Jungfer klang scharf, und sie hob wie abwehrend die Achseln —, „was das betrifft . . ."

„Ach, lassen Sie's gut sein," verwies ihr etwas ungeduldig das Fräulein; „ich habe Vertrauen zu der Kleinen. Komm her, Kind, tritt ein wenig näher." Stasa trat näher, ihr krauses Haar fing an, im Licht der hohen, altmodischen Öllampe zu flimmern, ihre Wangen waren von der Aufregung gerötet, und in ihren Augen glänzten Tränen.

„Was kannst du denn eigentlich?"

„Waschen, plätten, ein wenig nähen, abspülen . . ." sie wurde immer verlegener, schüchterner beim Aufzählen ihrer bescheidenen Leistungsfähigkeiten — „nichts kann ich, gar nichts — wie ich's mache, ist es ja gewiß nicht so, wie's das gnädige Fräulein gewohnt ist; aber ich will mich so bemühen!" Sie war niedergekniet, um die Hand ihrer neuen Herrin zu küssen. Diese aber rief: „Nur Courage, Kind, es wird sich alles machen — jetzt gehe in die Küche zurück und stärke dich nach deiner Reise; dir muß ja der Kopf brummen von der langen Eisenbahnfahrt. — Morgen wollen wir sehen!"

Während dann Stasa in der geräumigen Kammer, die sie mit Frau Kathi, der Wirtschafterin, teilen sollte, ihren Koffer auszupacken begann, saß Fanny, die Jungfer, in der Küche und kramte vor der Wirtschafterin alle ihre Bedenken gegen die neue Hausgenossin aus.

„Nichtsnutziges Ding," rief sie und ballte die Faust, „nichtsnutziges Ding!"

Frau Kathi schwieg. Das war die beste Art, die Fanny zum Reden herauszufordern.

„Ihr wißt ja doch, was mein Neffe Jelinek, der aus demselben Dorfe stammt, mir für Auskünfte über sie gegeben hat," fuhr die Entrüstete fort.

„Ja," erklärte die Wirtschafterin, „aber ich merke mir derlei nicht mehr" — sie berührte erst das eine Ohr, dann das andere — „hier herein, da heraus. Schließlich, was geht's uns an!" Sie war eine Philosophin. Sie hatte mit zwanzig Jahren einen Schatz gehabt, mit vierzig aus Verstand geheiratet und war mit fünfzig nach glücklich überstandener Ehe in den Dienst des Fräuleins Talatzky zurückgekehrt, in dem sie, mit Ausnahme dieses zehnjährigen Intermezzos ununterbrochen gedient hatte. Sie regte sich über nichts mehr auf, am wenigsten über die sogenannten Sünden ihres Nächsten.

„Daß man mit einer solchen Kreatur dienen muß! Sie ist nichts wert, ganz und gar nicht," rief Fanny.

Die Wirtschafterin sah ihr gerade ins Gesicht. „Und glaubt Ihr etwa, daß Ihr viel wert seid?" fragte sie.

Fanny fuhr auf. „Frau Strakaty! Mir so etwas! Mir hat niemand etwas nachsagen können!"

„Das will ich Ihnen gerne glauben, aber daß der liebe Gott ebensowenig Freude hat an Ihrer Tugend wie an der Nichtsnutzigkeit der Terka" — so hatte die mit dem blonden Lockenkopf geheißen —, „das können Sie mir glauben!"

„Das verstehe ich einfach nicht. Wie wagen Sie's, so etwas zu behaupten?" schnaubte die Fanny.

„Weil nichts Gutes, nichts Braves ist in Ihrer Tugend, nur Hoffart, Selbstgefälligkeit, Herzensgeiz und vielleicht ein bißchen schlechte Gesundheit dazu. Eine aus diesen Dingen zusammengebraute Tugend ist selbst dem Teufel zu schlecht, und der liebe Gott macht sich daraus nicht so viel —" Die Wirtschafterin schnalzte mit den Fingern. „Ich versichere Ihnen, unserem Herrgott ist die Terka noch viel lieber als Sie. Die hat doch wenigstens die Brotrinden und Fleischreste für die Bettler gesammelt, aber Sie, Sie werfen sie lieber ins Feuer."

„Frau Kathi! Das lasse ich mir nicht gefallen — das nicht. Übrigens wollen wir sehen, wer recht behält; die Neue ist wieder so ein Experiment wie die Terka, und was das gnädige Fräulein an der erlebt hat, wissen Sie. Wo die hinkommt, ahnen wir alle. Sie hätte sich gleich den Koffer hinschicken lassen sollen, den ihr der Dienstmann vor einer Viertelstunde abgeholt hat. Und die Neue wird denselben Weg gehen, das werden Sie erfahren."

Frau Kathi hatte indessen angefangen, Kaffee zu brennen, und zwar mit einer neumodischen Rüttelmaschine. Gegen dieses Geräusch wäre eine österreichische Reichstagsopposition nicht aufgekommen, viel weniger die Fanny. Sie flog zur Küche hinaus, schlug die Türe zu und schloß sich in ihr Zimmer ein. Da Frau Kathi indessen mit dem Kaffeebrennen fertig geworden war, versenkte sie sich in die Lektüre eines Romans von Gerstäcker. Das war ihre Art, sich von den ermüdenden Wirklichkeiten des Lebens auszuruhen.

Fräulein Talatzky bedauerte nicht, daß sie Stasa bei sich aufgenommen; im Gegenteil, sie faßte eine aufrichtige Neigung zu der Kleinen, und diese schrieb nach Hause:

„Wenn ich vergessen könnte, daß Jenik tot ist, und die Möglichkeit hätte, Euch manchmal zu besuchen, Mütterchen, so wäre ich wie im Himmel. Ich hätte auf der weiten Welt keinen besseren Dienst finden können!" — — —

Christine Talatzky — „die unausstehliche alte Jungfer" nannten sie ihre Standesgenossen, gegen die sie sich abschloß, „die Heilige, der Engel" nannten sie die vielen Armen, denen sie nie müde wurde Gutes zu tun.

Sie war weder eine Heilige noch ein Engel und am allerwenigsten unausstehlich. Sie war ganz einfach ein reichbegabtes Wesen, das seinen Beruf verfehlt hatte. Ihr eigentlicher Beruf wäre nämlich gewesen, einen ihr ebenbürtigen Menschen sehr glücklich zu machen und einer ganzen Anzahl blühender Kinder das Leben zu schenken. Da ihr das versagt worden war, wendete sie ihre warme brachliegende Teilnahme an alle, die deren bedürftig erschienen.

In ihrer Jugend hatte sie ein wenig für Freiheit und Gleichheit geschwärmt und Anno achtundvierzig in einer Fensternische in Prag die „Marseillaise" gesungen, während unten das Volk Schmähungen gegen das Konkordat ausstieß und Barrikaden baute. Daß die Kugeln rings um das Fenster herumpfiffen, in dem sie stand, hatte sie nicht gestört; aber als sie da unten die ersten getroffenen Menschen in einer Blutlache zusammenbrechen sah, hielt sie sich die Hand über die Augen und trat zurück. Das blieb immer so. Sie hatte keine Empfindung für persönliche Gefahr, aber der Anblick irgend eines menschlichen Jammers warf sie sofort über den Haufen. Ihre Begeisterung für die Freiheit war aus Mitleid entsprungen und untergegangen im Mitleid. Später war sie viel gereist; besonders in Italien. Sie hatte sich in etwas abzumüden getrachtet, um ihr inneres Feuer zu beruhigen. Denn sie war ein kleiner Vulkan, zumal in ihrer Jugend; jetzt waren die eruptiven Ausbrüche selten, doch die belebende Wärme ging noch immer von ihr aus. Trotzdem sie an die siebzig zählte, war ihr ganzes Wesen von einer unbeschreiblichen Anmut, die sich am schönsten in ihrer Wohltätigkeit entfaltete. Die Wohltätigkeit war für sie nicht eine Pflicht, sondern ein Bedürfnis. Sie fühlte jeden Schmerz so lebhaft mit, daß sie sich überstürzte in Versuchen, ihn zu lindern, und schließlich nicht mehr wußte, ob sie damit sich selbst oder ihrem Nächsten etwas Gutes erwies.

Infolgedessen wohnte den Wohltaten der alten Dame, die nie Almosen, sondern immer nur Geschenke waren, ein ganz eigentümlicher Zauber inne. Alle ihre Schützlinge wären ins Feuer für sie gegangen, am liebsten ihr allerneuester Schützling, die krausköpfige Stasa, die gar nicht wußte, wie sie sich selbst genügen könne an Beweisen von Opferwilligkeit, und Fräulein Talatzky, die ihr ganzes Leben lang die Unabhängigkeit in Person gewesen war und die Gebrechen ihres Alters, welches ihr nötig machten, die Hilfe anderer in Anspruch zu nehmen, als eine Demütigung empfand, nahm von ihr Dienstleistungen an, die sie von keinem anderen angenommen hätte. Fanny fühlte sich beiseitegeschoben und starb beinahe vor Eifersucht. Sie sprach alle Tage vom Kündigen, aber sie kündigte nicht; vielleicht, weil sie wußte, daß sie damit allen ihren Hausgenossen ein Vergnügen gemacht hätte, auch ihrer Herrin, die sie nur deshalb behielt, weil sie bereits zwanzig Jahre unter ihr gelitten hatte und sich deshalb verpflichtet fühlte, noch bis an ihr Lebensende weiter unter ihr zu leiden.

Das Haus, in dem Fräulein v. Talatzky lebte, hieß in der ganzen Umgebung die „Bažantnice", d. h. die Fasanerie. Es war ehemals ein Jagdschlößchen gewesen mitten im Wald; nach und nach war ein Dorf herum

entstanden, und als die Stadt sich immer weiter nach jener Richtung erweiterte, hatte eine Vorstadt das Dorf verschlungen. Zahllosemal hatte sich die Architektur rings um die alte Fasanerie erneuert, je nach den Bedürfnissen der wechselnden Einwohnerschaft; die Fasanerie hingegen stand noch immer unverändert da, wie sie vor zweihundert Jahren erbaut worden war, ein einstöckiges Gebäude mit barocken, von Jagdtrophäen durchflochtenen Stuckschnörkeln um die Fenster und hifthornblasenden Gnomen und Waldnymphen aus Sandstein auf seinem Giebel über der ehrwürdigen grauen Fassade.

Der Fasanerie gegenüber streckte sich bergab gegen den Fluß zu eine Anzahl armseliger, baufälliger Häuser um einen großen Hof, der ehemals ein Bauernhof gewesen sein mochte, und um den herum die elenden Baracken nach und nach aus Ställen und Scheunen herausgebaut worden waren. Ein hochgewölbtes, grünes Tor in einem Stück Mauer zwischen zwei der niedrigen Häuser deutete darauf, daß sonst schwerbeladene Erntewagen unter diesem Tor einzuziehen pflegten.

Jetzt wohnte hier der ärmste Teil einer übermäßig angestrengten, ungenügend genährten städtischen Bevölkerung; quer durch den Hof zog sich eine übelriechende Gosse, und in allen Ecken und Winkeln waren Kehrichthaufen, in denen kränklich aussehende Kinder herumkrabbelten. Das dürftigste Elend hatte sich hier zusammengefunden, aber es war fast ausschließlich ehrliches Elend. Aus keinem Hause der Umgegend wurden so viele Särge hinausgetragen wie aus dem halbzerfallenen, grünen Tor — einen Verbrecher mit Handschellen hatte man noch nie herauskommen sehen. Der Hof mit den ihn umschließenden Gebäuden hieß „Jama", d. h. die Grube, und es schwebte über ihm etwas von der stummen Traurigkeit eines Massengrabes.

An der Seite des Platzes links von der Fasanerie stand eine Reihe ganz neuer, zweistöckiger Häuser mit blankgeputzten Fenstern und mit sauberem, grellgelbem Anstrich. Sie waren von einem kühnen Unternehmer hier erbaut worden, um den Wert der Baustellen zu heben; sie verkehrten nur untereinander, schienen mit Neid auf das alte Schlößchen, mit Verachtung auf die Zufluchtsstätten des Elends zu blicken und in erregter Spannung auf den Zeitpunkt zu warten, da die ganze bauliche Umgebung eingerissen werden, aus den Trümmern eine neue, nach ihrem Ebenbild erschaffene Architektur und mit ihr eine neue Ära erstehen sollte, die der alleinseligmachenden Mittelmäßigkeit.

Diesen sauberen, einwandfreien Häusern gegenüber schrägte sich der Platz ein wenig zu; dort zur Rechten der malerischen und vornehmen alten Fasanerie stand noch ein Haus und zwar ein sehr merkwürdiges: mit verrußten, dunkelgrauen Mauern und abgesprungenen Kanten, die Fenster blind, die Bretterttür bei Tag immer verschlossen. So sah es fast aus wie ein totes Haus, eine düster vor sich hinbrütende Ruine.

Ein-, zweimal konnte man daran achtlos vorübergehen; hatte man es aber bemerkt, so fesselte es den Blick immer wieder durch irgend eine nicht deutlich erklärbare, die Neugier aufreizende, die Phantasie aufregende, unheimliche Eigenschaft. Es war nicht wie andere Häuser. Es stand außerhalb jedes Verkehrs. Ein Bannkreis sonderte es von seiner Umgebung ab. Um

ein Jahrhundert jünger als die alte Fasanerie und nicht ganz so vornehm, war es doch ein Haus, das früher bessere Tage gekannt haben mußte. Es war ziemlich geräumig, hatte einen Oberstock und Mansarden in seinem fast nach chinesischer Tempelart doppelt geschwungenen, mit gewölbten Ziegeln gedeckten Dach. Die altmodisch breiten, niedrigen, kleinscheibigen Fenster saßen in eigentümlichen Steinumrahmungen.

Das Haus bildete die Ecke zu einer schmalen, düsteren Straße, und die Seite, welche in die düstere Straße hinaussah, war schmucklos, fast schwarz; nur zwischen zwei Fenstern, ganz willkürlich angebracht, war eine alte Wandmalerei. Wenn man aufmerksam hinsah, konnte man unter all dem Schmutz, der darüber hingegangen war, noch das Bildnis von zwei nackten menschlichen Gestalten erblicken: Eva, die Adam den Apfel reicht. Über ihnen aus einem Baum, von dem nichts als ein paar gelbe Flecken geblieben waren, die Früchte darstellen sollten, grinste die Schlange.

Was war das Haus?

Ehemals sollte es ein Nonnenkloster gewesen sein — und anno 66 ein Choleraspital — und jetzt . . .

Stasa hatte sehr genau das Gefühl, daß es nicht war wie andere Häuser, daß sich etwas Unheimliches hinter seinen grauen Mauern verbarg. Bei Tage lag es still, finster und verlassen, bei Nacht aber entfaltete sich darin ein seltsames Leben. Stasa merkte es erst, als ihr Schlaf unruhig und fiebrig wurde, und das war gegen Anfang Mai, als der vereinsamte Fliederbusch neben dem Tor der Jama anfing zu blühen. Da hörte sie einmal in ihrem Traum Musik, und ihr war, als sei sie auf dem Tanzboden, dem alten, wohlbekannten Tanzboden in Bolechov, und sie tanzte, aber sie hätte nicht sagen können, mit wem, denn das Gesicht desjenigen, der sie in den Armen hielt, wechselte mit jedem Augenblick; bald war es blond, bald schwarz, bald bärtig, bald glatt — alle Gesichter, denen die Stasa in der letzten Zeit auf der Straße begegnet war, schienen darüber hinzuziehen; nur die Züge des verstorbenen Geliebten trug es niemals — und sie tanzte und tanzte, bis ihr schwindlig wurde und sie auf den Boden fiel.

Da erwachte sie.

Das Blut war heiß in ihren Adern, es pochte ihr in den Lippen und in den Fingerspitzen. Es sauste ihr in den Ohren, aber durch das Sausen hindurch hörte sie, so wie man das Summen eines Insektenschwarmes durch das Rauschen des Waldes hört, eine leise Musik.

Das Sausen in ihren Ohren wurde schwächer, die Hitze in ihrem Blute unerträglicher; sie sprang auf, lief ans Fenster — das finstre, stille Haus war lebendig geworden. Aus den Fenstern schimmerte Licht durch farbige Gardinen. Was dahinter vorging, konnte man nicht erkennen. Es war alles noch geheimnisvoller, noch schauerlich unbestimmbarer als bei Tag. Anfänglich mutete es Stasa an wie Gespensterspuk. Sie hatte von Häusern gehört, die, durch ein großes, zwischen ihren Mauern begangenes Verbrechen verödet und vereinsamt, den ganzen Tag wie ausgestorben still daliegen, um sich in der Nacht unheimlich zu beleben. Sie öffnete das Fenster, um besser zu sehen.

Die Wirtschafterin, deren Zimmer Stasa teilte, dehnte und reckte sich in ihrem Schlaf; endlich öffnete sie die Augen, setzte sich auf. „Was machst du?“ rief sie, „warum steht das Fenster offen!“

„Mir war so heiß,“ erwiderte Stasa, „und drüben ist Musik, die weckte mich!“

„Die Musik — ! . . . armes Ding — es war nicht die Musik, die dich geweckt hat. Es war der Frühling!“ „Der Frühling!“ flüsterte Stasa, und das Wort hatte für sie einen anderen Klang als je zuvor. Es lag schwer und ermattend auf ihren Lippen wie eine Liebkosung. Plötzlich sich von dem Fenster abwendend trat sie an das Bett der Wirtschafterin, leise, wie ein Kind im Dunkeln, das Angst hat, ein schlummerndes Grauen zu wecken, flüsterte sie: „Was für ein Haus ist das?“

„Was für ein Haus soll's sein? Das Haus des Teufels ist's! Und jetzt schließe das Fenster und lege dich nieder. 's schickt sich nicht für eine junge Person, am Fenster zu stehen und da hinüber zu gaffen. Nicht einmal solang die Nacht sie verbirgt; und der Morgen ist nah!“

Stasa ging an das Fenster, um es zu schließen; sie zitterte am ganzen Körper, ihr Verständnis hatte sich nicht ganz geklärt, und ihr Grauen hatte zugenommen.

Auf dem blassen Nachthimmel fingen an rosige Flecke zu schimmern, und aus dem Fliederbusch neben dem Tor der Jama drang in die dunstige Stadtluft der süße, reine und wehmütige Hauch seiner frisch erblühten, weißen Dolden.

Da tönte aus dem Hause ein fürchterlicher Lärm. Kreischen und Fluchen und das Klirren von zerbrochenem Geschirr. Ein Betrunkener mit weitaufgerissenem Hemd flog auf die Straße hinaus; mit wagrecht ausgestreckten Armen suchte ernach einer Stütze, die er nicht finden konnte, — fluchte, fiel um und schlief ein.

Ein paar Arbeiter traten aus dem halbzerbröckelten Torbogen der Jama. Einer von ihnen stieß den Betrunkenen mit dem Fuß. Ein anderer heftete die Augen auf das rätselhafte Haus und sagte etwas Mißbilligendes; dann fiel sein Blick auf Stasa. Eine Verwunderung trat auf sein Gesicht; Stasa sprang zurück. Sie merkte, daß die Nacht ihr die schützenden Schleier vom Körper gezogen hatte, sie sah plötzlich ihre weißen Schultern und Arme nackt. Sie flüchtete in ihr Bett, als ob ihr jemand in die Stube hätte nachspringen mögen und zog das Laken über ihren Kopf.

Als sie um eine Stunde später aufstand, war das Haus wieder grau und still, und alles, was Stasa gehört und gesehen, erschien ihr wie ein häßlicher Traum.

Von da an übte das traurige Haus drüben eine eigentümliche Anziehungskraft auf sie. Sie fürchtete sich davor. Nie ging sie daran vorbei, ohne sich möglichst fern davon zu halten; aber wenn sie vorüber war, sah sie sich um.

Einmal in der schmalen, düstren Gasse, in der auf der Seitenfront die beiden Gestalten des ersten Menschenpaares abgebildet waren, hörte sie über sich ein freches Kichern. Unwillkürlich blickte sie auf. In einem Fenster

nebeneinander lagen zwei Mädchen, die eine in einer rosa und die andere in einer hellblauen Bluse, beide geschminkt und mit zerzausten Lockenköpfen.

Die in der rosa Bluse war es, die gelacht hatte. Jetzt rief sie leise in die menschenleere Straße hinunter: „Stasa! Stasinko!" Stasa erkannte in ihr das Küchenmädchen, an dessen Stelle sie getreten war. Wie vom bösen Geist verfolgt lief sie nach Haus.

Dort angelangt erzählte sie ihren Schrecken der Frau Kathi und äußerte ihr Erstaunen darüber, daß das gnädige Fräulein in dieser Nachbarschaft weiter verbleibe, und daß der Unfug inmitten einer so anständigen Umgebung geduldet würde.

Frau Kathi zuckte nur die Achseln. „Die Gegend hier ist arm," sagte sie; „da muß sie sich mancherlei gefallen lassen. Das graue Haus drüben ist für den Abbruch bestimmt, und ob der Teufel indessen seinen Unfug darin treibt oder um eine Gasse weiter, das ist ganz gleichgültig. Was unser Fräulein anbelangt, die ist eine Heilige; der schadet's nicht; sie ist in der alten Fasanerie geboren, sie hat in der alten Fasanerie Freud und Leid erlebt, es ist kein Wunder, daß sie auch darin sterben will; aber du könntest dich in acht nehmen; was hast du dich nach dem Teufel umzusehen? Der ist wie eine Klapperschlange; wenn's ihm einmal gelungen ist, unsern Blick auf sich zu ziehen, so läßt er uns nicht mehr los; wenn man ihm hundertmal davonläuft, immer kommt man auf denselben Punkt zurück — dort, wo er wartet. Das merke dir!"

„Wie könnt Ihr mir nur so etwas sagen! Lieber — ins Wasser, zehnmal lieber ins Wasser!" entgegnete Stasa. Frau Kathi schüttelte den Kopf und deutete mit dem Daumen über ihre Schulter.

„Die Spelunke drüben ist für die, die das Wasser suchen, und den Weg dahin nicht finden können, für die, die vergessen möchten und doch Angst haben, zu sterben. Nimm dich in acht!"

In den aus feuchten und düsteren Höfen herausführenden Torbogen hockten müde Weiber, die welkende Rosensträuße verkauften, und die schwüle Luft war durchzogen von den Liebesliedern italienischer Leierkästen. Der ungewohnte städtische Sommer legte sich schwer und drückend auf Stasa. Jetzt brütete der August über Pernik.

Ursprünglich hatte Fräulein Talatzky die Absicht gehegt, den Sommer auf dem Lande zu verbringen, wie alle Jahre, und Stasa zählte die Tage bis zur Abreise; sie war wie eine Kranke, welche hofft, daß ihr in einer anderen Umgebung Genesung zuteil werden wird. Nur wieder hinaus ins Freie, aufs Land, aufs Land, wieder Gras unter den Füßen fühlen, wieder Luft atmen, die nach frisch gemähtem Heu und Rosen duftet!

Aber Fräulein Talatzky verschob die Übersiedlung in den kleinen Kurort an der böhmisch-mährischen Grenze von einem Tag zum andern. Woche um Woche verging; immer wieder fing sie an, ihre kleinen Vorbereitungen zu treffen, immer wieder unterbrach sie sich, wollte sich erst ein wenig erholen, aber an-

statt sich zu erholen, fühlte sie sich nur noch müder. Heute jedoch war eine lebhafte Unruhe über sie gekommen. Sie ließ die Koffer vom Boden herunterbringen, sie wollte reisen, es sollte gepackt werden, so schnell als möglich, damit sie morgen schon fortkönne, — sie ging von einem Schrank zum andern, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei, aber sie konnte sich kaum auf den Füßen halten; matt und schwindlig mußte sie sich an den Möbeln festklammern.

Einmal fiel ihr das Schlüsselbund aus der Hand. Stasa hob es auf und reichte es ihr; dabei küßte sie die Hand ihrer Beschützerin ein paarmal hintereinander. Der Anblick der hilflosen Gebrechlichkeit der alten Frau weckte alles in ihrer Natur, was gut und warm und zärtlich war.

Sie führte ihre Herrin in einen Lehnstuhl und drückte ihr das Polster zurecht. Dabei verlor sie ihre Selbstbeherrschung und fing an zu weinen; und ihre Tränen verbergend kniete sie nieder, als wolle sie die Röcke des alten Fräuleins zurechtzupfen. Fräulein Talatzky merkte die freundliche Verstellung; sie streichelte den blonden Scheitel des jungen Mädchens und murmelte mit ihrer absterbenden, unendlich sanften Stimme: „Du möchtest wohl sehr gern aufs Land, Kind?"

„Ich möchte, daß das gnädige Fräulein recht bald gesund würde!" gab Stasa zur Antwort.

„Gesund," seufzte das Fräulein traurig. Nach einer Pause fügte sie hinzu: „Ich will mich aufraffen; morgen reise ich bestimmt — ich will ein Telegramm aufsetzen, das du auf die Post tragen kannst, ein Telegramm an den Wirt in Brandeis, der für mich die Sommerwohnung gemietet hat."

Sobald das Telegramm aufgesetzt war, eilte Stasa damit zur Post. Sie trug jetzt Schuhe und Strümpfe und auf der Straße einen einfachen, gelben Matrosenhut mit einem dunkelblauen Band. Sie sah sehr niedlich, fast wie ein Fräulein und jedenfalls wie eine bildhübsche kleine Kammerzofe aus. Alle Leute sahen ihr nach. Aber sie merkte es nicht, sie merkte auch kaum, daß das Pflaster unter ihren Füßen brannte, sie dachte nur eins — „aufs Land, aufs Land!"

Sie hatte die Depesche aufgegeben und beeilte sich, nach Hause zu kommen; da bemerkte sie, daß ein Mann neben ihr ging. Sie wurde ängstlich, wagte nicht aufzusehen, lief rascher, machte einen Umweg, kam in die breiteren, bewegteren Straßen; plötzlich wurde sie gewahr, daß sie sich verirrt hatte, und blieb stehen. Auch der Mann neben ihr blieb stehen; er legte ihr die Hand auf den Arm. „Stasinko, was du nur so läufst — läufst vor mir davon, als ob du fürchtetest, ich wolle dir etwas Böses tun! Ich wollte dich doch nur begrüßen, dir sagen, wie sehr ich mich freue, dein liebes Gesichtchen wiederzusehen!"

Jetzt stahl Stasa doch einen Blick zu ihm hinauf. Die Stimme klang so bekannt. Sollte das am Ende — Ja, es war der Sohn der Fialkowa, Karel, der „das Unglück" gehabt hatte und dafür ins Zuchthaus gekommen war. Sie schämte sich für ihn, daß er im Zuchthaus hatte sitzen müssen, und zugleich überkam sie etwas wie Mitleid.

Er sah ganz reputierlich aus, trug einen sauber gebürsteten Anzug, einen niedrigen Filzhut und eine grün und rot gestreifte Krawatte. Trotz der etwas weichen, verschwommenen Züge war sein von dichten, braunen Locken umrahmtes Gesicht hübsch. Seine Mutter pflegte oft zu behaupten, es sei sein hübsches Gesicht gewesen, das ihn ins Unglück gebracht.

Er hatte nichts Männliches, hingegen etwas fast rührend Kindliches, eine Art Weichheit und Gutmütigkeit, die man oft mit gänzlicher Charakterlosigkeit gepaart bei Menschen findet, denen Ehr, Pflicht und Moralbegriffe einfach nicht beizubringen sind.

„Bist du auch zu stolz, um mich noch zu kennen?" seufzte er. „Siehst du, von dir hätte ich das nicht erwartet, von dir am allerwenigsten!"

Die Scham stieg ihr in die Wangen und mit der Scham ein auflehnender Zorn. „Warum am wenigsten von mir?" rief sie aus.

Er lächelte und sah sie vertraulich blinzelnd an, so, als ob er erwartet hätte, daß sie auch lächeln würde; aber sie lächelte nicht; sie war hart daran, ihm ins Gesicht zu schlagen. Als er das begriff, verschwand das Lächeln von seinem Gesicht, er trat einen Schritt von ihr zurück, zuckte die Achseln und sagte: „Ich meinte nur so ... weil ... weil du auch Unglück gehabt hast!"

„Ja! Unglück habe ich gehabt!" murmelte sie mit unendlicher Bitterkeit.

Er wurde verlegen, wie mancher Klügere es zu werden pflegt, wenn sich ihm ein Schmerz offenbart, der seine Teilnahme berührt, ohne sein Verständnis zu erreichen. „Na ... siehst du ... Unglück — Unglück ist eben das rechte Wort ... wir haben beide Unglück gehabt ...!"

„Aber Ihr tragt Schuld an Eurem Unglück, ich nicht!" rief sie heftig. Er schüttelte den Kopf. „Schuld," murmelte er, „ach, wenn ich dir die Sache erzählte ..."

In ihrer gegenseitigen Aufregung hatten sie übersehen, daß die früher wie planlos auf dem Himmel herumsegelnden Wolken höher und höher gestiegen waren, bis sie sich jetzt zu einer violetten Kuppel über den Dächern wölbten. Es wurde mit einemmal ganz dunkel, ein Blitz zerriß die Wolken, kurz darauf ertönte ein heftiger Donnerschlag. Die ersten schweren Tropfen fielen. „Das hat eingeschlagen; es steht knapp über uns," murmelte Stasa, mit den Zähnen klappernd, indem sie sich zugleich fahrig und hastig mehrmals hintereinander bekreuzigte. „Gott helfe uns — wenn ich nur an einen geschützten Ort könnte, solange es so tobt ..."

„Komm!" rief er.

Ein Instinkt warnte sie davor, seiner Führung zu folgen. Aber die Blitze schossen von allen Seiten aus den Wolken, der Regen rauschte in Strömen auf die durstige Erde herunter, und der Donner polterte Schlag auf Schlag. Ehe sie sich dessen versah, saß sie ihm gegenüber in einer mit grünen Tischen und Bänken als Schenke hergerichteten Durchfahrt, ein Glas Bier, das er ihr hatte kredenzen lassen, vor sich, und hörte seinen Selbstbekenntnissen zu.

„Nein, wahrhaftig!" hatte er angefangen, „du tust mir unrecht. Schuld war auch bei mir nicht viel. Stehlen ... natürlich ist das in deinen Augen

schrecklich — im Dorf, wo jeder nur gerade genug hat, ist es auch wirklich bös; aber, mein Gott, hier, in der Stadt, wo der eine so viel hat, daß er erstickt im Fett, und der andere leidet Hunger, und wenn man da zusehen muß, na, da zuckt's einem in allen Fingerspitzen — und es dreht sich einem der Kopf vor Mitleid, besonders, wenn man ein Mädchen liebhat, und sie wird krank — am Nötigsten fehlt es ihr, und man gönnt sich gar nichts mehr, nur um sie unterstützen zu können — aber es langt doch nicht, und man zerbricht sich den Kopf; und bei Nacht liest man Bücher und alte Zeitungen, weil man nicht schlafen kann — und da liest man — Reichtum ist angesammelter Diebstahl — der Besitz ist Diebstahl."

Jetzt blickte Stasa, die ihm bis dahin wie halb aus dem Traume heraus zugehört hatte, ihn mit böse blitzenden Augen an. Eine Frage drängte sich ihr plötzlich auf die Lippen: „Wie kommts, daß Ihr so frei am Tag herumlaufen könnt, mitten in der Woche?"

Er stockte einen Augenblick, dann: „Ich war längere Zeit krank. Im Spital war ich, da habe ich meine Stelle verloren, aber nächste Woche trete ich eine neue an, als Zeichner in einer Papierfabrik, eine famose Stelle." Und ohne sie zu Worte kommen zu lassen, fuhr er immer hastiger sprechend fort: „Wir treffen uns doch hier nächsten Sonntag; ja, sag ja ... dort hinter dem Hof ist ein großer Garten — Bäume in den Ecken, fast so groß wie die drei Ulmen neben dem Teich, du weißt, dem Teich, auf dem im Frühjahr die gelben Enten schwimmen. Und in der Mitte ein Grasplatz, darauf tanzen wir die ganze Nacht — du und ich! Und die Musik, die singt einem Erinnerungen in die Ohren, man sieht die Heimat vor sich, so deutlich, so deutlich — ach, die Heimat!" Er goß ein Glas Kornbranntwein hinunter, ein unsicherer Glanz flackerte in seinen Augen, und die Fäuste ballend streckte er die Arme weit vor sich hin. „Weißt du, es ist so ein eigen Ding um die Heimat; man sehnt sich danach wahnsinnig, und wenn man einmal zu ihr zurückgelangt, so ist sie weiter von einem weg als früher; das ist, weil man nicht dieselben Augen hat, sie anzuschauen — weißt du ... wie soll ich das sagen ... Wenn man sich nach der Heimat sehnt, so ist's nicht wegen der paar Gänseblümchen im Gras und wegen der Luft, die nach Linden und Kiefern riecht; nein, es ist, weil man den Menschen wiederfinden möchte, der das früher alles genossen hat, den Menschen, der man selber war, — und man sucht und sucht ihn und kann ihn nicht finden, denn er ist tot — tot — aber wir können ihn doch nicht vergessen, denn er ist in uns — wir müssen ihn mit uns herumschleppen. Ah!" Er leerte noch ein Glas Branntwein. „Drei Jahre habe ich mich nach der Heimat gesehnt; nur einen Tag habe ich's dort ausgehalten; ich hatte dort immer das Gefühl, als ob ich über lauter Gräber hinschritte. Die Mutter hat mich gebeten, ich solle bleiben, aber nein — ich nur fort — nur fort, und wie ich weg war, kam die Sehnsucht von neuem. — Erinnerst du dich, am Ende des Dorfs, da liegt der Teich neben dem Obstgarten, der dem Lischka gehört, und am Rande des Teichs steht ein großer, alter Apfelbaum. Anfang Mai blüht er, und dann fallen seine Blüten auf das Wasser, und mitten zwischen den Blüten schwimmen die jungen

Enten ganz flaumig-hellgelb und mit Füßen, die aus dem Wasser herausragen, und die wie die Knospen von Feuerlilien aussehen, und hinter ihnen ziehen sich durch das dunkelgrüne Wasser zwei schräg zulaufende, wie Silber glänzende Streifen ... erinnerst du dich?"

Sie nickte schwermütig; zwei große Tränen rollten ihr über die Wangen. Seitdem er angefangen hatte, von der Heimat zu sprechen, hatte sie ihn geradezu liebgewonnen. Er mußte doch ein guter Mensch sein! Er war kein guter Mensch, nur ein Mensch mit einer ziemlich starken Phantasie, für poetische Eindrücke empfänglich und nicht ohne eine gewisse schriftstellerische Begabung. Längere Zeit hindurch hatte er von Liebesbriefen gelebt, die er für ein paar Kreuzer weniger schriftkundigen Arbeitern verkauft hatte. Ein oder das andere Mal hatte er sogar einen Artikel in einer böhmischen Zeitung publiziert und Beifall und Aufmunterung geerntet; aber es war doch ganz ausgemacht, daß er es nie zu etwas bringen würde. Seine angeborene Trägheit und Weichlichkeit hinderten ihn daran. Das begriff Stasa nicht; wie hätte sie sollen! Ihr war's, wenn er sprach, als rolle man farbige Bilder vor ihr auf, Bilder von der Heimat. Plötzlich sah sie zu ihm empor. —

„Was für wunderschöne Augen du hast!" murmelte er halbtrunken, mit leidenschaftlicher Bewunderung. „Die schönsten Augen auf der ganzen Welt, glaube ich."

Aber ihr war jetzt nicht darum zu tun, sich von ihm bewundern zu lassen. Ein Herzklopfen hatte sie befallen. „Was ist aus dem Mädchen geworden, dem Mädchen, für das Ihr ... ins Unglück gekommen seid?" stammelte sie. Sie konnte sich nicht überwinden, zu sagen „gesessen habt".

Er starrte sie erstaunt an. Der Branntwein begann, sein Auffassungsvermögen zu lähmen. Er begriff erst nicht. Er hatte des Mädchens ganz vergessen. Stasa mußte ihre Frage wiederholen. „Ah, aus der," murmelte er dann mit schwerer Zunge; „ja, was soll aus ihr geworden sein? Verlumpt ist sie auf der Straße. Was mache ich mir aus der! Sie war nicht halb so hübsch wie du." Die Trunkenheit hatte sein Gesicht verändert. Sie fragte sich, wo sie ihn schon früher gesehen. Es zuckte ihr durch die Seele, dunkle Stellen in ihrer Erinnerung aufhellend wie ein Blitz, — draußen auf dem Platz vor der Fasanerie im Morgengrauen, als er hinausgestoßen worden war aus dem bösen Hause.

„Sage, daß du kommst nächsten Sonntag! Meine Schönheit, mein Röschen," lallte er, indem er nach ihren Händen griff und sie zu streicheln versuchte. Sie aber riß sich heftig von ihm los. „Nie," rief sie; ehe er sie zurückhalten konnte, war sie fort.

Als sie nach Hause kam, saß Fräulein Talatzky an ihrem Schreibtisch, damit beschäftigt, alte Briefe zu lesen, zu sichten und zu vernichten. Ihre Augen glänzten, und ihre Hände zitterten. Sie fragte Stasa, ob sie das Telegramm aufgegeben und was sie dafür gezahlt habe, lächelte gutmütig und fuhr fort, Briefe zu lesen und zu vernichten.

Als Stasa, fröhlich summend, in die Küche trat, sagte Frau Kathi: „Das ist ein schlechtes Zeichen!“ Stasa hörte auf zu summen. Sie nahm den Dachshund auf die Kniee und murmelte in sein Fell hinein: „Morgen reisen wir — morgen reisen wir!“ Frau Kathi aber schüttelte den Kopf: „Es ist noch nicht ausgemacht; unser Fräulein beschäftigt sich zu sehr mit ihrer Vergangenheit; wenn sich einer so stark mit der Vergangenheit beschäftigt, beweist das gewöhnlich, daß sich eine Mauer zwischen ihm und der Zukunft aufgetürmt hat. Manchmal sieht er die Mauer, manchmal fühlt er sie nur, aber fast immer ist's der Anfang vom Ende.“

Stasa verzog den Mund; warum mußte ihr die Köchin auch die Freude verderben! Die lange Fanny aber saß am Fenster und murmelte: „Ich weiß ja nicht einmal, ob ich mitreise — wie es scheint, bin ich ganz überflüssig geworden.“

„Das werden wir hier wohl alle bald geworden sein,“ sagte die Wirtschafterin. Dann raffte sie sich auf, um einen kleinen Abendimbiß für ihre geliebte Herrin herzurichten.

Aber als Stasa meldete, daß angerichtet sei, nickte das Fräulein nur, lächelte, wendete den Kopf ab und fuhr fort, alte Briefe zu lesen.

Zu lesen — nicht mehr zu vernichten. Es war nur ein ganz kleines Häufchen übrig von all dem Vorrat, den sie ihren Schubläden entnommen hatte. — Sie las die Briefe langsam und berührte sie so zart, als seien es lebendige Wesen, und sie hätte Angst, ihnen wehezutun.

Als es zehn Uhr geworden war, ging Frau Kathi zu ihr und bat sie herzlich und mütterlich, sich jetzt Ruhe zu gönnen. „Ja, ja,“ sagte Fräulein Talatzky, „nur noch ein Weilchen; ich könnte nicht einschlafen, wenn ich nicht früher alles in Ordnung gebracht hätte.“ Sie schöpfte tief Atem, lehnte sich in ihren Polsterstuhl zurück, raffte sich wieder auf und fuhr fort, die alten Briefe zu lesen.

Einen Augenblick blieb die treue Kathi mitleidig und unschlüssig in der Tür stehen; dann schloß sie dieselbe leise und schlich in die Küche zurück.

Gegen elf Uhr, als die alte Dame zur Ruhe gegangen war, hörte Stasa sie klingeln und trat in das Schlafgemach ein. „Stasinko — zünde eine Kerze an!“ sagte die liebe Stimme. Stasa trat an den Nachttisch des alten Fräuleins und zündete die Kerze an. „Nimm meine Schlüssel,“ sagte das Fräulein, „da den kleinen, und schließe das Schubfach auf, ganz oben links, da liegt ein Sparkassenbuch, das bring mir!“

Stasa brachte es. Fräulein Talatzky schlug es auf, blätterte darin, hieß Stasa die Schlüssel abziehen und sagte dann: „Jetzt nimm das Buch und hebe es auf! Ich schenke dir's. Ich weiß, daß du ein braves Mädchen bist, und daß dich ungerechterweise ein schweres Unglück betroffen hat. Das Sparkassenbuch steht gut für 2000 Gulden; das ist eine Aussteuer, die dir das Leben erleichtern wird; nur sieh dich vor, daß du nicht in die Hände eines Lumpen gerätst.“

Weinend küßte Stasa die Hände ihrer Beschützerin, und diese fuhr fort: „Sprich vorläufig mit niemandem darüber; es gäbe Verdruß und Auseinander-

setzungen — das mag ich nicht. Schließe das Buch in deinen Koffer. Ich will dir einen Zettel aufschreiben mit der Bestätigung, daß ich dir das Geld geschenkt habe; bring mir Feder und Tinte." Als Stasa das Verlangte herbeitrug, fühlte sich die alte Dame zu schwindlig, um zu schreiben. „Bis morgen," murmelte sie, „bis morgen!"

Aber als sie den nächsten Morgen aufzustehen versuchte, fiel sie bewußtlos in Stasas Arme. Ein Schlagfluß hatte sie gelähmt. Die einzige nähere Verwandte der Sterbenden, eine Majorswitwe, die in Iglau in schlechten Verhältnissen lebte, wurde herbeitelegraphiert. Fräulein Talatzky hatte sie stets ausgiebig unterstützt, aber nie leiden können; es war ganz unnötig, ihre letzten Stunden mit der unerquicklichen Anwesenheit der unsympathischen Person zu trüben, aber die Fanny hatte es durchgesetzt, und die Majorswitwe kam.

Drei Tage waren vergangen, einer länger als der andere, und jetzt kam der letzte. Frau Kathi saß in der Küche, ein Buch auf ihrem Schoß, aber es war keiner der spannenden Romane mehr — nein, es war ein ganz kleines Buch, in abgegriffenes, dunkles Leder gebunden und angeschwollen von den zwischen seine Seiten hineingeschobenen Heiligenbildern. Manchmal murmelte die Alte beim Lesen halblaut vor sich hin; sie wußte, daß ihr liebes Fräulein nicht mehr lange leben konnte, daß es ihr nicht einmal zu wünschen war; sie betete nicht um die Genesung der Ärmsten, nicht einmal um ihr Seelenheil, an dem zu zweifeln ihr wie eine Sünde erschienen wäre. Sie betete, um sich über die unheimliche Traurigkeit dieser Stunde hinüberzuhelfen, über die Traurigkeit dieser einen Stunde und auch über die unsägliche Traurigkeit der ganzen Welt, mit der wir es lernen müssen uns abzufinden, wenn uns das Leben nur irgendwie erträglich scheinen soll. Sie betete weil sie das Bedürfnis fühlte, sich an ihren Gott zu schmiegen, wie ein Kind, wenn es zu dunkeln anfängt, sich an seine Mutter schmiegt.

Da plötzlich, in das beklommene Schweigen hinein kreischte eine Stimme: „Um Gottes willen, Kampfer, Kognak!"

Die Wirtschafterin fuhr auf. Das Gebetbuch samt all den Heiligenbildern fiel auf den Boden; sie und Stasa eilten in das Krankenzimmer; Fanny stand ratlos am Fußende des Bettes, abgerissene Worte ausstoßend. Die Nichte der Sterbenden hielt ein Fläschchen Kampfer in der Hand, mit dem sie vergeblich versucht hatte, das entfliehende Leben festzuhalten.

In ihrem Kissen hochaufgerichtet saß Fräulein Talatzky mit großen, dunklen, starren Augen, die blind schienen, weil sie weit über ihre Umgebung hinaussahen. „Tante, Tante, hörst du mich . . ." schrie die Nichte.

Die alte Kathi legte ihr die Hand auf den Arm und sagte fast streng: „Nein, sie hört nicht mehr, uns hört sie nicht mehr. Es ist zu Ende!" Kaum daß sie die Worte gesprochen, so veränderte sich bereits das Gesicht der Kranken, der große, feierlich stiere Blick erlosch, die Augen waren plötzlich leer wie die Fenster eines Hauses, in dem niemand mehr wohnt; sie nahmen eine unnatürlich helle, durchsichtig-gläserne Farbe an; das ganze Gesicht verzerrte sich, verfiel,

wurde lang und schmal. Die treue Kathi beugte sich über die Tote und drückte ihr die Augen zu.

Und jetzt war alles still, die Aufregung, das ziel- und zwecklose Hin- und Herflackern, das mit einer solchen Katastrophe verbunden ist, vorbei. Die Tote lag, bis an das Kinn mit einem weißen Laken bedeckt, auf einem Ruhebette. Ein Gefäß mit Weihwasser, ein Kreuz und zwei geweihte Kerzen in silbernen Leuchtern standen ihr zu Häupten. Die häßliche Verzerrung war von dem Gesicht gewichen; über das edle Antlitz war jener Ausdruck erhabener Weltentrücktheit, tiefen Friedens ausgegossen, den die Züge aller der Menschen tragen, die ohne unnützes Sträuben, ohne Kampf und Streit das ihnen verliehene Leben ihrem Gott zurückgegeben haben. Der Mund lächelte, als wollte er denjenigen Mut machen, die auf der Erde zurückgeblieben waren.

Am Tage nach dem Begräbnis reiste Frau Kathi ab. Sie war eine brave, vernünftige Person; darum konnte sie's auch mit der Majorswitwe nicht aushalten. Mit der kleinen Pension, die ihr die Verstorbene ausgesetzt hatte, wollte sie sich ins Privatleben zurückziehen, und zwar zu einer Schwester im Böhmerwald.

Stasa bemühte sich, so gut sie konnte, der Frau Stransky zu Willen zu sein; aber die lange Fanny war die einzige, welche sich in der Gunst dieser anspruchsvollen Dame behauptete. Sie steckte beständig mit ihr zusammen und wunderte sich mit der Majorswitwe um die Wette über die Geringfügigkeit des von Fräulein Talatzky hinterlassenen Vermögens. Wenn die Verstorbene auch mit Almosen eine unverantwortliche Verschwendung getrieben, konnten doch Tausende dadurch nicht weggekommen sein. Das Geld mußte irgendwo versteckt sein, oder irgend jemand hatte es gestohlen. Von diesen Beratschlagungen wußte Stasa nichts. Sie ging traurig ihren Beschäftigungen nach, und als die Majorswitwe ihr erklärte, sie sei nicht in der Lage, ein Regiment nutzloser Dienstboten auszuhalten, wolle ihr jedoch gestatten, noch acht Tage bei ihr zu verbleiben, um sich inzwischen einen neuen Dienst zu suchen, da schrieb sie an ihre Mutter, sie so lange zu Hause aufzunehmen, bis sich ein anderes Unterkommen für sie gefunden haben würde.

Der Brief wurde umgehend beantwortet, aber durch ihren Vater, der ihr streng untersagte, sich unter den obwaltenden Umständen zu Hause zu zeigen. Mit einem guten Zeugnis müsse sie sich einen anständigen Dienst verschaffen können. Von der Mutter kein Wort. Er mußte ihr verboten haben, zu schreiben.

Stasa begab sich zur Marowa, der Gemüsekrämerin, welche den Mädchen in der Umgebung Dienste zu vermitteln pflegte. Aber nach den Stellungen, welche die ihr vorschlug, merkte Stasa, daß nicht nur die Marowa, sondern das ganze Stadtviertel von ihrer Vergangenheit wußte.

Daß Fräulein Talatzky sie trotzdem in ihrem Hause aufgenommen, hatte für sie keine ehrenrettende Bedeutung. Einmal hatte das Fräulein, so erzählte die Marowa, eine bei sich gehabt, die früher ein Jahr im Gefängnis

gesessen hatte, und die Person war ihr ja auch recht anhänglich und dankbar gewesen; aber zwischen ihrer Anhänglichkeit und Dankbarkeit habe sie silberne Löffel gestohlen. Fräulein Fanny, die habe es herausbekommen und der Herrschaft angezeigt — na, die Herrschaft, das verrückte gnädige Fräulein — Gott habe sie selig — die hatte behauptet, sie habe dem Mädchen die Löffel geschenkt — so eine Erfindung! als ob je einem vernünftigen Menschen einfallen würde, einem Dienstmädchen silberne Löffel zu schenken! und das Fräulein habe der Dirne nicht einmal gekündigt, sondern sie noch immer bei sich behalten und weiter bessern wollen, aber sie sei bei Nacht und Nebel verschwunden, und vierzehn Tage später habe sie sich mit Vitriol vergiftet, und unter ihrem Kopfpolster habe man die Photographie ihrer Herrin gefunden, ganz entstellt von darüber hingeflossenen Tränen. Na ja, das Fräulein möge ja wohl eine gute Herrin gewesen sein, aber eine besondere Empfehlung sei es für kein Mädchen, bei ihr gedient zu haben.

Seitdem suchte Stasa keinen Dienst mehr in der Nachbarschaft. Vorher hatte sie, wenn die Sorge um ihr tägliches Brot ihr mitten in ihrem anderen Kummer schwer auf die Seele fiel, sich mit dem Gedanken an das ihr von dem lieben alten Fräulein geschenkte Sparkassenbuch getröstet. Aber seitdem sie die Geschichte von den silbernen Löffeln gehört, drückte die Erinnerung an das Sparkassenbuch sie wie ein Alp.

Am nächsten Dienstag ging die ihr von der Majorswitwe gewährte Gnadenfrist zu Ende, und heute war Sonntag. Ganz in ihre Sorgen vertieft saß sie allein in der Küche, als es draußen klingelte. Der Postbote war's. Ihr Herz schlug heftig; jedesmal, wenn sie den Postboten sah, hoffte sie auf einen Brief — einen Brief von der Mutter. Einen Brief brachte der Postbote diesmal für sie, aber keinen von ihrer Mutter. Er war in einer unbekannten, anspruchsvoll verschnörkelten Schrift adressiert und der Umschlag mit einem Rosenknöspchen geschmückt. Sie öffnete ihn beklommen und erschrak. Der Brief rührte von Anton Fiala her. Erst wollte sie ihn ungelesen verbrennen; dann siegte die Neugier über den Ekel, mit dem die Erinnerung an ihn verbunden war.

Der Brief war, der Begabung des Schreibers gemäß, mit merkwürdigem Geschick abgefaßt. Fiala entschuldigte sich zunächst, daß er sich neulich in ihrer Gegenwart betrunken und in dem Zustande gewiß viel ungereimtes Zeug geschwätzt habe. Aber Stasa solle bedenken, wie viel Schweres auf ihm laste! Dann kamen ein paar Worte herzlicher Teilnahme an den von Stasa durch den Tod des alten Fräuleins erlittenen Verlust. Im übrigen hatte er bereits von Stasas Schwierigkeiten, sich einen neuen Dienst zu verschaffen gehört und meinte, daß er ihr ein wenig an die Hand gehen könne. Er werde um fünf Uhr in der Kinskygasse vor dem Zuckerbäckerladen auf sie warten.

Stasa begann nachzudenken. Vielleicht wäre es doch gut, sich mit ihrem Landsmann zu beraten. Er wohnte in einem anderen Stadtviertel, er konnte ihr eine andere Vermittlerin empfehlen. Vielleicht war er gar kein so schlechter Mensch. War es nicht kleinlich, einen armen Teufel unbarmherzig wegen eines einzigen Vergehens zu verurteilen?

Das von ihr für die Majorswitwe bereitete Mittagmahl war auf- und abgetragen, das Geschirr gewaschen, die Tische waren gescheuert, die ganze Küche blank geputzt. Mit müßig im Schoß verschlungenen Händen saß sie da. Gewiß, er konnte nicht ganz schlecht sein. Und liebgewinnen würde sie ihn nicht, davor brauchte sie sich nicht zu fürchten. Sie würde überhaupt nie mehr einen Menschen liebhaben können, wie sie den Jenik geliebt; aber sie sehnte sich nach jemandem, der ihr irgend eine Art Teilnahme beweisen, nach jemandem, der ihr noch einmal wiederholen würde, daß sie die schönsten Augen habe in der ganzen Welt.

Sie versuchte, zu lesen, aber ihre Gedanken schweiften ab; das Buch glitt auf den Boden. Mit zerstreuter Zärtlichkeit liebkoste sie die seidenweichen Ohren des Dachshundes, der seinen traurigen Kopf in ihren Schoß gelegt hatte.

Sie horchte auf die Schritte der Vorübergehenden, die massenweise den öffentlichen Gärten zustrebten. Endlos dehnten sich die Stunden. Um fünf verließ sie das Haus.

Die lange Fanny und Frau Stransky blieben den Nachmittag allein. Wieder einmal lieh die Herrin ihrem Erstaunen darüber Worte, daß nach dem Tode der Tante so wenig bares Geld geblieben sei. Fanny schüttelte den Kopf. „'s ist auch gewiß nicht alles mit rechten Dingen zugegangen," murmelte sie endlich.

„Was meinen Sie, Fanny?" rief die Majorswitwe.

„Ich . . . ich meine — es fällt mir so schwer, einen Verdacht zu äußern, der ja immerhin unberechtigt sein könnte!"

„Mir gegenüber brauchen Sie sich doch wirklich nicht zu genieren," entgegnete die Majorswitwe; „im Gegenteil, Sie sind mir Aufklärung schuldig, wenn eine solche überhaupt möglich ist."

Die Fanny räusperte sich. „Ich weiß ja nicht, ich kann nur so viel sagen, so viel kann ich beschwören, daß ich in der Nacht, ehe das verstorbene Fräulein der Schlag getroffen hat, jemanden leise durch das Zimmer schleichen und den Schlüssel im Schreibtisch habe umdrehen hören!"

„Wie wissen Sie, daß es gerade der Schreibtisch war?"

„Weil man erst einen Deckel zurückschieben mußte, um zu den verschließbaren Fächern zu gelangen!"

„Und hat jemand in jener Nacht bei meiner Tante gewacht?"

„Ja, die — — — Stasa!"

Eine lange Pause folgte; endlich begann Fanny von neuem: „Vielleicht möchte die gnädige Frau in dem Koffer der Stasa nachsehen; unter den Umständen ist ja die gnädige Frau dazu berechtigt!"

„Ich kann doch den Koffer nicht aufbrechen!" entgegnete Frau Stransky.

„Ist auch nicht nötig; ich weiß, wo Stasa ihren Kofferschlüssel versteckt hat!"

Unterdessen tanzte Stasa in dem öffentlichen Garten, den sie mit ihrem Landsmann Fiala aufgesucht hatte. Zu Anfang hatte sie deutlich das Gefühl, etwas Häßliches, Sündhaftes zu tun. Aber je lauter die mahnende Stimme

rief, um so wilder tanzte sie. Einmal schwindelte ihr; einer ihrer neuen Verehrer bot ihr ein Glas süßen Schnapses. Der ungewohnte Tropfen Alkohol entzündete ein belebendes Feuer in ihrem Blut, ihr Herz wurde leicht, ihre dunkle Seele hell. Aus allen Ecken leuchtete eine neue Hoffnung. Die Vorstellung von allerlei ihr trauriges Lebensschicksal zurechtrückenden Möglichkeiten umschwebte sie. Bei dem zweiten Gläschen verschwand der Gedanke an die Zukunft gänzlich. Sie lebte nur noch in der Gegenwart.

Die Sterne schimmerten am Himmel; die düstere Nachtluft nur halb aufhellend hingen Kerzen in farbigen Papierhülsen zwischen den schwärzlichen Zweigen der Zwetschenbäume. Der Rasen war trocken, und um die Füße der Tanzenden wirbelte der Staub so dicht, daß sie aussahen, als wären sie bis an die Knie in Rauchwolken eingehüllt. Ein Leierkasten spielte immer eiliger einen Galopp nach dem andern. Endlich ging Stasa der Atem aus. Sie blieb stehen. Da kam ein breites, gutmütig aussehendes Mädchen, das vor wenigen Minuten mit einem Soldaten in den Garten getreten war, zu ihr und rief: „Stasinko! bist du's wirklich? Ich traue meinen Augen kaum!"

Unangenehm überrascht erkannte Stasa ihre Landsmännin Julka. Sie hatte sich niemals viel aus ihrer Landsmännin gemacht, die harmlos, aber von Grund aus liederlich war. Sie bezeigte ihr auch kein besonders freundliches Entgegenkommen. „Seit wann bist du in der Stadt?" fragte sie.

„Seit einem Monat. Ich diene bei den reichen Bäckersleuten in der Getreidegasse; es geht mir sehr gut. Und dir?" Die großen, etwas hervorstehenden Augen der Julka glitten mit kaum verhehlter Verwunderung über Stasas vom Tanzen erhitzte und zerzauste Erscheinung.

„O mir — ich wüßte auf der Welt kaum, was ich mir noch wünschen könnte," prahlte Stasa.

„So! das freut mich. Ich dachte, du habest deine Herrschaft verloren." Die Stimme der Julka klang gereizt. Der zurückhaltende Hochmut des Mädchens, das sie als eine Leidensgenossin zu betrachten sich berechtigt fühlte, hatte sie verdrossen.

„Meine Herrschaft, ja leider," murmelte Stasa, der plötzlich kalt geworden war, „ja . . . das allerdings!"

„Und ich hörte, daß du große Schwierigkeiten hättest, einen neuen Dienst zu finden," forschte Julka weiter.

„Schwierigkeiten! ich? Zehn Dienste für einen!" versicherte Stasa. Sich vor der Landsmännin etwas von ihren Sorgen anmerken zu lassen, gab ihr Stolz nicht zu. „Ich weiß übrigens noch gar nicht, ob ich jetzt einen neuen Dienst antreten soll. Ich gehe lieber erst auf ein paar Wochen nach Haus."

„Das solltest du auch," meinte Julka; „ich habe mich ohnehin gewundert, dich hier zu sehen, da deine Mutter doch so schwer krank . . ."

„Krank, meine Mutter?" schrie Stasa. Ihre Stimme klang heiser, jede Falte an ihrem Kleid zitterte.

„Ja," stammelte jetzt etwas betreten Julka. „Schon als ich die Heimat verließ, war sie bettlägerig, und der Arzt sagte —"

„Was sagte der Arzt?"

„Er sagte . . . daß sie nie mehr aufstehen würde — ich — ich dachte, du wüßtest es?"

Ein stark angeheiterter Mechaniker, dessen zudringliche Huldigungen Stasa vorher halb herausgefordert, halb abgewehrt hatte, streckte den Arm nach ihr aus — heftig stieß sie ihn zurück. Sie flog mehr, als sie lief, zum Garten hinaus, quer über den Hof, durch die Durchfahrt auf die Straße, hinter ihr das fahle Licht und die grelle Musik der Schenke, vor ihr die Finsternis der kaum beleuchteten Provinzstadt.

Sie hatte nur einen Gedanken — in die Fasanerie zurück, das Nötigste an Geld und Kleidern holen und dann mit dem Frühesten fort nach Hause — zu der armen Mutter, die einsam und verlassen im Sterben lag.

Mit Mühe fand sie den Weg. Ihre Füße schmerzten sie bei jedem Schritt. Endlich erreichte sie die Fasanerie und läutete unten — läutete mehrmals. Niemand rührte sich; da rief sie verzweifelnd: „Um Gottes willen, macht auf, macht auf!"

Endlich öffnete sich das kleine Türchen im großen Tor. Die Fanny stellte sich hinein. „Schert Euch fort," rief sie, „wohin Ihr gehört, und das ist in kein anständiges Haus; eine Diebin nehmen wir nicht bei uns auf."

„Eine Diebin?" schrie Stasa außer sich.

„Ja, eine Diebin!" und die Tür flog zu.

Stasa taumelte davon wie vor den Kopf geschlagen; erst hatte sie nicht begriffen, dann, langsam, dämmerte in ihr der Zusammenhang auf. Man hatte ihre Abwesenheit benutzt, ihren Koffer zu untersuchen und das Sparkassenbuch des Fräulein Talatzky darin gefunden. Sie konnte ja beschwören, daß ihr das Buch geschenkt worden sei; aber niemand würde ihr glauben. Mit der Hoffnung auf ein anständiges Zeugnis war es vorbei; als Diebin gebrandmarkt, würde sie durch die Welt irren.

Ihr Kopf verwirrte sich, der ungewohnte Alkoholgenuß tat seine Wirkung, sie schleppte sich aus einer Straße in die andere, ohne mehr zu wissen, wo sie sich befand.

Es wurde immer dunkler. Ein heftiger Regen prasselte auf die Stadt hernieder. Ihre Kleider waren durchnäßt, sie zitterte vor Kälte, sie stolperte vor Müdigkeit. Endlich auf irgend einer Türschwelle brach sie zusammen. — Ihr Bewußtsein verwirrte sich. Sie hatte immer noch das Gefühl, weiter zu hasten, zu fliehen, aber sie lag still; rings um sie war die Nacht dunkel, und der Regen rauschte auf sie nieder, immer dichter, immer ungestümer — so ein Regen, der Trümmer und Unrat von der Erde hinwegfegt.

Fünf Jahre waren vergangen, seitdem Stasa ihre Heimat verlassen. In Bolechov hatte sich fast nichts verändert — außer daß der junge Fürst die Erbschaft seiner Väter angetreten hatte, und daß sein Günstling Pribik zum Oberförster ernannt worden war.

Es war der erste November — Allerheiligen. Pribik befand sich auf dem Heimwege aus dem Schloß. Der Fürst hatte ihn sehr lange festgehalten, in-

dem er mit ihm alle Einzelheiten einer großartigen, für einen der nächsten Tage anberaumten Treibjagd besprochen hatte.

Er hatte sich auffallend verändert. Er ging gebückt. Seine Augen waren tief eingesunken — sein ganzes Gesicht aufgedunsen, zugleich schlaff und fahl.

Es war spät, und sein Weg führte ihn quer durch den Wald. Des Nachts durch den Wald zu gehen, gehörte zu seinen ärgsten Qualen; zu all den vielen Qualen, die er ertragen mußte, ohne sich dieselben anmerken zu lassen. Wehe ihm, wenn irgend einer es erraten hätte, daß er seinen Schneid verloren, daß aus dem ehemals für seine Waghalsigkeit allgemein bekannten Förster Pribik ein ganz gewöhnlicher Feigling geworden war! Die Leute machten ohnehin Glossen genug über ihn.

Daß zwischen ihm und der Stasa nicht alles in Ordnung gewesen war, ahnte das ganze Dorf; er erriet das aus tausend kleinen, stichelnden Anspielungen, die seine Vorsicht ihm gebot ohne weitere Erörterungen herunterzuwürgen. Er hätte längst um seine Versetzung ersucht und die Gegend verlassen, wenn ihn das Mißtrauen, welches man ihm entgegenbrachte, nicht an Ort und Stelle festgehalten hätte. Das Schweigen seiner Umgebung konnte er nur erzwingen durch seine Gegenwart und die ihm von höherer Seite gegönnte Machtstellung — darum mußte er bleiben.

Anfangs hatte er noch gehofft, sein Zustand würde sich bessern, es würde sich, wie man das so nennt, alles geben! Er hatte gehört, daß sie einen vorzüglichen Dienst gefunden habe, daß ihr's gut ginge, und da hatte er aufgeatmet. — Das hatte nicht lange gedauert.

Ehe ein Jahr verstrichen war, erfuhr er, daß sie, als Diebin gebrandmarkt, auf die Straße hinausgejagt worden sei, worauf ihr weiter nichts übrig blieb als in einer Fabrik Arbeit zu suchen. — Dann war sie in einen anderen Ort übergesiedelt, und zwar in Begleitung ihres Landsmannes Karel Fiala.

An diesem Punkt hörten die Nachrichten auf. Manchmal hoffte er, sie sei tot. Ein zynischer Zufall hatte ihn eines Besseren belehrt . . .

Von da an versuchte er alles mögliche zu seiner Beruhigung, ein Übermaß jenes Nervenbeschwichtigungsmittels, mit dem er in letzter Zeit seine Gesundheit untergrub — auch sich einzureden, daß ihr Verfall ihm den Beweis ihrer von allem Anfang an bestehenden Unwürdigkeit lieferte. Aber das brachte er nicht fertig.

Er wußte es ganz genau, daß sie ein rechtschaffenes und glückliches Weib hätte werden und bleiben können — wenn er nicht gewesen wäre.

Heute hatte ihn wieder einmal etwas ganz besonders aufgeregt — eine Notiz in der Zeitung: „Am 30. Oktober ist in R . . . der Schankwirt Karel Fiala, gebürtig aus Bolechov, mit einem Messer erstochen, tot in seinem Bett gefunden worden."

Er hatte diese Zeilen wohl zehnmal gelesen, jedesmal mit gesteigerten Angstgefühlen. Je heftiger er sich die Vermutung auszureden suchte, Stasa könne die in Rede stehende Person gewesen sein, um so unabweisbarer drängte sie sich ihm auf.

Wie lang der Weg durch den Wald war und wie unruhig das Licht! Wie aufregend das Knistern in den Blättern.

Es war eine Mondnacht wie damals. Nur war es damals Sommer gewesen, die Linden hatten geblüht, die Luft war warm und duftig, eine jener verführerischen, aufreizenden und erschlaffenden Sommerlüfte, die die verborgensten Triebe im Menschen wecken und seine Widerstandskraft lähmen. Das Laub war dicht, der Wald voll heimlicher, menschenleerer Verschwiegenheit. Er hatte nicht die Absicht gehabt, ein Verbrechen zu begehen, er dachte nur an ein artiges Abenteuer. Und als er dann doch begriff, daß sie ihn nicht wollte, da reizte ihr Widerstand seinen Zorn. Seine Neigung zu ihr wandelte sich in Haß, einen Haß, der keine Rücksicht mehr kannte und in dem die Begehrlichkeit so heftig aufloderte wie ein Feuer, dem man den Luftzug zugelassen hat.

Ach, der Schrei — die schwachen Mädchenhände, die sich verzweifelnd gegen seine Brust stemmten!

Er blieb stehen, der Schweiß trat ihm auf die Stirn. Rings um ihn knisterten noch immer die fallenden Blätter. Er sah sie durch den vom Mondschein versilberten Nebel langsam niedersinken. Der Bach rauschte und girrte. Der Bach war damals dabei gewesen, der Bach und der bleiche, gleichgültig zusehende Mond.

„Jenitschku — Jenitschku muj!"

War's ein Spuk, ein Wahn seiner überreizten Nerven? Ganz deutlich hatte er das alte, zärtliche, traurige Lied gehört — die Melodie, die er so gut kannte. Aber die Stimme, die es sang, kannte er nicht. Kaum hörbar war sie und doch heiser und gebrochen.

Ein leises Krachen zog durch die Zweige. Aus dem Unterholz, das braun und struppig die Füße der alten Eichen umklammerte, brach eine Gestalt. Abgefetzt, das zerzauste Haar halb im Rücken hängend, das Gesicht verfallen, aber noch voll von den Spuren einer großen Schönheit, um den Mund etwas Rührendes, Todmüdes, in den Augen ein stierer Blick. Der Blick traf den Förster — sie fuhr zusammen, duckte sich und tauchte ängstlich unter im Dickicht.

„Na, was sagt Ihr dazu?" Der bucklige Rechnungsbeamte war's, der das Wort an den Förster richtete. Es war der Tag nach der nächtlichen Wanderung Pribiks, Allerseelen, und der traurigste Allerseelentag, dessen man sich in der Gegend erinnern konnte. Pribik ging mit hinaufgeschlagenem Kragen und tief in die Stirn gedrückter Mütze die Hauptstraße entlang, auf der ihn der Bucklige abgepaßt hatte, um ihm seine Mitteilung zu machen. Er sah schlecht aus; während er, um sich eine Haltung zu geben, seine Pfeife anzündete, zitterten ihm die Hände. — Der Bucklige beobachtete den Förster boshaft. „Wißt Ihr, was man ihr zur Last legt?"

Der Förster schüttelte den Kopf. Er wußte es ganz genau, aber zu was davon reden.

„Sie hat den Fiala umgebracht," sagte der Bucklige. „Ihr habt es viel-

leicht gestern in der Zeitung gelesen, daß er von einer nichtsnutzigen Person erstochen worden ist, — und das war sie!"

„Ich glaub's nicht!" rief der Förster heftig. „Die Stasinka konnte keiner Fliege etwas zuleid tun; wie hätte die einen Menschen umbringen sollen!" Er glaubte es doch — ja, er wußte es, aber dennoch zwang ihn sein Instinkt, sie zu verteidigen.

Doch der Schreiber fuhr fort: „Gar so übel anzurechnen war ihr's nicht, der Stasa. War ein nichtsnutziger Gesell, der Fiala. Zweimal hat er im Zuchthaus gesessen, tat zuletzt nichts mehr als trinken und Karten spielen in der sauberen Spelunke, die er da unten in R. eröffnet hatte; könnt Euch denken, welcher Art die war. — Die Stasa mußte ihn ernähren; das Geld verpraßte er mit anderen Dirnen und mißhandelte das arme Weib, bis sie zuletzt ganz und gar stumpfsinnig geworden ist. Sie hat ihn erstochen, während er schlief."

„Aber woher wißt Ihr, daß sie es war?" schrie fast der Förster und stampfte mit dem Fuß.

„Woher sollte ich's wohl wissen?" erwiderte der Bucklige. „Ihr Name steht heute in der Zeitung. Die Beweise gegen sie sind schlagend; und sie ist durchgebrannt. Die Polizei ist hinter ihr drein. Man ist ihr auf der Spur; sie soll sich in den Wäldern hier herumtreiben, einer von Euren Hegern behauptet, gestern eine bettelhafte, halb blödsinnige Person gesehen zu haben, die abends am Waldrand entlang schlich, und die ihn an irgend jemanden erinnerte — er konnte sich nicht gleich besinnen, an wen."

Jetzt hob der Oberförster den Kopf, machte ein paar unbeholfene Schritte; dann, stehen bleibend, sagte er unvermittelt und barsch: „Das arme, blöde Weib werden sie doch nicht hängen wollen?"

„Kommt darauf an — bei der Jury kann man es nie wissen," entgegnete ihm der Bucklige; „ich für mein Teil würde sie nicht hängen. Aber lebenslänglicher Kerker ist's auf jeden Fall, entweder im Gefängnis — oder im Irrenhaus!"

Lebenslänglicher Kerker, entweder im Gefängnis — oder im Irrenhaus! Alles drehte sich um Pribik herum, in immer kleiner und kleiner werdenden Kreisen. Mit Mühe erreichte er den Wald; dann sich, an den Bäumen haltend, schleppte er sich bis zur Försterei, die jetzt, schön und groß ausgebaut, fast den Eindruck eines Waldschlößchens machte. Das Mittagessen blieb unberührt. Den ganzen Tag saß er unbeweglich in einem großen Sorgenstuhl in dem mit zahllosen Hirschgeweihen und anderen Jagdemblemen ausgeschmückten Raum. In dem großen Kachelofen brannte ein Feuer. Es war sehr warm in dem Zimmer; dennoch fröstelte ihn. Er versuchte, zu arbeiten und konnte nicht; immerfort horchte er. Als man ihm die Zeitung brachte, riß er sie rasch auf, nur um zu sehen, ob etwas über den „Fall" darin stehe. Er fand eine flüchtige Notiz, die etwas ausführlicher brachte, was der Bucklige ihm erzählt; auch daß man glaube, der Mörderin auf der Spur zu sein;

allem Anschein nach sei sie in ihre Heimatsgegend geflüchtet und treibe sich dort obdachlos in den Bolechover Wäldern herum.

Er ließ die Zeitung fallen. Das Knistern des Papiers ärgerte ihn. Ihm war, als habe er darüber einen anderen, wichtigen Laut, eine Botschaft versäumt. Und wieder streckte er den Hals vor und horchte — horchte.

„Es nützt nichts, sie wird doch gefangen werden," sagte er sich; „früher oder später muß es geschehen, ob ich da sitze und mich quäle oder nicht." Dann kam ihm eine Unruhe. Er wollte in den Wald hinaus, mit seinem Hunde sie suchen, sie irgendwo verstecken vor der Polizei, sie pflegen, sie beschützen.

Immer stärker übermannte ihn das Mitleid. Aber es war kein wohltuendes, sanftes Mitleid, keines, das einen mit weicher Hand der Linderung eines Schmerzes entgegenführt. Es war ein schreckliches Mitleid — ein Mitleid, das sich immer auf demselben Fleck herumtrieb, das in seiner Verzweiflung darüber, keinen Ausweg zu finden, ihm unbarmherzig in schrecklichen, fratzenhaften Bildern das von ihm angerichtete Unglück zeigte. —

Lebenslänglicher Kerker, entweder im Gefängnis oder im Irrenhaus. Lebenslänglicher Kerker — ihr, die die Freiheit so sehr geliebt hatte — kahle, graue Mauern, vergitterte Fenster, immer dasselbe, immer die gleiche, nüchterne Trostlosigkeit. — Keine Abwechslung — nichts, was die Gedanken losreißen konnte vom Brüten über der Vergangenheit, von der Angst vor der Zukunft. Kein Trost als ein langsames Abstumpfen, Verdummen, Vertieren. Das war das Gefängnis! — Und das Irrenhaus . . . .

Er war einmal in einer Anstalt gewesen, um einen unglücklichen Freund darin zu besuchen, der tobsüchtig geworden war; bei dieser Gelegenheit hatte er sich die weibliche Abteilung angesehen, die Abteilung der schweren Fälle. Kein Möbel, kein Stuhl, kein Tisch in der hohen, engen Zelle und nur ein einziges, kleines, oben unter der Decke angebrachtes und vergittertes Fenster, dort hatte er die Kranken herumschleichen sehen — die Wände entlang, in langen, losen, an Leichenhemden erinnernden Gewändern. Und durch die graue, verpestete Luft starrten ihre Augen mit eigentümlichen, schwer beweglichen Lidern. Es war, als ob in diesen Augen etwas laure, eine Angst, ein Mißtrauen — die Verzweiflung, hinter erstarrtem Schmerz. — Plötzlich wendeten sie alle (es waren deren vier in der Zelle, dessen erinnerte er sich genau) die Köpfe. Durch die Wand drang ein furchtbares Geschrei. Eine rauh zurechtweisende Stimme — wieder Geschrei — dann klägliches Wimmern. — Die vier Unglücklichen blieben stehen und zitterten; dann begannen sie von neuem eine hinter der anderen herzuschleichen, noch enger an die Wände gedrückt, noch ängstlicher, noch mißtrauischer — eine hinter der anderen . . .

. . . Das war ihre Zukunft.

Die Dämmerung sank. Die Haushälterin brachte die Lampe und schloß die Fensterläden. Gewöhnlich war das für ihn eine Erleichterung; er fühlte sich geborgen, wenn die Läden fest geschlossen und er allein blieb mit seinem Hund und seiner Arbeit. Aber heute waren ihm die geschlossenen Fensterläden gräßlich.

Er hätte für immer in Unkenntnis bleiben mögen von dem, was da draußen geschehen würde, und regte sich doch darüber auf, daß die Fensterläden ihn daran hinderten, zu beobachten, was vorging. Einmal war ihm, als poche jemand an eine Scheibe.

Ein Bild tauchte vor ihm auf: Staša auf dem frischen Grabhügel des Geliebten ausgestreckt. Dann sah er sie, wie sie sich hoch aufrichtete vor ihm; er hörte ihre Worte: „Tun! was wollt Ihr noch für mich tun? Den Tod — gebt mir den Tod! Anderes nehme ich nicht von Euch an!"

Er schnellte empor, sank wieder in seinen Lehnstuhl zurück. Nach einer Weile erhob er sich von neuem. Er fühlte keinen Schwindel mehr und mußte sich nicht mehr an die Möbel halten beim Gehen. Er schlug den Laden des mittleren Fensters zurück, das zugleich eine Tür bildete, durch die man geradeaus in den Wald treten konnte. Hinter den leicht angelaufenen Scheiben schimmerte die schwermütige Schönheit der herbstlichen Mondnacht.

In dem Walde kauerte Staša unter einem großen Baume. Sie wußte selbst nicht, warum sie in die Heimat zurückgekehrt war. Sie wußte ja überhaupt nichts mehr. Ihr Auffassungsvermögen war getrübt wie ein tausendfältig zertrümmerter Spiegel. Und auch der Faden der Erinnerung war zerrissen. Stundenlang versagte ihr Gedächtnis völlig; dann hatte sie keine Ahnung davon, was sie getan, aber immer behielt sie die Angst vor einer ihr drohenden Gefahr, die Angst, daß jemand sie verfolge, um sie einzusperren, und die Angst jagte sie vorwärts.

Gegen Abend hatte sie Bolechov erreicht. Eine angenehm lösende Wärme durchschlich ihre Glieder. Ja, sie wollte zur Mutter, in die liebe, alte Küche, vor der Mutter niederkauern auf dem kleinen hölzernen Schemel und den Kopf in den Schoß der Mutter legen, der Mutter alles erzählen. Was erzählen? Ein eiskalter Schweiß brach an ihrem Körper aus, und für einen kurzen Zeitraum brannte das Bewußtsein hell. Sie hatte inzwischen das Tor ihres Heimatshofs erreicht; einen einzigen Blick warf sie hinein. Eine rothaarige Person stand inmitten des Hofes, fütterte die Hühner und zankte mit einer Magd.

Die Mutter war ja tot seit Jahren, tot, ihr Vater hatte eine andere geheiratet, und sie, die Staša, hatte ihren Geliebten getötet — den Geliebten, für den sie Geld verdienen mußte. Reue? . . . Nein! Entsetzen über die vollbrachte Tat? . . . Nein! Aber immer wieder die Angst vor der Verfolgung — Angst vor dem Gefangenwerden — vor der Haft, der lebenslänglichen. Sie schlug sich in die Wälder, und in einem Haufen zusammengescharrten dürren Laubes war sie eingeschlafen. Als die Sonne durch die gelichteten Baumkronen in den Wald hineinzuscheinen begann, war sie erwacht. Sie fürchtete sich vor dem Licht. Sie schlug sich tiefer ins Dickicht. Sie irrte bald hierhin, bald dorthin, ohne Plan und Ziel. Am Nachmittag sah sie drei oder vier Gendarmen die Waldstraße entlang schreiten. Atemlos kauerte sie in einem mit allerhand herbstlich gerötetem Blättergerank verwachsenem Loch, bis sie vorübergegangen waren. Dann, mit klopfendem Herzen, sagte sie sich, daß ihres Bleibens nicht

länger hier sei. Aber ihr Kopf wurde wieder ganz wirr, und im nächsten Augenblick vergaß sie die Gefahr.

Sie trat aus dem Wald heraus und ging die Straße hinab. Der Mond stand wieder am Himmel, die Nebel hüllten die ganze Erde in traurige, weiße Feuchtigkeit. Sie war zum Sterben müde — wohin? Sie ging ein paar Schritte — blieb wieder stehen. Da schlug eine feine, dünne, wehmütige Musik an ihr Ohr. Sie wandte den Kopf; dort, woher die Musik kam, schimmerte es gelb durch den bläulich-weißen Nebel, und aus dem Schimmer ragte ein mächtiges Kreuz empor; man sah es deutlich zwischen den halb verwischten Umrissen alter Lindenkronen.

Es war der Kirchhof, und die Musik tönte von dort her. Da erinnerte sie sich, daß in Bolechov, wie in vielen südmährischen und ostböhmischen Dörfern, die Sitte herrscht, den Toten am Allerseelentag ein Ständchen zu bringen, und heute war Allerseelen.

Sie schlich sich zum Kirchhof. Die Musik wurde immer deutlicher, wehmütiger und süßer. Staša kroch über die niedrige Mauer, versteckte sich in einem offenen Grab, das auf seine Beute wartete. Von da aus lauschte und spähte sie. Auf allen Gräbern brannten Lichtchen, die, in ausgetrocknete Kürbishälften gepflanzt, gegen die Feuchtigkeit des Nebels geschützt waren. Lange, gelbe Lichtstrahlen drangen von einem Grabe zum andern, wie nacheinander ausgestreckte Hände, die dasselbe Gefühl vereinte. Auf den frostgeknickten und geschwärzten Blumen, welche die Gräber bedeckten, lagen grüne Kränze, mit weißen oder roten Beeren verziert. Und die verschönernde Undeutlichkeit des Nebels, die sich in schimmernden Goldglanz auflöste, war über allem. Zwei Mädchen und zwei Jünglinge sangen; hinter ihnen gingen ein Geiger und ein Cellist.

Von Grab zu Grab gingen sie. An der letzten Ruhestätte junger, aus Liebe und Leben mitten herausgerissener Menschen stimmten sie Lieder an voll sehnsüchtiger Schwärmerei und eigentümlicher chromatischer Wendungen in der Führung der Melodie. An den Gräbern alter Leute, die ihr Leben ausgelebt hatten, trugen sie einfache, choralartige Gesänge vor und an den kleinen Kindergräbern Wiegenlieder voll trauriger Zärtlichkeit und mit einem gehemmten Rhythmus, der wie der unregelmäßige Schlag eines gebrochenen Herzens klang. Und die getragenen Choräle ebenso wie die schwärmerischen Liebesrhapsodien und die sanften, traurigen Wiegenlieder endeten alle mit derselben Strophe: „Ruhe in Frieden! Mit Gott — mit Gott!"

Zuletzt blieben sie unter dem mächtigen Kreuz stehen, auf dem der Heiland die blutiggestochenen Hände wie segnend über den Gräbern ausgestreckt hielt, und stimmten einen schönen Kirchengesang an, der leiser, immer leiser wurde, bis er mit einem schwach hingehauchten Seufzer im Nebel verklang. Dann verließen sie den Friedhof. Die Staša aber stieg aus dem offenen Grab, in das sie sich verkrochen hatte; sie fing an, zu suchen. Der Mond leuchtete aus einem Rahmen regenbogenfarbig umsäumter Wolken auf den Kirchhof herab, auf die dunklen Eisenkreuze, die weißen Leichensteine, die spitz zulaufenden schwarzen Lebensbäume und zwischen das entblätterte Geäst der uralten Linden,

die an der Kirchhofsmauer standen. Und Stasa suchte und suchte. Das Grab ihres Mütterchens konnte sie nicht finden; aber an die Stelle, wo das Grab ihres Liebsten war, erinnerte sie sich noch, und sie fand das Grab. Sie kniete nieder und wollte beten, aber die Worte des Vaterunsers waren ihr entfallen, sie konnte sie nicht finden — alte Erinnerungen umfingen sie — sie schmiegte ihren Kopf zu Häupten des Grabes.

Sie hörte Schritte — viele Schritte — sie kamen näher, näher. Sie hörte Worte — Rufe: „Sie ist's — dort" . . . Mit einem Schrei fuhr sie empor. Wieder die wahnsinnige Angst.

Ein kalter, harter Schlag auf die Brust — der ganze Kirchhof schwamm vor ihren Augen — nur der goldene Dunst blieb. Dann — sie brach zusammen, fiel rücklings über das Grab. Es war zu Ende.

Die drei Gendarmen stiegen über die niedrige Mauer — schaudernd umstanden sie den Leichnam. Hatte sich das Weib selbst entleibt? Sie suchten die Waffe um das Grab herum. Einer, der jetzt durch das Tor aus einer anderen Richtung kam, erklärte, ein Selbstmord sei ausgeschlossen, der Schuß habe sie aus einem Gewehr getroffen — er habe das Flämmchen durch den Nebel aufzucken sehen.

Da kam jemand auf den Kirchhof zu, langsam, fast feierlich. Der Oberförster. Er sah überlebensgroß aus in dem verwischenden Nebel.

„Ich war's!" sagte er hart und schroff.

„Welch fürchterlicher Zufall!" rief der Gendarmerie-Wachtmeister, der die anderen anführte — „der Nebel —"

„Nein, es war Absicht," erklärte er — und ruhig den entsetzt auf ihn gerichteten Blicken begegnend, fügte er hinzu: „Es war die erste anständige Handlung meines Lebens!"

Er nahm seine Flinte von der Schulter und zerbrach sie über seinem Knie, so daß Lauf und Kolben sich trennten. Dann ließ er die Stücke auf den feuchten Boden niedersinken. Sich gerade aufrichtend rief er den Gendarmen zu: „Und nun tut eure Pflicht!"

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert
von
Albert Köster.

II.

Im September und Oktober 1879 brachte die „Deutsche Rundschau" von beiden Dichtern neue Werke, die der nächste Brief voraussetzt. Vier Gedichte Kellers erschienen im 20. Bd., S. 451—55: In dem ersten, „Ein Schwurgericht" (S. W. X, 148 ff.) taucht dem Dichter aus der Erinnerung und alten Notizen die Erzählung von dem unheimlichen Burschen auf, der ein kleines Kind totschlägt, bloß weil er nicht widerstehen kann, ihm sein Spielzeug, eine kleine Mundharmonika, wegzunehmen. Das Gedicht war Storm unsympathisch als bloßer pathologischer Einzelfall. Und doch wollte gerade Keller nur die nackte Tatsache hinstellen, nichts zu ihrer Deutung tun. Er hat sogar später, als er die lyrische Novellette leicht gefeilt in seine Sammlung aufnahm, ausdrücklich die Unerklärbarkeit der Mordtat noch hervorgehoben durch Einfügung der Verse:

> Denn eine unbezwinglich starke Lust
> Hab' ihn schon lang gequält, auf solchem Werklein
> Ein einzig Mal sich blasend zu vergnügen.

Storm ist solche Darstellung von Geisteskrankheiten um ihrer selbst willen ganz zuwider; wir haben dessen noch später bei seiner Novelle „Schweigen" zu gedenken. — Das zweite Gedicht, „Stutzenbart" (S. W. X, 124), das Keller in den „Gesammelten Werken" unverändert ließ, ist einer jener derben Späße, die der Franzose Baldensperger geschmacklos, der empfindliche Lyriker Storm unappetitlich, die Mehrheit der Leser wohl plump nennt; man muß sie hinnehmen, sie gehören zum Bilde Kellers. — Dagegen zählte Storm das „Abendlied" (‚Augen, meine lieben Fensterlein', S. W. IX, 43) mit Recht zu den unübertrefflichsten lyrischen Leistungen Kellers; wie oft und wie ergriffen er es las, erzählt Petersen (Baechtold III, 426 f. Anm.). — Das letzte Gedicht

endlich, „Tod und Dichter“ (S. W. X, 111 f.), hat Storm längere Zeit mißverstanden, und die nächsten Briefe erörtern es noch mehrmals. Es ist ein Scherzgedicht: der Tod wird, wie bei Lessing, Gleim u. a., oder wie der Teufel bei Rückert, geprellt. Der Vertrag bewegt sich im Zirkelschluß: der Tod kann den Dichter nicht eher töten, als bis er dessen Kinder, die dichterischen Gestalten, die irgendwo in Wolkenkuckucksheim leben, vernichtet hat, und er kann diese nicht packen, weil sie eben nur Geister der Phantasie sind. Storm hatte ursprünglich den Scherz, der allerdings der Leichtigkeit entbehrt, zu ernst genommen.

Als Frucht des Sommers 1879 konnte Storm seinerseits im 21. Band der „Deutschen Rundschau“, S. 1—28, die Novelle „Eckenhof“ vorlegen. Das grausige Motiv von dem Mordanschlag eines Vaters gegen den eigenen verhaßten Sohn ist in recht Stormscher Art dadurch gemildert, daß die ganze in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts spielende Geschichte nur wie eine Sage bruchstückweise aus der Erinnerung der Leute und des Erzählers auftaucht und drum auch nur mit vorsichtig tastenden Worten, halbe Gewißheit und halbe Vermutung durcheinander webend, vorgetragen wird. Das ist dem Dichter besonders am Anfang und am Ende gelungen. Und darum war es gut, daß er ein ursprünglich in der „Rundschau“ mitgeteiltes Nachwort in der Buchausgabe wieder wegstrich, weil darin einige der im Nebel verschwundenen Gestalten allzu nah und deutlich wieder auftauchten, um ihr Dasein im hellen Sonnenlicht zu beenden.

Storm an Keller.

Husum, 20. September 1879.

„Augen, meine lieben Fensterlein“,

dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der „Rundschau“ und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Mal und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität.

Wollen Sie auch den Eindruck wissen, den mir die andern Stücke gemacht haben? Nr. 1. Gehört das nicht mehr in eine Geschichte der Geisteskrankheiten, so gut es auch vorgetragen ist? Nr. 2. Ist mir zu leicht und für leichte Ware nicht durchweg anmutig genug; um die etwas unappetitliche Haar- und Bartgeschichte unterzukriegen, bedarf es einer größeren Wucht. Nr. 4. Im einzelnen sehr schön und voll poetischer Anschauung; mir im ganzen aber nicht klar und einheitlich genug. Wie kommt der Dichter dazu, den Tod zu bitten, ihn seine Dichtersünden nicht büßen zu lassen? Der ist ja doch nur der Exekutor. Und wie kann der Dichter sich darüber freuen, wenn der Tod dahinfährt, um seine schönsten Gebilde zu vernichten? Ist die so erkaufte Spanne Leben nicht zu teuer? Oder will der Dichter ihn nur narren, und glaubt er selber nicht an das Leben seiner Gebilde auf einem andern Sterne? — Es scheint mir das nicht recht herauszukommen.

Doch — Sie sagen, ich nehme es zu strenge mit dem Lirum Larum! Ich bestreite das; denn die reine Freude, die ich und andre an Ihrem „Abendlied“ gehabt haben — nicht nur Freude, etwas viel Tieferes —, und die ich daran noch öfter haben werde, beweist mir, daß ich in diesem Punkte recht habe.

Im nächsten „Heft der Rundschau“ werden Sie mein Neuestes, „Eckenhof“, lesen, das in betreff der Ökonomie des Ganzen wie der Ausführung ein ziemlich heikel Ding gewesen ist. „Es klingt wie eine Sage“, diese ersten Worte bestimmen

Stimmung und Gangart; es mußte so aus dem Nebel herausgetuscht und, wenn es mir zu nahe auf den Leib rückte, kräftig wieder zurückgeworfen werden. Manche gedachte oder schon geschriebene Szene wurde hinter die Kulissen geschoben und dann darauf hingearbeitet, daß nur die Reflexe davon vor dem Zuschauer auf die Bühne fallen. Ich bin einigermaßen begierig, wie es Ihnen gefallen werde. Zu Weihnachten erhalten Sie die kleine Ernte des vergangenen Jahres, sauber in ein Büchlein zusammengesperrt [1]).

Das nächste Jahr wird mich wohl von Husum nach dem schönen, grünen Dorfe Hademarschen übersiedeln sehen, um dort auf geräumigem, schon zum Garten angepflanztem Grundstück meine Altersvilla in bescheidenem Maße, aber wohnlich aufzubauen. Mein Grundstück hat schöne, blaue Wald- und Wiesenfernen und liegt in der Mitte, sechs Minuten etwa von jedem, zwischen zwei hübschen Orten, dem genannten Dorfe, wo der nach mir kommende, mit einer Schwester meiner Frau verheiratete Bruder wohnt, und dem gutsherrlichen Orte Hanerau. Die Eisenbahn nebst kleinem Bahnhof ist unweit von meinem Besitztum.

Am 28. Juli dieses Jahres starb nach schwerem Todeskampfe meine alte, im Herzen noch so jugendfrische Mutter, 82 Jahre alt, und das vom Urgroßvater erbaute Familienhaus ist zum Kaufe ausgeboten. Da ich mit meinen Kopfnerven im Streit liege und bei fortgesetztem Widerstand zu viel Terrain zu verlieren fürchte, so habe ich vorläufig Urlaub genommen und werde hoffentlich vor Neujahr noch ganz die Amtskarre niedersetzen können. Leider muß ich zuvor mein Haus hier verkaufen, was nicht so leicht sein dürfte.

Von unserm Freund Heyse erhielt ich Anfang August eine Karte aus Alexanderbad [2]), die recht niedergeschlagen klang. „Ich buchstabiere Hoffnung, werde sie aber wohl nicht wieder vom Blatt lesen lernen.“ Aber er ist gegen uns beide ja noch ein Jüngling, und es kommt hoffentlich noch die Woge, die ihn wieder hebt.

Und was treiben Sie denn, lieber Meister Gottfried? Haben Sie schon Hand an den beabsichtigten Novellenzyklus gelegt, von dem Sie mir einmal schrieben, oder sind Sie noch immer „grüner Heinrich“? Seien Sie es nicht zu lange; denn noch trinkt Ihr Auge von dem „goldnen Überfluß der Welt“ [3]); aber es ist doch das „Abendfeld“, auf welchem Sie, wie auch ich, nur noch zu wandeln haben. — Ihren „Landvogt Landolt“ las ich neulich einer jungen Mädchenschar von zwanzig bis herab zu zehn Jahren; aber Jungfrauen, Kinder und Backfische hörten mit lautlosem Eifer und quälten am andern Abend um die Fortsetzung, als wir am ersten Abend nicht zu Ende kamen. Ich acceptierte diesen Erfolg mit Freuden, für das junge Volk wie für die Dichtung.

Und nun, wenn Sie einmal in der Stimmung sind ein Paket zu machen, oder noch lieber, auch wenn Sie es nicht sind — denn ich wenigstens tue es stets unter Knurren und Seufzen, und wenn's für die Liebsten ist — also, dann packen Sie einmal den Paßband zum Geßner und senden ihn mir; denn der andre sieht mich doch immer etwas traurig durch die Schrankscheiben an. Für den Fall, daß Sie kein Interesse haben, dagegen meinen desgleichen nur broschierten Band zurückzuerhalten, würde ich meinem jüngsten, ärztlichen Bruder, dem Dr. Aemil Storm hier, damit eine Freude machen, der sonderbarerweise erst neulich diese Bilder bei mir sah und sich ganz darin vernarrte.

Sonntag, d. 14. d. M., an meinem Geburtstage, war Freund Petersen aus Schleswig mit seinem achtjährigen Töchterchen einen Tag bei uns; er hat mir einen Gruß zur Bestellung an Sie hinterlassen, den ich hiemit ausrichte.

---

[1]) Drei neue Novellen (Eekenhof. Im Brauerhause. Zur Wald- und Wasserfreude). Berlin 1880.

[2]) Bei Wunsiedel.

[3]) Zitat aus Kellers „Abendlied,“ ebenso wie das gleich folgende „Abendfeld“.

Da ich richtig frankieren werde, so darf ich Sie auch bitten, mich Ihrer Schwester freundlichst zu empfehlen. Ich verspreche auch, in dieser Beziehung, trotz abnehmender Geisteskräfte, allzeit prompt zu bleiben.

Nicht mehr heute! Herzlich Ihr Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 20. Dezember 1879.

Es ist nun genug des Ärgernisses, liebster verehrtester Freund, und ich will mich endlich hinter das Packen machen. Dem Geßnerschen Bande fehlt leider ein Rückenschildchen, das Sie selbst etwa dem andern Bande konform herstellen lassen können. Ihren broschierten Band geben Sie natürlich dem Herrn Bruder, ich brauche ihn nicht.

Jetzt lassen Sie mich zuvörderst meine herzliche Teilnahme an dem Verlust Ihrer sel. Frau Mutter aussprechen. Sie ist um so aufrichtiger, als ich annähernd ähnlich erlebt habe, was man bei solchem Todesfalle in eigenem vorgerücktem Lebensalter empfindet. Die lange Gewohnheit des Besitzes, der nun doch ein Ende nimmt, verbunden mit der Gewißheit der nun näherrückenden Nachfolge, läßt uns alte Waisenknaben die Situation ernster ansehen, wenn wir auch nicht so viele Tränen vergießen wie die jungen. Gerade weil wir längst der materiellen Hilfe des Mütterchens nicht mehr bedurften, wirkt das Wesen des Abscheidens um so reiner und energischer auf uns ein.

Der Verkauf des Familienhauses will mir, der ich mich in Mietwohnungen herumtreiben muß, nicht recht einleuchten[1]). Ich habe als Beamter funfzehn Jahre lang in solch altem Hause eine Dienstwohnung gehabt und mich der weitläufigen Flure, alten Öfen u. dgl. erfreut und wäre gern darin geblieben. Allein, Ihr tapferer Entschluß steht jedenfalls höher als jene Romantik, und Ihnen ist die Landschaft, die Sie beschreiben, sowie die freie Himmelsluft doppelt zu gönnen. Ich wünsche Ihnen volles Glück zum letzten Abschnitt Ihres Lebens. Möge der Vorhang spät fallen!

Wie Ihre Popularität bereits zu Abenteuern Anlaß gibt, können Sie aus beiliegender Nummer eines hiesigen Blattes sehen, das ich Ihnen aufbewahrt habe: Sie werden schon von Fälschern aus dem Dänischen übersetzt und von in der Diaspora lebenden Verehrern erkannt. Dergleichen passiert einem Unpopulären nicht[2])!

---

[1]) Es ist sehr aufschlußreich, wie verschieden die beiden Freunde den Verkauf von Storms mütterlichem Hause in Husum beurteilen. Scheinbar hängt der unbehauste Junggesell viel mehr am eigenen Grundbesitz als der Norddeutsche. Und doch trifft er vorbei. Für Kellers Vorstellung ist das Haus nur die Summe der Räume, der Treppen, der Öfen u. s. w. Für Storm ist es die Summe der Erinnerungen. Die Geister der Abgeschiedenen würden mit im Hause wohnen. Mit ihnen zu leben, wäre unerträglich; sie aber durch neues, pulsierendes Treiben zu bannen, wie das im „Vetter Christian" geschieht, dazu fühlt Storm nicht mehr die Kraft der Jugend.

[2]) In der „Neuen Züricher Zeitung" vom 24. April 1879 stand im Briefkasten des Feuilletons: „An G. Festersten, Café Hungaria in Luzern. Sie schicken uns eine Novelle ‚Agnes', aus dem Dänischen übersetzt, mit der Anfrage, ob sich dieselbe für unser Feuilleton eigne. Wir antworten Ihnen: Es ist Ihre ‚Agnes' ein gar feines Ding, aber Sie sind ein ordinärer Gauner. Ihre angeblich aus dem Dänischen übertragene Erzählung ist von Wort zu Wort die bekannte reizende Novelle von Theodor Storm: ‚In St. Jürgen', und Sie entpuppen sich als ganz gewöhnlicher Betrüger, der uns um Sümmchen Geldes beschummeln wollte. Nachträglich können Sie vielleicht behaupten wollen, Sie hätten uns nur mystifizieren wollen. Die eingesandte, von Ihnen selbst besorgte Abschrift von Storms ‚In St. Jürgen' mögen Sie auf unserer Redaktion abholen."

Ich habe Ihnen noch nichts über den „Finger" geschrieben, den Sie nun umgetauft haben. Im Anfang dünkte mich das Biergeschäft, das zu Grunde liegt, etwas prosaisch; allein, die stramme Komposition und die sehr gute Peripetie der Novelle ließen mich das bald völlig vergessen und alles als sachlich zugehörig und harmonisch ansehen.

Der „Eckenhof" vollends läßt Ihre Kraft im ungebrochensten Lichte erscheinen bezüglich der Färbung, Stimmung sowohl als der Erfindung, Durchführung und Charakteristik. Da Sie öfter einzelne Arbeiten dieser Art herausgeben, so hätte ich nur gewünscht, Sie hätten einiges, das Sie unterdrückten, doch in die Ausführung aufgenommen und das Werklein dann als einbändigen Roman für sich publiziert. In Summa, die Aussichten Ihrer gewonnenen Mußezeit scheinen mir auf gute Sterne gerichtet zu sein. Lassen Sie mich auch ein bißchen nach denselben mitgucken!

Die Aufnahme meines kleinen Abendliedes bei Ihnen hatte mich schon in einem Berichte unsers Freundes Petersen[1]) vergnüglich angesprochen und mich, wie die menschlichen Dinge sind, um so mehr gefreut, je müheloser und aus sich selbst die paar Ströphchen entstanden sind. Wir können nun aber nicht, wie Sie kritisch verlangen, mit fünf oder sechs dergleichen Lufttönen allein durchs Leben kommen, sondern brauchen noch etwas Ballast dazu, sonst verfliegen und verwehen uns jene sofort. Ich muß daher bei allem Danke für Ihre freundlichen Winke noch etwas von dem Übrigen zu retten suchen. Die Schwurgerichtsgeschichte soll keinen kriminalwissenschaftlichen Fall darstellen; es handelt sich nur um den erbärmlichen Tod des friedlichen Jüngelchens, das musizierend durch den Wald ging; der schien mir poetisch, und soll's darüber hinaus noch eine Pointe geben, so ist's der unbefriedigt gebliebene Spieltrieb eines finstern Bengels, der so unbedenklich zum Morde greift, wie ein Macbeth ꝛc., denen es um Thron und Krone zu tun ist.

Das Machwerklein mit dem Tod ist eine harmlose Neckerei gegen das schöne Geschlecht, ein kleines Verierzeug. Der Dichter schickt den Tod einfach in die Erdbeeren, wie man hier sagt, nämlich dahin, wo man weiß, daß das Gesuchte nicht zu finden ist. Wollen wir solche Scherze zergliedern, so hört der Spaß natürlich auf. Was den Tod als Richter betrifft, so wird er in dem Passus ja absichtlich pluraliter angeredet, also mit und in ihm die Mächte, die hinter oder über ihm stehen. — Der Bartstutzer ist mißraten, weil ich das ursprüngliche Motiv im Stiche ließ. Es sollte nämlich der Gute, indem er die weißen Bartflocken (nicht etwa Rasierschmutz!) dem Winde gibt, sich seufzend gestehen und geloben, nun sei es mit aller Lieb und Buhlschaft vorbei, worauf die Vögel kommen und das fliegende Bartwesen zum Nestbau holen. Ich fürchtete aber, man könnte mir diese Wendung als eine törichte Empfindung auslegen, und ließ sie fahren. Warum soll aber das Ding unappetitlich sein? Ist denn der Nesterbau der lieben Vöglein nicht hundertfach Gegenstand zierlicher Idyllen und Liedlein? Oder denkt man denn gleich an beschmutzte Wäsche, wenn man das weiße Linnen eines Brautschatzes besingt? Da sehen Sie nun! Hätten Sie nicht Ihre Kritik mit einer logischen Daumschraube abgeschlossen, so würde ich mich jetzt nicht so lächerlich geschwätzig aufführen! Aber ich hoffe, Sie fahren ein andermal fort! Hier habe ich gar niemand, der mir was sagen kann.

Paul Heyses Zustand ist mir rätselhaft; er hat in ungefähr Jahresfrist einen Band der schönsten Verse gemacht[2]), und doch soll er fortwährend krank sein. Vielleicht bringt eben das angegriffene Nervenwesen eine solche selbstmörderische Fähigkeitssteigerung mit sich. In diesem Falle habe ich gute Nerven, bin dabei aber ein ungeschickter Kopf. Spaß beiseite, glaub ich fast, es räche sich, daß Heyse seit bald dreißig Jahren dichterisch tätig ist, ohne ein einziges Jahr Ableitung oder Abwechslung durch Amt, Lehrtätigkeit oder irgend eine andere profane Arbeitsweise

[1]) Baechtold, Bd. III, S. 426 f.

[2]) Verse aus Italien, 1880.

genossen zu haben. Ein Mann wie er, der wirklich zu konsumieren hat, wird und muß hierbei selbst mitkonsumiert werden; es ist nicht wie bei einem Drehorgelmann. Aber man darf ihm nichts sagen; es ist zu spät; er muß sich trotz alledem erholen oder aufbrauchen. Auch Tieck und Gutzkow ist diese Lebensart nicht gut bekommen, ohne daß ich übrigens unsern idealen Paulus mit solchen literarischen Erzpraktikern vergleichen will.

Sie haben auch ein mysteriöses, wenigstens mir unverständliches Gedicht in der „Rundschau" gehabt[1]), fällt mir eben ein, das mir aber trotzdem gefiel und imponierte; ich hab es mir auf meine Weise zurechtgelegt.

Mein alter Roman zieht sich mit dem Schluß noch in den Januar hinüber. Drei Bände sind erschienen; die Kälte macht mir seit Wochen eine Unterbrechung im konstanten Schreiben, sonst wäre ich jetzt mit allem fertig; so kann ich nur peripatetisch so etwas tun; ich bringe meine luftige Wohnung dies Jahr kaum auf zehn Grad R., was der Teufel nicht ahnen konnte, als ich sie vor fünf Jahren mietete. Ich mag niemanden über das Buch befragen und schick es Ihnen erst, wenn's fertig da liegt, ohne daß Sie's zu lesen brauchen. Die Novellen werden schwerlich vor dem April künftigen Jahres erscheinen. Natürlich habe ich inzwischen vieles daran gedacht und projektiert, auch ist ein artiges Stück Schrift vorhanden.

Verleben Sie mit den Ihrigen eine fröhliche Julzeit. Meine Schwester empfiehlt sich Ihnen bestens und hat mit Befriedigung das richtige Porto Ihrer Briefe wahrgenommen. Leider hat sie jetzt andere Kämpfe; sie muß mit mir über das in die Öfen zu steckende Holz sich herumzanken, damit sie ihres Triumphes nicht verlustig geht, die Einzige im Hause zu sein, die im Sommer noch ein „schönes Restchen Holz" vom Winter übrig habe. Und das in einem solchen Mordswinter! Sie friert natürlich nie, weil sie nie still sitzt.

Ihr G. Keller.

Storm an Keller.

Husum, 27./30. Dezember 1879.

Lieber Freund Keller!

Am Nachmittage des Weihnachtsabends, da es schon dunkelte, kam meine schlanke Siebenzehnjährige zu mir ins Zimmer: „Nun ist auch noch ein Paket aus Zürich auf dem Zoll; wie schändlich, daß wir es nicht mehr kriegen können!" Und so war's; Ihren lieben Brief, der so zur richtigsten Zeit eintraf, konnte ich erst am Sonnabend nach dem Fest lesen. Freundlichen Dank nun für die Vervollständigung meines Geßner; das Rückenschildchen wird schon aufgesetzt. Auch mein Bruder Doktor läßt bestens danken; er hat viel Freude an solchen Sachen, wie wir denn beide auch gern Chodowiecki-Ausgaben sammeln. Übrigens las ich heute in Grillparzers Selbstbiographie[2]) (meine Frau schenkte mir die Gesamtausgabe zu Weihnacht): „Geßner entzückte mich. Ich habe ihn seit meinen Kinderjahren nicht wieder gelesen, glaube aber, auf Bürgschaft jenes Eindrucks, daß er wirklich vortrefflich ist, obwohl ihn eine aufs Gewaltsame gestellte Zeit nicht mehr anerkennen will." — Von Grillparzer, nebenbei bemerkt, hat mich das „Esther"-Fragment, das ich den Meinen vorlas, wahrhaft entzückt. Die beiden Akte sind übrigens ein abgeschlossenes Ganze.

Auf Ihren „Grünen" bin ich denn doch trotz alledem begierig, wenn ich auch wohl gleich Freund Petersen, der diesmal, leider, im Fest nicht bei mir einkehren

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. XX, S. 322 (September 1879): „Einem Toten" (= „Geh nicht hinein"; S. W. Bd. XI, S. 3—5).

[2]) Grillparzers Sämtliche Werke. Herausgegeben von August Sauer. Fünfte Auflage. Bd. XIX, S. 25.

konnte, hie und da über die Purifikation einiger Partien etwas Schmerz empfinden werde, wenngleich man nichts dagegen sagen kann.

Daß Sie noch nicht in Besitz meiner drei letzten Sachen sind, rührt daher, daß die Oktavausgabe, welche für männliche Freunde und Gesippte bestimmt ist, erst nach Neujahr erscheinen wird. In puncto „Finger" und „Eckenhof" hat unser Paulus mir fast ebenso geschrieben; besonders für letzteren tritt er ganz energisch auf und spricht von meiner Unverwüstlichkeit, die wesentlich jedoch in einer vorsichtigen Benutzung der denn doch sparsamer werdenden guten Stunden besteht. —

Augenblicklich und seit Anfang August, wo ich „Eckenhof" abschloß, ist mir, als wäre es mit dem Steigenlassen der bunten Irisbälle[1]) — Sie sehen, ich borge schon bei guten Freunden — überhaupt für mich vorbei. Doch das gibt sich wohl, wenn ich erst wieder festen Grund unter den Füßen habe. Jetzt soll ich erst bauen — ich bewohne während des Baujahrs eine recht nette Etage von sechs Zimmern in dem Dorfe Hademarschen, worin man sich allenfalls behelfen kann — und zunächst vor allem meine Pensionierung betreiben. Eine schöne Geschichte, wenn man mich (d. h. mit Pension) noch nicht wollte laufen lassen; denn mein hiesiges Haus ist verkauft, und auf meinem Hademarscher Grundstück piept schon die Pumpe[2]), Kalk ist gelöscht, Bausteine liegen bereit!

Was Sie von dem Verkauf des alten Familienhauses sagen, so steht es bei mir so: ich glaube, die Übernahme desselben könnte für mich geradezu gefährlich werden; ich bin zu alt dazu. Ein solches Haus darf man vielleicht nur übernehmen, wenn man demselben noch das Gepräge eines neuen, frischen Lebens aufdrücken kann; jetzt, fürchte ich, könnte das Gespenst der Vergänglichkeit, das für mich in allen Ecken sitzt und auf allen Treppen schleicht, mich leicht erdrücken. Für ein neues Haus, um das die freien Lüfte spielen, habe ich hoffentlich noch genug Jugend in mir und um mich.

In betreff unseres Heyse haben Sie es ganz genau getroffen; eine Lebensarbeit, die fortdauernd Phantasie und Empfindung in Anspruch nimmt, hält nur ein Riese von Gesundheit aus; wer weiß, ob auch Schiller andernfalls sein Leben nicht höher gebracht hätte! Er schrieb mir vor ein paar Jahren — es war in dem Jahre, als er außer vielem anderen seine Dramen „Elfriede" und „Königsmark" schrieb —, als es mir nicht besonders erging: „Wie bin ich herunter gewesen, und wie bin ich jetzt in Flor gekommen!" Aber es dauerte eben nicht lang; es folgte die jetzige Periode, wo denn der Tod des Knaben noch hinzukam. Er selbst schrieb mir, daß er sich „Die talentvolle Mutter"[3]) und „Die Romulusenkel"[4]), die ich nicht kenne, gewaltsam abgerungen, aber es sich zugeschworen habe, nichts wieder zu schreiben, wobei er nicht sein Ganzes einsetze. Der Band Gedichte allerdings bildet den günstigsten Abstich zu der vorigen Sammlung; aber Heyse schreibt dergleichen leicht, leichter vielleicht, als wir beide uns das vorstellen können. Denn ich fühle wohl, daß Sie in der Art des Produzierens einige Verwandtschaft mit mir haben. Im übrigen würde ich es auch jetzt kaum wagen, ohne eine gewisse regelmäßige hausbackene Arbeit meine Abnahme zu beziehen; und die soll darin bestehen, daß ich an vier Werktagen meiner elf- und meiner vierzehnjährigen Tochter (Dodo und Dette, will heißen: Friederike und Gertrud) Unterricht erteile. Ich denke, nach französischer Grammatik und derlei Dingen soll die Einkehr in die Poesie schon wieder schmecken.

Mein qu. Gedicht anlangend, so hat die Überschrift „Einem Toten" wohl Sie wie andere irregeführt. Es gilt keinem bestimmten Falle, wenn es auch durch solchen hervorgerufen ist; ich habe darin nur den Eindruck niederlegen wollen, den der An-

[1]) Zitat aus Kellers „Tod und Dichter".

[2]) Anspielung auf das Gedicht von Robert Ernst Prutz: „Von der Pumpe, die nicht mehr hat piepen wollen."

[3]) In der „Deutschen Rundschau", Bd. XX, S. 337—366.

[4]) 1881 in der 13. Sammlung der Novellen: „Frau von F. und römische Novellen".

blick eines Gestorbenen — ich glaube, im wesentlichen auf jeden — macht, und wogegen es keine Rettung als den des Glaubens an ein Wiederaufleben in einem andern Zustande gibt, die aber für mich nicht vorhanden ist[1]).

Ihre Gegenkritik hat mich nicht ganz überzeugt. Ich kann mich insbesondere nicht damit zufrieden geben, daß der Dichter sich dabei beruhigt fühlt, den Tod von sich auf die schönen Gestalten seiner Poesie zu hetzen. Ich meine aber, es gibt eine Wendung: rief ich, der Poet, sie wirklich ins Leben, wohl über mich, über die hast du keine Macht! Dann kann, wie Sie es so einzig schön gesagt haben, er weiter „spielen in des Lebens Fluten". Doch ich will nicht weiter nörgeln.

Ein wahrer Trost ist es mir, daß heute am Abend des 30., wo ich diesen Brief schließe, ein wahres Frühlingstauen durch die Welt geht. Das ist ja entsetzlich, 10 Grad R.! Ich lasse mich Ihrer verehrten Schwester freundlichst empfehlen und kann tiefst mit dem kleinen Holztriumphe sympathisieren; aber da möchte ich für den Züricher Poeten denn doch Fürbitte einlegen, zumal das vom Stapellaufen des „Grünen" damit zusammenhängt.

Das Briefkastenstückchen habe ich mit Behagen genossen. Als ich Anno 53, da ich in Preußen Unterschlupf suchte, bei Heyses Schwiegervater Kugler logierte (er war vortragender Rat im Kultusministerium), kam er eines Vormittags mit Akten zu mir herein. Ein Musiker hatte um den Musikdirektortitel angesucht auf Grund einer beigelegten Komposition. Die begutachtenden Sachverständigen hatten nun schon ein älteres, gedrucktes Musikstück beigelegt. Es war wörtlich dasselbe. Ich glaube, der Mann ist noch nicht Musikdirektor.

Mit unserer Weihnachtsstimmung stand es diesmal etwas dürftig, obgleich der Tannenbaum mit aller Hauskunst geschmückt war. Aber die Unruhe des neuen Lebensplanes, die toten Fenster in dem alten Elternhause, und dann — mir fehlte mein Jurist, der Ernst, der, nachdem eine Lungenentzündung ihn in seiner Examensvorbereitung fast ein halbes Jahr gestört hat, jetzt eben in Kiel, wo er die Universitätsbibliothek benutzt, mit der zweiten und letzten schriftlichen Abhandlung fertig geworden ist. Dann muß er nach Berlin zur Absolvierung des mündlichen — hoffentlich geht alles gut.

Und nun, liebster Freund, für heute Schluß. Möge das neue Jahr uns und den Unsrigen gnädig sein, und mögen auf beiden Seiten auch wieder einige Irisbälle steigen! Ohne das, ganz ohne das geht's doch kaum.

Ich grüße Sie herzlich. Möchten wir doch einmal im Leben uns die Hände schütteln können! Von mir zu Ihnen und Heyse ist's doch gar zu weit.

Ihr Th. Storm.

Storm an Keller.

Husum, 3. Januar 1880.

Zur Verständigung. Heute nacht fiel's mir in betreff der „Schönen, Guten"[2]) plötzlich ein, daß der Tod deshalb in die Erdbeeren gehetzt wird, weil sie bloße Phantasiegebilde sind und die Jagd daher vergeblich ist. Verleitet durch die vorhergehenden Worte „Zu verderben bin ich nicht, bis jene sterben," hatte ich in blinder Hartnäckigkeit daran festgehalten, daß eben die dichterischen Gestalten als die eigentlich resp. ewig lebendigen vom Verfasser vorausgesetzt wären. Daher also. — Und nun erst verstand ich das Ding als eine Neckerei der irdischen Schönen.

---

[1]) Der Satz ist wortgetreu wiedergegeben.

[2]) So nennt Keller in der Schlußzeile seines Gedichtes „Tod und Dichter" die süßen Frauenbilder. Der Ausdruck ist seinerseits natürlich wieder „Wilhelm Meisters Wanderjahren" entlehnt, wo Goethe ihn im 13. Kapitel des dritten Buches oft anwendet.

Freund P[etersen] kam denn noch vorgestern vormittag, am Neujahrstage, und blieb bis gestern nachmittag. Er war recht still — Sie wissen, daß er am Herzen leidet und eine schlimme Zeit kürzlich durchgemacht hat —, als ob er dem Leben nicht recht mehr traue. Doch ist vielleicht sein Übel nicht von der schlimmsten Art; er soll jetzt massenhaft Chinin gebrauchen, wodurch ein ähnlicher Fall ganz beseitigt sein soll. Er dachte auch gleichwohl an eine neue Sommerreise, mit dem Wunsche, Sie dann wieder aufzusuchen. Ihr Th. Storm.

Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau (Schleswig-Holstein),
9. Juni 1880.

Lieber Freund Keller!

Obstehend sehen Sie meine neue Adresse: Abschied vom Amte, von Husum, Hausverkauf und Umzug liegen hinter mir. Es war eine wenig angenehme Zeit, die hinter mir liegt; daneben war auch noch mein Sohn Ernst vorm großen Staatsexamen; jetzt ist das vor acht Tagen glücklich überstanden, und mit einem Kommissorium als Hilfsrichter in der Tasche hält er erst etwas Ferien und treibt sich mit seinen Schwestern, Vetter und Basen — denn ein wohlbegründetes brüderliches Haus haben wir ja auch hier — in Feld und Wald umher. Hoffentlich haben Sie, lieber Meister Gottfried, während der langen Zeit meines Schweigens keinen Strich über den gewissen Th. St. gemacht; ich werde nun schon öfter einmal etwas von mir hören lassen.

Zurzeit sehe ich aus einer geräumigen Interimswohnung dem Baue meines kleinen Landsitzes zu. Neulich war Richtefeier, wobei der Meistergesell oben vom Gebälk herab einen prächtigen alten Baufpruch tat; hiebei und vorher, als die von vier Jungfrauen überreichte große Blumenkrone unter das Dachgerüst hinaufschwebte, wurde mir altem Narren ganz weich ums Herz, und es überlief mich, daß ich altes gebrechliches, aus so leicht zerstörlichem Faser- und Gewebewerk bestehendes Wesen noch ein so großes steinernes Haus aufrichten lasse, in dem sich ohne Anstand ein Jahrhundert lang wird wohnen lassen. Doch das ist nur ein Überflug; für gewöhnlich freue ich mich der schönen, weiten Räume mit weiter Schau ins Land hinein, worin ich noch manchen lieben Gast, und vor allen auch den „grünen Heinrich", d. h. dessen Verfasser, insoweit er es nicht selber ist, eines guten Sommertages zu empfangen hoffe. Am Abend jenes Tages gab ich ein großes Richtebier; ich setzte mich zwischen meinen beiden Meistern, dem Maurer- und Zimmermeister, hielt eine schöne Erwiderung an Meister und Gesellen und war meiner schleswig-holsteinischen Leute, unter denen ich mich bei solcher Gelegenheit immer wohl befinde, herzlich froh. Unsre Frauen und Töchter waren nicht zurückgeblieben und machten ihren Ehrentanz mit den wackern Handwerksleuten.

Im übrigen gebe ich meinen jüngsten Töchtern einige Stunden, wobei ich selber etwas klüger werde, schreibe Petersen zu Gefallen, der das Tragische nicht leiden kann, eine kleine, freundliche Geschichte, die wohl nächstens in der „Rundschau" zu Tage kommen wird[1]), und wüte, oft im ganzen Familienschwarm, in meinem fast zu großen Garten mit Hacke und Gießkanne gegen Unkraut und Dürre, von welcher Beschäftigung ich nicht wieder zu Staatsgeschäften gerufen zu werden hoffe.

Zum Herbst, d. h. etwa 20. oder 24. August, gedenke ich meine lang projektierte Reise nach Berlin auszuführen[2]), um die vielen Beziehungen dort persönlich wieder aufzufrischen; erst denke ich etwa acht Tage bei unserem gemeinschaftlichen Bekannten

[1]) Die heitere Novelle, ein Werk des Ausruhens zwischen größeren Leistungen, steht in der „Deutschen Rundschau", Bd. XXV, S. 1—28 (Oktober 1880): „Die Söhne des Senators".

[2]) Diese Reise, von der auch am 20. Juni 1880 die Rede ist, kam erst 1884 zustande.

L. Pietsch zu bleiben, dessen Wohnung jetzt eine wahre Schatzkammer an Kunstgegenständen sein soll; dann bei einem Freunde in anderen Kreisen. Können Sie — ich denke etwa drei Wochen dort zu sein — nicht auch dahin kommen?

Anbei denn endlich auch die letzten drei Novellen in anständiger Buchform.

Und nun lassen Sie auch mich von Ihnen etwas hören; das Endchen Leben wird ja immer knapper. Wie weit ist der Novellenzyklus quaest.? Kommt er in der „Rundschau" zutage und bald? Lassen Sie mich nicht warten, lieber Freund! Von Heyse habe ich auch mea culpa seit lange keine Nachricht; doch schrieb ich auch ihm dieser Tage.

— — Neben mir sitzt jetzt mein kritisches alter ego, der junge Assessor, und liest das Manuskript meiner „Söhne des Senators", macht auch bis jetzt ein ganz fröhliches Gesicht dazu. — Also, liebster Freund, wir bleiben die Alten, und Sie kommen zum Herbst nach Berlin! Empfehlung an Ihre verehrte Schwester! Der Assessor bittet, einen Gruß von ihm anzunehmen.

Ihr Th. Storm.

Ich soll Ihnen von meinem Assessor noch einen speziellen Dank sagen; an seinem Geburtstage, Ende Januar, wo er mitten in seinen Examensarbeiten in Kiel saß, hat er zu stiller Feier sich Ihre „Leute von Seldwyla" geholt und ist den ganzen Tag bei Ihnen zu Gast gewesen, wobei er sich aufs köstlichste bewirtet gefunden hat.

Keller an Storm.

Zürich, 13. Juni 1880.

Liebster Freund! Schönen Dank für Ihren Brief und die schöne Gabe, die ich vergnügt neben die übrigen Stormssöhne stelle. Eigentlich war ich Ihnen einen Brief schuldig; denn Sie haben mir zuletzt eine Korrespondenzkarte geschickt. Um so liebenswürdiger ist es, wenn Sie nicht so genau nachrechnen.

Ich wünsche Ihnen Glück zu allem Guten, was Sie erleben: Hausbau, Richtemahl, Freiheit der Muße, Selbständigkeit des Sohnes, für dessen freundliche Gesinnung ich dem Herrn Assessor wiedergrüßend danke. Möge er ein glücks- und ehrgesegneter Magistratsherr werden! Wenn Petersen Sie zu einer heiteren Novelle veranlaßt hat, so sei er dafür gelobt; denn Ihre heiteren Geschichten sind ebenso anmutig vollendet wie die melancholischen, und das ist ja der Spaß in der Sache.

Meine Novellen[1]) sollen im Oktober in der „Rundschau" anfangen, weshalb ich auch schwerlich im August nach Berlin kommen werde, so verlockend es wäre, mit Ihnen dort zusammenzutreffen. Ob ich Ihren Ludwig Pietsch kenne, weiß ich nicht recht. Vor 25 Jahren habe ich einen Maler Pietsch im Hause des Franz Dunker gesehen, aber ich bin nicht gewiß, ob es mit dem seither renommiert gewordenen Zeichner und Schriftsteller die gleiche Person ist, scheint es aber nun doch zu sein[2]).

Mein Schicksalsbuch[3]) rückt endlich doch seinem Abschluß entgegen; der vierte Band ist im Druck, mit den Korrekturen freilich noch der definitive Schluß in meiner Hand. Nachdem der abnorme Winter vorbei und kein Grund mehr da war, nicht an dem Zeug zu arbeiten, befiel mich erst wieder eine krankhafte Widerwilligkeit und Scheu, in dem übel angelegten Wesen fortzufahren. Die Arbeit war nicht sowohl schwer als trübselig, mit offenen Augen an dem Unbedacht und der nicht zu ver-

---

[1]) Das „Sinngedicht", von dem Konzeption und erste Kapitel dem Jahre 1855, Plan der Fortsetzung dem Jahre 1873, die Vollendung dem Jahre 1880 angehört.

[2]) L. Pietsch, Wie ich Schriftsteller geworden bin, Bd. I. 1893. S. 110 f.

[3]) Der ganze folgende Abschnitt des Briefes bis „die sie jetzt sind", ist schon gedruckt bei Baechtold, Bd. III, S. 265.

bessernden Uniform eines längst entschwundenen Lebensalters herumbasteln zu müssen, anstatt sich dem Neuen zuzuwenden. Der bloße Gebrauch von Blaustift und Schere wäre das einfachste und glücklichste gewesen; allein, es wird ja gar nichts Fragmentarisches mehr gelitten, und selbst gegen das verzögerte Erscheinen eines Schlusses erfährt man das roheste materielle Räsonieren und Drängeln von seite derer, die den Anfang mit ihrer Aufmerksamkeit beehrt haben. Das war vor hundert Jahren doch anders. Ein Goethe durfte den „Wilhelm Meister" liegen lassen, ein Schiller den „Geisterseher" ganz abbrechen [1]), ohne so geplagt zu werden, und man vergnügte sich an dem, was da war. Ich weiß freilich, daß man sich nicht mit den beiden vergleichen soll; allein, sie waren ja noch nicht die unnahbaren Herren, die sie jetzt sind.

Doch ist es undankbar, daß ich Sie in Ihrem Gartenleben bei Harke und Gießkanne jetzt mit schlechten Literaturlaunen belästige. Es geht mir sonst gut, und ich lasse mir an der Gesundheit nichts abgehen. Petersen hat sich bis jetzt nicht sehen lassen, ist also wohl zu Hause geblieben. Nächstens werde ich ihm auch schreiben. Da ich doch noch die See sehen sollte und von jeher ein Gelüste nach der Nord- und Ostsee, besonders wo die Ufer bewaldet sind, empfand, so ist es allerdings nicht unmöglich, daß ich einmal bei Euch beiden auf einen Tag vorbeispringe. Indessen will ich mich nicht mit unbestimmten Projekten beladen.

Heute war der junge Dr. Töniges [2]) (so, glaub ich, nannte er sich) bei mir und brachte mir Ihren Gruß. Er kam bei kühlem Regenwetter; hoffentlich wird's morgen besser.

Ich will Ihnen doch dieser Tage die drei erschienenen Bände des „Grünen Heinrich" schicken, da der vierte bald kommt, ohne daß ich Sie damit im Unterrichten Ihrer Töchter stören will, dem ich besten Erfolg wünsche. Die eigentliche Neuschreibung beginnt mit dem neunten Kapitel des dritten Bandes, S. 120 [3]), sofern Sie etwa doch hineinsehen wollen.

Heute steht in der Zeitung, in Berlin gehe das Gerücht von Bismarcks Demission. Für die auswärtigen Freunde und ideellen Anhänger des Reiches fängt es doch an beunruhigend zu werden, daß die Dinge sich nicht schicken zu wollen scheinen und keine durchschlagende Geistes- und Gemütseinigkeit aufkommt, zumal bei dem albernen Wesen, dem die Hauptstadt zu verfallen scheint. Dazu die fortglimmende Kommune in Frankreich u. s. w., so daß mich zuweilen die trübe Befürchtung ankommt, unser beider Dichten und Trachten könnte des gehofften sonnigen Nachsommers verlustig gehen. Doch sind das egoistische Schrullen; die Dinge müssen durch- und ausgelebt werden!

Meine Schwester bedankt sich höflich für Ihren freundlichen Gruß. Meinerseits bitte ich, mich den weiblichen Genien Ihres Hauses und Gartenlandes empfehlend weiß anstreichen zu wollen und samt wohldenselben frisch und munter zu bleiben.

Ihr getreuer Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, Sonntag, 20. Juni 1880.

Schade, liebster Keller, daß Ihr Brief am letzten Mittwoch nicht ein paar Stunden früher kam; denn kurz vorher waren Petersen und Wilhelm Jensen nach

[1]) Für Schiller trifft diese Vorstellung bekanntlich nicht zu. Ihm ist es nahegelegt worden, den „Geisterseher" fortzusetzen; das Publikum war ungeduldig gespannt, der Dichter hätte für den zweiten Band des Romans jedes Honorar fordern können.

[2]) Ferdinand Tönnies.

[3]) Das achte Kapitel hatte geschlossen mit Judiths Abschied und den Worten: „Ich fühlte, daß jetzt der erste Teil meines Lebens abgeschlossen sei und ein anderer beginne." Mit dem neunten Kapitel, „Das Pergamentlein", und dem Eingang „Wie lange ist es her, seit ich das Vorstehende geschrieben" setzt die Umdichtung ein mit wichtigen neuen Motiven.

24stündigem, höchst behaglichem Besuche von hier wieder abgereist; der erstere wird indessen brieflich seinen Gruß erhalten. Zu Ihnen kommen wird er diesmal nicht; doch klagt er schon, daß er das Unterlassen seiner Frühlingsreise körperlich empfinde. Wenn ich nicht seine etwas hypochondre Natur in Anschlag brächte, so würde es mich ängstigen, daß er — übrigens auf eigene, ärztlich nur genehmigte Verordnung — stets Eis auf dem Herzen trägt, auch hieher mit sich führte. Man sollte doch gern noch zusammenbleiben; der Kreis ist nicht zu groß. — Von Heyse hatte ich gestern Brief aus Alexanderbad bei Wunsiedel; er meint, daß es ihm etwas besser geht und hat allerlei Eisen im Feuer; vorläufig kastriert er den „Ariost" nach der Kurzschen Übersetzung in usum delphini mit Doréschen Bildern. — Uns, d. h. mich mit der Meinen anlangend, so werden wir Mitte September in Berlin sein, vielleicht bis gegen Ende des Monats bleiben. Den Gedanken, uns hier zu besuchen, aber mit Weile, den halten Sie fest; Sie sollen in meiner bescheidenen Villa von Frühling 1881 an — wenn noch zu atmen vergönnt ist — menschenwürdig quartiert werden. Auf die Bände Ihres „Grünen" freue ich mich und werde gewiß lesen, da meine kleine Arbeit abgesandt ist. Ich habe dann zwei solche Umarbeitungen im Schranke; auch Mörikes „Nolten". Es tut einem manches weh beim Lesen; die persönliche (d. h. in Bezug auf den Autor) und die künstlerische Teilnahme treten in den Vordergrund. Im Schranke steht das Neue bei den alten Originalen, und man steht oft davor in langem Sinnen. Die Karte ist voll.

Ihr Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 1. November 1880.

Lieber Freund und Tempesta!

Ich muß doch die vier Bändchen endlich abschicken, ehe sie zu altbacken werden, was zum zweitenmal sich nicht reizend ausnimmt.

Wie haben Sie in Berlin und seither zu Hause gelebt? Gewiß vergnügt und gesund, und hoffentlich ist Ihr Tuskulum auch für Herbst und Winter gut, d. h. mit den entsprechenden Reflexfähigkeiten versehen. Mit den „Söhnen des Senators" habe ich mich vergnüglich wieder einige Stunden in Haus und Garten der bekannten Biederstadt Husum aufgehalten und zu meiner Zufriedenheit von neuem gesehen, wie Sie an Straffheit und Kraft der Komposition und Darstellung eher zu- als abnehmen. Immer empfinde ich das Gelüste, einmal in solcher Weise etwa eine einbändige längere Geschichte von Ihnen zu lesen, freilich nur aus dem materiellen Grunde, länger dabei sein zu können. Denn sonst sind dergleichen Wünsche töricht und unberechtigt.

In meinem monotonen Roman werden Sie sehen, daß ich die Judith noch etwas jünger gemacht, als Sie mir geraten haben, um die Resignation, die schließlich gepredigt wird, auch noch ein bißchen der Mühe wert erscheinen zu lassen. Von den neuen Novellen habe ich schon ein Stück Manuskript an Rodenberg gesendet. Er will im Januar damit anfangen.

Paul Heyse ist im September und Oktober zweimal einen Abend hier gewesen mit Frau und Kind. Er war ziemlich gesund und munter, dagegen klagbar über den schwachen Erfolg seiner dramatischen Tätigkeit. Es ist allerdings nicht recht begreiflich, wie mehrere seiner Gestalten nicht begierig von den Schauspielervirtuosen kultiviert werden, was gewiß nur zu ihrem eigenen Vorteile gereichen würde. Allein, man kann nicht alle Sterne zwingen.

Dann habe ich mich über eine andere Klage gewundert: nämlich daß in Deutschland die lyrische und andere Poesie jetzt wirklich mißachtet und ignoriert sei, Männer geradezu sich schämen, Gedichte zu lesen ꝛc. Ich hielt das für einen Jammer junger und alter Poetaster, angesichts der furchtbaren Dichterhallenwut, erfahre aber nun,

daß Heyse von Zeitschriften schon Dichtungen zurückgewiesen worden oder wenigstens schwierig behandelt worden sind, weil die Verleger in ihrer Schlauheit der „Zeitstimmung" Rechnung trügen.

Dergleichen Mißstände rühren mich allerdings nicht besonders; mögen die Leute es halten, wie sie wollen. Allein, ich begreife, daß ein Mensch wie Heyse, der so viel Freude an glücklicher Produktivität hat, sich durch so schnöde Teilnahmlosigkeit verletzt sieht.

Grüßen Sie mir bestens Ihr junges Volk, was sich davon vorfindet, und auch sich selbst in meinem Namen als Ihr dermalen leidlich lebender

Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, Dienstag, 14. Dezember 1880.

Lieber Freund Keller! Vergeltungsunfähig nach Empfang Ihres schönen und gewichtigen Geschenkes stehe ich vor Ihnen da; aber ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Ich habe zunächst nun den dritten Band von S. 121 gelesen; ich nahm ihn zur Hand, als ich in mir die Stimmung empfand, in ruhiger Betrachtung mit dem Autor Menschen und Dinge sich vor mir entfalten zu sehen, und da habe ich ohne alle Störung von dem Gelesenen einen recht bedeutenden Eindruck empfangen. In der Darstellung des Künstlertreibens [1]), das von der Aphroditischen und der silbernen Agnes eine so reizende und erwärmende Beleuchtung erhält, haben Sie eine weise und resolute Beschränkung eintreten lassen. Was sich um den Abschied aus dem Mutterhause herumgruppiert, an Personen und Szenen, finde ich ganz vortrefflich, die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen.

Ich stimme, soweit ich überhaupt schon eine Meinung haben kann, ganz mit dem verständigen und feinfühligen Manne, der das Buch in dem letzten „Rundschau"-Heft besprochen hat [2]); inwiefern seine „leicht zu hebenden Fehler" wirklich vorhanden, werden Sie selbst, nachdem der Finger darauf gelegt worden, am besten erkennen; mir fehlt noch die Übersicht. Die Verjüngung der Judith hat er nicht moniert. Das eine monitum, daß, wenn das Buch (von dem Helden des Romans nämlich) zu so verschiedenen Zeiten 2c. abgefaßt sei, sich dies notwendig in der Darstellung spiegeln müsse, — haben Sie, wie mir scheint, tatsächlich widerlegt, da Sie, der Autor, ja einen großen Teil des zweiten Teils wirklich in so viel späterer Zeit geschrieben, ohne daß, wie mir scheint, ein erheblicher Unterschied in der Darstellung sich ergäbe.

Den vierten Band, der also ganz neue Gestalten zu den früheren enthalten soll, habe ich mir bis nach Neujahr aufgespart. Am liebsten möchte ich dann das ganze Werk in seiner Neugestaltung den Meinen vorlesen, wenn nur meine verbrauchten Nervenstränge nicht so oft ein Veto einlegten; denn erst dann würde ich ja eine bestimmte Empfindung darüber erhalten, wie sich der zweite Teil in seiner Neugestaltung zum ersten fügt. Ich kann nicht sagen, daß ich bei meinem — allerdings längst dahinterliegenden — Lesen des alten Buches die Notwendigkeit eines tragischen Ausganges empfunden hätte; mir kam vielmehr der Schluß gewaltsam, fast wie durch äußere Umstände herbeigeführt vor. Um zu erfahren, ob meine damalige

[1]) Dritter Band, dreizehntes Kapitel.

[2]) Die Besprechung des neuen „Grünen Heinrich" in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XXV, S. 466—470, Dezember 1880), die Storm rühmt, ist von Otto Brahm. Der Kritiker kann sich mit der Umschmelzung bei hoher Bewunderung doch nicht ganz einverstanden erklären und nennt unter den „leicht zu behebenden Fehlern" vor allen den einen, daß der Leser viel zu spät erfahre, zu welchen verschiedenen Zeiten der „Grüne Heinrich" die verschiedenen Teile seiner Autobiographie niedergeschrieben habe.

Empfindung noch heute für mich gilt, muß ich freilich noch einmal von vorne lesen, was ich nicht unterlassen werde, wenn ich hier erst mehr zur Ruhe bin, — falls es nicht schon vorher geschähe.

Daß Sie mitunter widerstrebend in dem alten Reichtum gearbeitet haben, begreife ich übrigens sehr wohl, zumal es sich hier so wesentlich um Zuständliches handelt, was — nach meiner Erfahrung wenigstens — in der Darstellung, besonders in der Anordnung, unbequemer zu bewältigen ist, als wo es sich um eine schneidig durchgehende Handlung handelt.

Aber ich nehme für heute von Ihnen Abschied; trotz des draußen fegenden Schneesturms muß ich erst noch einmal (es ist neun Uhr morgens) nach meinem zehn Minuten entfernten Hause, wo jetzt die Öfen gesetzt werden, und dann, so Gott will, fast zwei Stunden Eisenbahn mit meiner Frau Do zu einer Mittagsgesellschaft nach Neumünster im Hause ihres Bruders, der eine ganz eigen peremtorische Art hat, seine Nächsten, und wenn sie auch noch so entfernt sind, zu seinen übrigens solennen Tafelfesten einzuladen. — Und siehe da, während ich dies schreibe, fällt ein Sonnenschein vom Himmel.

23. Dezember. Schon wieder ein groß Stück Leben fort seit jenen letzten Worten und dem gemütlichen Feste, wo der Schwager liebe Verwandte von Ost und West zusammengebracht hatte. Ich bin in den letzten Tagen ganz Weihnachtsmann gewesen; zweimal ist der Kinderwagen — wir besitzen noch einen solchen, obgleich die Dodo schon zwölf Jahre zählt — mit Paketen zu der Poststation gefahren; in dem einen befanden sich Ihre Züricher Novellen, die ich, damit er poetisch-episch, lyrisch und dramatisch zugleich angefaßt werde, nebst Scheffels „Frau Aventiure" und unseres Hebbels „Nibelungen" meinem jüngsten Bruder Aemil, dem Husumer Doctor med., zu Weihnachten beschere. Heute mittag kommt Ihr Verehrer, mein Jurist Ernst, mit seiner Braut. „Lieber Vater," schrieb er mir vor einigen Wochen, „ich habe mich mit einem ganz armen, siebzehnjährigen blonden kleinen Mädchen verlobt"; und ich antwortete ihm: „Du schlägst nicht aus der Art, mein Junge; sei sie herzlich uns willkommen!" Und so kommen sie denn. Übrigens höre ich von dieser kleinen Blonden, sie sei heiter, gut und klug; das sind die besten Gaben, die eine Frau dem Manne mitbringen kann, gar nun meinem tüchtigen, aber etwas hypochondren Zweitgeborenen. Heute abend kommt denn auch mein Musikus[1]), der uns den „Douglas" und „Herr Heinrich sitzt am Vogelherd" vorsingen soll. Da nun sich in meinem brüderlichen Hause hier sieben Kinder, zwei Töchter und fünf Söhne, bis auf einen sämtlich große Gesellen, zum Fest versammeln, so mögen Sie sich, liebster Freund, den Weihnachtstrubel vorstellen, dem ich und meine Frau Do zwar freudig, aber doch mit einer gewissen Sorge in puncto unserer alten Köpfe und sonstigen mit feinen Nerven gesegneten Glieder entgegensehen.

Wär's nur in dem neuen, geräumigen Hause, aber das kommt ja erst zum Mai in Gebrauch. Ihrer fürsorglichen Frage in betreff der Wintertauglichkeit meines „Tuskulum" Rechnung tragend bemerke ich, daß die Mauern, an sich tüchtig, an den beiden Wetterseiten (West und Süd) mit Schiefer völlig bedeckt und die neun Zimmer sämtlich mit je einem tüchtigen Ofen versehen sind. Es ist völlig trocken in die Höhe gekommen und nach Osten teilweise durch eine große Veranda, nach Westen durch Hof und Hintergebäude gedeckt; so ist es sogar ein besonders warmes Haus. Darauf habe ich schon geachtet; ich baute es ja für einen alten Mann. Sollten Sie also zum Winter, d. h. 1881/82, wieder in Zürich frieren, so kommen Sie nur zu uns; Sie sollen warm Quartier haben. Lieber aber noch kommen Sie in schöner Sommerzeit; kommen Sie im nächsten Sommer; es sind ja zwei in Schleswig-Holstein, denen Sie durch Ihr Kommen eine herzliche Freude machen würden. Von jenem Zweiten, unserem P[etersen], der in puncto Weihnachten ebenso ein Kindskopf ist wie ich, erhalte ich in der letzten Woche fast täglich Brief, Karte oder Sendung;

[1]) Der dritte und jüngste Sohn Theodor Storms.

dann eine Paganini-Karikatur, Gedichte seiner Kinder, die der Onkel Storm lesen sollte, und die ich nach Kräften erwidert habe, dann Zuckerpuppen für den Tannenbaum, wie sie in unserer Jugend waren, und wie er endlich heuer ein Paar erwischt hat, Goldfäden zum Bespinnen des Baumes, eben wieder ein Paket, wobei er guten Appetit wünscht, das aber bis morgen uneröffnet bleiben soll. Draußen im Flur steht schon eine prächtige Tanne, ihres Festschmuckes harrend, an dem heut abend die ganze Familie arbeiten wird; zuletzt steckt dann mein Jurist den von ihm erfundenen, von Petersen jedesmal bewunderten „Märchenzweig" hinein, d. h. einen ganz vergoldeten Zweig der Lärchentanne, der sich in dem dunkeln Grün geheimnisvoll genug ausnimmt. Nun will ich noch eine Karte an Westermann schreiben, daß er Ihnen mein „Hausbuch" — Sie besitzen es ja noch nicht — sende; und dann lege ich die Feder nieder und arbeite mit am Weihnachtsbaum. — —

Von unserem Heyse hatte ich einen langen Brief aus Paris, auch mit der Dramenklage. Ich glaube, daß die feinen Züge in Heyses Dramen, die im Lesen wirksam sind, schon durch den rein äußerlichen Spektakel einer Aufführung verloren gehen; und doch — ich begreife es auch kaum. Die „Elfriede" — mein Ernst, der neulich hier vorlog, erzählte mir, daß er sie in seinem Tondern vorgelesen, und daß nach Beendigung eine so lange Stille gewesen, als habe man sich von dem Eindruck der Dichtung gar nicht wieder befreien können. Von den letzten Novellen las ich „Die Hexe vom Corso"[1]) und „Die Rache der Vizgräfin"[2]); das strömt ja nur wieder so, unverkennbar aus größerer Fülle als bei den vorhergehenden. Bei der „Hexe" bleibt trotz der trefflichen Arbeit aber doch ein unbequemer Bodensatz, und in dem andern Stück wird der Konflikt auch wiederum mit den Geschlechtsorganen — ich bitte Heyse übrigens für diesen zynischen Ausdruck um Verzeihung — ausgefochten. Ich habe oft genug darüber gegen ihn plaidiert; aber er kann nicht los davon. Nun, mich stört es nicht, wenn er nur nicht, wie im „Paradies", alle Wände einschlagen und alle berechtigten Formen zerbrechen will; aber ihm schadet es, und das tut mir leid, denn ich hab ihn lieb.

Die Grüße an das junge Volk sind bestellt, und sie hören sie immer gern. Zu Neujahr kommen denn in der „Rundschau" Ihre neuen Novellen. Möge Ihnen noch manches Jahr so mit einem Zeichen neuen Schaffens beginnen, und möge auch mir noch eine kleine Reihe vergönnt sein, um Ihrer freundlichen Teilnahme und der der anderen Freunde noch eine kleine Weile froh zu werden.

Und dann einen herzlichen Gruß Ihrer getreuen Schwester, in deren fürsorglicher, wenn auch etwas strenger Obhut ich Sie so gern gesichert weiß.

Frau Do und meine Jugend grüßen mit!

Ihr alter Th. Storm.

Neulich begegnete ich Ihnen in einem viele Pfunde schweren Album, das jener Leipziger Sekundaner die Unverfrorenheit hat umherzuschicken; ich schrieb mich dicht hinter Ihnen ein; das war mir wie ein stiller Gruß. Heyse fand ich nicht — ob er's dem Jungen abgeschlagen? Dagegen strahlte Jordan in seiner ganzen Herrlichkeit[3]).

Keller an Storm.

Zürich, 11. April 1881.

Mein lieber, geehrter Freund und alter Landvogt! Es berührt mich ein wenig kurios, Ihren reichen und guten Brief, den Sie mitten in den Freuden der Weihnachtszeit geschrieben, erst jetzt, da die Bäume ausschlagen, zu beantworten. Doch will ich

[1]) In der 13. Sammlung der Novellen. 1880.

[2]) Zuerst in „Westermanns Monatsheften", Bd. 49, S. 1 ff.; später in der 14. Sammlung der Novellen. 1882.

[3]) Vgl. die Anmerkung zu dem nächsten Briefe Kellers.

mich nicht lange entschuldigen, Sie kennen ja das Leben! — Vor allem danke ich Ihnen für das „Hausbuch", das ich mir längst bestellen wollte und nun zu so guter Zeit erhielt. Ich habe es gleich zum großen Teile durchgelesen, Bekanntes, und was mir noch neu war, und nehme es öfter in die Hand; denn es ist richtig: der Geist des Ordners, der in einem solchen Buche haust, erweckt Stimmung und macht einem manches Alte neu. Daß J. G. Fischer im Register, aber nicht im Texte erscheint, werden Sie wohl wissen[1]).

Um die nämliche Zeit passierte mir ein tragikomisches Malheur. Ich hasse nämlich das Herausgeben von Anthologien, zusammengebettelten Jahrbüchern und Almanachen durch ganz junge Leute, welche mit einigen schlechten Versen debütiert haben und sich nun mit diesem Mittel nachhelfen und in den Mund der Leute bringen wollen. Solche Knaben, an einem gewissen Vormittage noch keiner Seele bekannt, treten am Nachmittage infolge des Staubes, den sie mit Briefewechseln und allen möglichen Zudringlichkeiten aufzuwerfen verstehen, bereits als eine Art von Führern auf und werden von anderen Hohlköpfen noch am gleichen Abend schon zitiert. Es ist lächerlich, sich an dergleichen zu ärgern, solange es einen nichts angeht; wenn man aber damit geplagt wird, tut man's doch. So hatte ein junger Mensch namens Z . . . mich in Zürich schon mit einem Bändchen ziemlich wertloser Gedichte malträtiert und durchaus ein Anerkennungszeugnis auspressen wollen. Zuletzt begnügte er sich Schritt für Schritt mit der mündlichen Äußerung, daß einige der Gedichte doch nicht so übel seien, und indem er diese abgezwungenen Worte . . . feierlich konstatierte, notierte er sich meine Anerkennung zum ewigen Vorhalt. Ein paar Monate später verlangt er schon meine Mitwirkung für eine Anthologie, die er herausgebe. Ich sollte ihm meine verschollenen Gedichtbändchen schicken und eine Auswahl darin selbst bezeichnen u. s. w. Ich ersuchte ihn, von meinen lyrischen Sünden für jetzt Umgang zu nehmen, da ich in der Redaktion und Zusammenstellung einer Sammlung begriffen und alles sich im Umguß befinde. Ich könne mithin in diesem Augenblicke nicht noch unkorrigierte, schlechte Lesarten verzapfen. Zur Erledigung hätte ich aber keine Zeit. Nun drohte er mit einer Anzeige, d. h. Denunziation in der Vorrede seines anthologischen Werkes und wies darauf hin, daß sich die Ersten und Besten nicht entzogen haben, daß ein Theodor Storm ihm mit Rat und Tat freundlich an die Hand gehe, kurz, es war kein Loskommen, und ich überließ ihm, sich aus den Sachen, die in letzter Zeit in der „Rundschau" standen, etwas auszusuchen. Im Unmute schrieb ich ihm, es werde bei dem fortgesetzten Überwuchern dieses unberufenen Anthologienwesens eine Zeit kommen, wo dasselbe ähnlich beurteilt werde wie früher der Nachdruck, wenn auch nicht im rechtlichen Sinne, so doch im moralischen ꝛc. Sie wissen also, wie's gemeint ist, liebster Freund, wenn der Mann mich bei Ihnen etwa mit dieser Äußerung verzeigt haben sollte, wie er erst vorhatte, mich in der Vorrede zu verzeigen.

Auf Ihre Weihnachten zurückzukommen, so schreibt oder schrieb mir auch Petersen von dem goldenen Lärchenzweig, der Erfindung Ihres Sohnes, wovon ich schon früher gehört. Nun weiß ich aber noch immer nicht, wie er das Wunder herstellt, ohne daß die Zierlichkeit des Nadelwerkes zu Grunde geht? Wird der Zweig auf galvanoplastischem Wege vergoldet oder in eine Flüssigkeit getaucht, die z. B. Gummi arabicum enthält, und nachher mit Goldpulver bestreut, wie es die Maler brauchen ꝛc.? Das Technische ist mir in der Vorstellung an der Wirkung des Zweiges eine Hauptsache; doch stört es mir den Schlaf nicht, da ich selbst leider keine Christbäume zu besorgen habe.

Jetzt werden Sie wohl in Ihrem neuen Hause sitzen, das so warm und solid eingerichtet zu wissen mir eine Freude ist, obgleich ich es kaum sehen werde. Ich

[1]) Keller hatte die vierte Auflage des „Hausbuches" (1878) vor Augen. Daß hier J. G. Fischer mit der Seitenzahl 565 im Register steht, ist ein fossiler Rest. In der ersten Auflage des „Hausbuches" war er mit dem Gedicht „Balder Frühling" vertreten, das dann später weggelassen wurde.

bin in neuester Zeit in die Laune geraten, im Lande zu bleiben und die näherliegenden Naturwinkel, die ich noch nie gesehen, aufzusuchen. Am liebsten bliebe ich zuweilen wochenlang im Hause, wenn ich nicht der Bewegung wegen ausgehen müßte.

Ihre tröstlichen Bemerkungen zu dem „Grünen Heinrich" waren mir aufhellend und vergnüglich, besonders was die neuen Zutaten betraf. Ich hatte ein böses Gewissen. Namentlich wegen des Zwiehans und seines Schädels, dieser etwas gar zu deutlichen Allegorie und Prototypik für einen Verlierer seines Wesens oder seiner Person, hätte ich Strafe verdient; indessen habe ich die feine Andeutung, welche in Ihrem „die Zwiehansche Episode nicht ausgeschlossen" liegt, wohl verstanden. Der Kritiker in der „Rundschau" hat mir gerade nicht zugesagt. Derselbe (Otto Brahm) hat an anderer Stelle die philologische Methode noch verkehrter angewendet, indem er die alte und die neue Ausgabe meines Buches mit A und B bezeichnete, wie alte zu vergleichende Codices, um meine Selbst-Verballhornung nachzuweisen, während er die Hauptfrage der Form: Biographie oder nicht? gar nicht berührte oder dieselbe ignorierte. Diese Frage umfaßt nämlich auch die andern nicht stilgerechten epischen Formen: Briefform, Tagebuchform und die Vermischungen derselben, in welchen nicht der objektive Dichter und Erzähler spricht, sondern dessen Figurenkram, und zwar mittelst Tinte und Feder. Hier ist der Punkt, wo die Kritik einzuspringen hat und der Schreiber den formalen Handel verliert. Diese Untersuchung ist aber nicht eine (dazu unwichtige) textkritliche, sondern eine rein ästhetische Sache und Arbeit und führt zu anderen Gesichtspunkten ꝛc.

Sie werden die kleine Erzählungsreihe in der „Rundschau" bemerkt haben und ohne Zweifel einiges darunter wiederum als nach Lalenburg heimatgenössisch erkennen; allein, ich kann nicht helfen, diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern, und ich muß noch einmal auf einen technischen Ausdruck zu ihrer Bezeichnung denken.

Doch, was wollen wir uns mit unserer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters! Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Eine andere schöne Poetengeschichte habe ich neulich beobachtet, nicht selbst getan. Ein halb verrückter und verhungerter Schulmeister in Oberbayern schickte mir ein kleines geschriebenes Heft Gedichte mit den bekannten Petita und dem Gesuch um schleunige Beschaffung um 200 Mark. Zur größeren Aufmunterung legte er Briefe und postamtliche Beweisstücke bei, wonach Emanuel Geibel vor einem Jahre auch 200 Mark spendiert hat. Da ich schon einen Fall kannte, wo Geibel auf eine indiskrete Bettelei hin für einen seither verstorbenen Poeten auch gleich Hunderte gesandt hatte, so ersah ich, daß derselbe Mann seine Stellung als Primus in wahrhaft ritterlicher Weise ehrt, und das in aller Stille, und vor einer derartigen Vornehmtuerei habe ich die größte Hochachtung. Mein Schulmeister aber bekommt von mir nicht 200 Mark, gerade weil er mit dem Geibelschen Geschenke weitergeht, und zwar nicht auf die bescheidenste Weise.

Das kolossale Album[1]) des Leipziger Sekundaners hat Sie also auch heimgesucht. Ich bin auf dem Punkte gewesen, dasselbe unbeschrieben oder mit einer Grobheit versehen zurückzuschicken: denn diese Sache fängt an, unheimlich zu werden

[1]) Dies Album, dessen schon Storm am 23. Dezember 1880 gedachte, ein mächtiger, im Jahre 1879 angelegter Foliant, voll kostbarer Eintragungen, existiert noch heute in Leipzig. Herr Ernst Reclam machte den Besitzer ausfindig, der mir dann freundlichst einen Einblick gestattete. Jordan hat am 10. Dezember 1879 ein Gedicht beigesteuert, in dem er sich zwar gegen das Autographenschreiben sträubt, aber nichtsdestoweniger zwei ganze Seiten spendet. Er bezieht sich in seinem Carmen auf einen voraufgegangenen Eintrag Paul Heyses, der sich aber in dem Album nicht findet. — Gottfried Keller schrieb dann im August 1880 mit geringer Variation die vierte Strophe des Gedichtes „Die Zeit geht nicht" (S. W. Bd. IX, S. 184) ein:

mit dem Schülerpack, wenn man Pakete machen, versiegeln und mit den nötigen Deklarationen versehen soll!

Von Paul Heyse habe ich nach Neujahr auch einen Brief gehabt, den ich bis jetzt habe liegen lassen, weshalb ich nicht viel von ihm weiß, als daß er rastlos tätig ist. Von seinen neueren Novellen kenne ich nur noch zwei, die Hexe und die Sängerin von ich weiß nicht mehr[1]). Bei jener hätte allerdings das Metier, von welchem die schöne Gestalt zu leben scheint, entweder vermieden oder dann deutlicher verarbeitet werden sollen. So erscheint es als etwas, das nicht der Rede wert sei. Übrigens hatte Heyse damals schon wieder ein oder zwei Dramen fertig, z. B. einen sterbenden Alkibiades.

Von Ihnen habe ich etwas angekündigt gesehen und freue mich darauf, die ersten Früchte Ihres neuen Gartenlandes zu kosten. Herzlich danke ich für den freundlichen Gruß an meine Schwester, die aus einem enger werdenden Halse immer schwieriger zu schnaufen hat. Ich muß deshalb die schöne Höhe, auf welcher wir seit sechs Jahren wohnen, bis zum Herbste verlassen und eine andere Wohnung suchen. Empfehlen Sie mich bei Gemahlin und Kindern aufs neue und lassen Sie mich mein Schweigen nicht zu lange entgelten, ohne sich aber Zwang anzutun.

Ihr Gottfr. Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, Haus Storm, am letzten April 1881.

Mit diesem Briefe, lieber Freund Gottfried, setze ich zum erstenmal in meinem eigenen neuen Heim die Feder an. Ich allein bin nur noch eingezogen und sitze nun endlich wieder, umgeben von allen meinen Büchern und zu mir gehörigen Kram, in alter Behaglichkeit. Mein Zimmer liegt oben in der Nordostecke; es würde sehr hell sein; aber matt-resedagrüne Tapete und schwere Jutevorhänge geben dem Ganzen ein behaglich gedämpftes Licht. Nach Norden nur ein schmales Fenster — ich wollte die schöne Fernsicht auf den vorstoßenden Wald im Mittelgrunde und weiterhin auf das im Spätherbst oft prächtig überschwemmte Tal der Giesela nicht missen; ich sitze, auf den Knieen schreibend, „Bein gedeckt mit Beine“[2]), an einem der Ostfenster, und, wenn ich aufblicke, schaue ich in die mit weichen Nebeln überdeckte Frühlingsferne. Ich bekenne: mir ist in diesem Augenblick recht wohl zu Sinne. Um drei oder vier Tage werde ich auch wohl das Leben der Fa-

---

Es ist ein weißes Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem leichten Blut darauf,
Eh ihn der Strom vertreibt.

Und Theodor Storm, von Keller nur durch Wilhelm Raabe und Friedrich Friedrich getrennt steuerte am 6. November 1880 eine Variante jenes Spruches bei, der sich in seinen Werken, Bd. I, S. 148, findet:

Vom Unglück ab
Zieh erst die Schuld;
Was übrig ist,
Trag in Geduld,

fügte aber noch das Nachwort daran: „Übrigens, der Geister schlimmsten einer ist der Sammelgeist!“

[1]) „Die Hexe vom Corso“ und „Die Dichterin von Carcassonne“.

[2]) Das bekannteste Zitat aus Walther von der Vogelweide; denn nach seiner eigenen Schilderung: Ich saz uf eime steine und dahte bein mit beine, ist er sowohl in der Weingartner als auch in der großen Heidelberger Liederhandschrift abgebildet. Weder Keller (Züricher Novellen, S. 105), noch Scheffel (Frau Aventiure, S. 44), noch Storm (Ein Fest auf Hadersleyhuus, „Westermanns Monatshefte“, Bd. 59, S. 87) haben sich das Zitat entgehen lassen: Storm hat es freilich in der Buchausgabe der Novelle wieder beseitigt.

8. Mai, Sonntag morgen.

„milie um mich haben", wollte ich schreiben, da erfaßte mich der Umzugstrubel und riß mich fort; jetzt aber sitze ich wieder, wie vor acht Tagen.

Um nun zunächst den jugendlichen Z ... abzutun, so schrieb ich ihm auf Zusendung seiner Gedichte, daß ich eines und die Hälfte von einem andern nicht übel fände, daß das andere aber dummes Zeug sei, was er dankend einzusehen schien. Dann kam er mit seiner Anthologie; „ich warnt' ihn, doch er blieb dabei, daß er die Straße kenne"[1]); dann schickte er mir, dreimal etwa, abgeschriebene und gedruckte Gedichte anderer, mit der Bitte um Rat, was aufzunehmen, besonders auch von zwei Brüdern X., und ich mußte ihm nach bester Überzeugung antworten, daß das unreifes, wüstes Zeug sei, oft dunkel empfundenes großes Wollen, kleines Können; der junge Anthologist wollte mit seiner Anthologie offenbar auch was Rechtes, aber er hatte kein Urteil, was ja überhaupt, besonders im Punkt der Lyrik, so unglaublich selten sich findet; das Ohr für den Naturlaut fehlt. Als Ihr Brief ankam, lag eine vor zwei Stunden geschriebene Karte an Z ... auf meinem Tisch, worin ich ihm ad 1 anempfahl, seine Anthologie noch ein halb Dutzend Jahre in den Schubkasten zu legen; ad 2 mir aufs ernstlichste verbat, meiner in der Vorrede auch nur mit einer Andeutung zu erwähnen. Seitdem hat der junge Gesell nicht mehr geschrieben. Übrigens sind seine Gedichte, auch in der „Rundschau" — der das nicht geschenkt sein soll —, gelobt; die Sachen der Gebrüder X., glaub ich, werden in den Himmel erhoben, statt daß man diesen jungen Knaben, wenn auch mit aller Liebe, die Rute auf den bloßen Steiß geben sollte.

Dieser Tage wurde ich von der Wiener Studentenschaft oder einem Teil derselben um ein Exemplar meiner opera omnia für ihre Bibliothek gebeten; wahrscheinlich werden Sie dieselbe Bitte erhalten haben; dem muß man ja wohl Folge geben; Heyse hatte auch schon geleistet.

Nun noch den von meinem Juristen Ernst erfundenen „Märchenzweig" anlangend — er wird im Winter, also blätter- oder nadellos, von der Lärche gebrochen, so daß er jedoch möglichst viel Nebenzweiglein und Zapfen (Tannäpfel) hat, ungefähr von der Länge der Tannenzweige, worin man ihn hineinstecken will, und dann, was einigermaßen mühsam, ganz mit Schaumgold überzogen. Der goldene Zweig im dunkeln Tannengrün macht eine ganz geheimnisvolle Wirkung: die kleinen Knötchen, womit die Lärchenzweige überzogen sind, erhöhen dieselbe. Ich gebe Ihnen zur besseren Dauer dies schriftliche Rezept, obgleich unser dessen ja auch kundiger Petersen in diesen Tagen seinen großen Zug nach Süden angetreten hat und auch bei Ihnen vor Anker gehen wird, alswann ich ihn zu grüßen bitte. — Leid tut es mir fast, daß Sie meinen jungen Freund Dr. Tönnies nicht etwas näher haben kennen lernen; nächst, seinerzeit, Theodor Mommsen ist er der bedeutendste junge Mann, den ich in meinem Leben gefunden habe, dabei ein Junge, ich weiß nicht, ob „nach dem Herzen Gottes", aber jedenfalls nach dem meinen; der intimus meines Juristen und voll treuer Liebe für mich; ist auch von Kiel aus, wo er den Winter dozieren wird, schon hier gewesen. Doch das nebenbei.

Den vierten Teil Ihres „Grünen" habe ich seit meinem letzten Briefe auch gelesen und ohne das Gefühl auch nur einer einzigen Länge; Sie haben — so viel

[1]) Die Verse stammen aus der ersten Strophe eines Gedichtes von A. F. E. Langbein, das stofflich auf eine Erzählung der Königin von Navarra zurückgeht: „Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeister Bakel" (Langbeins Sämtliche Werke. Stuttgart 1835. Bd. I, S. 256):

Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' Ihn, doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' Er mich und Sich!

sehe ich — resolut beschnitten und dafür diese entzückende kleine Wienerin hineingebracht, die, wie Erich Schmidt — oder wer sonst — so hübsch sagt, „auf Liebe und Arbeit schwört“ [1]). Ich habe alles mit dem tiefsten Behagen gelesen; das Allegorische in der Schädelgeschichte hat mich nicht gestört; die Anschauung des tatsächlich Gegebenen ist so kräftig, daß wenigstens ich das Allegorische darin beim Lesen nicht als etwas Beabsichtigtes, sondern als etwas aus dem Tatsächlichen beiher sich von selbst Ergebendes empfunden habe. (Mir selbst ist dergleichen oft in die Feder gelaufen; von dem „Scharmuzieren mit den Schatten“ in „Im Sonnenschein“ und der weißen Wasserlilie in „Immensee“ ist es noch durch manches andere weiter zu verfolgen.) [2])

In dem „Rundschau-Aufsatz“ hat mir das über Sie im allgemeinen Ausgesprochene so wohl gefallen; über die Kritik des „Grünen“ in specie, da ich die alte Ausgabe vor 25 Jahren und beim Schreiben meines Briefes von der neuen nur Band III von S. 120 an gelesen hatte, konnte ich kein Urteil haben. Ich muß erst die ersten Teile des letzteren lesen, um Ihre Bemerkung, ob Biographie oder nicht? übersehen zu können, was hoffentlich im Lauf des Sommers geschieht. Nur eines möcht ich bemerken, ohne zu wissen, ob darin etwas von einer Antwort auf Ihre Frage liegt: der Entwicklungsgang des Helden ist so ein individueller, daß die biographische Form nahezuliegen scheint.

Das Kurze und Lange der Sache bleibt aber jedenfalls, daß das letzte Drittel Ihres guten Buches doch erst durch die Umarbeitung was Rechtes geworden ist.

Sonntag, 15. Mai: „Und so fließen unsre Tage!“ Mittlerweile erhielt ich eine Karte von Petersen aus Zürich, und darin, daß Sie seit Ihrer letzten Begegnung um fünf Jahre jünger geworden seien. Sollte mich auch wundern, wenn's nicht so wäre. Dieser rosig frische Zyklus der neuen Novellen, wer das schreibt, der muß zu der Quantität Jugend, die ihm dazu eigen sein muß, dadurch noch ein gut Teil hinzugewinnen. Sie sollen dafür hoch gepriesen und bedankt sein. Damit Sie nun sehen, wie sehr mir das von Herzen kommt, so sollen Sie auch Ihre richtig vorgeahnten und daher wohl gerechten Schelte bekommen, und zwar ohne alle Umschweife. Wie, zum Teufel, Meister Gottfried, kann ein so zart und schön empfindender Poet uns eine solche Roheit — ja, halten Sie nur hübsch still! — als etwas Ergötzliches ausmalen, daß ein Mann seiner Geliebten ihren früheren Ehemann nebst Brüdern zur Erhöhung ihrer Festfreude in so scheußlicher, possenhafter Herabgekommenheit vorführt [3])! Hier stehe ich nicht mit dem Hut in der Hand und sage: „Wartet, der Dichter will erst seinen Spaß machen!“ Nein, liebster Freund, das haben Sie nicht wohl bedacht, das muß vor der Buchausgabe heraus. Wissen Sie, was mir hiebei nach Ihren Worten: „diese Dinge sind es gerade, die mich Narren erheitern und erleichtern,“ was mir dabei einfiel? Ich habe Ihren „Grünen Heinrich“, da ich zu Ende war, mit recht wehem Herzen fortgelegt, und ich saß noch lange, von dem Gefühl der Vergänglichkeit überschattet. Ihre liebsten Gestalten, der Grüne und Judith [4]), Landolt und Figura Leu, lassen, wenn die späte Stunde des Glückes endlich da ist, die Arme hängen und stehen sich in schmerzlicher Resignation gegenüber, statt in resoluter Umarmung Vergangenheit und Gegenwart ans Herz zu schließen. Das sind ganz lyrische, ich möchte sagen: biographische Ausgänge; und da hab ich mich gefragt: Ist das der Punkt, der Spalt, der jene „be-

[1]) Mit keinem Wort hat Keller von Hulda gesagt, daß sie eine Wienerin sei; sie ist ein Münchener Kind. Und nicht Erich Schmidt, sondern Otto Brahm (Deutsche Rundschau, Bd. XXV, S. 468) braucht den Ausdruck, daß „ihre ganze Existenz in Arbeit und in Liebe aufgeht“.

[2]) Handgreiflich ist die Symbolik z. B. in der Novelle „Auf dem Staatshof“ (S. W. Bd. III, S. 35), wenn der Kammerjunker die kleine Mücke zu Tode quält, oder in „Carsten Curator“, wenn die Silhouette an der Wand als ein Wahrzeichen des alten Zustandes der Familie täglich die Augen des tiefbekümmerten Vaters auf sich lenkt.

[3]) Am Schluß der Novelle „Die arme Baronin“. S. W. Bd. VII, S. 170 ff.

[4]) Storm schreibt „Julie“.

freiende" Späße aufwirft? Sie brauchen mir nicht zu antworten; nur als ein herzlich Wort bitte ich es aufzunehmen, sei es nun klug oder dumm gesprochen. — Im übrigen — als ich die ersten Blätter begonnen, erschien mir die Anlage ein wenig künstlich präpariert; ich sagte mir: das ist auch so im „Lear", und bald fing es denn auch an, zu blühen und zu rauschen, besonders von da an, wo er bei der Lucie einreitet; ich habe alles dann mit ganz glücklich machendem Behagen gelesen. Einige kleine monita sind mir wohl beigefallen, z. B. dieser Gelehrte ist ein außerordentlicher Weiberkenner; z. B. weshalb verhehlt das arme Weib[1]) des Bruders Besuch? Der Geliebte ist ja in die Verhältnisse eingeweiht. Aber das quält mich weiter nicht; die letzte Novelle geht ja ganz den Schritt der altitalischen Novellistik, und das paßt trefflich zum Stoff. Wo, zum Teufel, Meister Gottfried, haben Sie all das Zeug hergenommen?[2]) Da man bei monatlichen Bissen und Greisengedächtnis das Ganze nicht so festhalten kann, so übersehe ich jetzt am Schluß nicht, in welch festem oder losem Zusammenhang das Ganze mit dem „Sinngedicht" steht; wird mir beim Wiederlesen wohl aufgehn.

Und nun zum Schluß — hat Petersen Ihnen nicht die norddeutsche Reise wieder lieb gemacht? Einmal sollten wir uns doch noch die Hände schütteln.

Empfehlen Sie mich Ihrer treuen Schwester und trösten Sie sie, nach dem „socios habuisse malorum", mit mir, der ich — ich denke, durch das Engerwerden der Nase — seit fast zwei Jahren keine Blume, keinen Frühling, keinen Herbst mehr riechen kann. Die Meinigen erwidern bestens Ihren Gruß.

Ihr alter und getreuer Th. Storm.

Dieser Frühlingsbrief Storms leitet den letzten Abschnitt von des Dichters Leben ein. Der Zufall wollte es, daß in zwei aufeinander folgenden Jahren die beiden alten Herren noch einmal die ganze Unruhe eines beschwerlichen Wohnungswechsels auf sich nahmen; aber mit wie ungleichem Erfolg! Storm baute sich in Hademarschen ganz nach den Bedürfnissen seiner Familie sein „Abnahmehaus". Und wenn sich mit diesem auch nicht alle Hoffnungen erfüllten, wenn die selbstgewählte Einsamkeit mitunter zu einsam und anregungslos wurde und an den Gerüchten, er wolle sich des Besitztums wieder entäußern, zuzeiten wohl ein wahres Wort gewesen ist: im ganzen hatte er doch, wessen er im Alter bedurfte. Erwärmendes Leben umgab ihn, Gäste kamen und gingen, und die häuslichen Festtage wurden mit aller erwünschten Umständlichkeit gefeiert. Wie lieb Storm das freundliche Kirchdorf an der Gieselau hatte, geht aus manchem seiner Briefe hervor. In der Einleitung zur Novelle „John Riew hat er ihm ein Denkmal gesetzt; und es scheint, als ob auch für die „Wald- und Wasserfreude" Hademarschen das Lokal ist; hat der Dichter doch hier im Sommer 1878 diese Novelle geschrieben.

Nichts von solchem harmonischen Zusammenleben bei Keller. Das Bürgli, auf dem der Herr Alt-Staatsschreiber die sieben besten Jahre seines Alters in heiterem Schaffen verbracht hatte, mußte er verlassen, und seit 1882 haben wir ihn uns in einer der trübseligsten, lieblos ausstaffierten Mietswohnungen zu denken. Es ist doch bitter einsam gewesen um diesen alternden Dichter ohne behagliche Pflege, ohne Weihnachtsbaum und ohne einen Menschen, dem er je von seinen Werken hätte vorlesen können. Denn Schwester Regula, mit der er zusammen hauste — sie ist wohl nicht so garstig gewesen wie der Bruder

[1]) Regine.

[2]) Jakob Baechtold hat auf diese Frage geantwortet: „Gottfried Kellers Leben", Bd. III, S. 271—275.

selbst sie manchmal konterfeit hat; Conrad Ferdinand Meyer sagt sogar, daß ihr in guten Momenten ein ganz anmutiges Lächeln eigen war, das wie ein Leuchten sich langsam über ihr Gesicht verbreitete. Aber hausfraulich-milde Tugenden besaß sie so wenig wie literarische Interessen. Keller hat resigniert wie so manche seiner literarischen Gestalten, denen Storm den Mut und den Willen zum Glücklichwerden abspricht; Ergreifenderes über sich selbst hat Keller kaum jemals gesprochen als die Schlußworte des Briefes vom 12. August 1881, in denen er mit Fassung und verhaltener Wehmut sich darstellt als den einsamen Mann, dem die Schönheit der Kunst alles ersetzen muß, was Haus und Familie ihm versagt. Er hat sich also abgefunden mit der Nichterfüllung manches Wunsches. Aber jene Stimmung, die nun bis an seinen Tod Jahr für Jahr zunimmt, die ihn auch im Briefwechsel allmählich saumseliger macht, jene herbe Kritik der bestehenden Zustände, gegen die das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht aufkommen kann, und die ich summarisch als Salander-Stimmung bezeichnen will, jener Mangel an Wohlwollen, den Baechtold mit richtigem Blick in Keller aufweist — alles das ist tief beeinflußt von dem täglichen Eindruck einer freudlosen Häuslichkeit. Unbehagen und stockende Produktivität haben sich seit 1882 wechselseitig gesteigert.

Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau,
Sonntagmorgen, 14. August 1881 [1]).

Lieber Meister Gottfried!

Ich habe eben mit einer alten Besuchsfreundin, der circa 20jährigen Gesellschafterin meiner alten Mutter, über Ihren „Landvogt von Greifensee" geredet, den ich ihr zu ihrer großen Erbauung zum Lesen gegeben, und das hat mir das Herz erregt, daß ich Ihnen rasch einen Gruß senden muß. Tröstlich fällt dazu eben aus dem Regenhimmel der erste Sonnenschein in meine Kammer. Mich verlangt nach meinem letzten Briefe nach einem Wort von Ihnen; um acht Tage will Heyse, der seit einigen Tagen schon in einem Bade (Haffkrug) an unserer Ostküste ist, bei mir einkehren; seien Sie gut und lassen Sie mich, und damit auch denn zugleich ihn, mit ein paar Worten erfahren, wie es Ihnen geht, und was Sie treiben. Soviel ich mir abstrahieren kann, bereiten Sie eine neue Gesamtausgabe Ihrer Lyrika vor. Ich, zumal seit dem Frühling ein Freundes- und Verwandtenbesuch den andern abgelöst hat und überdies die Lage meines neuen Heimwesens zum sommerlichen Nichtstun auffordert, habe seit dem „Etatsrat" nichts schreiben können; mir ist vielmehr, als würde ich es auch niemals wieder können. Diesen „Etatsrat" aber bitte ich Sie nicht zu lesen, bis ich Ihnen die Buchausgabe gegen Weihnachten schicke; ich habe nämlich (unverkennbare Folge der sich einstellenden Altersschwäche) auf Friedrich Westermanns Flehen einige Stellen in usum delphini oder delphinarum verballhorni siert, was erst in der Buchausgabe wieder auf die Beine gestellt wird. Beunruhigend besuchen mich mitunter theoretische Gedanken über das Wesen der Novelle, wie sie jetzt sich ausgebildet, über das Tragische in Dramen und Epik und den etwaigen Unterschied [2]) zwischen beiden; ich schrieb auch eine neue Vorrede zu den zwei neuen Doppelbänden meiner Gesamtausgabe, die zu Weihnachten kommen sollen, in dieser Richtung und dergleichen dummes Zeug, was keinen andern Grund hat, als daß man selbst nichts machen kann. Zu dem Vorwort ward ich durch

[1]) Dieser Brief Storms muß schon hier eingereiht werden, weil er sich mit Kellers nächstem Schreiben getreuzt hat.

[2]) Storm schreibt: „dem etwaigen Unterschiede".

Ebers aufgereizt, der (laut Zeitungsbericht) eine „Novelle“ herausgegeben und sie (die Gattung der Novelle) in einem Vorwort als ein Ding bezeichnet, das ein Dichter sich nach dem eigentlichen Kunstwerk, dem dreibändigen Roman, wohl einmal zur Erholung erlauben dürfe. Die „Novelle“ ist die strengste und geschlossenste Form der Prosadichtung, die Schwester des Dramas; und es kommt nur auf den Autor an, darin das Höchste der Poesie zu leisten. Ob die Ebersche Novelle eine solche Herabsetzung der eigenen Gattung bedurfte, weiß ich nicht. Haben Sie sie gelesen? Ich glaube, sie heißt „eine Frage“. — Es kann wohl fraglich sein, ob es richtig ist, selbst einmal ein Wort zur Sache zu sprechen, wenn ein von der Menge und seinen Stammgenossen, den Juden, auf den Thron Gehobener solche Dinge dem Publikum imprägniert; denn der Schaden dadurch ist ein sehr weitgreifender. Aber es spricht etwas dagegen, nicht die Sache durch sich selbst sprechen zu lassen, und so hab ich mein Vorwort — ich sandte es an Heyse und Erich Schmidt —, obgleich letzterer es freudig begrüßte, in Übereinstimmung mit ersterem von dem Druck zurückgezogen.

Im Hause, wo mich außer der Frau Do vier „blühende Töchter“ umgeben, steht alles wohl. Mit herzlichem Gruß und freundlicher Empfehlung an Ihr treues Geschwister Ihr Th. Storm.

Außer Heyse erwarten wir nun noch meinen Ernst, den jetzigen nordschleswigschen Amtsrichter, mit seiner frischen und gescheuten kleinen Braut. Dann besuche ich meine Kinder, die Pastorsleute an der Ostküste (Heiligenhafen).

Nach Storms brieflicher Andeutung sollte man glauben, daß in „Westermanns Monatsheften“ (Bd. 50, S. 529—557) von der Novelle „Der Herr Etatsrat“ ein in usum delphini verkürzter Abdruck vorliege. Das ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil, der Schluß ist sogar in der Zeitschrift erheblich breiter als in der Buchausgabe. Gemäßigt ist einzig das Ende der einsamen Orgie des Etatsrats, bei der es jetzt (S. W. Bd. XVIII, S. 10) heißt, daß er zuletzt „in greuelvoller Unbekleidung“ dagesessen habe, während bei Westermann verhüllend gesagt wird: „Bis der Geist aus einigen weiteren Gläsern den Herrn Etatsrat über alle Schwere und Unbequemlichkeit des irdischen Leibes hinausgehoben hatte.“ Sonst ist in der ganzen Novelle nur ein winziges Motivlein verändert worden: der Syringenkranz, den die kleine Phia im Baumwipfel flicht, ist gemäß des Dichters Neigung zur Symbolik in einen Kranz aus Immergrün und Primeln verwandelt worden.

Aber noch eine zweite Stelle des Briefes bedarf des Kommentars, jene Zeilen, in denen sich Theodor Storm über Georg Ebers entrüstet. Mir ist von den Nachkommen des Ägyptologen freundlichst die Auskunft erteilt worden, es sei eine innere Möglichkeit vorhanden, daß Ebers die Arbeit an der kleinen Novelle „Eine Frage“ als eine Erholung bezeichnet habe. Denn in der Tat habe er, den von früh an qualvolles Siechtum manchmal jahrelang an den Krankenstuhl fesselte, die unfreiwillige Muße mehrfach benutzt, um die dichterischen Gestalten, die längst schon in seiner Seele lebten, zu beschwören. Die Arbeit an der „Königstochter“ z. B. sei in der Ruhe einer langwierigen Genesungszeit gefördert worden.

Mehr aber liegt dem Gerücht oder Gerede, das Storm aus einer Zeitungsnotiz entnimmt, nicht zu Grunde. Mag Ebers, der künstlerische Formgebung auch an Werken geringen Umfanges hoch bewertete, seine eigene Novelle, die eine Gelegenheitsschöpfung zu einem Bilde Alma Tademas war, mündlich oder brieflich ein Werk der Erholungszeit genannt haben, so ist doch sicher:

verallgemeinert für die ganze Gattung der Novelle hat er solche Äußerung nie, drucken lassen hat er sie erst recht nicht, vollends nicht als Vorrede zu der kleinen Erzählung, weder in „Über Land und Meer" noch in der Buchausgabe. Theodor Storm aber hat nichtsdestoweniger der Fama geglaubt und den Zorn jahrelang bei sich genährt. Als im Mai 1884 die Berliner Schriftstellerwelt — wovon weiterhin noch zu reden ist — ihm ein Bankett gab, hat er selbst bei dieser Gelegenheit kein besseres Ausgangsmotiv für seine Tischrede gewußt als das unselige apokryphe Ceterum censeo von Georg Ebers. Vorläufig aber, im Jahre 1881, suchte er den vermeinten Gegner in einer Vorrede zu widerlegen. Sie ist leider, wie ich erfahre, im Husumer Familienarchiv nicht mehr vorhanden; der Dichter muß sie vernichtet haben.

Keller an Storm.

Zürich, 12. August 1881.

Liebster Freund im Hause Storm!

Auf dieser Sommerhöhe kann ich nicht länger zögern, Ihren reichlichen Brief vom letzten April zu erwidern, obgleich ich immer noch nichts Neues erlebt habe; denn die famose Novität eines Kometenweines ist zwar in Aussicht, aber noch nicht perfekt. — Desto lebhafter denke ich bei der gegenwärtigen Hitze öfter an Sie, wie Sie in Ihrem neuen Besitztum walten und für die jüngsten Anpflanzungen um genügendes Getränke besorgt sind, auch das nördliche Fenster Ihres Arbeitszimmers dem Luftzuge öffnen. Mit diesem Fenster samt seinem Ausblick, sowie mit dem ganzen resedagrünen Raume habe ich gleich sympathisiert; philiströse Naturen wollen stets die Sonne in der Stube haben, während es sich so gedankenhell und ruhig weilen läßt, wenn man im klaren Schatten sitzt und der Sonnenschein draußen auf dem Lande liegt.

Ihr getreulicher Bericht über den anthologischen Hafermann hat mich beruhigt. Als derselbe mir immer unter die Nase rieb, die namhaftesten und besten Dichter hätten ihre eifrige Teilnahme bewiesen, schrieb ich ihm, das sei wohl möglich, da eben die besten bald nichts mehr abzuschlagen vermöchten als das Wasser.

Jene Gebrüder X. kenne ich wohl; sie geben einen Literaturkalender heraus mit Adreßverzeichnissen, Tabellen für Manuskriptablieferungen, Honorareingänge u. dergl., um sich in jedermanns Hand zu bringen. Vor ein paar Jahren trieben sie auch das Material zu einem poetischen Jahrbuche zusammen, gaben es aber nicht selbst heraus, sondern überlieferten es einem dritten Unbekannten wie eine Ernte Raps oder ein Quantum Schafwolle. Vor einem Jahre etwa unternahm ein junger Schweizer[1]) ohne alle Bekanntschaft ein Jahrbuch schweizerischer Dichter und brachte über hundert! zusammen mit dem Aufruf, es müsse sein, Gott wolle es! Ich schlug ihm meinen Beitrag a priori rund ab, weil ich nicht einsähe, wozu er eine solche Geschichte anzustellen brauche, und es in einem so kleinen Lande wohl hundert Esel, aber nicht hundert Dichter gebe. Dennoch log er überall herum, er habe meine Sachen schon in Händen; als einige Vorsichtige mich anfragten und die Wahrheit vernahmen, beharrte er ganz frech auf seiner Behauptung und kam hergereist, um mich auf meinem Zimmer so unverschämt zu belagern, daß ich ihn hinausjagen mußte. — In diesem Augenblicke aber geht das Zirkular eines Leipziger Buchhändlers herum, der sogar ohne Herausgeber eine Anthologie Lebender direkt selbst sammeln und drucken will, in welcher die „Liebe" ausgeschlossen sein soll „aus besonderen Gründen". Die Wut der Verleger, Bücher zu drucken, scheint sich zur Leidenschaft zu steigern, es ohne Mitwirkung der Schriftsteller zu tun. Durch das Erlöschen der Schiller-Goetheschen Privilegien gegen Nachdruck haben sie Blut ge-

[1]) Scheint „der dämonische F . . . ." (aus Baechtold, Bd. III, S. 357) zu sein.

leckt; jedes Jahr hört der dreißigjährige Schutz für den einen oder anderen Nachklassiker auf, und die Kerls können sich darüber herstürzen; da ist es begreiflich, daß sie anfangen, auch von den noch Lebenden Bücher gratis zusammenzubetteln oder höchstens ein paar Kompilatoren ans Futter nehmen.

Hier fällt mir auch der Leipziger Sekundaner ein, der sein Riesenalbum unermüdlich herumsendet, und dessen Sie im vorletzten Briefe Erwähnung getan. Der kann es noch zu was bringen! Mir hatte er zugemutet, den Kasten noch in der Umgebung von Zürich bei zwei oder drei weiteren Personen herumgehen zu lassen. Ich hätte also ebensoviele Male ein- und auspacken und zur Post schicken sollen. Ich ließ ihn ein Vierteljahr warten und schickte ihm seinen Packen mit meiner alleinigen Inschrift unfrankiert zu und ohne Brief. — Wir wollen aber von diesen Klagen weiter niemand merken lassen; sie kommen mir vor wie die Dienstbotengespräche alter Kaffeebasen, und zudem konsumiere ich, wie ich merke, unverhältnismäßig viel Raum damit.

Der gute Freund Petersen hat mit meiner Verjüngung um fünf Jahre recht geflunkert; ich bin genau um die zwei Jahre älter geworden, die er mich nicht gesehen hatte; ich weiß das am besten, was übrigens nicht in Betracht zu ziehen ist; diese Händel muß man im stillen für sich selbst abtun.

16. August.

Eben als ich fortfahren will, kommt Ihr neuer Brief, der meine Faulheit willkommenerweise beschämt. Ich hatte vor, auch gleich an Heyse zu schreiben, der mir aus seinem Strandexil schrieb, er müsse fünf Wochen dort bleiben. Da Sie ihn nun in wenigen Tagen erwarten, bin ich unsicher, ob ich es tun soll, und bitte Sie daher vorläufig, den Dulder recht heftig in meinem Namen zu grüßen. Beschäftigen Sie ihn aber ja nicht mit theoretischen Skrupeln über die Novelle ꝛc., denn er muß auf Befehl der Ärzte alle Morgen und Abend eine halbe Flasche Portwein trinken, um seine Vernunft einzuschläfern. Haben Sie keinen im Hause, so soll Petersen herbeischaffen, der Verjüngungskommissär.

Die Ebersche Novelle habe ich nicht gelesen, weil er sie als Illustration eines Bildes von Alma Tadema gemacht hat, eines Mannes, der als Maler genau das ist, was Ebers als Schriftsteller. Es handelt sich also um eines jener Gedichtchen, die zu Almanachbildchen gemacht werden. Das, was er zur Herabsetzung der Gattung der Novelle sagt, würde mich nicht stark rühren; vor ein paar Jahren degradierte er ebenso den Roman, indem er von sich aussagen ließ, er schreibe nur Romane, wenn er krank und zu ernster Arbeit unfähig sei. Übrigens hat sein Judentum, was mir unbekannt ist, mit der Sache nichts zu schaffen. Herr von Gottschall, ein urgermanischer Christ, hat schon ein dutzendmal verkündigt, Roman und Novelle seien untergeordnete, unpoetische Formen und fielen nicht in die Theorie. Da niemand darauf hörte, fing er zuletzt selbst an . . . Auch Gustav Freytag, der ja sonst ein verständiger Mann ist, tat um die Zeit, wo er seine „Ahnen" im Schild führte, den Ausspruch, die Zeit der kleinen Erzählung dürfte für immer vorbei sein, nach der schlechten Manier, die Gattung, die man nicht selber pflegt, vor der Welt herunterzusetzen und die augenblickliche eigene Tätigkeit als den einzig wahren Jakob hinzustellen. Hiezu braucht es keine Juden, so wie überhaupt meine Erfahrungen und Beobachtungen dahin gehen, daß ich auf jeden vorlauten und schreienden Juden zwei dergleichen Christen, seien es Franzosen oder Deutsche, Schweizer inbegriffen, rechnen kann.

Ich glaube auch, daß es besser ist, wenn Sie Ihre Vorrede an der geplanten Stelle weglassen, da die Küchenrezepte nicht zu den Gastgerichten auf die Tafel gehören. Für meine Person habe ich halbwegs vor, dergleichen Aufsätze und Expektorationen extra zu verfassen und eines Tages für sich herauszugeben, sozusagen als Altersarbeit. Vielleicht könnten Sie auch Ihre Arbeit nebenbei in einer Zeitschrift erscheinen lassen, mit einer Einleitung oder Anmerkung. Vorenthalten sollte sie keineswegs bleiben.

Was die fragliche Materie selbst betrifft, so halte ich dafür, daß es für Roman und Novelle[1]) so wenig aprioristische Theorien und Regeln gibt als für die anderen Gattungen, sondern daß sie aus den für mustergültig anzusehenden Werken werden abgezogen, respektive daß die Werte und Gebietsgrenzen erst noch abgesteckt werden müssen. Das Werden der Novelle, oder was man so nennt, ist ja noch immer im Fluß; inzwischen wird sich auch die Kritik auf Schätzung des Geistes beschränken müssen, der dabei sichtbar wird. Das Geschwätze der Scholiarchen aber bleibt Schund, sobald sie in die lebendige Produktion eingreifen wollen. Wenn ich nicht irre, so wird zwischen den grassierenden Neophilologen und den poetischen Hervorbringern der gleiche Krieg entstehen, wie er jetzt zwischen den bildenden Künstlern und den Kunstschreibern waltet, die keine Ader haben.

Ihren „Etatsrat" habe ich auf unserem Museum, wo der „Westermann" liegt, angefangen zu lesen, will aber jetzt auf das Buch warten, wie Sie es wollen, da ich die bezügliche Erfahrung kenne. Der Anfang ist mir indessen neuartig und energisch erschienen.

Ich lebe jetzt in einer Leidenszeit. Mit der Korrektur des „Sinngedichtes" beschäftigt und den Text nun zum dritten- oder viertenmal mit der Feder in der Hand durchgehend, stoße ich immer noch auf zahlreiche Nester von groben Schulfehlern, Anhäufungen gleichlautender Worte, Verbalformen, Partikeln und der verfluchten Endsilbe -ung, -heit und -keit, die ich bisher übersehen, so daß ich mich mit meinen 62 Jahren fragen muß, ob das noch anders werden kann. Das Auge fliegt eben immer ungeduldig über die Schrift weg, und das Ohr kann bei mir nichts tun, da ich von Anfang an weder für mich allein laut las, was ich geschrieben, noch jemals eine Umgebung hatte, der ich etwas vorlesen konnte oder mochte.

Leider bleibt die Geschichte mit den drei verlumpten Baronen, die Sie so geärgert hat, stehen, wie einer jener verwünschten Dachziegel in einem Hause, in dem es spukt. Sie haben aber übersehen, daß die Braut nebst den Hochzeitsgästen keine Ahnung von der Sache haben und der Brandolf eine Art Sonderling ist, der eine solche Komödie wohl aufführen kann und die Hallunken schließlich doch versorgt. Übrigens ist's jetzt doch zu Ende mit diesen Späßen. Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in anderer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht. Gleichzeitig bin ich daran, meine Verse zu sammeln respektive gewissermaßen zum zweitenmal zu gebären; denn es handelt sich um einen ganzen Rattenkönig von Gewissensfragen, die ich mit mir abmachen muß.

Jetzt wünsche ich Euch aber allerseits ein vergnügt-anmutiges Leben und versetze mich im Geiste in Haus und Garten, wo die fünf Damen den würdig-ziervollen Worten des heidnischen Paulus lauschen.

Fast hätte ich etwas vergessen. Im vorletzten Briefe machen Sie die Andeutung, daß meine Schnurren mit der Tendenz, einzelne Liebespaare resignieren zu lassen, zusammenhängen möchten. Hier ist die Antwort. An manchen stillen Sonntagen nachmittags, wo ich mich ganz nur dem Genusse eines sentimental-feierlichen Müßigganges hingeben mag, nehme ich die Bände eines gewissen Theodor Storm, Meisters der sieben freien Künste, zur Hand und vertiefe mich darein unter dem offenen Fenster. Nichts Beschaulicheres dann als so eine sonnig-traurige Geschichte, wie „Im Sonnenschein", „Eine Halligfahrt"; auch „Aquis submersus" und die „Wald- und Wasserfreude" sind nicht bitter, und wenn ich das Buch zuschlage, so geh ich desselbigen Abends zufrieden zu einem Schöppchen Wein.

Nun ist aber das Papier zu Ende und faßt kaum noch die Grüße

Ihres G. Keller.

---

[1]) Keller hat zwischen Roman und Novelle nie einen grundsätzlichen Unterschied gemacht: die Ausdehnung gab den Ausschlag. Baechtold, Bd. III, S. 169, 202.

(Ein dritter Artikel im nächsten Hefte.)

Wilhelm Dilthey.

(Zu seinem siebzigsten Geburtstag.)

Von

Ludwig Stein (Bern).

Im „Volke der Denker“ hat sich seit seiner Verherrlichung durch Frau von Staël mancherlei gründlich geändert. Die Zeit liegt hinter uns, da jeder Deutsche für einen Träumer galt, jeder deutsche Professor für das Urbild weltfremder Beschaulichkeit, jeder deutsche Philosoph vollends als Inbegriff erdentrückter, lebensabgewandter Spekulation. Auf den Gebieten der Industrie, des Handels, der Schiffahrt und Kolonisation sucht der Deutsche jetzt wieder einzubringen, was ihm bei der Verteilung der Erde vorenthalten worden ist. Der deutsche Professor hat die linkische, unbeholfene Art, Menschen und Dinge nur durch die Brille eines einseitigen Intellektualismus zu sehen, nach und nach abgestreift, zudem in Tracht und Haltung das fatale Vorrecht auf Lässigkeit und Zerstreutheit allmählich aufgegeben. Der deutsche Philosoph endlich weicht dem wirklichen Leben nicht mehr aus, sondern er sucht es im Gegenteil festzuhalten, wo es sich ihm in greifbarer Gestalt darbietet. Nicht mehr, wie einst durchweg, von den Kanzeln her, sondern aus den Laboratorien kommt unser heranwachsendes Geschlecht junger Philosophen, und der Lizentiat der Theologie — früher die Regel — wird unter ihnen immer seltener, dagegen der medicinae doctor immer häufiger die Durchgangsstufe zum Privatdozententum in der Philosophie. Diese Vorbereitung in den Naturwissenschaften, besonders aber in der Mathematik soll hier in ihrem Werte nicht herabgesetzt, wohl aber darf der Befürchtung Ausdruck geliehen werden, daß wir durch unsere heutige Art der einseitig naturwissenschaftlichen Vorbereitung nahe daran sind, ein philosophisches Spezialistentum herauszubilden, das dem großen Zug unserer Wissenschaft nichts weniger als zuträglich ist. Gewiß sind die Beispiele von Lotze und Wundt, die von der Physiologie herkamen, von Helmholtz, Fechner, Mach und Stallo, welche von der der Physik ausgegangen sind, von Herbert Spencer, der von Hause aus Ingenieur, von Hartmann, der von Beruf Offizier war, von Ostwald endlich, einem physikalischen Chemiker seines Zeichens, verführerisch genug. Aber gerade diese neueren Denker, die wir den Größeren und Größten zuzählen, hielten den Blick unverwandt auf das Ganze gerichtet, wie man es von einem Philosophen billig fordern muß, während unsere

philosophierende Jugend vielfach einem einseitigen Spezialistentum verfallen ist. Die Metaphysiker spalten sich von den Erkenntnistheoretikern, die Logiker von den Psychologen, die Ethiker oder Rechtsphilosophen von den Soziologen, die Ästhetiker endlich von aller Philosophie ab. Ganz abseits stehen Religionsphilosophen und Historiker der Philosophie, welche emsig ihr Feld bebauen, aber unbekümmert um die anderen. Der Ästhetiker versteht heute kaum noch die Terminologie der physiologischen Psychologen und umgekehrt. Wo bleibt da die Universalwissenschaft? Woher will die Philosophie ihr Recht ableiten, innerhalb der Hierarchie aller Wissenschaften die Führung zu haben, weil sie angeblich die disjecta membra aller übrigen Wissenschaften zur Einheit eines in sich geschlossenen Systems zusammenfaßt, wenn sie diese Einheit nicht einmal innerhalb ihrer eigenen Fachgebiete herzustellen vermag?

Zum Glück gibt es noch aus der „guten, alten Zeit" Philosophen großen Stils, und als einen solchen dürfen wir Wilhelm Dilthey bezeichnen.

I.

Der Berliner Philosoph Wilhelm Dilthey (am 19. November 1833 zu Biebrich geboren) vollendet am 19. November 1903 sein siebzigstes Lebensjahr. Die „Deutsche Rundschau" verdankt der Feder des Jubilars eine Reihe wertvoller Beiträge über Scherer, Ribbeck, Anna von Helmholtz und viele andere, von denen der Jubiläumsgruß zu Eduard Zellers achtzigstem Geburtstage (Aus Eduard Zellers Jugendjahren, 1897. Bd. LXXXX, S. 280—295), sowie die Schilderung der Vergangenheit und gegenwärtigen Aufgaben der preußischen Akademie der Wissenschaften (1900, Bd. CIII, S. 416 ff.; Bd. CIV, S. 81 ff.), endlich die Arbeit über die deutsche Aufklärung und Friedrich den Großen besonders hervorgehoben werden sollen[1]). Wie dort das liebevolle Versenken in die Jugendjahre des Nestors deutscher Philosophiegeschichtschreibung wohltuend berührt, so fesseln hier Weite und Höhe des wissenschaftlichen Horizonts. Einen Berliner Philosophen nennen wir den Rheinländer Wilhelm Dilthey deshalb, weil er von Berlin geistig ausgegangen und nach manchen Wanderjahren hierher zurückgekehrt ist. Der Berliner Philosoph Adolf Trendelenburg, dem Dilthey sein „Leben Schleiermachers" gewidmet, hat der philosophischen Gedankenrichtung Wilhelm Diltheys deutliche Spuren eingeprägt. Trendelenburgs Methode, welche Rudolf Eucken an dieser Stelle vor Jahresfrist so glücklich gekennzeichnet hat[2]), wurde für Dilthey bestimmend. Und da diese Methode in den Hauptzügen mit der Schleiermachers darin zusammentraf, daß sorgfältige Vertiefung und minutiöse Erforschung der philosophiegeschichtlichen Details dem Ausbau und der Festigung der philosophischen Systembildung zu Grunde gelegt werden sollen, so haben wir damit zugleich die charakteristische Eigenart von Diltheys Arbeitsweise gekennzeichnet. Wir sehen in ihm den Fortsetzer Trendelenburgs und legitimen Erben jener großen philosophischen Tradition

[1]) Die Abhandlung über die drei Epochen der modernen Ästhetik und ihre heutige Aufgabe (Deutsche Rundschau, 1892) wird bei den ästhetischen Schriften besprochen.

[2]) Deutsche Rundschau, 1902, Bd. CXIII, S. 448 ff.: „Zur Erinnerung an Adolf Trendelenburg".

der Berliner Universität, welche Schleiermacher und Fichte zu ihren Begründern, Hegel, Schopenhauer, Beneke und Schelling zu ihren Lehrern zählen durfte.

Der umfassende Geist Schleiermachers schwebt über den Schriften Diltheys. Schleiermachers „politische Gesinnung und Wirksamkeit" schilderte Dilthey schon in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. X. 1862), und Schleiermacher gilt auch die Dissertation Diltheys, mit welcher er an der Berliner Universität vor vierzig Jahren promovierte, „de principiis Ethices Schleiermacheri" (1864). Das „Leben Schleiermachers" hat Dilthey im großen Jahre 1870 in einem Werke zu schildern begonnen, das bei allen Fachkundigen den Ruf eines biographischen Musters genießt[1]), und die Eingeweihten wünschen nichts sehnlicher, als daß Dilthey Kraft, Schwung und Ausdauer behielte, seinen „Schleiermacher" vor dem Schicksal eines Torso zu bewahren. Geruht haben seine Schleiermacher-Studien niemals. Des ist das Denkmal Zeugnis, das Dilthey ihm in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" gesetzt, wo er auch Süvers und Rütkemann biographisch behandelt hat. Seine Schüler weiß Dilthey fortdauernd für Schleiermacher ernst und lebhaft zu interessieren, wie neuerdings die Arbeit von J. Halpern über den Entwicklungsgang der Schleiermacherschen Dialektik (Archiv für Geschichte der Philosophie, Bd. XIV. 1901) den Kennern wieder gezeigt hat.

Örtlich wie geistig hat Dilthey seine wissenschaftliche Laufbahn in Berlin begonnen. Hier hat er studiert, hier wurde er promoviert, hier hat er sich als Privatdozent niedergelassen; hierher wurde er, nachdem er in Basel, Kiel und Breslau Professuren bekleidete, 1882 zurückberufen, um neben Eduard Zeller als Philosoph zu wirken. Seit mehr als zwanzig Jahren pflanzt Dilthey in die jungen Seelen der Studierenden der Friedrich-Wilhelms-Universität jene universalistische und idealistische Tendenz, welche auf Schleiermacher und Fichte zurückgeht. Die Schleiermachersche Methode aber: die Geschichte der Philosophie als Fundament der Systembildung zu verwerten, hat in Adolf Trendelenburg, Eduard Zeller und Wilhelm Dilthey nicht bloß kontinuierliche Fortbildung, sondern zugleich höchsten Ausdruck gefunden. Was das Laboratorium für den Naturforscher, die Geschichte in ihrem weitesten Verstande für den Geistesforscher bedeutet, das soll die Philosophiegeschichte dem systembildenden Denktrieb leisten. Wie wir dem Mikroskop die tiefsten Einsichten in das Wesen der Natur verdanken, so soll uns die philologische Mikrologie, die peinlich gewissenhafte Erforschung des philosophiegeschichtlichen Details den Blick für die großen Zusammenhänge menschlicher Geistesentwicklung schärfen und weiten. Und die Berliner Schule, vorab Zeller und Dilthey, denen sich der Verfasser der „Doxographi Graeci" und der „Fragmente der Vorsokratiker", Hermann Diels, würdig beigesellte, hat uns allen zu lebendigem Bewußtsein gebracht, wie man Geschichte der Philosophie auf der einen Seite methodisch zu betreiben, wie man aber auf der anderen ihre Ergebnisse in den Dienst der schöpferischen Synthese, d. h. der philosophischen Systembildung, zu stellen habe. Und dieser geisteswissenschaftliche Dreibund löste seine Aufgabe dergestalt, daß Zeller und

[1]) Die Briefe Schleiermachers hat Dilthey anfänglich gemeinsam mit Jonas, später selbständig in der Sammlung „Aus Schleiermachers Leben in Briefen" glücklich verwertet.

Diels vorwiegend die erste, philologisch-kritische Hälfte der gemeinsamen Bestrebungen bewältigten, während die zweite Hälfte, die Fruktifizierung philosophiegeschichtlicher Forschungsergebnisse zu Zwecken der Systembildung, der gestaltungskräftigen Phantasie Wilhelm Diltheys zufiel [1]).

II.

Eine erschöpfende Würdigung der gesamten Tätigkeit Wilhelm Diltheys muß ich mir an diesem Orte versagen. Ohne kritische Stellungnahme, die sich bei diesem Anlaß verbietet, bliebe die Darstellung eine Halbheit. Ich beschränke mich darauf, die Vielseitigkeit oder, wie man ohne Übertreibung sagen darf, die Allseitigkeit der philosophischen Interessen Diltheys im Gegensatze zu jener spezialistischen Einseitigkeit der jüngeren Generation hervorzuheben. Es gibt schlechterdings kein Spezialgebiet der Philosophie, das Dilthey nicht bereichert oder doch zum mindesten angebaut hätte.

Gleich seinem universalistischen Vorbild Leibniz ist Dilthey recht eigentlich Gelegenheitsphilosoph; und wie man Leibniz nicht nach seinen zwei philosophischen Werken allein, sondern wesentlich und vorzüglich nach seinen in den Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen zu beurteilen hat, so wird man auch Dilthey nicht gerecht, wenn man ihn nur als den Verfasser der beiden unvollendeten Werke („Schleiermacher" und „Einleitung in die Geisteswissenschaften") kennt, ohne seine zahlreichen Aufsätze in den „Preußischen Jahrbüchern", den „Sitzungsberichten der Berliner Akademie", in „Westermanns Monatsheften", der „Deutschen Rundschau" und vor allem seine grundlegenden Arbeiten im „Archiv für Geschichte der Philosophie" zu berücksichtigen. Erst eine vollständige Übersicht über den Gesamtumfang seiner schriftstellerischen Leistungen, die er leider niemals zu einem Bande vereinigt hat, gewährt uns einen tieferen Einblick in die Gedankenwerkstätte des Berliner Philosophen. Je nach Stimmung, Eingebung, Lektüre, augenblicklicher Neigung oder äußerem Anlaß ergreift der feinsinnige, vorwiegend ästhetisch gerichtete Geist des Denkers die einzelnen Probleme, oder richtiger: die Probleme ergreifen ihn. Er ringt an ihrer Lösung mit allen Fibern einer im tiefsten Innern aufgewühlten, aber auch im Affekt noch gehaltenen und hochgesinnten Natur. Dilthey ist nicht umsonst von den Romantikern ausgegangen. Mit Schleiermacher und seinem romantischen Freundeskreis nicht nur, sondern ganz besonders mit Novalis hat er sich eingehend und liebevoll befaßt.

III.

Unter den Historikern der Philosophie nimmt Dilthey heute unbestritten eine führende Stellung ein. Untersuchungen Diltheys über den entwicklungsgeschichtlichen Pantheismus nach seinem geschichtlichen Zusammenhange mit den älteren pantheistischen Systemen, über das natürliche System der Geisteswissenschaften im 17. Jahrhundert, über die erste Ausbildung dieses natürlichen

[1]) Seitdem sich Eduard Zeller von der Lehrtätigkeit zurückgezogen hat, pflegt Dilthey auf seinem Katheder vorzugsweise das Gebiet der Geschichte der Philosophie an der Hand seines „Biographisch-literarischen Grundrisses der allgemeinen Geschichte der Philosophie".

Systems in Deutschland, über Auffassung und Analyse des Menschen im 15. und 16. Jahrhundert, über die Autonomie des Denkens, den konstruktiven Rationalismus und den pantheistischen Monismus nach ihrem Zusammenhange im 17. Jahrhundert, über Giordano Bruno und Spinoza, über die Rostocker Kant-Handschriften, über Goethes Philosophie der Natur, über den Kantianer Sigismund Beck, endlich und besonders die Monographie über Carlyle (allesamt im „Archiv für Geschichte der Philosophie" erschienen) — sie legen alle ein beredtes Zeugnis von dem Umfang und der Mannigfaltigkeit seines philosophiegeschichtlichen Forschungsgebietes ab. Die Entstehung der Hermeneutik hat Dilthey in den Sigwart gewidmeten philosophischen Abhandlungen (Tübingen 1900) geschildert. Mit allen großen Denkern der Antike und des Mittelalters hat er sich in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaft" gründlich auseinandergesetzt, so daß man füglich sagen darf, daß Dilthey zu den wichtigsten philosophischen Gedankenbildungen von Thales bis Nietzsche geschichtlich Stellung genommen und seine persönliche Auffassung allüberall zu markigem Ausdrucke gebracht hat. Den Freunden der Diltheyschen „Einleitung in die Geisteswissenschaften" — und welcher Fachkenner zählte sich nicht dazu? — mag an dieser Stelle angedeutet sein, daß die große Mehrzahl der hier ihrem Titel nach aufgezählten Abhandlungen im „Archiv für Geschichte der Philosophie" die Bausteine zum zweiten Bande der „Einleitung" enthält. Die Rüstigkeit und Arbeitsfrische des Siebzigjährigen lassen uns zuversichtlich hoffen, daß jene architektonische Kunst, die den ersten Band auszeichnet, der Zusammenfügung dieser Bausteine zu einem gerundeten Ganzen zustatten kommen wird.

Die Organisation der philosophiegeschichtlichen Forschung hat Dilthey nach zwei Richtungen in eingreifender Weise gefördert: Im Jahre 1887 begründeten Eduard Zeller, Hermann Diels, Wilhelm Dilthey und (der jetzt in Bonn wirkende) Benno Erdmann in Gemeinschaft mit dem Schreiber dieser Zeilen im Verlage von Georg Reimer in Berlin das „Archiv für Geschichte der Philosophie", das jetzt (Oktober 1903) seinen 17. Band eröffnet. Diese Zeitschrift führte — soweit mir bekannt, zum erstenmal — die Neuerung ein, das Prinzip der Internationalität der Wissenschaft damit zu sanktionieren, daß Beiträge und Jahresberichte auch in französischer, englischer und italienischer Sprache gebracht wurden. Dieses polyglotte Prinzip hat sich in den sechzehn Jahren ungestörten Bestandes — die Herausgeber sind sämtlich noch am Leben — vortrefflich bewährt. Auch an der im Jahre 1895 erfolgten Umwandlung der „Philosophischen Monatshefte" in ein „Archiv für systematische Philosophie", das der bestehenden Zeitschrift unter Mitaufnahme von Paul Natorp und Christoph v. Sigwart angegliedert wurde, hat Wilhelm Dilthey lebhaften Anteil. Seine zahlreiche Schülerschar, die im Geiste und nach der Methode des Meisters philosophiegeschichtlichen Studien obliegt, stellt ein willkommenes Kontingent zur Mitarbeiterschaft des „Archivs".

Wie um die Organisation des philosophischen Zeitschriftenwesens, so hat sich Dilthey um die vollständige kritische Ausgabe der Werke Kants, welche die königlich preußische Akademie der Wissenschaften inauguriert hat, in hohem Maße verdient gemacht. Dieses gewaltige Unternehmen, das in 22—25 Bänden

die Werke, den Briefwechsel, den handschriftlichen Nachlaß und die Vorlesungen Kants umfassen wird (bis Oktober 1903 waren 5 Bände, wovon 2 Bände Werke und 3 Bände Briefwechsel, bei Georg Reimer erschienen), bedurfte eines ansehnlichen Stabes von erlesenen Mitarbeitern. Wie Frankreich augenblicklich eine nationale Ausgabe des größten französischen Denkers (Descartes) veranstaltet, so verspricht die Berliner Kant-Ausgabe das nationale Monument zu werden, welches das deutsche Volk seinem Denker errichtet. An der Spitze der Kommission dieses Unternehmens, das nicht nur viel Zeit, Geduld und Arbeitskraft, sondern auch viel Takt, diplomatisches Geschick und klugen Sinn in der Auswahl und Verteilung des riesenhaft angewachsenen Stoffes erfordert, steht vom Anbeginn Wilhelm Dilthey. Manche Klippen und Fährlichkeiten waren zu umgehen; denn daß man bei so heiklen Personenfragen immer das einzig Gegebene oder Gebotene treffen werde, war nicht zu erwarten. Doch gelang es Dilthey, für die wichtigsten Ausgaben einzelner Kant-Schriften Kräfte zu gewinnen, denen die fachlich Interessierten die innere Zustimmung füglich nicht versagen konnten. Die Kant-Ausgabe schreitet rüstig vorwärts. Die nunmehr veröffentlichten Briefe haben vielfach klärend gewirkt. Mehr noch versprechen wir uns von der Veröffentlichung der Reflexionen und losen Blätter, besonders von der Naturphilosophie Kants, deren Publikation bisher mit geradezu anarchischer Willkür gehandhabt wurde. Möchte es Dilthey vergönnt sein, den krönenden Abschluß dieser Nationalausgabe Kants mit sicherer Hand herbeizuführen.

IV.

Um von Diltheys Anteil am Ausbau aller übrigen Zweige der philosophischen Wissenschaften, wenn auch nur kurz, zu sprechen, so ging selbst die Pädagogik, die längst zu einer besonderen Wissensdisziplin erhoben ist, bei Dilthey nicht leer aus. Im Jahre 1888 verbreitete er sich in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften über die Möglichkeit einer allgemeingültigen pädagogischen Wissenschaft. Das bevorzugte Arbeitsgebiet Diltheys ist indes die Ästhetik. Besonders der Analyse dichterischer Werke, die er wie wenige beherrscht, bringt er das kongenialste Verständnis entgegen. Durch jene Verknüpfung der historischen mit den psychologischen Tatsachen, welche die Eigenart seiner Forschungsweise ausmacht, hat es Dilthey unternommen, die Einbildungskraft des Dichters zu erklären. (Zeitschrift für Völkerpsychologie, Bd. X. 1878.) In einer vielbesprochenen Rede suchte er, lange vor Lombroso, die Grenzen zwischen dichterischer Einbildungskraft und Wahnsinn abzustecken (1886). Hier führt nicht, wie bei Lombroso, ein Psychiater mit etwas roher Dialektik das Wort, sondern es spricht der feinfühlige Ästhetiker, die geborene Künstlernatur. Ihren Höhepunkt erreicht die Diltheysche Ästhetik in seiner Zeller gewidmeten Abhandlung (Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller gewidmet, Leipzig 1887) über „Die Einbildungskraft des Dichters, Bausteine für eine Poetik" (S. 305—482)[1]. Hier wird der er-

[1]) Die schon erwähnte Abhandlung Diltheys über die drei Epochen der Ästhetik und ihre heutige Aufgabe (Deutsche Rundschau, 1892) führt die hier eröffnete Gedankenreihe weiter.

worbene Zusammenhang unseres Seelenlebens zum Schaffen des Dichters in Beziehung gesetzt: im großen Manne vereinigen sich Sätze, Wertbestimmungen und Zwecke zu einem einheitlichen Gefüge. „So wird das dichterische Werk zum Spiegel der Zeit.“ Aus dem tatsächlich Mannigfachen des gegebenen Lebens einer Zeit und nur durch die Leistungen des dichterischen Genies wird eine Form, sonach die Technik einer Dichtungskunst hergestellt. „So ist diese geschichtlich bedingt und relativ.“ Die geschichtlichen Typen dieser Technik, welche Friedrich Schlegel einst als „Schulen“ bezeichnete, werden von Dilthey am Drama erläutert. Dilthey gründet seine Poetik auf die Psychologie und gewinnt eben damit die Möglichkeit, die Funktion der Poesie in der Gesellschaft zu erkennen, und auf dieser Erkenntnis beruht das Gefühl der Würde des dichterischen Berufs. Diltheys Poetik erfüllt dreierlei Aufgaben: sie bietet dem modernen Dichter die Prinzipien dar, an welche der poetische Eindruck unseres heutigen Empfindens geknüpft ist; sie stellt die Normen auf, an welche das Schaffen des Dichters gebunden ist; sie weist endlich „die geschichtliche Relativität auch der vollkommensten Form“ nach. Trotzdem gibt es einen Kern des Lebens, der für alle Zeiten gültig bleibt; „daher haben die großen Dichter etwas Ewiges.“ Abgesehen aber von den monographischen Studien, welche Dilthey Shakespeare, den deutschen Dichterheroen, ferner den Romantikern, besonders Novalis, endlich Dickens und Alfieri gewidmet hat, gehört es zu seiner schriftstellerischen Eigenart, Werke der Dichter als Belegstellen für seine Psychologie, Erkenntnistheorie oder Ethik bei jeder sich darbietenden Gelegenheit heranzuziehen. Wenige Philosophen zeigen eine so intime Vertrautheit mit den großen Dichtwerken aller Völker und Zeiten, wie sie die Schriften Diltheys, besonders seine „Einleitung“, auszeichnet.

Seine Schriften zur systematischen Philosophie, auf deren Hauptgedanken wir in einem Schlußworte umfassend zurückkommen werden, seien, wie folgt, gruppiert[1]). Der Logik und Erkenntnistheorie sind die „Beiträge zur Lösung der Frage vom Ursprung unseres Glaubens an die Realität der Außenwelt und seinem Recht“ (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1890), der Psychologie die „Ideen über eine beschreibende und zergliedernde Psychologie“ (ebenda 1894) gewidmet. Die scharfe Polemik, welche Ebbinghaus in seiner Zeitschrift (Oktober 1894) gegen Diltheys beschreibende und zergliedernde Psychologie gerichtet hat, und die Abwehr Diltheys (Sitzungsberichte, 1896, S. 297 ff.) haben weit über die Grenzen der Fachpsychologie hinaus großes und berechtigtes Aufsehen erregt. Die Geschichtsphilosophie hat Dilthey schon in seiner Abhandlung über Schlosser (Preußische Jahrbücher, 1862) zum Gegenstande besonderer Studien erhoben[2]). Seine Ausführungen über Universalgeschichte sind schon darum bemerkenswert, weil sie im Keim die künftige Stellung Diltheys zur Soziologie enthalten, wie er sie später in der „Einleitung“ scharf und schneidend zur Darstellung

[1]) Seine Religionsphilosophie ist aus den beiden Hauptwerken leicht herauszuschälen. Nur muß man daneben die Abhandlung über die Glaubenslehren der Reformatoren (Preußische Jahrbücher, 1894) zum Vergleich heranziehen.

[2]) Hier schließt sich seine Studie über Hardenberg (Preußische Jahrbücher, 1865) an.

gebracht hat. Als Symptome dafür, wie Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" (Leipzig 1883) Rechtsphilosophie und Nationalökonomie gleich sehr befruchtet hat, führe ich Otto Gierkes „Grundlegung für die Geisteswissenschaften" (Preußische Jahrbücher, 1884) und Gustav Schmollers „Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften" an (in seinem „Jahrbuch", 1883), in denen der Ertrag der Diltheyschen „Einleitung" für Jurisprudenz und Nationalökonomie von berufenster Seite verwertet wird. Eine soziologische Auseinandersetzung mit Wilhelm Dilthey hat jüngst einer meiner Schüler, Otto Spann, in der „Tübinger Zeitschrift für Staatswissenschaft" (1903, H. 2) unternommen. Diltheys abschätzige Behandlung der Soziologie als Wissenschaft wird hier mit beachtenswerten Gründen zurückgewiesen, dabei aber „die innerlich-gewichtige Eigenart und der kühne Schwung" der Diltheyschen Konzeption mit gebührender Verehrung gewürdigt. Was Spann nicht ausreichend berücksichtigt hat, war Diltheys positive Bereicherung von Soziologie und Ethik, nämlich die „Beiträge zum Studium der Individualität" (Sitzungsberichte der Akademie, 1896). Hier ist über eines der wichtigsten und schwierigsten Kapitel der Soziologie, insbesondere über soziale Ethik, Fundamentales niedergelegt.

V.

Wie jeder Denker von eigenem Gesichtsschnitt zunächst kritisch-negierend verfährt, um den Unterbau für die eigene Leistung zu gewinnen, weiterhin aber ihre Daseinsberechtigung positiv aufbauend als logische Notwendigkeit zu erweisen, so zersetzt Dilthey mit sicherer Hand alle Metaphysik, um für seine Psychologie und Erkenntnistheorie Raum zu gewinnen. Die Analysis der Tatsachen des Bewußtseins ist das oberste Prinzip seiner Lehre. In der inneren Erfahrung findet er den festen Grund seines Denkens. Alle Erfahrung liegt in den Bedingungen unseres Bewußtseins beschlossen. Von diesem Zentrum aus müssen vermittelst der Einzelwissenschaften Strahlen zur Peripherie des Universums entsendet, das Recht der Geisteswissenschaften muß behauptet und gegen die Geltungssphäre der Naturwissenschaften abgegrenzt werden, wie es seither Windelband und sein Schüler Rickert in großen Linien vollführt haben. Die historische Schule, zu welcher sich Dilthey bekennt, bedarf einer psychologischen Vertiefung und erkenntnistheoretischen Grundlegung, die er in seiner auf fünf Bücher berechneten „Einleitung in die Geisteswissenschaften" zu bieten gedachte. Die Positivisten, Comte und Mill, (von Feuerbach, dem Tieferen, wird merkwürdigerweise nicht gesprochen), verstümmeln die geschichtliche Wirklichkeit durch willkürliche Anpassung an naturwissenschaftliche Methoden. Nicht durch das Tor der Natur, sondern durch das der Geschichte gelange man in den Bereich der Geisteswissenschaften. Erst die geschichtliche Selbstbesinnung eröffne das volle Verständnis für die philosophische Selbstbesinnung (Erkenntnistheorie).

Die französischen und englischen Positivisten (Comte, Mill und der jüngere Spencer), denen unter den Deutschen Wilhelm Dilthey wohl zuerst mit dem ganzen Gewicht universalhistorischer Bildung und Schulung entgegen-

getreten ist, haben nach ihm nur einen Notbau errichtet, der nicht haltbarer ist als die verwegenen Spekulationen eines Schelling und Oken über die „Natur". Die Natur aber ist stumm. Nur „die Macht unserer Imagination ergießt einen Schimmer von Innerlichkeit und Leben über sie". Sie ist uns nur ein Außen, kein Inneres wie die Gesellschaft, die wir in uns erleben. „Der Wassersturz setzt sich aus homogenen, stoßenden Wasserteilchen zusammen, aber ein einziger Satz, der doch nur der Hauch eines Mundes ist, erschüttert die ganze beseelte Gesellschaft eines Weltteils durch ein Spiel von Motiven in lauter individuellen Einheiten." Es sei deshalb ganz verfehlt, die Geisteswissenschaften nach dem Modell der Naturwissenschaften formen zu wollen. Viel näher läge umgekehrt die Versuchung für die Naturforscher, das Wesen der Natur nach Analogie der uns bekannteren, weil von uns selbst erzeugten gesellschaftlichen Tatsachen zu erklären. Denn die gesellschaftlich-geschichtliche Wirklichkeit bildet den Ausgangspunkt alles Erkennens. Die Erkenntnis des Ganzen dieser Wirklichkeit nennt Dilthey gelegentlich das allgemeinste und letzte Problem der Geisteswissenschaften.

Wie schade, daß Wilhelm Dilthey an Ludwig Feuerbach vorübergegangen ist! So weit er den Abstand von den französischen und englischen Positivisten in sich fühlt, so nahe verwandt ist er eigentlich diesem Stammvater des deutschen Positivismus. Ihr Koinzidenzpunkt heißt Schleiermacher, von welchem sie gleicherweise in ihrer Religionsphilosophie ausgegangen, über den sie zugleich aber hinausgegangen sind. Das Schleiermachersche Abhängigkeitsgefühl als Wurzel aller Religionsbildungen, mit welchem sich Dilthey in der „Einleitung" wiederholt auseinandersetzt (S. 84, 141, 170, 173 ff.), erweitert sich bei Feuerbach zum Wunschwesen. Ihm ist der Gott der Naturreligion die Natur, der Gott der Geistesreligion der Geist, überhaupt das Wesen des Menschen. Der Mensch soll, nach Feuerbach, fürderhin in sich selbst, nicht mehr außer sich, wie der Heide, noch über sich, wie der Christ, den Bestimmungsgrund seines Handelns, das Ziel seines Denkens suchen und finden. Im Anschluß an Feuerbach sagt auch David Friedrich Strauß: Was der Mensch sein möchte, aber nicht sei, dazu mache er seinen Gott; was er haben möchte, aber nicht selbst zu schaffen wisse, das solle sein Gott ihm schaffen. Es ist also nicht allein die Abhängigkeit, in der er sich vorfindet, sondern zugleich das Bedürfnis, gegen sie zu reagieren, sich ihr gegenüber auch wieder in Freiheit zu setzen, woraus dem Menschen die Religion entspringt. Nun halte man daneben, was Dilthey von den Bedingungen des menschlichen Bewußtseins als Erfahrungsfundament wiederholt und treffend ausgeführt hat, besonders aber folgende Stelle (S. 122): „Ein Arrangement der Wirklichkeit kann nie an sich, sondern immer nur in seiner Beziehung zu einem System von Energien Wert haben. Hieraus ergibt sich weiter: naturgemäß finden wir, was im System unserer Energien als Wert empfunden, als Regel dem Willen vorgestellt wird, im geschichtlichen Weltlauf als den wert- und sinnvollen Gehalt desselben wieder: jede Formel, in der wir den Sinn der Geschichte ausdrücken, ist nur ein Reflex unseres eigenen belebten Inneren." Das ist viel konsequenter und großzügiger gedacht

als Feuerbach es formuliert hat — von Strauß gar nicht zu sprechen. Nicht bloß der Ursprung der religiösen Gefühle, sondern die Quelle aller Wertungen, Zwecksetzungen, Kategorien, Normen und Maßstäbe ist und bleibt nach Dilthey das menschliche Bewußtsein und nur dieses. Was Feuerbach für die Religionsphilosophie, auf die er sich vorzugsweise beschränkte, geleistet hat, das wollte und sollte Dilthey für Psychologie und Erkenntnistheorie vollbringen. Teilt er doch mit den Positivisten, selbst mit dem von ihm so arg befehdeten Comte, die Parole: Los von der Metaphysik!

Der Hauptvorwurf, den Dilthey gegen die Geschichtsphilosophie Hegelscher und die Soziologie Comte-Spencerscher Artung erhebt, läuft doch immer nur darauf hinaus, daß sie gleicherweise versteckte Metaphysik trieben. Sie stellten deshalb gar keine wirklichen Wissenschaften dar; ihre Aufgaben seien unlösbar und ihre Methoden falsch; sie verkennten zudem die Stellung der Geschichtswissenschaft zu den übrigen Einzelwissenschaften. Hegels „Weltgeist" und selbst Schleiermachers „Vernunft" seien abstrahierte Allgemeinvorstellungen, notiones universales, die ihr graues Netz über die geschichtliche Welt ausbreiten. Schlimmer noch sei es um die naturalistische Metaphysik der Geschichte bei Comte und seinem Interpreten Mill bestellt. Dilthey erkennt Comtes Gesetz der drei Stadien (Fetischismus, Metaphysik, Positivismus) als wirkliche Entdeckung an, wenngleich Turgot darin Comte zuvorgekommen sei. Auch dem von Comte aufgedeckten Abhängigkeitsverhältnis der geschichtlichen Reihenfolge der Begebenheiten von ihrer logischen Ordnung weiß er eine gute Seite abzugewinnen, zumal Kant hier Analoges vorgedacht habe. Aber die verworrenen und unbestimmten Allgemeinvorstellungen, welche Comte an den geschichtlichen Zusammenhang herangebracht habe, die „ungestümen Generalisationen" Comtes wollen ihm nicht zu Sinne. Diese Entwürfe vergleicht er „Backsteinbauten, welche durch Tünche die Blöcke, Säulen und Verzierungen in Granit nachahmen, die nur in der geduldigen und langsamen Verarbeitung eines spröden Stoffes entstehen". Das sei alles „metaphysischer Nebel", der bei keinem dichter als bei Comte sei, der den Katholizismus de Maistres in das Schattenbild einer hierarchischen Leitung der Gesellschaft durch die Wissenschaften wandelte.

Hier können wir uns nicht entbrechen, zwei Bemerkungen einzuschalten. Es will uns nicht behagen, daß man den Cäsaropapismus Comtes, der seiner letzten, durch die voraufgegangene geistige Umnachtung mindestens sehr getrübten Periode des Schaffens angehört, als Argument gegen den Schöpfer des Kursus der positiven Philosophie ausspielt. Die Position Diltheys gegen Comte, dessen Philosophie weder eine Psychologie noch eine Erkenntnistheorie zur Grundlage hat, ist stark genug, um auf einen so bequemen Triumph verzichten zu können. Ferner ist es eine billige Forderung des Gerechtigkeitssinnes, Mill nach seinem Zerwürfnis mit Comte nicht mehr als einfachen Schleppträger des französischen Positivisten zu behandeln. Die neueren Veröffentlichungen von Lévy-Brühl haben über diesen Punkt übrigens reiches Licht verbreitet. Natürlich kann es uns nicht beifallen, die Argumente Diltheys gegen alle Soziologie an dieser Stelle entkräften zu wollen. Ist es uns doch nur darum zu tun, Diltheys Weltanschauung in ihren wesentlichsten

Zügen herauszustellen. Den negativ-kritischen Teil glauben wir jetzt aufgedeckt zu haben; die Geisteswissenschaft muß aus der Vasallenschaft naturwissenschaftlicher Methoden befreit, zugleich aber müssen die logischen Zusammenhänge bloßgelegt werden, welche die Einzelwissenschaften innerhalb ihrer miteinander verknüpfen. Denn die „isolierte Philosophie des Geistes ist ein Gespenst; die Sonderung der philosophischen Betrachtungsweise der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit von der positiven ist die verderbliche Erbschaft der Metaphysik".

Wie Kant eine „Kritik der reinen Vernunft" und Avenarius eine „Kritik der reinen Erfahrung" allem bisherigen Dogmatismus entgegengesetzt haben, so beginnt Dilthey seine erkenntnistheoretische Grundlegung der Geisteswissenschaften mit einer Kritik der historischen Vernunft, d. h. des Vermögens des Menschen, sich selber und die von ihm geschaffene Gesellschaft und Geschichte zu erkennen. Formale Logik, Methodenlehre und Erkenntnistheorie erfahren zu diesem Behufe eine strenge Überprüfung an der Hand ihrer geschichtlich wirksam gewesenen Formen. Gegen Empirismus auf der einen und spekulativen Idealismus auf der anderen Seite wird der Standpunkt der Selbstbesinnung streng festgehalten, historisch durchgeführt und gegen jede Art von Metaphysik als entscheidende Gegeninstanz erwiesen. Zwar ist jedes metaphysische System an seinem Ort und zu seiner Zeit notwendig, also logisch gerechtfertigt, aber unter die Lupe der Selbstbesinnung genommen stellt sich alle Metaphysik als geschichtlich begrenzte Erscheinung dar. Darin steht sie, ganz wie bei Hegel und Comte, hinter der Religion zurück. Das religiöse Leben ist Dilthey nicht, wie jenen, eine vorübergehende Phase im Entwicklungsgange der Menschheit, sondern der „dauernde Untergrund der intellektuellen Entwicklung" — darin Feuerbach verwandt.

Die Selbstzersetzung der Metaphysik, welcher die geschichtliche Partie der „Einleitung" mit ihren feinen Blicken ins Detail und ihren großen Übersichten über das Ganze dient, führt dahin, daß alle Metaphysik „verstummt". Materialismus, Pantheismus, Monismus und Idealismus sind durch die unwiderleglichen Skeptiker gleich sehr aufs Haupt geschlagen. Begriffe wie Kraft, Atom, Molekül sind für die meisten Naturforscher nur noch ein System von Hilfskonstruktionen, vermittelst deren wir die Bedingungen für das Gegebene zu einem für die Vorstellung klaren und für das Leben benutzbaren Zusammenhang entwickeln. Hätte Dilthey diesen Satz (S. 465) nicht schon vor genau zwanzig Jahren niedergeschrieben, man würde sich nicht wundern, ihn von unseren modernen Naturphilosophen, Ostwald, Mach oder Stallo, als neueste Einsicht gepriesen zu hören. Daß Ding und Ursache, Substanz und Kausalität nur „im Erlebnis gegründete Vorstellungen sind", können unsere modernen Energetiker schon bei Dilthey finden. Für alles andere fehlt nach ihm die Legitimität des Ursprungs. Das gleiche gilt von Atom, Kraft oder Gesetz. Die Naturwissenschaft bescheidet sich bei Teilinhalten der äußeren Wirklichkeit, gelangt aber nicht zu einem einheitlichen Zusammenhang aller Bedingungen des Gegebenen. Wo die Früheren von substanziellen Formen oder der Materie sprechen, da setzen die heutigen Physiker Naturgesetze und Massen-

teilchen, — und die Darwinisten sprechen von Formen, Arten und Gattungen der Natur: lauter Metaphysik. Es sind dies nur andere Ausdrücke für die zurückgeschobene innere Zweckmäßigkeit. Erinnert man sich aber an das geschichtliche Schicksal der ehrwürdigsten aller metaphysischen Begriffe, der Substanz und der Kausalität, so ruft uns Dilthey als das letzte Wort seiner „Einleitung" zu: Metaphysik als Wissenschaft ist unmöglich! Jeder Metaphysiker verdoppelt nur sein Ich, wie Aristoteles schon der Ideenlehre Platons entgegengehalten hat; er liefert im letzten Grunde nur eine „ungeheure Spiegelung seines eigenen Selbst". „Der metaphysische Geist gewahrt sich selber in phantastischer Vergrößerung, gleichsam in einem zweiten Gesicht." Damit wird der Erkenntnistheoretiker, der dieses Selbst untersucht, zum Rechtsnachfolger des Skeptikers. Die Erkenntnistheorie ist so gleichsam die Euthanasie der Metaphysik.

In einem Novalis nacherzählten Märchen von großer Schönheit gelangt Wilhelm Dilthey zum Schluß: „Wenn der Seele zu gelingen scheint, das Subjekt des Naturlaufs selber ledig der Hülle und des Schleiers zu gewahren, dann findet sie in diesem — sich selbst." Hätte doch Feuerbach das Erscheinen der „Einleitung" Diltheys erlebt! Hier ist das Anthropomorphisieren als Urquelle aller unserer Denkformen und Werte an einer noch tieferen Stelle bloßgelegt als bei Feuerbach. Nicht bloß Mythos und Religion, auch Metaphysik ist nichts anderes als Idealisierung und Generalisierung menschlicher Gattungseigenschaften, die wir substanzialisieren, verdinglichen und uns als unser „zweites Selbst" gegenüberstellen. Hier bricht der Faden ab. Der positive Ausbau der Erkenntnistheorie fehlt.

Von der Ferne schimmert und dämmert zu uns jenes philosophische Neuland herüber, das Dilthey zu entdecken ausgezogen ist, aber noch nicht ganz für uns erobert hat. Deute ich die zu uns herüberscheinenden Züge richtig, so finde ich sie in dem Satz (S. 505): „Das Denken kann einen anderen als logischen Zusammenhang in der Wirklichkeit nicht finden." Sollte Dilthey noch vergönnt sein, das großgedachte Werk zum Abschluß zu bringen, so dürfte es ihm kaum besser ergehen als Kant, der die Metaphysik als Wissenschaft vernichtet hat, um ihr hinterher in der Form des „metaphysischen Bedürfnisses" wieder Unterkunft zu gewähren. Nur wird der sensible, zartbesaitete, auf lyrische Gedankenschwingungen wie kein zweiter reagierende Dichter-Denker statt des harten metaphysischen Bedürfnisses von Kant lieber die sanftere „unauflösliche metaphysische Stimmung" setzen. Irre ich? Ich glaube kaum. Mein historischer Gewährsmann für diese Annahme ist kein anderer als Wilhelm Dilthey selbst. Nachdem ihm die Metaphysik für immer „verstummt" war, scheint doch etwas wie Sehnsucht noch nachzutönen in dem Satz (S. 464), den wir zugleich als Stilprobe des großen Sprachkünstlers an den Schluß setzen: „Aber von den Sternen her klingt, wenn die Stille der Nacht kommt, auch zu uns noch jene Harmonie der Sphären, von welcher die Pythagoreer sagten, daß nur das Geräusch der Welt sie übertäube, eine unauflösliche metaphysische Stimmung, welche jeder Beweisführung zu Grunde lag und sie alle überleben wird."

Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen

unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863).

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

II. Unter Großfürst Konstantin Nikolajewitsch.

Seit meinem Aufenthalt im Jahre 1861 in Polen hatten die Statthalter mehrfach gewechselt. Der damals noch im Amt gewesene General Suchosaret war nach nur dreimonatlichem Verweilen in Warschau zurückberufen worden; ihm war Graf Lambert gefolgt, der aber auch sehr bald von seinem Posten zurücktrat (November 1861). Ebenso sah sich der ihn ersetzende Graf Lüders veranlaßt, nach kaum achtmonatlicher Tätigkeit seine Ablösung zu beantragen. Noch bevor diese erfolgte, wurde er durch einen Meuchelmörder im sächsischen Garten schwer verwundet (Juni 1861). Als seinen Nachfolger schickte der Zar nunmehr seinen eigenen Bruder, den Großfürsten Konstantin Nikolajewitsch, nach Warschau. Auch dieser wurde zwei Tage nach seinem Eintreffen (am 4. Juni) beim Verlassen des Theaters von demselben Mordgesellen, der das Attentat auf den Grafen Lüders ausgeübt hatte, angefallen, glücklicherweise aber nur leicht verwundet. Im Laufe von $1^{1}/_{4}$ Jahren hatte demgemäß Polen bereits den fünften Statthalter erhalten, wodurch allerdings eine einheitliche Durchführung angemessener Maßregeln wesentlich beeinträchtigt werden mußte.

Im übrigen bildeten diese beiden Attentate den Anfang jener Periode der Meuchelmorde, mit welchen die geheime Gewalt von nun an ihre Tätigkeit auch äußerlich hervortreten ließ, jener fluchwürdigen Tätigkeit, durch welche sie sich mit ewiger Schande bedeckte.

Im inneren Kampfe der extremen demokratischen Partei (der roten) mit der aristokratisch-klerikalen Gruppe (der Weißen) war letztere immer mehr zurückgedrängt worden. In umfassendster Weise hatte die revolutionäre Organisation sich der Herrschaft über die Massen bemächtigt und alle ihre

Zweige der Verwaltung auf das sorgsamste ausgebildet. Immer mehr und mehr artete jedoch ihre Einwirkung in den radikalsten Terrorismus aus; wo irgend welche Anhänglichkeit an die russische Regierung sich zeigte, spielte der Strick von „Hängegendarmen" oder ihr Dolch eine Rolle. Schon 1861 war man genötigt gewesen, den Kriegszustand über das gesamte Königreich Polen zu verhängen.

Wesentliche Unterstützung fanden die auf den Ausbruch eines Aufstandes sich richtenden Bestrebungen der demokratischen Partei in dem Verhalten des Klerus. Die Schließung einiger Kirchen, welche die Propaganda mißbräuchlich benutzte, gab dem Verwalter der Erzdiözöse Warschau, Prälaten Bialobrzesch, Veranlassung, als Oppositionsmaßregel gegen die Regierung sämtliche Kirchen zu schließen. Er wurde verhaftet und in Petersburg zum Tode verurteilt, doch gewährte die Milde des Zaren ihm völlige Gnade. Sein Nachfolger Felinski suchte anfangs zu Gunsten der Regierung zu wirken, dies aber führte zu skandalösen Auftritten in zwei Kirchen und Demonstrationen vor anderen, bei denen den Tumultuanten die Unterstützung von Priestern zu teil wurde.

Dem Attentate auf den Großfürsten folgten schon am nächsten Tage Exzesse beim Dankgottesdienst für seine Errettung, ein paar Wochen später ein Mordanfall auf den Chef der Zivilverwaltung, den Marquis von Wielopolski, und kurze Zeit danach ein zweites Attentat auf diesen, beide Male jedoch ohne Erfolg. Weitere Anschläge auf einzelne Personen fanden statt, bei denen auch Gift und Blendung zu den Gewaltmitteln gehörten. Einzelne der Verbrecher wurden gefaßt und die verdiente Todesstrafe an ihnen vollstreckt. Sofort erlassene Flugschriften des Komitees forderten zu einem Trauergottesdienste für die „siegreichen Helden und Märtyrer" auf.

Wer sich näher über diese Periode unterrichten will, den kann ich nur auf das mit großer Mühe und Sorgfalt bearbeitete Werk vom Herrn Major Emil Knorr verweisen, das viele auf den Aufstand bezügliche wertvolle Dokumente enthält[1]). Ich selbst entnehme hier demselben folgende, das allgemeine Treiben charakterisierende Stellen, welche vollständig dem entsprechen, was ich damals bei meiner zweiten Anwesenheit in Warschau zu hören bekam.

Trotz der nunmehr, allerdings etwas spät geübten Strenge der russischen Regierung nahmen die Agitationen nicht nur ihren ungestörten Fortgang, sondern entwickelten sich allmählich zum bewaffneten Aufstande. Dessenungeachtet hielt Kaiser Alexander II. seine Verheißungen nicht nur aufrecht, sondern suchte, die staatlichen Organe zum Aufgebot aller Mittel und zur Anspannung aller Kräfte ermunternd, sie sogar noch zu erweitern. Nichtsdestoweniger griff die Umsturzpartei zu immer ungeheuerlicheren Mitteln. Anfang September 1862 verbreiteten sich Gerüchte von beabsichtigten Massenbrandstiftungen und von der Vorbereitung zu einer sizilianischen Vesper, deren Opfer Russen und Deutsche sein sollten. Jedenfalls wurden Tonnen mit Brennstoff bereitgehalten, zahlreiche Brandbriefe in Umlauf gesetzt und unter Androhung der Todesstrafe eine jährliche Revolutionssteuer von ½ % des Vermögens und 5 % des Einkommens ausgeschrieben . . .

---

[1]) Die polnischen Aufstände seit 1830 in ihrem Zusammenhange mit den internationalen Umsturzbestrebungen. Unter Benutzung archivalischer Quellen. Von Emil Knorr, Major. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Weiter heißt es, die Verbrechen gleicher und ähnlicher Art (wie Morde, Hängen u. s. w.) in den Gouvernements waren zahllos, und „das Jahr 1863 begann ganz so wie das vorhergehende zu Grabe getragen war — mit Raub und Mord, Sengen und Brennen".

So war die Lage, als Rauch und ich im Februar eintrafen, nur daß inzwischen die Insurrektion tatsächlich ausgebrochen war; die kleinen Abteilungen der Aufständischen zogen sich an bestimmten Punkten zu größeren Banden zusammen, wobei es bereits zu einigen ernsten Zusammenstößen gekommen war.

Zum näheren Verständnis der hier folgenden Auszüge aus meinen Briefen schicke ich diesen eine kurze Übersicht der in der Periode herrschenden Verhältnisse voraus.

Der Verlauf der Insurrektion vom Augenblick unseres Eintreffens an bis daß der Großfürst Konstantin im September 1863 Warschau wieder verließ, war in großen Zügen folgender:

Im Januar war das polnische Zentralkomitee als provisorische Regierung konstituiert worden, welches bereits am 7. Februar Aufrufe zur bewaffneten Erhebung erließ, den Kämpfenden dafür eine Belohnung durch Landbesitz in Aussicht stellte. Durch Neuaufnahmen vervollständigt, zählte das Komitee im März acht Mitglieder, nämlich zwei Literaten, einen Kandidaten der Rechte, einen Schullehrer und einen Studenten, ferner einen Architekten und noch zwei Männer ohne Beschäftigung, von denen der eine früher Finanzbeamte gewesen war.

Bald wurde der bisherige Name in den einer Nationalregierung umgewandelt, ein Aufruf unter der übertriebenen Bezeichnung „An das Nationalheer" erlassen, Revolutionstribunale eingerichtet und ein auf patriotische Verbrechen bezügliches Strafrecht festgesetzt.

Der alte Verschwörer Mieroslowski spielte sich zwar eine Zeitlang als Diktator auf, wurde aber sehr bald mit seiner Bande in die Flucht geschlagen und agitierte in Krakau weiter. An seine Stelle trat dann Langiewiz und zwar durch die Machinationen des Grafen Adam Grabowski, ohne Vorwissen des Zentralkomitees. Aber bereits am 19. März sah sich der neue Diktator mit seiner Bande auf galizisches Gebiet zurückgedrängt und wurde hier von den Österreichern festgesetzt.

Weiterhin wechselte aber auch das Personal der obersten Gewalt noch ein paarmal; Ende Juni bestand es aus fünf Mitgliedern. Von ihren zahlreichen Aufrufen und Erlassen seien noch erwähnt: das Verbot, an die russische Regierung Steuern zu zahlen, so wie sich in irgend einer Weise an der von ihr angedrohten Sequestration des Vermögens der Aufständischen zu beteiligen. Aber auch die Tage dieses Komitees waren gezählt, indem im September Leute, die zu den extremsten Mitgliedern der Roten gehörten, sich der Herrschaft bemächtigten.

In der alten Organisation spielten in Warschau das Polizeidepartement eine besonders hervortretende Rolle. Seinem Chef standen eine Anzahl sogenannter „Hängegendarmen" zur Verfügung, welche die Mordsentenzen ausübten, die Einwohner überwachten und die russischen Regierungsmaßregeln

auszuspionieren hatten. Letzteres war um so leichter bei der großen Zahl polnischer Beamten, die meistens in den Interessen der Revolution tätig waren.

Durch ähnliche Organisationen wie die Hängegendarmen hielt man auch vorzugsweise den Terrorismus in den Gouvernements aufrecht. Die Beteiligung am Kampfe war anfangs durchaus keine allgemeine, die russische Regierung sah sich sogar zu einem Erlaß bewogen, um eigenmächtige weitgehende Ausschreitungen der Bauern gegen die Insurgenten zu verhindern. Mit der Zeit aber drang der Terrorismus überall durch; man gewann den Eindruck, daß eine geheime, in allen Zweigen wohlgeregelte Regierungsgewalt bestand und mit eiserner Hand die Zügel führte. In der Tat war dies auch der Fall.

Wesentlich begünstigt wurde das Umsichgreifen der Insurrektion, wie bereits bemerkt, durch die Beteiligung des Klerus. Klöster wurden zu kleinen Arsenalen benutzt und zur Aufstellung von Pressen, die eine sehr umfassende Tätigkeit ausübten.

Eine fernere und sehr gewichtige moralische Unterstützung gewährte zum großen Teil das Ausland. Wohl hatte man polnischerseits die Absicht, Preußen und Österreich nicht herauszufordern; man wollte sich vorläufig mit der Insurrektion der russischen Gebietsteile begnügen.

In Preußen schätzte man von Anfang an die Bewegung nach ihrem wahren Wert. Die sofort erfolgte, fast hermetische Sperrung der Grenzen durch ein äußerst starkes Aufgebot seiner Truppen war ebenso nachteilig für die Polen wie vorteilhaft für die Russen. Diese entschiedene Stellungnahme mußte aber auch in politischer Beziehung aufs höchste Rußland zugute kommen; sie bezeugte die Solidarität der Interessen beider Staaten — gleichviel ob mit oder ohne Konvention und zeigte den Staaten, in welchen eine Strömung gegen Rußland hervortrat, daß, wenn sie ihren Vorstellungen weitere Konsequenzen geben wollten, sie jedenfalls auch mit Preußen zu rechnen hätten.

Frankreich und England, denen sich Österreich anschloß, sahen sich in dieser Periode aus verschiedenen Gründen tatsächlich in Petersburg zu Vorstellungen veranlaßt, hatten aber dabei, wie es zu erwarten stand, keinen Erfolg. Die österreichische diplomatische Anlehnung an die Westmächte war nicht vereinbar mit strengen Maßregeln gegen die Insurrektion selbst. So wurde in dem hier in Rede stehenden Zeitraum in Galizien der Propaganda große Freiheit gestattet, der zufolge Krakau bald zu einem Hauptstützpunkt der Revolution erwuchs. Von dort, wie überhaupt von Galizien her, erfolgten die meisten der größeren Einbrüche in Russisch-Polen.

Das Niederwerfen eines derartigen Aufstandes ist, selbst wenn die dazu verfügbaren Streitkräfte denen der Insurrektion mehrfach überlegen sind, keineswegs so leicht, wie man es bei der Differenz der Zahlen vermuten könnte. Wo eine revolutionäre Gewalt über geschlossene Truppenkörper verfügt, kann eine mobile Armee viel eher zum Ziel gelangen als da, wo es sich um den Guerillakrieg eines gesamten Volkes handelt. Bei allen Unfällen, welche die Aufstände in Polen 1830/31 anfangs für die Russen im Gefolge

hatten, hörte die Insurrektion mit einem Schlage auf, als schließlich die Entscheidung zwischen den Massen die polnische Armee niederwarf. Ähnlich verhielt es sich im Jahre 1849 mit der Erhebung Ungarns. Andererseits zeigen die Begebenheiten in Spanien im Anfange des 19. Jahrhunderts, welche Zähigkeit und lange Dauer einem Volkskriege, der in einem Guerillakriege verläuft, innewohnt, während das gleiche Ergebnis am Ende des Jahrhunderts in dem Kampf der Boeren gegen vielfache Überlegenheit ebenfalls deutlich genug hervortritt.

Gewiß erledigt eine gut organisierte und verständig geführte Truppe auch eine derartige Aufgabe. Aber ist die Insurrektion eine allgemeine und ihre Führung in rücksichtslosester Hand, dann geht das nicht so schnell, wenn man mit gewöhnlichen Mitteln dagegen ankämpft; dann können Terrorismus wie Fanatismus gleichfalls nur durch Anwendung rücksichtslosester Energie gebrochen werden.

Ein Beleg hierfür gab die Niederwerfung des Aufstandes in Litauen, der später als in Polen ausgebrochen, durch General Murawiew II. in wenigen Monaten zerschmettert wurde.

Das aber war das Unglück, daß in Polen der fürstliche Statthalter mit einer Mission des Friedens und des Wohlwollens von seinem hochherzigen edlen Bruder betraut war, welche für ihn ausschloß, mit drakonischer Strenge zu verfahren. Vor eine Aufgabe gestellt, die bei dem Charakter der Polen und durch ihre Verblendung, durch sie selbst unausführbar gemacht wurde, mußte diese Mission scheitern [1]).

Montag, den 9. Februar hatten wir uns installiert; ein großer, dreifenstriger Salon in der ersten Etage, an dem sich auf der einen Seite ein für Rauch bestimmtes Zimmer und nach rückwärts ein zweites mit Aussicht auf den Hof anschloß, das mir überwiesen wurde, bildete unser Heim, in dem ich viele Monate hausen sollte; dabei wurden wir zunächst als Gäste der Krone betrachtet. Den ersten Abend verbrachten wir bei dem Rauch schon von früher bekannten Minister des Innern, Herrn von Keller und seiner Gemahlin, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit einen weitverbreiteten Ruf genossen. Der folgende Tag verging mit Meldungen; zum Großfürsten begab sich Rauch zunächst allein, ich selbst wurde von ihm am nächsten Morgen sehr freundlich empfangen und demnächst in ein Nebenzimmer geführt, wo auf einer großen Karte die Dislokation der Truppen durch verschiedene Fähnchen ersichtlich war. Hier traf ich auch den Chef des Generalstabes, Generalleutnant von Minckwitz, und den Oberquartiermeister der Armee in Polen, Generalleutnant von Czernitzki. Letzterer begrüßte mich als alten Bekannten von meinem Aufenthalt von 1861 her. Eine schriftliche Übersicht der Dislokation wurde mir auf meinen Wunsch in Aussicht gestellt, wogegen ich mich erbot, eine Übersicht unserer Aufstellung an der Grenze zu beschaffen.

[1]) Verschiedene der hier folgenden Auszüge aus meinen damaligen Briefen werden dartun, daß mich diese Gedanken während der ganzen Periode inmitten der Ereignisse beherrscht haben.

Schon am Tage vorher war ich benachrichtigt worden, daß der Generalleutnant von Alvensleben von seiner Mission nach St. Petersburg über Warschau zurückkehren und heute nachmittag hier eintreffen würde. Ich erwartete ihn daher am Bahnhofe, wo er glücklich unter Bedeckung von zwei Infanteriekompagnien eintraf, und geleitete ihn nach seiner Wohnung im Schloß, in der ihn auch Rauch begrüßte.

Nun muß ich bemerken, daß ich bis dahin noch keine übermäßig große Ansicht von der Bedeutung der Insurrektion gewonnen hatte; es handelte sich zumeist nur um schlecht zusammengefügte Banden mit gänzlich unzureichender Bewaffnung und von nicht übermäßig großer Stärke. Die Zusammenstöße waren bisher nicht in erbitterten Kämpfen durchgeführt worden, die Zerstörungen an den Bahnen so geringfügig, daß sie bald hergestellt wurden. So konnte ich der Insurrektion keine längere Dauer prophezeien; allerdings waren noch einige Verstärkungen an Truppen wünschenswert bei der Größe des Gebietes, auf welches sich der Aufstand erstreckte. Im allerhöchsten Maße war ich daher erstaunt, als Alvensleben gleich nach dem Betreten des Zimmers uns in die Mitte desselben nahm und mit geheimnisvoller Miene uns leise zuflüsterte: „Der Krieg ist erklärt!" Ich dachte in diesem Augenblick an nichts anderes, als daß sich dies auf die Westmächte und uns bezog, da man deren Teilnahme für die Polen voraussetzte. Aber Alvensleben, erstaunt über meine schwere Begriffsfähigkeit, belehrte mich: „Nein, zwischen den Polen einerseits und Rußland und uns anderseits." Damals reichte mein politischer Verstand noch nicht soweit — und ich muß hinzufügen, auch heute bin ich noch nicht dahin gelangt — um zu begreifen, daß man die Aufständischen als eine kriegführende Macht anerkannte. Ich muß ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn Rauch stürzte an die Türe nach dem Korridor, öffnete diese und sah hinaus, weil, wie er dem General erklärte, es ihm gewesen wäre, als ob jemand gehorcht habe; mir dagegen sagte er: er hätte beim Anblick meines Gesichtsausdruckes nicht mehr ernst bleiben können und dies verbergen wollen. Der Vorfall betraf den unglücklichen Entwurf einer Konvention, von dem viel die Rede gewesen, die aber bekanntlich nie zur Durchführung gelangt ist. Wie ich den General von Alvensleben damals kennen lernte, gewann ich den Eindruck, als ob er wirklichen Verhältnissen zu wenig Rechnung getragen habe, vielmehr dem Gebilde seiner Phantasie gefolgt sei; er ist übrigens nicht mit Konstantin von Alvensleben, dem unvergeßlichen Führer des III. Korps am Tage von Vionville—Mars-la-tour, zu verwechseln, aber auch ihm war es beschieden, das IV. Armeekorps in der Schlacht von Beaumont zum Siege zu führen.

Aus einem hier anschließenden Brief vom 17. Februar:

„Nachdem ich eine Depesche an Se. Majestät chiffriert und abgesandt hatte, war um 9 Uhr Soiree bei Hofe im kleinen Kreise (14 Personen), wo ich die Ehre hatte, der Frau Großfürstin vorgestellt zu werden; außer ihr waren noch die Oberhofmeisterin, Gräfin Kryptowitsch, und zwei Hofdamen anwesend. Die Frau Großfürstin Alexandra Josephowna, Tochter des Herzogs Joseph zu Sachsen-Altenburg, steht im dreiunddreißigsten Lebensjahre, sieht aber so jugendfrisch und reizend aus, daß man ihr nur deren dreiundzwanzig gibt,

große, elegante Figur, anmutig in den Bewegungen, mit so guten, lieben Augen und heiterem Temperament, daß man sie vom ersten Augenblick an lieb gewinnen muß. Der Großfürst hatte die Uniform seines preußischen Husarenregiments angelegt. Die Unterhaltung war animiert, berührte jedoch auch öfter die augenblicklich sich abspielenden Verhältnisse des Landes.

„Am folgenden Tage hatte Alvensleben eine längere Konferenz mit dem Chef der diplomatischen Kanzlei des Großfürsten, Herrn von Tęgoborski, zu welcher ich zugezogen wurde. Um 9 Uhr wiederum Soiree im Schloß, diesmal unter Anwesenheit sämtlicher Generale der Garnison. Bekanntlich ist die Zahl derselben eine viel größere als bei uns[1]). Im ganzen zählten wir an vierzig Personen. Die Frau Großfürstin trug ein dunkelrotes Kleid, welches in eine lange Schleppe auslief, vorne aber auseinander ging und einen Unterzug von reichem Spitzengewebe erblicken ließ, der mit schwarzem Sammet durchzogen war.

„Bis dahin hatte bei den Herrschaften nur des Sonntags Empfang stattgefunden; jetzt hörten wir, daß diese Festlichkeiten nur ‚zu Ehren der preußischen Herren' waren.

„Was die hiesigen Verhältnisse betrifft, so denke ich, könnten die Hauptschläge in vierzehn Tagen gefallen sein, dann aber wird es noch geraumer Zeit bedürfen, bis die kleinen, zersprengten Abteilungen vollends aufgerieben werden."

Diese letztere Soiree bot übrigens noch zwei für uns interessante Ereignisse. Zunächst war mit Alvensleben in Petersburg verabredet, daß die Verbindung der in Polen und in den anstoßenden preußischen Grenzprovinzen durch dauernde Kommandierung von Offizieren in die beiderseitigen Hauptquartiere, also zum Großfürsten in Warschau und zum General von Werder in Posen stattfinden sollte. Russischerseits war dazu bereits der Oberst und Flügeladjutant von Weymarn bestimmt. Da infolgedessen zu erwarten stand, daß von unserer Seite auch ein Offizier von gleichem Range kommandiert werden würde, war ich natürlich begierig, zu erfahren, was aus mir dann werden sollte. Rauchs baldige Rückkehr war so wie so schon in Aussicht genommen. Die Angelegenheit sollte sich an diesem Abend erledigen.

„Während der Soiree empfing Rechenberg eine Depesche, nach welcher der Oberst und Flügeladjutant von Treskow hierher befohlen war, Rauch zurückkehren und ich bis auf weiteres noch im russischen Hauptquartier verbleiben sollte. Über Treskows Wahl bin ich sehr erfreut." (Der Oberst kommandierte damals das 27. Infanterieregiment und stand in Magdeburg, also in derselben Garnison mit mir, woselbst wir beide schon öfter in Berührung gekommen waren.)

Die zweite Angelegenheit, die sich auf dieser Soiree abspielte, betraf einen komischen Zug aus den Launen des Schicksals: „Der Großfürst präsentierte zum allgemeinen Gaudium unserem Generalkonsul Baron Rechenberg eine

[1]) So waren z. B. die Kommandeure der hier befindlichen vier Garde-Infanterie- und der beiden Garde-Kavallerieregimenter Generalmajors.

Depesche, die von diesem verfaßt, an Bismarck abgesandt, aber von den Insurgenten aufgefangen worden war. Ihnen hatte man sie in einem Gefecht bei Skiernewice abgenommen, und so gelangte sie zwar nicht an ihre Bestimmung, aber durch den Großfürsten doch wieder in die Hände dessen zurück, der sie aufgegeben hatte.

Gleich bei unserem Eintreffen hatte ich einen donischen Kosaken als Ordonnanz erhalten, ein junges, adrettes Bürschchen, mit dem ich mich im höchsten Grade geeint hatte, obwohl keiner von uns beiden von der Sprache des anderen ein Wort verstand. Aber ich habe mich in meinem ganzen Leben nie wieder in so leichter Weise mit Fremden verständigen können als mit den Kosaken. Der Brief, aus dem ich oben die Auszüge gegeben, enthält auch mein lebhaftes Bedauern darüber, daß meine Ordonnanz wegen des Abmarsches seines Regiments in die Provinz durch eine andere ersetzt werden sollte.

Am folgenden Tage war ich dann beschäftigt, unsere Funktionen, nunmehr, nachdem unsere dienstliche Stellung geklärt war, im Stabe des Generals von Minckwitz, festzusetzen. Sie lassen sich im wesentlichen dahin zusammenfassen, daß gegenseitige Mitteilung erfolgen sollte über alles, was für die kriegerischen Vorgänge von Wert war, über die erhaltenen Nachrichten, den Stand und die Stärke der einzelnen Truppen, über die Anschauungen, welche man sich gebildet hatte, wie über die Absichten, welche man verfolgen wollte. Dann wurde ferner der Verkehr geregelt, an welche Offiziere ich mich zu wenden hätte, von wem ich Übersetzungen, darunter die Relationen, alle Erlasse u. s. w., erhalten sollte, bei wem wir uns Reitpferde bestellen könnten, wenn wir deren bedurften. Eine Equipage aus dem kaiserlichen Marstall stand stets zur Verfügung. Außerdem fiel dem „Hauptstabe" auch die Sorge für unsere persönlichen Ansprüche zu, und ich kann nicht unerwähnt lassen, in welcher liebevollen und allen Wünschen zuvorkommenden Weise diese Sorge vom Adjutanten des Chefs des Generalstabes, dem Stabsrittmeister von Bruiningk, unterstützt durch Leutnant Bucar, alle die Jahre hindurch gehandhabt worden ist. Ebenso haben mich die Generale von Minckwitz und Czernitzki, die mir, dem jungen Kapitän, eine geradezu freundschaftliche Gesinnung entgegenbrachten, für immer zu warmem Dank verpflichtet. Es waren ernste Zeiten, die ich dort mit den russischen Kameraden verbrachte, auf den Straßen der Mord bald in Permanenz, in den Gouvernements blutige Kämpfe. Inmitten dieser Verhältnisse verbanden uns die gleichen dienstlichen Interessen. Das gibt schon ein tüchtiges Bindemittel. Bald aber erkannte man, daß wir ihre Sache als eine gemeinschaftliche, betrachteten und daß ich offen und ehrlich aussprach, was ich in Bezug auf die vorliegenden Verhältnisse dachte. Und von dem Augenblick an, in dem es mir gelang, Vertrauen zu erwerben, haben alle Kameraden, mit denen ich dort in Verbindung stand, mit einer Treue und Beständigkeit zu mir gehalten, die mir einen tiefen Einblick in diesen warmen Zug des russischen Nationalcharakters gestattete. Und diese Beziehungen haben nicht bloß in den die konventionellen Fesseln des Umganges lösenden damaligen Verhältnissen sich bewährt, sondern lange darüber hinaus vorgehalten, von den wenigen noch Lebenden bis auf den heutigen Tag.

Unsere Beschäftigung nahm mit der Zeit einen sehr regelmäßigen, aber auch sehr eintönigen Verlauf an. Der Antrag, den Treskow stellte, uns zu gestatten, an einigen Expeditionen teilzunehmen, um in dem Gewirr übertriebener Gerüchte, welche in solchen Zeiten stets entstehen, einen eigenen Einblick in die Verhältnisse zu gewinnen, wurde in Berlin abgeschlagen. Demzufolge beschränkten sich unsere Funktionen darauf, daß ich mich je nach Erfordernis täglich ein- oder zweimal zum Generalstab, dann aber überall dorthin begab, wo man überhaupt erwarten konnte, daß die Leute über den Stand der Dinge Informationen erhielten. Politisches und militärisches Material wurde meist beim Baron Rechenberg einer gemeinschaftlichen Kritik unterzogen und in Berichten zusammengestellt, die aber erst expediert wurden, sobald die Beförderung gesichert erschien. Hierauf mußte man zuzeiten länger warten. Vielfach sandten wir, sobald der Bahnbetrieb nicht gestört war, meinen Diener als Kurier nach Thorn, um dort die Briefe abzugeben.

Im übrigen verging der Tag mit Besuchen bei verschiedenen offiziellen Persönlichkeiten, wie in einzelnen Offizierkorps oder bei den wenigen Damen, die mit dem Hofe in Beziehung standen. Am häufigsten gaben Rechenberg und ich uns in der diplomatischen Kanzlei des Großfürsten Rendezvous. Die Gemeinschaftlichkeit der Interessen und die Offenheit, mit der man uns infolgedessen hier entgegenkam, gestalteten den Verkehr mit den Herren dieser Kanzlei zu einem sehr intimen. Insbesondere kam zustatten, daß der Chef derselben, Herr von Tegoborski, bereits früher schon einmal irgendwo im Auslande mit Herrn von Rechenberg an einem Hofe zu gleicher Zeit sich befunden und beide dabei innigere Beziehungen angeknüpft hatten. In unserem näheren Verkehr kam es auch nicht darauf an, wenn einmal einer der jungen Herren Diplomaten von dem Inhalt einer an uns aus Berlin gerichteten Depesche sprach, die wir noch gar nicht bekommen hatten, — ein deutliches Zeichen, daß diese Depeschen erst in der russischen Kanzlei gelesen wurden, bevor sie in unsere Hände gelangten. Jedenfalls hatte ein derartiger Vorfall keine politische Verwicklung zur Folge, sondern nur ein ungeheures Gelächter über den, der sich verplappert hatte.

In der angenehmsten Erinnerung stehen mir noch immer die einzelnen Mitglieder vor Augen: Graf Osten-Sacken, der nach Tegoborskis Rücktritt an die Spitze der Kanzlei berufen wurde, ferner Baron André Budberg, der jetzige kaiserlich russische Gesandte in München, Prinz Sergey Galitzin, Faßmer, später Generalkonsul in Frankfurt am Main, nach einiger Zeit Herr von Mayer; manchen Scherz hatten wir auch mit dem allerjüngsten Mitgliede, der kleinen „Mouche", unter welchem Spitznamen der Sohn Tegoborskis figurierte.

Um hier gleich den Kreis vollständig zu schlagen, muß ich auch der Frau von Tegoborska gedenken, einer Dame, welche die mittleren Jahre eben überschritten hatte. Zu jeder Stunde war man ihr willkommen, und einen jeden von uns behandelte sie mit fast mütterlicher Herzlichkeit. Und wie gern hörten wir ihrem Geplauder zu, wenn wir um den summenden Samowar uns bei ihr versammelt hatten! Noch tönen mir ihre Erzählungen nach, wenn

sie scherzend sich selbst als nicht zur zivilisierten Welt gehörig bezeichnete, da sie ihre Jugend ohne eigentliche Heimat lange Zeit hindurch auf den Kamelen ihres Vaters zugebracht habe, als dieser, ein wohlhabender Handelsherr, auf seinen Zügen das Innere Asiens durchkreuzte. Schulbildung habe sie daher wenig genossen. Dem kann ich nur hinzufügen, daß irgend welche Lücken trotzdem nicht bemerkbar waren; ein hervorragender natürlicher Verstand ließ sie in praktischen Lebensverhältnissen und namentlich auch in denen, welche die gegenwärtige Lage betrafen, richtiger urteilen als manchen studierten Herrn. Unter meinen Photographien befindet sich auch noch das Bild ihres anmutigen Töchterleins Olga, eine Knabenmütze auf dem Haupt, eine Taube auf der Schulter. Sie wurde später die Gattin des uns befreundeten Herrn Duć, der längere Zeit bei uns, zuletzt aber in Paris als schwedischer Gesandter fungierte.

Was ich nun in der Kanzlei an politischen Nachrichten erfuhr, ergänzte sich auf einem anderen Wege in sehr eigenartiger Weise. Von großem Interesse mußte es sein, die zahlreichen Erlasse und Proklamationen des Geheimen Komitees kennen zu lernen, die, so sehr die Polizei auch offiziell sie zu unterdrücken schien, zum Teil durch ihre Mithilfe allgemeine Verbreitung fanden. In ihnen wurden die Regierungsmaßregeln den Komitees zur Kenntnis gebracht, die Ausführung der Befehle des russischen Gouvernements verboten, diesen entgegengesetzte gegeben, Steuern festgesetzt, erfolgte Todesstrafen mitgeteilt, ungetreue Beamte der Krone belobt u. s. w. — Verbreitete sich nun das Gerücht von dem Erscheinen eines neuen Erlasses der revolutionären Gewalten, so brauchte ich nur in einen der größeren Läden zu gehen — meistens in die photographische Handlung, gegenüber dem Sächsischen Platz — und beiläufig darauf hinzuweisen, daß es mich interessieren würde, davon Kenntnis zu nehmen. Sicher konnte ich dann sein, wenn ich noch einen kleinen Spaziergang machte und eine halbe Stunde später in mein Hotel zurückkehrte, dort auf meinem Schreibtisch den gewünschten Erlaß zu finden. — Selbstverständlich wußten weder Kellner noch Portier noch sonstige Bedienstete des Hotels, wie das Blatt auf meinen Schreibtisch gelangt war.

Über unsere Stellung zu den Polen sei noch folgendes erwähnt. Weshalb wir uns in Warschau befanden, war ihnen schon vor unserer Ankunft bekannt; daß sie uns daher nicht freundlich gesinnt sein konnten, lag auf der Hand! Denn überaus ungünstig für den bewaffneten Aufstand war die von uns durchgeführte Sperre der Grenze. Nur in sehr vereinzelten Fällen gelang es kleineren Trupps aus unserem Gebiet, Russisch-Polen zu erreichen, ebenso Zufuhr von Waffen und Munition hinüberzuschaffen. Dagegen gewährten wir z. B. einem infolge der Überlegenheit der Insurgenten über die Grenze gedrängten russischen Detachement Schutz und unbeanstandete Rückkehr auf anderem Wege nach seiner Garnison. Jedenfalls waren sich die Polen vollständig bewußt, daß alles bei uns geschah, um ihre Absichten scheitern zu lassen, soweit dies in unseren Kräften stand. Sehr leicht konnte daher irgend ein Racheakt des Komitees sich gegen uns wenden. Die russische Regierung war tatsächlich in Sorge um unsere Sicherheit, und bald kamen wir dahinter, daß uns stets ein paar Polizeibeamte auf unseren Wegen begleiteten, was ab-

zustellen uns nur nach mehrmaliger Bitte gelang. Dann wurde von der Regierung uns nahegelegt, in den Straßen nur im Zivilanzug zu promenieren, — ein Wunsch, den wir mit dem Hinweis abschlagen mußten, daß wir in dienstlichen Funktionen hier wären und daher ebenso wie die russischen Offiziere uns nur in Uniform bewegen könnten. Schließlich zeigten sich alle derartigen Vorsichtsmaßregeln, die ausgeführt oder später noch beabsichtigt wurden, als völlig überflüssig. Ich muß hervorheben, daß, trotzdem in polnischen Kreisen stellenweise der Haß gegen Preußen hell aufloderte, mir niemals dort auch nur die allergeringste Unannehmlichkeit von dieser Seite erwachsen ist oder irgend welche Belästigung stattgefunden hat.

Von den Offizierkorps, mit denen wir am meisten in Berührung traten, erwähne ich vor allem das der St. Petersburger Grenadiere, König Friedrich Wilhelm III., wie der Gardeulanen, auch das der Grodnoer Gardehusaren. Es befanden sich nämlich seit einiger Zeit in Warschau bereits eine aus dem Petersburger Bezirke abkommandierte Garde-Infanteriedivision und eine Garde-Kavalleriebrigade. Erstere, unter Generalleutnant v. Möller-Sakermenski, setzte sich zusammen aus den Regimentern St. Petersburg, König Friedrich Wilhelm III. und Körholm, Kaiser Franz, Litauen und Volhynien. Die beiden erstgenannten Regimenter verdankten den Namen ihrer Chefs den Befreiungskriegen und befanden sich daher in derselben Lage wie die bei uns aus gleichem Anlaß bestehenden beiden Garde-Grenadierregimenter Kaiser Alexander und Kaiser Franz.

Schon aus diesem Grunde war es erklärlich, daß die Beziehungen zwischen den St. Petersburger Grenadieren und uns sehr innige wurden. Ich habe mich schließlich in dem Offizierkorps des Regiments infolge des allseitig kameradschaftlichen Entgegenkommens völlig heimisch gefühlt. Viel trug dazu das Beispiel des Regimentskommandeurs, Generalmajors Karzow, und seiner schönen und freundlichen Gattin bei, deren Haus uns stets geöffnet war.

Die Garde-Kavalleriebrigade enthielt das Garde-Ulanenregiment Ihrer Majestät der Kaiserin unter Generalmajor Graf Kreutz und die Grodnoer Husaren unter General Krasnokutzki. Das Offizierkorps der Ulanen bestand fast nur aus Mitgliedern der angesehensten Familien der Ostseeprovinzen: die Offenbergs, Prittwitz, Hahn, Roltken, Lichtenstein u. s. w.

Überwog nun bei den Ulanen der Kaiserin das deutsche Element, so waren die Grodnoer Husarenoffiziere fast durchgehends den höheren russischen Gesellschaftskreisen entstammt, wenn auch einzelne von ihnen deutsche Namen führten; es war von Interesse, die verschiedene Zusammensetzung der beiden Offizierkorps: Husaren und Ulanen, zu vergleichen, wozu mir auch die Gastfreundschaft der Grodnoer vielfach Gelegenheit bot. Leider blieben von diesem Elitekorps mehrere in den Kämpfen mit den Insurgenten; namentlich wurde der Verlust des Stabsrittmeisters von Grabbe allgemein tief beklagt. In seinem Äußeren eine Idealgestalt, in seinem inneren Leben derselben völlig ebenbürtig, fand er den Heldentod, nachdem er erst vor kurzem aus dem Kaukasus hierhergeeilt war. Sein Vater war der in hohem Ansehen stehende General der Kavallerie.

Unser Mittagessen, wenn wir nicht ausgebeten waren, nahmen wir im Hotel ein. Man hatte uns seitens der Regierung ersucht, dann uns stets ein paar Gäste einzuladen; wir selbst waren noch einige Zeit Gäste derselben. Von ersterem freundlichen Anerbieten wurde jedoch nur ganz ausnahmsweise Gebrauch gemacht. Später erfuhren wir von ungefähr, was die Regierung für uns bezahlt hatte; es war dies eine so unglaublich exorbitante Summe, daß sich die Haare sträuben konnten. Wir ließen uns den Wirt kommen und fragten ihn, ob die Ziffer richtig wäre; sie betrug etwa das Sechsfache von dem, was ihm zugesprochen werden konnte, wenn man Kost und Logis überreichlich berechnete. Er beantwortete unser Erstaunen mit der Verwunderung, daß wir uns darüber verwundern könnten. „Wo sollte ich denn in diesen schweren Zeiten Geld bekommen, wenn ich es nicht von der Regierung nähme?“, so lautete seine überzeugungsvolle Antwort. Die Folge nun war, daß wir uns aus der Verbindlichkeit der Regierung loslösten. Mit dem Wirt aber akkordierte ich für den weiteren Aufenthalt, und es fand sich schließlich ein Abkommen mit ihm zu solchen Preisen, die wenigstens noch aus eigenen Mitteln zu bestreiten waren.

Unsere Abende verbrachten wir zumeist im Kreise der großfürstlichen Familie mit einigen Mitgliedern ihrer Hofstaaten. Später, im Frühjahr und Sommer, wurde schon für den Nachmittag ein Rendezvous im Park von Lazienki, am südlichen Ende der Stadt, gegeben. Jetzt, im Winter, waren die Abende meist der Musik gewidmet, da der Großfürst, hervorragend musikalisch beanlagt, diese Kunst mit großer Liebe betrieb. Befanden wir uns im Musiksaal, so mußten wir manchmal lange Zeit uns notgedrungen ziemlich still verhalten. War die Frau Großfürstin indes in einen der Nebensalons nach dem Empfang übergesiedelt, dann folgte sicherlich die kleine nicht-musizierende Gesellschaft dorthin und verteilte sich an ein paar Tischen, wo wir dann bei Tee und Eis häufig bis nach Mitternacht vereinigt blieben.

Der Gesamteindruck des Verhältnisses zwischen dem Großfürsten und seiner erlauchten Gemahlin war der eines überaus glücklichen Familienlebens, in dem die Beziehungen von Mann und Frau sich sehr günstig gestaltet hatten. Wir erfuhren bald allseitig und erkannten es auch selbst, wie der Großfürst mit voller Hingabe sich der ihm gewordenen schwierigen Aufgabe, welche in seiner Stellung lag, gewidmet hatte, und erfuhren auch bald, in welcher rührenden Weise seine Gemahlin seine Sorgen und Mühen teilte. Um falschen Auslegungen vorzugreifen, muß ich dem hinzufügen, daß damit keineswegs gemeint ist, daß die hohe Frau sich in die politischen Dinge gemischt habe; davon kann keine Rede sein. Aber in dem die Kräfte aufreibenden Kampfe, welchen ihr Gatte durchzuführen hatte, inmitten des Verrates und des Undankes, welche ihn auf Schritt und Tritt umgaben, und in denen er unentwegt mit den äußersten Anstrengungen die Absichten seines kaiserlichen Herrn und Bruders durchzuführen suchte, dafür aber im eigenen Volke verkannt wurde, stand sie ihm mit ihrer liebevollen Sorge und Teilnahme, mit ihrem natürlichen Verstande und ihrem echt weiblichen Fühlen und Denken stützend und erhebend zur Seite. Auch gegen sie wandte sich im Innern Rußlands die Stimmung;

das Anwachsen und die Dauer der Insurrektion erschienen den aufgeregten patriotischen Gefühlen der Menge dort als ein beabsichtigtes Hinausziehen, um schließlich die Königskrone von Polen dem Großfürsten und seiner edlen Gemahlin aufs Haupt zu drücken. Photographien der Frau Großfürstin mit dieser Krone gelangten aus Moskau bis zu uns. Mit Empörung erfüllte es sie und alle, die ihr nahe standen, solche sinnlose Verdächtigungen auf sie gehäuft zu sehen, an denen auch nicht ein Atom von Wahrheit zu entdecken war. Es ist eine schwere Aufgabe, unter solchen Gebilden einer erhitzten Phantasie sich tatsächlichen Kränkungen und Verleumdungen ausgesetzt zu sehen, in Zeiten, in denen der persönliche Mut und alle Kräfte ihr Letztes hergeben, um Verhältnisse zu überwinden, deren Schwierigkeiten sich bergehoch auftürmten.

Wie tief die großfürstlichen Herrschaften dies auch fühlten, niemals entsagten sie der Hoffnung auf ein endlich glückliches Gelingen, und wenn auch manches drastische Wort ihnen über einzelne Begebenheiten entschlüpfte, so lagerte doch über unseren abendlichen Versammlungen stets ein Geist des Friedens, wie ihn die Anwesenheit einer edlen Frau, in Herzensgüte, reiner Weiblichkeit und angeborenem Frohsinn, stets auf die Anwesenden verbreitet.

Häufig durften auf eine halbe Stunde noch die älteren Kinder der Herrschaften, namentlich aber die beiden kleinen Großfürstinnen, an der Soiree teilnehmen. Es waren dies die liebliche Großfürstin Olga, damals elf Jahre alt, die mit ihren reizenden Kinderaugen jeden so vertrauensvoll ansah und so harmlos zu plaudern verstand, heute Griechenlands Königin, ferner die zwei Jahre jüngere Schwester, Großfürstin Vera, jetzt verwitwete Herzogin Eugen von Württemberg, deren Beständigkeit im Eindringen in alles, was sie interessierte, uns ein besonderes Vergnügen bereitete. Beide jugendliche Wesen waren der Obhut eines Fräulein von Rantzau, einer Württembergerin, anvertraut, die ihre Aufgabe in geradezu idealer Weise löste. Die Anhänglichkeit der Frau Großfürstin wie ihrer beiden Zöglinge ist ihr in rührender Weise bewahrt worden, und sicherlich gedenkt auch ein jeder von uns, der aus jenem Kreise heute noch unter den Lebenden weilt, an sie mit derselben Hochschätzung und warmen Herzlichkeit, die sie damals in uns erweckt hat.

Hier mögen wieder einige Stellen meiner nach der Heimat gesandten Briefe Platz finden.

Warschau, den 16. Februar 1863.

„An den Grenzen, wo Schlesien und Galizien zusammenstoßen, steht noch ein geschlossenes Insurgentenkorps und wohl das beste und stärkste von allen bisher aufgetretenen. Hoffentlich haben die Russen nicht zu wenig Truppen dorthin geschickt, da ein Echec gegen dieses Korps üble Folgen haben könnte. Jedenfalls können wir in der Gegend südlich Czenstochau heftige Angriffe in diesen Tagen erwarten. — Hier ist gestern eine geschärfte Proklamation der russischen Regierung erschienen, wonach ein jedes Haus in Warschau, aus dem ein Schuß fällt, sofort durch Geschützfeuer niedergelegt werden soll. — Von sieben Uhr abends an muß jeder, der sich auf die Straße begibt, eine Laterne tragen; nach zehn Uhr darf niemand mehr außer dem Hause sein.

„Am Sonntagvormittag wurde plötzlich die Garnison alarmiert.“ Es war dies nicht nur als ein militärisches Schauspiel von Interesse, sondern vor allem auch durch die Bewegung, welche die Bevölkerung ergriff. Die lebhafte Phantasie der Polen wußte zu erzählen, daß an verschiedenen Stellen ein Angriff der Insurgenten-„Armee“ erfolge; überall sollte Gewehrfeuer, selbst Kanonenschüsse vernommen worden sein. Und alles dies war, wie es sich herausstellte, das Werk eines ebenfalls sehr phantasievollen, dabei aber auch angeheiterten Kosaken gewesen.

Warschau, den 27. Februar 1863.

„Vorgestern war das Regimentsfest der Leibgarde-Ulanen. Die Herrschaften wohnten dem Gottesdienste im Freien neben den Baracken des Regimentes bei, in denen sie dann die Mannschaften bei ihrem Festessen besuchten und auf das Wohl des Regiments tranken. Dann begleitete das gesamte Offizierkorps zu Pferde sie nach der Stadt. Am Abend war dasselbe, nebst allen übrigen Kommandeuren, zur Tafel ins Schloß befohlen. Die Frau Großfürstin erschien dabei in den Farben des Regimentes: weiße Robe von leichtem Stoff mit roten Rabatten, auf dem Kopfe ein Kranz von gelben Rosen, aus welchem der Busch, den die Ulanen in Gala tragen, nach dem Nacken zu hinunterhing. (Die Farbe des Tschapkas ist gelb.) Nach dem Diner ließ die Großfürstin ihr im vorigen Jahre hier geborenes Söhnchen kommen, nahm es auf den Arm und zeigte es den Offizieren, welche das kleine Wesen mit Küssen bedeckten. Bei Tisch saß ich neben dem Prinzen Emil Wittgenstein.

„In den nächsten Tagen wird der Großherzog von Oldenburg hier erwartet. Seine Gemahlin wie die Königin von Hannover sind Schwestern unserer Großfürstin.

„In der Regel erhalten wir durch die preußischen Zeitungen die Nachrichten von dem, was hier im Lande vorgeht, früher, als das russische Gouvernement Kenntnis davon erhält. In der Nähe der Thorner Grenze sind die sich zeigenden größeren Ansammlungen von unserem Bekannten aus Wloclowec, dem Oberst v. Schilder-Schuldner, zersprengt worden; im Gouvernement Radom wurden die vereinigten Banden bei Bielce am 24. geschlagen. Man sagt, daß an ersterer Stelle Mieroslawski, an letzterer Langiewicz, angeblich der bedeutendste polnische Führer, kommandiert haben. Auf dem rechten Weichselufer ist im Gouvernement Lublin und auf der Straße nach Brest-Litewsk noch einiges zu erwarten.“

Die verspätete Kenntnis der Ereignisse, namentlich in den Grenzprovinzen, ist einesteils dadurch zu erklären, daß in allen Regierungsbureaus polnische Beamte sich befanden, welche die Weitergabe von Nachrichten verhinderten, anderseits die unmittelbare Übersendung von Meldungen der Truppen an die oberen Kommandos durch Ordonnanzen oder Patrouillen wegen der überall umherschwärmenden Insurgenten überhaupt nicht ausführbar war. So erfuhr man das Ergebnis der Streifzüge abgesandter Kolonnen meist erst, wenn diese in die Hauptorte der Gouvernements zurückgekehrt waren. Von dort aus war die Verbindung mit Warschau ziemlich gesichert.

Der oben erwähnte Prinz Emil v. Sayn-Wittgenstein-Berleburg war Oberst in der Suite des Kaisers. In Kleinasien hatte er sich durch einen erfolgreichen Reiterangriff an der Spitze von vier Kosakenregimentern auf mehrere türkische Bataillone besonders ausgezeichnet und sich das Georgenkreuz erworben. Seit einiger Zeit hatte er kein Kommando und lebte in Wiesbaden. Auf die Nachricht vom Ausbruch der Insurrektion war er nach Warschau geeilt, um hier sich zur Übernahme eines Kommandos anzubieten. Treskow wie ich traten zu ihm bald in nähere Beziehung, die sich bis an sein Lebensende erhalten hat. Er starb bald nach dem letzten russisch-türkischen Krieg. Seine Persönlichkeit war eine ganz eigenartige. Ritterlich von Gesinnung, witzig und geistreich, ein angenehmer Causeur, gefährlich den Frauen; außerordentlich musikalisch talentiert, machten seine Kompositionen einen höchst angenehmen Eindruck. Wie oft hat nicht Bilse in seinen berühmten Konzerten in Berlin die „Berceuse von Prinz Emil" da capo spielen müssen! Dabei war er von äußerster Lebhaftigkeit, ohne Ruhe und Rast, immer mit etwas Besonderem beschäftigt: bald waren es ein paar junge Bären, die er sich verschafft hatte, und mit deren Erziehung er sich beschäftigte, bald irgend eine andere unschuldige Extravaganz, die ihn ganz erfüllte. Er war eben anders als andere Leute; aber dabei blieb er stets eine so durch und durch liebenswürdige, genießende und Genuß spendende Natur, daß man immer seine Freude hatte, mit ihm zusammen zu sein. Ein paar Jahre nachher verheiratete er sich mit der ersten Ballerina des Warschauer Theaters, Mademoiselle Stefanska, mit der als Baronin Kleydorff er ein sehr glückliches Leben geführt und die sich eine sehr geachtete Stellung erworben hat. Als wir am 17. August 1870 auf dem Schlachtfelde von Vionville uns fast den ganzen Tag aufhielten, erzählte mir der verstorbene Großherzog von Sachsen-Weimar: er habe dem ihm befreundeten Prinzen Emil eine Wohnung auf der Wartburg eingeräumt, in welcher er jetzt mit einem schwarzen Ziegenbock spiritistische Studien triebe. Derartige Exzentrizitäten waren seiner Natur eigen; daß er aber für den Ernst des Lebens auch eine ernste Auffassung und die erforderliche Energie besaß, hatte er bereits bewiesen.

5. März.

„Meinetwegen braucht Ihr Euch nicht zu beunruhigen. Was sollte mir in Warschau denn passieren! Solche Revolutionszeiten machen freilich manche Köpfe ganz verdreht, aber glaubt mir nur, es sieht von fern her alles gefährlicher aus, als es in der Tat ist, wenn man nur kalt Blut behält. Das kommt wesentlich von dieser Unmasse übertriebener und häufig sogar ganz lügenhafter Gerüchte her. — Unsere Beschäftigung geht ihren ruhigen Gang fort; nur dann und wann, wenn Gelegenheit zu einer sicheren Expedition ist, müssen wir uns beeilen, mit unseren Berichten fertig zu werden, und haben dann auch nachts zu schreiben. — Heute ist Emil Wittgenstein nach Kalisch abgereist, um dort ein Kommando zu übernehmen. — Die Soireen bei Hofe vereinigen mit Ausnahme des Sonntags nur einen kleinen Kreis. Meist sind es nur der Oberhofmeister Graf Kryptowitsch und Gattin, die beiden Damen des Hofes, Gräfin Komerofska und Baronin Rantzau, der Leibarzt, Herr

von Haurowitz, ferner Herr von Tęgoborski, dann der Sultan Abdil Gireh, der Kommandeur der beiden Kubanschen Kosakensotnien, welche die Leibwache des Großfürsten bilden, der Adjutant vom Dienst, der Kommandant des Hauptquartiers und wir beiden Preußen.

„Vorgestern war der Tag der Thronbesteigung, welcher durch ein feierliches Sortie gefeiert wurde. Gestern große Gratulationscour beim Großfürsten infolge seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber sämtlicher in Polen vereinigten Streitkräfte, wodurch der bisherige Kommandierende, General Baron Ramsay, ausscheidet.

„Über meine Rückkunft ist es recht schwer geworden eine Vermutung auszusprechen. — Von allen den Niederlagen der Russen, von denen unsere Zeitungen reden, ist auch kein einziges Wort wahr!“ —

Schlimmer noch in bezug auf Unrichtigkeiten als die deutschen waren die französischen und englischen Journale. Alles, was nur Rußland herunterzusetzen, seine Truppen als Barbaren hinzustellen vermochte, brachten erfindungsreiche Reporter hervor. So erschienen Schauergeschichten der ausschweifendsten Art. Nun lagen solche erlogene Fälle vor, von denen die Generalkonsulate feststellen konnten, daß kein Wort daran wahr wäre. Ich fragte einst — wohl sehr naiverweise — Tęgoborski, ob er denn wenigstens nicht die betreffenden Journale zur Richtigstellung veranlassen könnte. Er zuckte die Achseln und antwortete: „Versucht haben wir es, aber kein einziges Journal bei den Westmächten hat darauf reagiert. Sie bringen eben nur, was ihr Publikum zu hören wünscht. Brächten sie die Wahrheit, verlören sie ihre Abonnenten.“

Ich habe eben der Generalkonsulate erwähnt, deren Inhaber hier wohl ausnahmslos der Diplomatie angehörten; zu meiner Zeit war ihre Stellung vielfachem Wechsel unterworfen, und manche von ihnen sind auf hohe Posten gelangt, so die beiden Österreicher, welche hier aufeinander folgten, Graf Ludolf und Baron Lederer, später Botschafter am Goldnen Horn und zu Washington; dann der damalige englische Vizekonsul, Mr. White, der sich später, ebenfalls als Botschafter in Konstantinopel, zu einem der allerbedeutendsten Diplomaten Großbritanniens entwickelte. Von einem englischen Vater und einer polnischen Mutter stammend, hatte er unter den Polen die besten Beziehungen, und da sein überaus scharfer Verstand für alle Nachrichten das geeignetste Seziermesser bot, gehörte er zu den Wenigen, die überhaupt eine begründete Ansicht in allen Phasen der Insurrektion im ganzen wie im einzelnen sich bildeten. Aber der hochbegabte Mann besaß neben seiner Klugheit und Energie auch ein warmes, treues Herz; England ging ihm über alles — aber auch für uns Preußen hatte er viel übrig, vorzugsweise wohl deswegen, weil er Jahre hindurch in Danzig gelebt hatte. So hat er mir auch die freundlichsten Gesinnungen bis an sein Lebensende bewahrt, und stets sind wir, als uns das Schicksal in Polen auseinanderführte, in Verbindung geblieben. Das letzte Mal sah ich ihn als Botschafter in Gastein im Juli 1890. Bei seiner genauen Information über alle Staaten, die eine Rolle spielen konnten, hätte es mich eigentlich nicht überraschen sollen, in welcher Weise er auch über unsere inneren Verhältnisse unterrichtet war. Er

kannte dieselben in Einzelheiten aber bewundernswert genau und sprach so manchen in die Zukunft blickenden Gedanken aus, daß ich, der ich damals noch Minister war, vergeblich mich fragte: „Wie kommt White darauf?“ Nicht lange darauf stand ich bei feierlichem Gottesdienst in der St. Hedwigskirche in Berlin an seinem Sarge.

Von großer Bedeutung für die Kenntnis der polnischen Verhältnisse zeigte sich sehr bald der kurz vor uns von Madrid her eingetroffene preußische Generalkonsul, Legationsrat Baron von Rechenberg. Hat er auch nie einen Gesandtenposten erhalten, so kann der hohe Wert, welchen er für die dort so wichtigen Beziehungen sehr bald gewann, wohl nicht besser zum Ausdruck kommen als in der Tatsache, daß man ihn auf dem dortigen Posten erhielt, bis ihn der Tod in dem hohen Alter von nahe an achtzig Jahren von demselben abrief. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, die Gabe interessanter, stets spannender Unterhaltung wie seine Offenheit, verbunden mit hervorragenden geistigen Eigenschaften, erwarben ihm um so mehr im Fluge das volle Vertrauen in den russischen Kreisen, als er für die gemeinschaftlichen Interessen mit aller Kraft eintrat. Manche Eigenarten verrieten den Diplomaten früherer Schule. So z. B. gab es nichts, wovon er nicht behauptete, bereits Kenntnis zu besitzen. Eines Tages kam ich zu ihm und erzählte, mir wäre soeben ein Maurer vom Gerüst beinahe auf den Kopf gefallen. Lächelnd sah er mich an und sagte: „Aber, teuerster Freund, wem erzählen Sie das? Mir ist dies schon vor ein paar Stunden gemeldet worden. Sie müssen sich vorsehen; der Mensch hätte Sie totschlagen können!“ — Im übrigen war die Vertretung namentlich auch der Privatangelegenheiten zahlloser deutscher Untertanen bei ihm in den vortrefflichsten Händen. Seine Bemühungen fanden meist bei der russischen Regierung ein offenes Ohr. Er bewährte sich als ein ebenso bedeutender Diplomat wie als ein treuer Freund.

In einem Briefe vom 11. März finde ich ein kleines Gespräch mit der Frau Großfürstin wiedergegeben, aus dem ihr liebenswürdiges Wesen hervorleuchtet. Sie hatte mir die Freude bereitet, des Morgens ihr Porträt (große Lithographie nach einem prächtigen Gemälde von Winterhalter) zu schicken und sagen lassen, es wäre für meine Frau bestimmt, während ich gleichzeitig eine Lithographie des Großfürsten erhielt. Als ich des Abends der hohen Frau meinen Dank abstattete, äußerte sie: „Schreiben Sie Ihrer Frau nur, daß ich mich freuen würde, wenn sie die Bilder in ihrem Boudoir aufstellte; es sieht gewiß recht gemütlich bei Ihnen aus.“ Lächelnd erwiderte ich: „Darüber habe ich kein rechtes Urteil; ich denke mir nur, wie es im Menschen aussieht, müsse es auch in seinem Hause aussehen.“ Da ward mir die gütige Antwort: „Dann kann ich es mir von selbst vorstellen, wie es in Ihrem Hause aussehen muß!“ Die beiden Bilder sind noch heutigen Tages, an hervorragender Stelle aufgestellt, die Hauptzierden des Boudoirs meiner Gebieterin.

Die Beziehungen der Frau Großfürstin zu meiner Frau waren folgendermaßen entstanden: Letztere war für ein paar Monate einer Einladung zu Bekannten (Exzellenz von Kunowski) in Berlin gefolgt; dort erfuhr sie

mancherlei auch in bezug auf die polnischen Angelegenheiten, das auch uns interessierte und das sie mir daher mitteilte. Nun besitzt meine Frau die angenehme Gabe, ganz allerliebste Briefe zu schreiben, — nach Ansicht unserer Freunde, der ich im übrigen völlig beipflichte. So kam denn in ihren Schreiben mannigfach auch Scherzhaftes und Erheiterndes vor. Stets danach gefragt, ob ich nicht wieder etwas von ihr mitteilen könnte, kam es dazu, daß ich schließlich in dem kleinen Abendkreise dann und wann einige Stellen aus dem Schreiben vorlas. So hatte mich eines Tages auch die jugendliche Großfürstin Olga gefragt: „Lesen Sie heute wieder etwas von Ihrer Frau Gemahlin vor?" Als ich dies verneinte, sagte sie: „Ach, bitte, sagen Sie ihr, sie möchte doch einmal einen recht langen, langen Brief schreiben; ich höre so gerne zu!" Ich bestellte dies, und nach etwa acht Tagen kam wirklich ein „langer Brief" an; dabei schrieb meine Frau: „Ich habe mir den Kopf zerbrochen, wie ich den Wunsch der kleinen Großfürstin am besten erfüllen könnte. Vielleicht ist es mir in beikommender Form gelungen." Das „Beikommende" war allerdings ein Brief, aber derselbe bestand aus aneinandergeklebten Streifen von nur $1^1/_2$ Zoll Breite und hatte eine Gesamtlänge von mehreren Ellen, da auf jeder Zeile nur zwei bis drei Worte Platz gefunden. Das Ganze, zusammengerollt, hatte die Form eines kleinen Rades. — Der Jubel der kleinen Großfürstin und ihrer Schwester war riesig, als ich am Abend dieses Rad, wie Leporello mit seinen „tausend und drei", im Salon aufwirbelte und den Streifen weithin über den Teppich rollen ließ: „Da, Kaiserliche Hoheit, schickt Ihnen meine Frau den gewünschten langen Brief!"

Mein Brief vom 11. März enthält aber auch noch folgende auf die allgemeine Lage bezügliche Bemerkungen:

„Hier will die Geschichte noch immer nicht aufhören . . . Das ist aber noch nicht die letzte Sorge. Wenn der Aufstand erst beendet sein wird, kommt noch die größte Schwierigkeit: welches Verfahren dann hier eingeschlagen werden soll. Vorläufig weiß niemand hierauf eine Antwort zu geben. Wie man bisher hier regiert hat, geht es jedenfalls nicht weiter. Die gütigen Absichten des Zaren sind verkannt worden, der arme Großfürst tut mir dabei von Herzen leid. Er scheitert an der heutigen Tages unmöglichen Aufgabe, Polen unter russischer Herrschaft zufriedenzustellen. Jetzt hat das mächtige geheime Komitee alles in Bewegung gesetzt, indem seine Macht noch immer größer ist als die der Regierung, die Adelspartei, die bisher immer mehr in den Hintergrund getreten war, auch an sich heranzuziehen, damit man im Auslande an die Allgemeinheit der Gesinnungen glaube und die Sache ihren sozialistischen Charakter verlöre. Vermutlich wird ihr dies auf einige Zeit gelingen.

„Dann hoffen sie, daß durch den Austritt der höheren Beamten die ganze Regierungsmaschine derartig ins Stocken gerät, daß das Regieren überhaupt unmöglich würde. Und warum sollte ihnen dies nicht auch gelingen, wenn nicht ein Wechsel des gegen sie angewandten Systems eintritt? Hat doch Wielsposki, als er an die Spitze der russischen Verwaltung im Königreich Polen trat, als sein System hingestellt: Polen durch die Polen zu regieren,

d. h. also auch alle Stellen mit Söhnen des Landes zu besetzen, was gleichbedeutend ist mit den Todfeinden der Russen. Auch der aus russischen Damenkreisen (?) emporgehobene Erzbischof Felinski ist im Begriff, der Regierung untreu zu werden, was ein harter Schlag für diese wäre, da dann auch der kleine Teil der Priester, welcher vielleicht noch auf russischer Seite ist, in das feindliche Lager übertreten würde.

„Da hast Du in wenigen Worten unsere ganze politische Situation."

— — — „Heute bin ich nach dem Diner zum ersten Male in das sehr schöne Theater gegangen; es wurde ein kleines, sehr beliebtes Ballett gegeben: „Die Hochzeit von Ojcow"; sämtliche polnische Nationaltänze kommen in demselben vor. Es ist in der letzten Zeit nicht gegeben worden, weil gerade bei Ojcow (an der galizischen Grenze) blutige Kämpfe stattgefunden haben und der Ort selbst in Asche gelegt worden ist. Das hiesige Ballett, ausgezeichnet durch Schönheit und Eleganz seiner Elevinnen, rechtfertigt vollständig den von ihm überallhin verbreiteten Ruf. Übrigens war das Theater voll besucht, selbstverständlich Russen, die es nicht an Beifall fehlen ließen.

„Morgen treffen Prinz Wilhelm von Baden und seine junge Gemahlin, eine Prinzessin von Leuchtenburg, hier ein und bleiben einen oder zwei Tage bei uns." —

„Am Sonntag war zu Ehren der badischen Herrschaften und des hier eingetroffenen Großherzogs von Oldenburg große Soiree von einigen siebzig Personen. Eine Freude war es, das jugendfrische prinzliche Ehepaar, im Vollgefühl des jungen Glückes strahlend, zu beobachten. Und welcher Kontrast! Hier in den Mauern des alten Jagellonenschlosses, in den lichtdurchfluteten glänzenden Räumen das strahlende Glück und die hoffnungsvolle Zukunft. Und da draußen — außerhalb der Mauern — Jammer und Elend in ihrer beklagenswertesten Gestalt! . . . —

„Heute ist Königs Geburtstag! Wir werden diesen für uns so einzigen Festtag durch ein gemeinschaftliches Mittagessen mit Rechenberg und seinem Attachee, dem liebenswürdigen und besonders gefälligen Herrn von Tettau, feiern. Am Abend ist dann große Soiree auf dem Schlosse."

29. März.

„Eine neue Grenadierdivision ist angekommen; wir haben die Regimenter mitempfangen helfen, ihren Paraden beigewohnt und haben uns auch das Exerzieren eines Gardebataillons angesehen, was ganz vortrefflich ausfiel.

„Unser kleiner Kreis bei Hofe hat eine Vermehrung empfangen; auf Einladung der Frau Großfürstin ist dort Madame Lazareff, die angesehene Witwe eines berühmten Admirals, mit ihren beiden Töchtern eingetroffen.

„Vorgestern erhielten wir eine Depesche aus Berlin, ob es wahr wäre, daß Emil Wittgenstein verwundet und von den Insurgenten gefangen sei. Gerade als wir uns wunderten, woher denn nun wieder diese Erfindung stamme, ging von ihm selbst Nachricht ein, daß er wohl und munter sei und ein sehr glückliches Gefecht bestanden habe. Ebenso bekamen wir gestern einen telegraphischen Auftrag, in einer uns näher bezeichneten Stadt gewisse Recherchen umgehend anzustellen. Wir hätten lange suchen können. Zum Glück habe

ich eine Idee von der Existenz aller Städte in Polen durch die ewige Beschäftigung mit den Generalstabskarten erlangt und war ziemlich sicher, daß die angegebene jedenfalls nicht sich unter denselben befand. Ein guter Gedanke war es, daß ich sie im Inneren von Rußland suchte und sie auch schließlich nicht gar zu fern von der Grenze Asiens entdeckte. Da konnten wir allerdings keine Recherchen anstellen!

„Beides Erwähnte ist charakteristisch für die Nachrichten, mit denen wir gefüttert werden, und die Ansuchen, die an uns herantreten."

10. April.

„Wir leben jetzt in der stillen Woche; nächsten Sonntag ist russisch Ostern. Unsere Festtage sind vorüber; ich habe den ersten mit Treskow zusammen beim General von Krüdener, Kommandeur des volhynischen Garderegiments, zugebracht, einem prächtigen Herrn in jeder Beziehung mit einer ebenso vortrefflichen Gattin[1]). — Letzthin habe ich mir auf der Zitadelle einige Säle mit gefangenen Insurgenten angesehen; gegen diese Massenunterkunft und deren Verpflegung läßt sich nichts sagen. An und für sich aber machten die Leute im allgemeinen den Eindruck, daß sie kein zum Kriegführen geeignetes Material böten. Noch dazu in jämmerlicher Bekleidung. Der allergrößte Teil bestand aus kaum ausgewachsenen Bauernjungen, denen man kein großes Verständnis zuschreiben konnte für die Sache, für welche sie in den Kampf gegangen; unter ihnen traten noch einige kleine Gutsbesitzer, Inspektoren und Schüler höherer Klassen hervor. — Da während der Festtage sehr viele Mitkämpfer aus den Insurgentenbanden „auf Ferien" gegangen waren, haben wir in letzter Zeit auch nichts von Gefechten zu hören bekommen. Hier waren die Promenaden in diesen Tagen bei schönem Wetter auf das äußerste belebt; man behauptete, daß an tausend Menschen von den Banden, die in der Nähe hausten, bei den Ihrigen in der Stadt eingetroffen wären. Deutlich kennzeichneten sie sich durch die tiefbraune Farbe, welche ihre Gesichter im langen Aufenthalt im Freien unter der Unbilde der Witterung angenommen hatten; in auffallender, selbstbewußter Haltung stolzierten sie mit den Mitgliedern ihrer Familie durch die Straßen. Obwohl jeder einzelne als Insurgent leicht erkennbar war, geschah doch von der Polizei nichts gegen sie.

„Von besonderer Wichtigkeit erscheint die Ernennung des bisherigen Gouverneurs von Finnland, Grafen von Berg, zum adlatus des Großfürsten; er dürfte die geeignete Persönlichkeit sein, um mit der notwendigen rücksichtslosen Energie vorzugehen. Ob er aber diese ausüben wird, ist eine andere Frage, denn ein derartiges Vorgehen verträgt sich nicht mit den Prinzipien der Milde und Versöhnung, die noch immer hier die maßgebenden bleiben sollen. Wir machten ihm am Montag unseren Besuch, trafen ihn aber nicht zu Hause, da er mit der Besichtigung von Truppen in ihren Kasernen und von Hospitälern beschäftigt war, womit er unmittelbar nach seiner Ankunft begonnen hatte. Er schickte bald darauf einen Generalstabskapitän zu uns

[1]) Später als Korpskommandant korrespondierte er noch viel mit mir; er ist der Sieger von Nikopolis, hatte dann aber mit seinem Armeekorps einen unglücklichen Kampf gegen Osman Pascha bei Plewna.

mit der Bitte, am nächsten Abend um 8 Uhr zu ihm zu kommen. Wir fanden uns demgemäß am Mittwoch Abend dort ein; ich freute mich um so mehr, ihn kennen zu lernen, als ich für den Grafen aus dem Studium des Revolutionskrieges von 1830/31, in dem er eine ganz hervorragende Rolle gespielt, schon längst eine besondere Hochachtung gewonnen hatte. Damals stand er im kräftigsten Mannesalter, jetzt zählte er bereits 73 Jahre, machte aber einen überaus frischen Eindruck. Haar und Backenbart schienen wohl etwas gefärbt zu sein, die Wangen waren leicht gerötet, auf der Haut keine Runzeln bemerkbar. Von Gestalt groß und etwas hager, lebhaft in seinen Bewegungen und ausdrucksvoll in der Sprache, führte er eine Unterhaltung mit uns, wie sie nur ein feingebildeter Weltmann zu führen versteht — aber auch wie ein sehr gewandter Diplomat. Denn sehr geschickt wußte er mit seinen Ansichten über die hiesigen Verhältnisse zurückzuhalten, auch nichts über die Wege verlauten zu lassen, welche er einzuschlagen beabsichtigte."

12. April.

„Vergangene Nacht war das große, heilige Fest, die russische Osternacht. Der Ober-Zeremonienmeister war der Meinung gewesen, daß bei der langen Dauer des Festes es uns wohl kein besonderes Vergnügen bereiten würde, demselben beizuwohnen, und hatte uns daher nicht mit einer Einladung bedacht, die aber dennoch plötzlich eintraf, als wir eben im Begriff waren, zu Bett zu gehen. Eiligst warfen wir uns in unsere Paradesachen und gelangten noch rechtzeitig um 11 3/4 Uhr dort an. Wir fanden an höheren Würdenträgern und Offizieren wohl einige hundert Personen bereits versammelt. Bald erschien auch der Großfürst mit seiner Gemahlin nebst ältestem Sohne. Die hohe Frau trug, wie ihre Damen, das sehr geschmackvolle und für sie sehr kleidsame russische Nationalkostüm, und zwar in weißem Atlas mit reicher Goldstickerei und blauer Schleppe, das Ganze mit zahlreichen Brillanten besetzt, namentlich auch das Diadem, von welchen ein kostbarer Spitzenschleier herabwallte. Nach allgemeiner Begrüßung begaben sich die Herrschaften in die Schloßkapelle, erschienen aber bald darauf wieder und zwar unter dem Vortritt von kleinen Chorknaben in roten, goldgestickten Röckchen und der gesamten Priesterschaft in ihren ebenfalls von Gold strotzenden Prachtgewändern; jeder der an der Prozession Teilnehmenden trug dabei ein Licht in der Hand. Nachdem alsdann in dem großen Saal einige Lieder gesungen und Gebete von den Priestern gesprochen worden waren, kehrte der Zug in die Kapelle zurück, folgen konnte ihm wer wollte.

„Da mir gesagt worden war, daß der Gottesdienst über zwei Stunden dauern würde, ich auch nicht jemandem bei dem engen Raume einen Platz wegnehmen wollte, blieb ich nahe der Eingangstür und warf dann und wann einen Blick in das Innere, in dem der griechische Kultus mit all seinem charakteristischen Gepränge würdig zum Ausdruck kam.

„Der Gottesdienst währte bis 2 1/4 Uhr morgens; dann begaben sich die Herrschaften in den Speisesaal, wohin ihnen die eingeladenen Gäste folgten, im ganzen etwa vierzig Personen. Hier begann zunächst die Beglückwünschung

zum Feste, der dreifache Kuß mit allen anwesenden Herren unter den Begrüßungsworten: ‚Christ ist erstanden!‘ mit der Antwort: ‚Ja, er ist in Wahrheit erstanden.‘

„Während des Soupers kam eine aufregende Neuigkeit. Es war eine Depesche des Zaren an den Großfürsten, welche den Erlaß einer Amnestie mitteilte, für alle Polen, welche bis zum Dreizehnten nächsten Monats die Waffen niederlegen würden! — —

„Nachdem gespeist war, konnten wir der Frau Großfürstin unsere Glückwünsche abstatten; dann empfahl sie sich. Se. Kaiserliche Hoheit aber war mit seinen Pflichten nicht zu Ende. Draußen in den Vorsälen standen noch die Ehrenwachen, Infanterie und Kavallerie der Garde, wohl noch an hundert Mann. Sie nahmen das Gewehr bei Fuß, die Käppis ab, und nun ging der Ostergruß des Großfürsten und das Wechseln der Küsse an, vom Offizier auf dem rechten Flügel bis zum letzten Manne. Rührend war es mitanzusehen, wie die einzelnen Soldaten gar nicht den Augenblick erwarten konnten, wo ihnen die Ehre der Berührung mit dem Bruder ihres kaiserlichen Herrn und Gebieters in dieser Weise zuteil werden sollte; der arme Großfürst aber mußte sich, trotzdem er nicht von kleiner Statur war, fortwährend auf die Spitzen stellen, um mit seinem Munde an diese mächtigen Riesengestalten der Gardegrenadiere hinauflangen zu können; es war jedenfalls für ihn eine überaus anstrengende Arbeit.

„Man muß dieser Zeremonie selbst beigewohnt haben, um den Eindruck, den sie mit der ihr zu Grunde liegenden Idee hervorbringt, in vollem Maße zu würdigen. Jedenfalls war derselbe für mich ein solcher, daß ich herzlich gerne am Morgen die russischen Worte des ‚Christus ist erstanden‘, welche mir mein Kutscher und mein Kosak entgegenbrachten, in russischer Sprache und nach russischer Sitte beantwortet habe.

„Es war übrigens 4 Uhr morgens, als wir in unser Hotel zurückkehrten.

„Um $^1/_2$3 Uhr nachmittags wurden wir dann wieder zur Frau Großfürstin befohlen, die schon seit vielen Stunden Gratulationsvisiten empfangen hatte; jetzt waren wir allein und konnten uns längere Zeit mit ihr unterhalten. Einem jeden von uns beiden überreichte sie dabei ein mächtiges, schön bemaltes Porzellanei, indem sie sagte: ‚Ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen selbst dies kleine Ostergeschenk zu überreichen. Wenn Sie es später einmal ansehen, dann denken Sie an mich.‘ Auch zeigte sie uns ein Ostergeschenk Ihrer Majestät der Kaiserin, welches ihr beim Heraustreten aus der Kapelle von einem Kammerherrn überreicht worden war: ein goldenes Ei, in welchem sich zwei große Manschettenknöpfe mit den Photographien des Kaisers und der Kaiserin befanden. Die Freude, mit welcher uns dies Geschenk gezeigt wurde, wie die Worte, in denen diese zum Ausdruck kam, gaben einen unverfälschten Beleg der treuen Anhänglichkeit und Verehrung, welche das Herz der hohen Frau für das Herrscherpaar erfüllten.“

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Eine neue Rembrandt-Biographie.

Von

Otto Seeck.

Rembrandt. Von Karl Neumann. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1902.

I.

Vor einigen Jahren veröffentlichte Neumann ein Büchlein, das großen Beifall fand, obgleich schon sein Titel „Der Kampf um die neue Kunst" zwei böse Irrtümer enthielt. Denn erstens setzte er voraus, daß man eine neue Kunst erst erkämpfen müsse, während sie doch schon längst da war; zweitens, daß man sie erkämpfen könne, was unmöglich ist. Gewissen Zeitaltern ist eine große Kunst beschert, anderen bleibt sie versagt; und wenn sie kommt, so kommt sie „wie des Himmels linder Regen", ohne daß menschliches Wollen und Kämpfen irgend etwas dazu tun könnte. Natürlich bedeutet dies nicht, daß sie jemand mühelos in den Schoß fiele; der Künstler selbst muß tapfer ringen, um über die neuen Ausdrucksmittel, deren der neue Gedanke immer bedarf, Herr zu werden. Aber wir Bücherschreiber können ihn darin nur irreführen, niemals wirksam unterstützen. So enthielt denn auch jener „Kampf um die neue Kunst" sehr unfruchtbare Jeremiaden über das Elend unserer Zeit und noch unfruchtbarere Forderungen nach Zuständen, die weder erreichbar noch wünschenswert sind. Es war ein Buch von ganz ähnlicher Art, wie „Rembrandt als Erzieher", nur folgerichtiger in seinem Gedankengange, klarer im Ausdruck und vielleicht eben darum minder erfolgreich.

Ich habe die ganze Richtung, die sich in solchen Schriften aussprach, damals bekämpft[1]), möchte es aber jetzt fast bedauern. Zwar brauche ich von dem, was ich dagegen gesagt habe, nichts zurückzunehmen. Doch verkannte ich, daß die Halbwahrheiten wohlklingender Schlagworte unentbehrlich sind, wenn man auf die Masse der Leser wirken will, und daß so jene Irrtümer

[1]) „Zeitphrasen". Von Otto Seeck. Deutsche Rundschau, 1891, Bd. LXVII, S. 407 ff. und Bd. LXVIII, S. 86 ff. und S. 230 ff. Neu abgedruckt in „Die Entwicklung der antiken Geschichtschreibung und andere populäre Schriften" und auch gesondert in Broschürenform erschienen.

mehr Gutes gestiftet haben, als die reine Wahrheit vermocht hätte. Eine „neue Kunst" hervorzurufen, waren sie freilich nicht imstande; wohl aber haben sie diejenige, welche schon ohne ihr Zutun erstanden war, dem Publikum näher gebracht. Klinger und Kalkreuth, denen Neumann, wie um sein Programm damit zu verkündigen, den „Rembrandt" gewidmet hat, hätten nicht so freudige Aufnahme gefunden, wenn nicht der immer wiederholte Ruf nach einer „neuen Kunst" den Glauben an die Überlieferung erschüttert und solchen kühnen Neuerern die Wege gebahnt hätte. Auch daß man die strenge Verdammung von Cornelius, Kaulbach und der Düsseldorfer „braunen Sauce" zur Parteisache machte, war vielleicht nicht schön, aber ohne Zweifel wirkungsvoll; denn wie vielfache Erfahrung lehrt, kommt man auf dem Wege der Parteibildung immer am sichersten zum Ziele.

Der Name Rembrandts war von jeher, auch ehe er uns „als Erzieher" empfohlen wurde, das Feldgeschrei der Partei gewesen, und das mit Recht. Denn kein anderer Künstler hat mit so kühnem Wagemut allem, was zu seiner Zeit das Hergebrachte war, die Wucht seiner knorrigen Persönlichkeit entgegengestellt. Als ein Buch über ihn aus diesen Kreisen hervorging, habe ich es daher nicht ohne Mißtrauen aufgenommen. Ich glaubte darin eine Tendenzschrift erwarten zu müssen, die den großen Toten für alle berechtigten und unberechtigten Bestrebungen der „Neuen" zum Eideshelfer stempeln wollte. Und wirklich traf ich gleich in der Einleitung auf eine Lobpreisung von „Rembrandt als Erzieher", und die wohlbekannten Schlagworte fand ich über das ganze Buch verstreut. Um so freudiger war ich überrascht, als ich wahrnahm, wie der Verfasser immer höher über sie hinauswuchs. Er ist eben nicht nur Parteimann, sondern vor allem ein echter Historiker, und hat als solcher den Mut der Wahrheit, auch wo sie ihn zwingt, sich selbst zu widersprechen.

Ein kleines Beispiel mag dies erläutern. Neumann ruft „alle guten Geister" an, ihn davor zu bewahren, daß er Rembrandts Nachtwache „kritisiere". Es gehört eben auch zu den Schlagworten seiner Richtung, die ich nicht nur aus seinem Munde gehört habe, daß dem wahrhaft Großen gegenüber kein anderes Verhalten erlaubt sei, als davor bewundernd auf den Knieen zu liegen. Man will das Volk zu unbedingter Anerkennung der Autorität erziehen, und verlangt doch von den Künstlern, die immer Kinder ihres Volkes sind und dessen Charakter in ihren Werken ausprägen, daß sie sich von der stärksten Autorität, der des Althergebrachten, befreien sollen. Nun gibt es zwar nichts Unausstehlicheres als jene Leute, die immer, wenn sie vor ein schönes Bild hintreten, zuerst die Verzeichnungen daran wahrnehmen; doch anderseits wird man einen Künstler nie in seiner vollen Menschlichkeit verstehen, wenn man dasjenige, was wir so bezeichnend „Menschlichkeiten" nennen, nicht an ihm bemerken will. Lieben wir ihn, so werden wir freilich auch seine Fehler liebenswert finden, weil sie ja nur „die beschattete Seite seiner Tugenden" sind. Je enger aber beide zusammenhängen und sich gegenseitig erst zur Ganzheit der Persönlichkeit ergänzen, desto weniger darf der Historiker vermeiden, auch das Tadelnswerte an seinem Helden und dessen

Werken zu beachten und gebührend hervorzuheben. Und dieser Pflicht entzieht sich Neumann keineswegs. Er „kritisiert" ganz munter nicht nur die „Nachtwache", sondern auch den ganzen Rembrandt, und jene feierliche Verwahrung dagegen ist nichts als ein hängengebliebener Fetzen des alten Kittels, aus dem er herausgewachsen ist.

Man meine nicht, daß dies ein Tadel sei. Jeder ganze Mensch steckt voller Widersprüche, und das in um so höherem Grade, je mehr er ein Strebender und Werdender ist. Denn indem wir zulernen, verändert sich immerfort auch unsere Weltanschauung; aber wenn wir sie in redlicher Arbeit erworben haben, sind wir nicht ohne weiteres bereit, sie zu opfern, sondern verteidigen eine Position nach der anderen gegen uns selbst, auch wenn sie schon unhaltbar geworden ist. So ringt auch in unserem Biographen der alte Mensch gegen den neuen, und diesen Kampf zu beobachten, ist nicht der kleinste Reiz, den sein Buch dem Leser bietet. Es lehrt uns eben nicht nur Rembrandt, sondern auch Karl Neumann kennen, und diese Bekanntschaft ist der Mühe wert. Denn es ist keine trocken gelehrte Biographie, sondern ein echtes Kunstwerk, in dem eine bedeutende Persönlichkeit, während sie sich in das Wesen eines Größeren zu versenken sucht, doch zugleich sich selbst zum unwillkürlichen Ausdruck bringt.

Jede historische Darstellung sollte ein Kunstwerk sein; nur stemmen sich dem die Forderungen der Wissenschaft fast immer entgegen. Als Künstler muß der Geschichtschreiber bemüht sein, seine Erzählung durch eine reiche Fülle anschaulicher Einzelzüge zu lebendiger Schilderung zu gestalten; wenn aber die Überlieferung sie ihm versagt, darf er sie nicht, wie der Novellist, erfinden. Und anderseits wird er das Interesse des Lesers zu konzentrieren und alles zu beseitigen streben, was es von dem Wesentlichen der Darstellung abziehen könnte; doch ist auch dies ihm nicht immer erlaubt. So wirken z. B. in der Geschichte eines Bildnismalers die Biographien derjenigen Personen, die er dargestellt hat, meist als störende Unterbrechung, aber nicht selten sind sie unentbehrlich. Denn mitunter bieten nur sie uns die Möglichkeit, die Zeit eines Gemäldes zu bestimmen, dessen Datierung für das Verständnis einer künstlerischen Entwicklung vielleicht entscheidend ist. Dazu kommen noch andere Forderungen, denen sich der historische Forscher nicht entziehen kann, so unbequem sie dem historischen Darsteller auch sein mögen. Das Quellenmaterial will gesammelt und gesichtet sein; bei einem Künstler ist namentlich das Verzeichnis seiner Werke aufzustellen, sind die echten von den unechten zu scheiden, jedes einzelne, so weit dies möglich ist, auf die Zeit seiner Entstehung zu untersuchen. Neumann war in der glücklichen Lage, diese notwendigen, aber künstlerisch undankbaren Vorarbeiten schon gemacht zu finden. Der Riesenaufgabe, alle Gemälde Rembrandts — es ist ungefähr ein halbes Tausend — aus ihren Verstecken aufzustöbern, sie chronologisch zu ordnen und mit trefflichem Kommentar photographisch herauszugeben, hatte sich Wilhelm Bode mutvoll unterzogen und sie mit dem erstaunlichen Fleiße und der sicheren Kennerschaft, die ihm eigen sind, auch glücklich gelöst. Für die Kenntnis der Radierungen hatten mehrere Monographien, namentlich die

kritischen Untersuchungen von Seidlitz, sicheren Boden geschaffen. Das biographische Material war teils aus zeitgenössischen Schriftstellern, teils aus den Archiven von den holländischen Forschern zusammengetragen. So hatte Neumann den wohl vorbereiteten Rohstoff vor sich. Ihn so zu verarbeiten, wie er es getan hat, bleibt auch wissenschaftlich eine Leistung. Seine beste Kraft aber konnte er der künstlerischen Aufgabe zuwenden, den größten Maler aller Zeiten in plastischem Bilde uns vor die Augen zu stellen. Dies ist ihm denn auch so glänzend gelungen, daß wohl kein anderes Buch uns so tief in das Verständnis von Rembrandts Werken einführt und uns zugleich ihren Schöpfer menschlich so nahe bringt.

Worauf die Wirkung der historischen Kunst beruht, ist noch so wenig bekannt, daß es nicht überflüssig sein dürfte, wenn wir auch nach dieser Richtung hin etwas ausführlicher bei einem Werke verweilen, das es wohl verdiente, hierin vorbildlich zu werden. Zunächst geht der Verfasser, alles Unwesentliche rücksichtslos beiseite lassend, geraden Weges auf sein Ziel los, und der Leser hat daher immer die freudige Empfindung, mit jeder Seite wirklich einen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Hierdurch wird die regste Spannung wachgehalten, fast wie bei einem guten Roman. Dabei sind Abschweifungen eher gesucht als vermieden. Der politische, wirtschaftliche und kulturelle Zustand Hollands und seiner einzelnen Städte, die gesellschaftliche Stellung der Frauen, die religiösen Strömungen der Zeit und vieles andere wird sachkundig und ausführlich dargestellt, so daß wir ein reiches und klares Bild des Milieus gewinnen, in dem die Kunst Rembrandts sich entwickelte. Diese Dinge pflegen die meisten Kunsthistoriker, wenn sie überhaupt darauf Rücksicht nehmen, als „historische Einleitung" zusammenzufassen und an den Anfang ihrer Werke zu stellen. Doch werden sie so von dem Zusammenhange mit der Darstellung der Kunst als solcher losgerissen, und kommt der Augenblick, auf deren Beeinflussung durch die Zeitströmungen hinzuweisen, so hat der Leser, was über diese gesagt war, meist schon halb vergessen. Neumann zerteilt daher jenes allgemein Historische in kleine Abschnitte und legt jeden an der Stelle ein, wo er für die Erklärung von Rembrandts Kunst und Leben Bedeutung gewinnt. So redet er von den holländischen Frauen bei der Ehe seines Helden, von den Sekten und ihrem Verhältnis zur Staatskirche dort, wo er über den religiösen Gehalt seiner Kunst zu berichten hat. Auf diese Weise wird die Ungeduld, mit der man sonst die meisten Abschweifungen zu durchfliegen oder auch zu überschlagen pflegt, dem Leser gänzlich erspart; er sieht eben in jedem einzelnen Falle, welchem Zwecke sie dienen und daß sie für das Verständnis des Ganzen unentbehrlich sind. Man folgt auch den Umwegen gern und mit Spannung, weil man immer deutlich wahrnimmt, daß und wie sie auf den geraden Weg zurückführen.

Dies bringt uns auf dasjenige, was wir als das Hauptmittel der historischen Kunst betrachten, auf die Disposition. Der gewöhnliche Schriftsteller pflegt sich dafür nach guten Mustern ein Schema zu entwerfen, und dann dem Faden, den er so in die Hand bekommen hat, durch dick und dünn nachzugehen. Daran tut der gewöhnliche Schriftsteller auch sehr recht; denn

sich einer so freien und kühnen Disposition zu bedienen, wie Neumann es getan hat, ist nur die Sache auserlesener Geister; wollte die Mittelmäßigkeit ihm hierin nachahmen, so würde sie sicher die heilloseste Verwirrung stiften. Liest man zunächst das Inhaltsverzeichnis, so schüttelt man wohl bedenklich den Kopf; denn keines der hergebrachten Schemata, weder die chronologische Anordnung noch die Einteilung in „Allgemeines“ und „Spezielles“, will hier passen. Und dazu füllt die Besprechung eines einzigen Bildes, der sogenannten „Nachtwache“, nicht weniger als 140 Seiten, während Rembrandt doch an die 500 Bilder gemalt hat, von den Radierungen ganz zu geschweigen. Doch vertieft man sich ins Lesen, so wird man mühelos und folgerichtig von dem einen zum anderen weitergeführt, und überzeugt sich, daß die Disposition gar nicht anders sein konnte, wenn sie den Zwecken des Verfassers entsprechen sollte. Denn auch daß an einem einzelnen Gemälde, das Rembrandt eine ganz besonders schwierige Aufgabe stellte, alle Kunstmittel, mit denen er sie bewältigte, fast erschöpfend erörtert und aufgedeckt werden, gewährt uns einen Einblick in das tiefste Wesen seines künstlerischen Schaffens, wie ihn die gleichmäßige Besprechung aller 500 Bilder jedenfalls nicht bieten würde.

Fragt man nun nach dem Prinzip der Disposition, so besteht es im allgemeinen darin, daß Neumann das Einfachste und am wenigsten Bestrittene voranstellt, und auf ihm weiterbauend, allmählich zum Schwierigeren fortschreitet. Dies ist leicht gesagt, aber sehr schwer zu machen. Denn nur wenigen Schriftstellern ist der feine Takt gegeben, richtig zu erkennen, was ihren Lesern leicht eingeht, was sich ihrem Verständnis verschließt und nur zögernd oder gar widerwillig aufgenommen wird. So hat Neumann mit gutem Bedacht ganz an das Ende gestellt, was er über den moralischen Charakter Rembrandts zu sagen hatte. Solche Ketzereien durfte er sich nur erlauben, nachdem der Leser schon sein guter Freund geworden war und ihm nicht leicht mehr etwas übelnahm. An den Anfang gesetzt, hätten sie bei den meisten eine verbitterte Stimmung hervorgerufen, die den Genuß des ganzen Buches beeinträchtigt haben würde.

Echt künstlerisch ist auch die Verwendung der Abbildungen, obgleich diese selbst in ihrer großen Mehrzahl so schlecht sind, wie das bei den gegenwärtigen Mitteln der Technik nicht mehr erlaubt sein sollte. Überhaupt ist die Ausstattung ein wahres Muster, wie man es nicht machen soll. Will ich mich an einem Buche erfreuen, so muß ich es bequem in der Hand halten können. Einen dicken Wälzer laß ich mir gefallen, wenn es eben unvermeidlich ist, nicht aber wenn diese Unhandlichkeit nur durch überstarkes Papier, einen kolossalen Rand und noch kolossalere Buchstaben veranlaßt wird. Und diese sind nicht einmal deutlich; z. B. bedarf es eines sehr genauen Hinsehens, um zu unterscheiden, ob „Wissen“ oder „Willen“, „Anfassen“ oder „Anfallen“ gemeint sei. Und auf den großen Blättern stehen Abbildungen, die manchmal kaum ein Dreizehntel — ich habe nachgerechnet — der leeren, weißen Fläche füllen. Dazu kommt ein Einband, der recht hübsch, aber so empfindlich ist, daß man sich scheut, ihn ohne Handschuh anzufassen. Unsere Kleinkunst ist jetzt zu der Einsicht gelangt, daß Bequemlichkeit bei allen Gegenständen des Gebrauches

das erste Erfordernis und ihr klarer Ausdruck die höchste Schönheit ist; wird nicht endlich auch das Buchgewerbe sich zu der gleichen Erkenntnis durchringen?

Doch die Sünden des Verlegers macht der Verfasser uns vergessen. Denn er ist, so weit meine Kenntnis reicht, der erste Schriftsteller, der es verstanden hat, Text und Bilderschmuck zu voller künstlerischer Einheit zu verbinden. Der letztere bedeutet nichts für sich, aber er erläutert auf das Glücklichste, was im Texte gesagt ist, und läßt nicht leicht eine Aufklärung vermissen, die nur durch bildliche Darstellung gegeben werden kann.

Vom Stile reden wir nicht gerne, weil wir ihn eben dann für den vollendetsten halten, wenn man über den Gedanken, die er ausdrückt, ihn selber ganz vergißt. Aber da Neumann früher etwas mehr Neigung zur Schönschreiberei zeigte, als meinem Geschmack entspricht, so sei doch hervorgehoben, daß er jetzt auch diesen Fehler fast ganz abgelegt hat. Doch die Fülle seines Sprachschatzes ist ihm geblieben und erleichtert ihm die äußerst schwierige Aufgabe, den Eindruck von Bildern durch Worte auf den Leser zu übertragen.

Wir haben bei der Form des Buches länger verweilt, weil sie ganz neu und nach meiner Überzeugung wegweisend ist. Wenden wir uns nun dem Inhalte zu, so kann es nicht unsere Absicht sein, dasjenige, was hier vortrefflich gesagt ist, dadurch zu verderben, daß wir es in einen unzureichenden Auszug bringen. Statt dessen will ich mir das Vergnügen machen, den Verfasser wacker zu bestreiten, wie dies ja das Recht und die Pflicht des Kritikers ist; denn mit einem solchen Manne zu streiten, ist ein Vergnügen. Auch glaube ich ihn dadurch um so weniger zu verletzen, als ich mich mit demjenigen, was sein Eigentum ist, fast immer in Übereinstimmung befinde und ihn nur soweit bekämpfen muß, wie er noch unter dem Banne der herrschenden Modephrase steht.

II.

Als sich im vorigen Jahrhundert die Kunstgeschichte zu einer Wissenschaft entwickelte, da suchte sie zunächst die Art jedes Künstlers aus den Besonderheiten seiner Heimat und seiner Zeit zu erklären, forschte nach seinen Lehrern und bestrebte sich, in seinen Werken überall die Einflüsse fremder Kunst nachzuweisen. Wie es das Schicksal jeder wissenschaftlichen Richtung zu sein pflegt, ist auch diese in Übertreibung verfallen und hat dadurch eine Reaktion hervorgerufen, die ihrerseits noch schlimmer übertreibt. Das Genie, so predigt man heute, ist eine durchaus singuläre Erscheinung und darf daher nur aus sich selbst erklärt werden. Auch Neumann huldigt dieser Anschauung; er redet von dem „Wahnsinn modischer Milieu- und Beeinflussungstheorien“ und zitiert mit Beifall den Ausspruch Thorés: „être maître c'est ne ressembler à personne.“ Doch dieser Satz ist nichts als ein blendender Irrtum; denn es gibt keinen Meister, der nicht vorher Schüler gewesen wäre, und gerade die größten bleiben es ihr Leben lang, d. h. auch wenn sie sich schon längst als Meister fühlen dürfen, nehmen sie doch jede Belehrung, die das Schaffen

anderer ihnen bieten kann, mit frischer Empfänglichkeit auf. Jeder Meister gleicht daher denjenigen, die vor ihm gewirkt haben, und seine Schüler gleichen ihm, auch nachdem sie Meister geworden sind. Übrigens ist Neumann auch dieses Mal inkonsequent gewesen und wieder sehr zum Vorteil seines Buches. Denn das „Milieu", in dem sein Held sich bewegt hat, das Holland des 17. Jahrhunderts, schildert er mit tiefer Kenntnis und reicher Anschaulichkeit und weiß sehr feinsinnig die Fäden aufzudecken, die Rembrandt mit seiner Zeit und seiner Heimat verknüpften. Doch wenn er so dem „Wahnsinn modischer Milientheorien" seine Huldigung nicht versagt, werden die „Beeinflussungstheorien" desto energischer zurückgewiesen. Zwar kann er nicht umhin, es flüchtig zu berühren, daß Rembrandt einzelnen Künstlern, z. B. Herkules Seghers, bedeutungsvolle Anregungen verdankte. Doch ausführlich darzulegen, wie jener sich teils empfangend, teils ablehnend zu seinen Vorgängern verhielt, hat Neumann mit unverkennbarer Absicht versäumt, und dies ist, wie mir scheint, die empfindlichste Lücke seines Werkes. Wo sich Rembrandt an fremde Vorbilder anschließt, findet er entweder, daß er nicht ganz mehr er selbst sei, oder daß er sich nur dasjenige angeeignet habe, was zu seinem innersten Wesen paßte, daß also auch das Fremde in vollstem Maße sein persönliches Eigentum geworden sei, und darin wird er wohl Recht haben. Doch eben in der Art, wie man sich Fremdes zu eigen macht, liegt wahrlich nicht der geringste Teil künstlerischer Größe, und ungern vermissen wir ihre Darstellung.

Während so Neumann seinen Helden fast von jedem Zusammenhange mit dessen Vorgängern loslöst und in dieser großartigen Vereinsamung seinen wesentlichsten Ruhmestitel zu erblicken meint, hat er sich doch zugleich ein hochmodernes Schlagwort angeeignet, das auf einer ganz anderen Wertung des künstlerischen Schaffens beruht. Die Kunst des Altertums hat sich in ganz langsamen Schritten ohne jeden schroffen Bruch mit der Überlieferung zu ihrer höchsten Höhe erhoben und ist dann noch langsamer wieder davon herabgesunken. So weit sich die Bilderwerke nicht an bekannte Künstlernamen anknüpfen lassen, ist daher ihre Zeitbestimmung ungemein schwierig. Während bei demjenigen, was seit der Herrschaft der Gothik entstanden ist, der Kenner wohl um Jahrzehnte, aber niemals um Jahrhunderte fehlgreifen kann, hat man bei der Venus von Milo zwischen der Zeit des Perikles und des Sulla, bei dem Laokoon zwischen der Regierung Alexanders des Großen und des Kaisers Titus geschwankt. Erst die allerneueste Entwicklung der archäologischen Wissenschaft hat dem Stilgefühl eine größere Sicherheit verliehen, obgleich auch jetzt noch in vielen Einzelfällen die Datierungen höchst zweifelhaft bleiben. Diese Gleichmäßigkeit des Fortschritts, dies lange Verweilen auf der einmal gewonnenen Höhe, kurz diese Festigkeit der handwerklichen Tradition wird gegenüber dem Hin- und Hertasten der neuesten Kunst von vielen unserer Modernen als höchster Vorzug der Antike gepriesen, und auch Neumann schließt sich ihnen an. „Was wir an der griechischen Kunst bewundern," schreibt er (S. 112), „die ruhige, fast gesetzmäßige Entwicklung, der zu ihrem Glücke die unsichere Größe und die zweischneidige Waffe der

genialen Einzelpersönlichkeit fehlt, dasselbe wiederholt sich an dem Ganzen der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts." Treitschke sagt einmal: „Männer machen die Geschichte", und soweit dieser Satz richtig ist, gilt er gewiß in erster Linie von der Kunstgeschichte. Trotzdem soll es für die Griechen ein Glück gewesen sein, daß ihre Kunst solche „Männer" nicht aufzuweisen hatte? Für die holländische wäre die „geniale Einzelpersönlichkeit" Rembrandts also fast als störende Episode zu betrachten? Sollte das wirklich die Ansicht Neumanns sein?

Dies bringt uns auf die äußerst schwierige Frage, wie in der Kunstentwicklung Tradition und Persönlichkeit zusammenwirken, eine Frage, die übrigens weit über das Gebiet der Kunst hinausgreift, ja heute im Mittelpunkte aller historischen Betrachtung steht. Doch können wir uns hier nur soweit darüber verbreiten, wie dies zum Verständnis unseres Gegenstandes erforderlich ist.

Keiner vermag die Fülle der Erscheinungen, mit denen die Natur sich an uns herandrängt, in ihrem vollen Umfang aufzunehmen; wir sind daher gezwungen, uns unbewußt eine Art von Auszug daraus zu machen, der unserer inneren Anschauung für das treue Bild des Wirklichen gilt. Natürlich besteht dieser Auszug aus denjenigen Zügen des Gesehenen, die uns als die wesentlichsten erscheinen; doch die Auswahl dieses Wesentlichsten ist keineswegs selbstverständlich und würde wahrscheinlich von jedem einzelnen anders getroffen werden, wenn die Malerei nicht wäre. Auch das Bild des Künstlers ist nur ein Auszug aus dem wirklich Geschauten, bietet uns also gerade das, was wir brauchen, um den unendlichen Reichtum der Natur für uns zu beschränken und dadurch innerlich zu verarbeiten. Und dabei empfinden wir an seinem Werke, daß er schärfer sieht als wir gewöhnlichen Menschen, und ordnen daher unsere Anschauung unwillkürlich der seinen unter. Er lehrt uns sehen; der Auszug, den er für sich gemacht hat, tritt auch für uns an die Stelle des Wirklichen, und bald gelangen wir zu der Täuschung, daß, was den uns geläufigen Bildern widerspricht, auch jeder gesunden Naturanschauung widersprechen müsse.

Daraus folgt, daß jede Kunst, die der großen Menge gefallen will, konservativ sein muß. Dies hindert nicht den Fortschritt, nur darf er nicht sprungweise vor sich gehen. Wohl kann sie das gewohnte Bild durch neue Züge ergänzen und erweitern, nicht aber ein ganz neues Bild an seine Stelle setzen, ohne damit Mißfallen zu erregen. Je tiefer der Künstler und sein Publikum stehen, desto weniger scharf wird er die Einzelheiten in der Natur beobachten, desto summarischer wird also sein Auszug sein. Das Kind glaubt einen Menschen gezeichnet zu haben, wenn es einen Strich zieht, der sich unten gabelt, ihm einen Kreis als Kopf aufsetzt und zwei seitliche Striche als Arme hinzufügt. Und bei Naturvölkern befriedigen Bilder dieser Art auch das künstlerische Bedürfnis der Erwachsenen. Jene Andeutungen von Kopf, Rumpf, Armen und Beinen sind eben der kürzeste Auszug der menschlichen Gestalt; sie genügen, um das Gezeichnete als solche kenntlich zu machen, und mehr verlangt man nicht. Findet sich dann ein Künstler, der Brust und Bauch unter-

scheidet, den Gliedern Gelenke und Muskeln, dem Gesicht Augen, Mund, Nase und Haare gibt, so wird dies angestaunt und gepriesen; denn jeder muß, sobald er darauf aufmerksam gemacht wird, anerkennen, daß auch dies alles zum Wesentlichen der menschlichen Erscheinung gehört. Aber auch in diesem Stadium deutet man die darzustellenden Gegenstände mehr an, als daß man sie der Natur nachahmte. Will man z. B. krauses Haar wiedergeben, so besteht jede Locke aus einer regelmäßigen Spirale und jede ist genau der anderen gleich. Dies ist es, was man Stilisierung nennt; sie besteht darin, daß eben nur das Wesentlichste der Erscheinung gegeben wird und alle zufälligen Einzelheiten wegfallen. Wer einen Eichenzweig nach der Natur malt, wird jedes Blatt von dem andern verschieden bilden; stilisierte Eichenblätter dagegen sehen einander alle gleich, weil das Wesentliche, was das Eichenblatt als solches bezeichnet, immer dasselbe bleibt, und ebenso ist es mit stilisierten Locken. Nun stilisiert zwar jede Kunst; denn wie wir gesehen haben, bietet auch der entschiedendste Naturalist nur einen Auszug des Sichtbaren, der das ihm wesentlich Scheinende enthält; aber die Grade jener Stilisierung sind sehr verschieden. Die höher entwickelte Beobachtung erkennt, daß auch die Mannigfaltigkeit der gleichbedeutenden Einzelteile zum Wesen der Naturerscheinung gehört, und man bildet jede Locke, jedes Blatt verschieden. Damit wird das verlassen, was man Stilisierung im engeren Sinne oder, wie wir wohl besser sagen, strenge Stilisierung nennt, und die Bahn des Naturalismus ist betreten.

So weit folgt das Publikum fast immer mit Freude und Interesse; denn noch findet es seine Anschauungen nur bereichert, nicht in ihren Grundlagen verändert. Aber schon jene Bereicherung hat ihre Grenzen, über die hinausgehend sie störend wirkt. Denn wird die Mannigfaltigkeit und die Zahl der Einzelheiten zu groß, so kommt das Bild in Gefahr, mit der erdrückenden Überfülle der Natur selbst wetteifern zu wollen; es hört auf, ein Auszug *nur* des Wesentlichen zu sein, und verliert dadurch seine leichte Faßlichkeit und schlagende Überzeugungskraft. Die Kunstkritik nennt dies überladen oder kleinlich. Doch gerade die größten Entdecker auf dem Gebiete der Naturbetrachtung sind oft von diesem Fehler nicht frei, weil sie am liebsten *alles*, was sie teils von den Älteren überkommen, teils neu erschaut haben, in ihre Werke hineinlegen möchten. So kranken die Brüder van Eyck, Lionardo da Vinci, auch Rembrandt in seinen Jugendjahren nicht selten an diesem Überreichtum. Doch ein weiser Künstler, wie es Rembrandt später wurde, strebt ihn zu beschränken. Um zu größerer Einfachheit zurückzukehren, muß er also einiges von dem Angeschauten unterdrücken, und weil natürlich dasjenige, was er selbst entdeckt hat, ihm als das Wichtigste und Wesentlichste erscheint, trifft das Opfer das Überlieferte. Die älteren Stadien der Kunstentwicklung wirkten vornehmlich durch die Zeichnung; die reine Form, der klare Umriß war ihr hauptsächlichstes Ausdrucksmittel, und ihm war auch die italienische Renaissance noch treugeblieben. Für Rembrandt liegt im Wechsel stärker und schwächer belichteter Flächen das Wesentliche der Erscheinung; den Umriß läßt er oft fast ganz verschwimmen und auf ein paar derbe Verzeichnungen kommt es

ihm gar nicht an. Die Italiener hatten die Farbe des einzelnen Gegenstandes der Natur entsprechend wiedergegeben; er läßt sie bald in einheitlichem braunem Ton gänzlich verschwinden, bald hebt er nur ein brennendes Rot oder ein lichtes Zitronengelb aus den Lokalfarben kräftig hervor und läßt alle anderen Teile des Bildes in unbestimmten Übergängen sich diesem Glanzpunkt unterordnen. Ohne Zweifel dient dies als Mittel der Vereinfachung; denn nichts ist für das Auge verwirrender als eine Überzahl bunter Farben. Rembrandts Auszug aus der Natur charakterisiert sich also dadurch, daß er diesen Teil ihrer Mannigfaltigkeit entweder sehr beschränkt oder auch ganz wegläßt. Aber hatte sich das Publikum gewöhnt, in dem Farbenreichtum des Rubens und seiner italienischen Vorgänger das Natürliche zu sehen, so mußte ihm Rembrandts Farblosigkeit unnatürlich erscheinen.

Hiermit sind wir an den Punkt gelangt, an dem der Widerstand gegen kühne Neuerer einsetzt. Bereicherungen des anerkannten Naturauszugs begrüßt man gern, und ist er überreich geworden, so läßt man sich auch Vereinfachungen gefallen. Aber Fortschritt und Rückschritt sollen sich in derselben Richtung bewegen, an die man sich einmal gewöhnt hat. Einiges in der Natur zu vernachlässigen, gehört zum Wesen der künstlerischen Produktion; trifft aber diese Vernachlässigung jetzt die Lokalfarbe, während sie vorher das Licht getroffen hatte, tritt an die Stelle der zeichnerischen Linie die malerische Fläche, kurz macht sich ein neues Prinzip der Auslese geltend, so wirkt es immer zunächst verblüffend und abstoßend. Wie solche Neuerungen das Publikum geradezu aufbringen können, sei an einem Beispiele dargelegt, das wir selbst erlebt haben. In der Natur setzt sich die Farbe jedes Gegenstandes aus zwei oder mehr Bestandteilen zusammen; erstens aus seiner Eigenfarbe, mit der er selbst das weiße Sonnenlicht gebrochen zurückstrahlt, zweitens aus den Reflexen, die seine Umgebung auf ihn wirft. Zur Beobachtung dieser letzteren finden sich in der älteren Kunst nur vereinzelte Ansätze; entweder löste sie, dem Beispiel Rembrandts folgend, die Farbe in Ton auf, oder sie beschränkte sich fast ganz auf die Nachbildung der Eigenfarbe, und an Gemälden dieser Art hatte sich das Auge des Publikums gebildet. Da erschienen auf den Kunstausstellungen Bilder mit nackten Körpern, die nicht fleischfarben, sondern grün waren, weil sie im grünen Grase lagen, und die Masse der Beschauer fand sie ganz abscheulich. Man erklärte diese Leichenfarbe nicht nur für häßlich, sondern auch für unnatürlich und hatte darin nicht so ganz Unrecht. Denn im Feuer ihrer neuen Entdeckung hatten die Künstler die Eigenfarbe über der Reflexfarbe wohl etwas vernachlässigt. Doch nach dem Obengesagten hatten sie zweifellos das Recht dazu, und ihre Bilder wurden durch diese Vereinfachung gewiß nicht unnatürlicher, als es die braunen Gemälde Rembrandts waren, die doch alle gelten ließen. Nur die junge Künstlerschaft, die schärfere Augen besaß als das Durchschnittspublikum, begrüßte jenes Studium der Reflexfarben mit Begeisterung. Wie aber die Bilder, in denen es zu Tage trat, sich von Jahr zu Jahr mehrten, gewöhnte sich auch die Menge daran, und jetzt ist es fast zur ästhetischen Forderung geworden.

In diesem Falle fand man häßlich, was unnatürlich erschien, und dies ist auch sonst die Regel; zwar gibt es von ihr zahlreiche Ausnahmen, doch dienen sie ihr nur zur Bestätigung. Menschliche Gestalten mit Flügeln an Schultern, mit Hörnern, Bocksbeinen oder Fischschwänzen entsprechen der Natur nicht; aber unsere Vorfahren hielten solche Geschöpfe für wirklich, und da sie in gutem Glauben Engel, Satyrn und Meerweibchen unzähligemal dargestellt haben, sind diese auch uns so geläufig geworden, daß wir sie trotz unserer besseren Einsicht nicht als unnatürlich und folglich auch nicht als häßlich empfinden. Daß diese Mischwesen uns nur durch lange Gewöhnung erträglich geworden sind, ergibt sich aus folgendem Beispiel. Die Sirenen dachte man sich als Weiber mit Vogelbeinen; doch sie waren relativ selten dargestellt, und wo dies geschehen war, da hatte meist der Odysseusmythus dazu den Anlaß geboten, bei dem die Erscheinung der Ungeheuer dem Helden lockend, nicht furchtbar sein mußte. Man hatte daher ihre Beine unter dem Gewande versteckt, an dessen Saum nur die Krallen sichtbar wurden. Erst Böcklin wagte es, sie nackt zu malen; aber unverhüllt wirkte diese Verbindung von Vogel und Weib erschreckend häßlich, während man seine Meerweibchen und Satyrn, obgleich sie nach ganz entsprechenden Prinzipien gebildet waren, sich gerne gefallen ließ. Denn was dazu Anlaß gab, daß seine Bilder anfangs von den Meisten abgelehnt wurden, war nicht ihr märchenhafter Gegenstand, sondern in erster Linie ihre Farbe. Unter dem Einfluß Rembrandts und seiner Nachfolger hatte man sich gewöhnt, jene braune Tönung, welche die Lokalfarben verwischt und dadurch ihre Wirkung vereinfacht, malerisch für das einzig Erlaubte zu halten. Auch Böcklin selbst hat sich in seinen ersten Jugendwerken, z. B. der Diana des Grafen Schack, diesem Geschmacke gefügt. Als er aber dann mit der ungebrochenen Kraft seiner leuchtenden Farben hervortrat, fand man sie bunt, grell, die Augen verletzend, mit einem Worte häßlich. Auch hierbei zeigte es sich, daß die Gewohnheit darüber entscheidet, nicht nur was für natürlich, sondern auch was für schön zu gelten hat.

Man wird erwidern, daß dies auf die menschliche Gestalt nicht passe, denn schöne Menschen seien bekanntlich viel seltener als häßliche; folglich müßten uns diese die gewohnteren sein. Doch daß dieser Schluß irrig ist, beweist die Durchschnittsphotographie. Sie wird hergestellt, indem man eine ganze Reihe verschiedener Gesichter derart übereinander photographiert, daß die Hauptumrisse sich möglichst genau decken. Auf diese Weise wird das Individuelle des einzelnen Kopfes verwischt, und nur dasjenige tritt klar hervor, was der großen Mehrzahl gemeinsam ist. Wenn ich zu diesem Experiment Menschen aller Art benutze, wie sie der Zufall mir in den Weg führt, so werden die meisten natürlich unschön sein; trotzdem ist ihr Gesamtbild immer schön und wird um so schöner, je größer die Zahl derjenigen ist, aus deren Gesichtern ich den Durchschnitt ziehe. Häßlich sind eben Abweichungen von dem Normalen; solche finden sich zwar bei allen Gesichtern, aber bei jedem in anderer Weise, während dasjenige, was dem Normalen entspricht, bei allen nahezu dasselbe ist. Überlange Nasen und überkurze sind viel seltener als normale; aber ein Gesicht mit wohlgebildeter Nase kann durch gar zu dicke Lippen oder durch

enggeschlitzte Augen entstellt werden, die jede für sich wieder relativ selten sind. Da nun die Möglichkeiten solcher Abnormitäten ungezählte sind, bleiben schöne Gesichter zwar Ausnahmen, aber schöne Gesichtsteile die weitaus überwiegende Regel. Diese vereinigt unsere Phantasie zu einem Gesamtbilde, ganz ähnlich, wie es die Durchschnittsphotographie tut, und schafft sich so auch ihr menschliches Schönheitsideal nach dem Häufigen und Gewohnten.

Wenn man also verlangt, die Kunst solle nur das Schöne darstellen, so bedeutet dies nichts anderes, als daß sie ewig in den ausgefahrenen Gleisen weiterschleichen müsse. Die kühnen Revolutionäre, denen wir die größten Umwälzungen in der Art des künstlerischen Sehens verdanken, verstießen daher meist nicht nur gegen die Schönheitsbegriffe ihrer Zeit, sondern hatten auch eine Vorliebe für die Darstellung des an sich Häßlichen. Ich erinnere nur an Giovanni Pisano, Donatello, Rembrandt, Menzel und Millet. Soweit unsere Kunde reicht, beriefen sie alle sich dabei auf die Natur, die auch das Häßliche geschaffen habe. Doch mit vollem Rechte fragt Neumann (S. 333): „Hat, wann immer das Schlagwort der Natur erscholl, es je einen anderen als einen polemisch regierenden Sinn gehabt? Hat das Wort denn wirklich einen positiven Inhalt oder bedeutete es nicht vielmehr zu allen Zeiten Auflehnung, Widerstand gegen eine als unwahr empfundene, bedrückende fremde Überlieferung?“ Die ganze Natur kann eben kein Künstler geben, und als Auszug gibt das Schöne mehr von ihrem Wesentlichen als das Häßliche. Doch jenes wird in seiner steten Wiederholung auf die Dauer langweilig, weil es des Individuellen und Charakteristischen entbehrt. Denn dieses liegt ja eben darin, wodurch der Einzelmensch von dem Normalmenschen abweicht, also in dem, was Unschönes an ihm ist. Das Bildnis wird daher unwahr, wenn man es zu sehr idealisiert, d. h. dem Normalen annähert, und die Idealgestalt erscheint desto charakteristischer, je ähnlicher sie dem Bildnis ist. Die Darstellung des Häßlichen ist also ein freies Recht der Kunst, und wer es ihr rauben wollte, würde sie entnerven und verarmen machen.

Doch die Künstler, die solche Bahnen wandeln, haben sie immer dornenvoll gefunden; mag auch die Nachwelt sie preisen, bei ihren Zeitgenossen stoßen sie auf heftigsten Widerstand. Viel bequemer haben es diejenigen, welche sich an die eingefahrenen Straßen halten, die Männer der „reinen“ Schönheit, wie Rafael einer war. In seiner Jugendzeit malt er fast ganz wie Perugino, in seiner Vollreife wie Michelangelo; dazwischen hat er Lionardo, Fra Bartolommeo, Sebastiano del Piombo nachgeahmt. Seine eigene Leistung besteht fast nur darin, daß er die Tugenden seiner Vorbilder geschmackvoll zu verbinden und fein zu steigern weiß. Gerade darum aber gewann er schon in jungen Jahren Ruhm und Reichtum, und hat dann lange Jahrhunderte für den größten aller Maler gegolten. Und wenn Neumann meint, die Kunst der Holländer sei volkstümlicher als diese vornehme italienische, weil sie ihre Stoffe mitten aus dem Leben des niederen Volkes herausgegriffen hat, so ist das ein großer Irrtum. Wie die Balladen des Volkes am liebsten von Grafen und Königskindern erzählen, so ergötzt es auch sein Auge gern an den Darstellungen eines höheren Daseins, als ihm

selbst beschieden ist. Die heiligen Familien Rafaels findet man, in Farbendruck oder Holzschnitt nachgebildet, auch in den ärmsten Bauernhütten; die Holzhackerfamilien Rembrandts weiß der Kenner zu schätzen, dem Volke aber sind sie fremd und werden es immer bleiben.

Auch die antike Kunst hat sich an das Häßliche herangewagt; der buckelige Äsop der Villa Albani ist das bekannteste Beispiel. Doch solche Kühnheiten blieben vereinzelt und fanden keine Nachfolge. Im allgemeinen sind ihre Größen mehr von der Art des Rafael, als des Donatello oder Rembrandt. In kleinen Ergänzungen und Vervollkommnungen, die dem überlieferten Schema nach und nach hinzugefügt werden, schreitet sie langsam fort, bis der lange Stillstand eintritt, der wohl noch manches hochachtbare Kunstwerk, aber keinen neuen Kunstgedanken hervorbringen kann. Diese Ängstlichkeit, dies Zurückweichen vor der Tradition, dieser Mangel an selbstbewußten Persönlichkeiten ist, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe[1]), das Verhängnis der antiken Welt geworden, das sie ihrem Untergange zugeführt hat. Und was auf anderen Gebieten so verderbliche Folgen hatte, das sollte in der Kunst den Preis verdienen, den Neumann und seine Gesinnungsgenossen ihm so begeistert darbringen?

III.

Wir haben vorhin die Frage gestellt, wie Überlieferung und Persönlichkeit in der Kunst zusammenwirken, und meinen jetzt die wichtigsten Momente dargelegt zu haben, aus denen sich ihre Beantwortung ergibt. Das Publikum stellt seine Forderungen auf Grund des Überlieferten, und ist der Künstler ein weltkluger Mann, so gibt er ihm nach. Auch fällt ihm dies nicht schwer, weil er ja selbst in der gleichen Überlieferung aufgewachsen ist. Vermag er demjenigen, was seine Vorgänger erreicht haben, in aller Bescheidenheit etwas Eigenes hinzuzufügen, so findet dies Beifall; denn auch der Reiz des Neuen, wenn es nicht gar zu verblüffend ist, wirkt auf das Publikum. So bewegt sich unter gewöhnlichen Umständen die Kunst langsam fort, indem das Persönliche von dem Allgemeinen weit überwogen wird. Wenn eine mächtige Individualität die Welt ganz anders anzuschauen wagt, als man bisher gewohnt war, so stößt sie zunächst fast immer auf Hohn und Widerspruch. Oft genug wird sie sich dadurch zurückschrecken lassen, und bleibt sie fest, so kann es sehr leicht kommen, daß ihre Werke, von den Zeitgenossen nicht beachtet, untergehen und die Nachwelt nie von ihrem Dasein erfährt. Damit sie sich zur Geltung durchringen könne, ist es nötig, daß die Zeit reif geworden sei, d. h. die Macht des Altgewohnten muß wenigstens bei einem Teil des Publikums erschüttert und die Sehnsucht nach etwas Neuem wach geworden sein. Es ist daher kein Zufall, daß große künstlerische Revolutionen sich meist an weit voneinander entlegenen Orten gleichzeitig vollziehen, ohne daß eine gegenseitige Beeinflussung nachweisbar wäre. Im dreizehnten Jahrhundert schlägt die Plastik nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und Deutschland neue

[1]) In der „Geschichte des Untergangs der antiken Welt". Anm. der Redaktion.

Bahnen ein, und zwar hier wie dort in der gleichen Richtung. Es war die Zeit der großen Ketzereien, die sich gegen die herrschende Kirchenlehre erhoben und mit dieser mächtigsten Autorität auch jede andere ins Wanken brachten. Der Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist in den Niederlanden wie in Italien und Deutschland durch den Beginn sorgfältigster Naturbeobachtung bezeichnet. Und wieder fast gleichzeitig entdecken Caravaggio in Italien, Velasquez in Spanien und Rembrandt in Holland das Geheimnis von Licht und Helldunkel. So werden auch die selbständigsten Künstler nur dadurch selbständig, daß ihre Zeit ihnen Selbständigkeit erlaubt, und die Richtung, die ihr kühner Fortschritt nimmt, ist durch den Geist ihrer Epoche, ihnen selbst unbewußt, vorgezeichnet. Zwar machen Männer die Geschichte, aber wie sie sie machen, wird immer durch die Geschichte bestimmt. Nur wo große geistige Revolutionen sich vollziehen, kann auch die Kunst sich auf ganz neue Bahnen wagen, wie wir selbst dies erlebt haben; bleibt der freie Gedanke eingeengt, so schreitet auch sie nur mit jener schüchternen Vorsicht weiter, die wir bei der Antike beobachten konnten.

Doch wenn das Altertum auch selbst in geistiger Knechtschaft verkam, für uns ist es doch durch Vermittlung der Renaissance zum Befreier geworden; gerade dies Verdienst aber will Neumann ihm nicht zuerkennen. Sein ganzes Buch durchzieht der Gedanke, daß in dem Mittelalter die echten Wurzeln unserer Kraft ruhten, und daß das Eindringen der Antike in unseren Gedankenkreis uns nur gefesselt und gehemmt habe. So schreibt er (S. 92):

„Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo man die Antike, die sich als Bundesgenossin dem Werden des modernen Geistes zugedrängt hat, als seine größere Feindin betrachten wird, denn das Mittelalter. Vielleicht kommt die Zeit, da man erkennen wird, der moderne Geist sei, indem er sich von der Antike umgarnen ließ, der schlimmsten Reaktion verfallen, und statt sich von ihr beflügeln zu lassen, sei er von ihr mit Ketten, wenn auch vielleicht mit Rosenketten, umwunden worden." Und S. 365: „Wann wird der Bann von uns genommen werden, daß wir alles, was immer groß und mächtig im Mittelalter uns entgegentritt, die Gestalten eines Dante, Franz von Assisi, eines Memling, Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, die vom tiefsten Herzblut und der spiritualistischen Seele des Mittelalters genährt sind, den Vorläufern der Renaissance oder dieser selbst zurechnen? Daß wir im Widerwillen vor einer in Politik und Korruption verkommenden kirchlichen Hierarchie, in Abneigung vor einem sich selbst zum Stillstande verurteilenden System geistiger Bevormundung und Verdummung die ewigen Werte der Erziehung und Zucht der Seele übersehen, die das Mittelalter vollbracht und geschaffen hat? Stark im Besitz dieser Werte, hat sich allmählich ein Widerstand bilden können, das Ansluten der Renaissance zurückzudämmen, und die Elemente dieses Widerstandes sind heute noch die Reserven, mit denen dieser Kampf fortgeführt wird bis zum endlichen Sieg."

So sind ihm denn auch Luther auf dem religiösen Gebiete, Rembrandt und Shakespeare auf dem künstlerischen, nur die Wiedererwecker der Keime, die schon im Mittelalter sich regten, aber dann von der eindringenden Antike verschüttet wurden. Nun ist es freilich nicht zu bezweifeln, daß der Geist des Germanentums, der in jenen Männern seinen mächtigsten Ausdruck fand, auch schon in den Deutschen des Mittelalters geschlummert haben muß. Doch ihn zu erwecken, war der laute Kriegsruf nötig, den die Renaissance im Namen der Antike gegen das Mittelalter erhob. Aber wenn diese auch das Feld-

geschrei hergab, im Grunde war sie es selbst, gegen die der Kampf sich richtete. Denn was den mittelalterlichen Geist gefangen hielt, war ja nur die Überlieferung des Altertums, die freilich durch Jahrhunderte fortgeschleppt und dadurch immer mehr getrübt war. Sehr schön sagt Neumann (S. 31): „Der Schaffende sucht nach Bundesgenossen und Eideshelfern; auch die großen Mächte der Vergangenheit will er für *seine* Wahrheit zu Zeugen haben." In diesem Sinne rief man die echte Antike gegen die entstellte auf; mit ihrer Autorität bekämpfte man dasjenige, was bis dahin Autorität besessen hatte und durch jahrhundertelange Geltung stark geworden war.

Die uralte Macht, auf die man sich stützte, stand hoch genug, um gebieterisch Anerkennung zu heischen. Doch durch lange Vergessenheit war sie wieder jung geworden; sie wurzelte daher lange nicht so fest im Volksbewußtsein, wie die Mächte, welche man mit ihrer Hilfe anfocht. So war sie zwar stark genug, um die älteren Autoritäten zu erschüttern, nicht aber um ihre eigene dauernd zu behaupten. Nachdem man die Freiheit des Geistes gewonnen hatte, indem man eine verknöcherte Überlieferung durch die Antike niederwarf, war es viel weniger schwierig, auch über sie selbst hinwegzuschreiten.

Die byzantinische Kunst war nichts weiter als eine Verflachung der Antike gewesen. Nur in einem Punkte war sie bewußt von ihrem Vorbilde abgewichen. Weil für sie das Ideal der Heiligkeit in der fleischlichen Askese lag, hatte sie krankhafte Dürre an die Stelle der gesunden Körperfülle gesetzt. Im übrigen hatte sie Gesichtsbildung, Haltung und Faltenwurf einfach nachgeahmt, dabei aber immer mehr verschlechtert. Denn weil sie immer nur auf ihre gemalten oder gemeißelten Vorbilder, niemals auf die Natur sah und jede folgende Kopie sich immer weiter von dem ursprünglichen Original entfernte, bestand die Entwicklung dieser Kunst in einem stetig fortschreitenden Verfall. Trotzdem waren diese hölzernen Gestalten mit dem unverstandenen, konventionellen Faltenwurf für die damaligen Menschen schön, weil man sich an sie gewöhnt hatte; noch Cimabue wagte es nur schüchtern, in einzelnen Kleinigkeiten von dem byzantinischen Ideal abzuweichen. Aber während die Malerei noch in den alten Fesseln blieb, hatte die Skulptur sie schon abgestreift, gewiß aus keinem anderen Grunde, als weil man noch so manches antike Bildhauerwerk, aber kein antikes Gemälde kannte. Die Revolution der Kunst, die Niccolo Pisano einleitete, knüpfte an die alten Sarkophage an, die im Campo Santo zu Pisa noch heute gezeigt werden. Nach ihren Reliefs sind mehrere seiner Gestalten getreulich kopiert, und bei den anderen bestimmen sie die Formengebung. Doch kaum hat er in der berühmten Pisaner Kanzel, auf die Antike gestützt, die mittelalterliche Tradition überwunden, so beginnt er auch schon in seinem zweiten Hauptwerke, der Kanzel von Siena, sich behutsam von der Antike selbst zu lösen, und sein großer Sohn Giovanni vollendet diese Befreiung.

Und hat die religiöse Entwicklung sich denn anders vollzogen? Die Kirchenväter gingen von der Bibel aus, die katholische Dogmatik des Mittelalters von den Kirchenvätern; aber durch die immer wachsende Menge der Zwischenglieder war das Christentum, genau wie die antike Kunst durch die byzantinischen Kopien, getrübt und entstellt. Luther ging, wie Niccolo Pisano,

auf die ursprüngliche Quelle, die Bibel selbst, zurück; doch daß er die Autorität der kirchlichen Überlieferung vernichtete, hat sehr gegen seinen Willen zur Folge gehabt, daß auch diejenige Autorität, die ihm noch unantastbar blieb, bald erschüttert wurde. Denn aus dem „Forschen in der Schrift", das er den Gläubigen zur Pflicht machte, ist die moderne Bibelkritik hervorgegangen, ein leibliches Kind des Luthertums, mag auch die starre Rechtgläubigkeit, die sich heutzutage Luthertum nennt, ihr noch so zornig widerstreben. In dieser ist freilich das Mittelalter wiedererwacht, aber nicht in dem wirklichen Luther, von dem die Renaissance der Kirche ausging. Denn was den Geist des Mittelalters bezeichnet, ist das zähe Festhalten an einer abgelebten Überlieferung, das Niederkämpfen jeder Ketzerei, die sich dagegen erheben wollte. Luther aber war, wie auch Rembrandt, ein echter Ketzer, und beide haben noch schlimmere Ketzer aus sich gezeugt.

Dies führt uns auf Rembrandts Stellung zur Religion. Hierüber habe ich früher ganz ähnliche Ansichten ausgesprochen, wie ich sie jetzt bei Neumann finde; aber gerade sein Buch, vor allem die schönen Kapitel, in denen er die Form der Religiosität, wie sie im damaligen Holland verbreitet war, mit einer reichen Fülle von Einzelheiten schildert, hat mich eines anderen belehrt. Heute gibt es sehr viele, die ein tiefes religiöses Empfinden im Herzen tragen und doch den Unterscheidungslehren jeder anerkannten Konfession ablehnend gegenüberstehen. Man ist eben dazu gelangt, die Religion als etwas ganz Persönliches zu betrachten, das jeder für sich mit seinem Gott abzumachen habe und daher auch für sich geistig verarbeiten müsse, wie es seinem Denken und Fühlen entspricht. Ohne Zweifel ist auch dies eine Nachwirkung der Reformation; es bedeutet die entschiedenste Losreißung vom Mittelalter mit seinem scharf ausgesprochenen Gemeinschaftsbedürfnis. Aber im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges war dieses noch lange nicht in dem Grade überwunden. Zwar hatte sich die „allgemeine christliche Kirche", in der nur „ein Hirt und eine Herde" war, in zahlreiche Sekten aufgelöst; aber jede von ihnen hielt in sich fest zusammen und stritt eifrig mit den anderen um ihre Unterscheidungslehren; keiner empfand sich als Christ, ohne einer Konfession anzugehören. Rembrandt war Menonit, ließ aber seine Kinder nicht als Menoniten erziehen; gegen seine Konfession verhielt er sich also mindestens gleichgültig, was auch Neumann stutzig gemacht hat. Er sieht in seinem Helden einen Mystiker, aber kaum aus einem anderen Grunde, als weil in dem geheimnisvollen Dunkel, das Rembrandt so bevorzugte, etwas Mystisches liegt. Doch wenn dies seine religiöse Richtung war, warum schloß er sich nicht einer der mystischen Sekten an? Und müßte man aus der Vorliebe für dieses Kunstmittel auf die Gesinnung des Künstlers schließen, so wären auch Nicolaus Maes, Adrian van Ostade, Pieter de Hooch unter die Mystiker einzureihen, was gewiß keinem einfallen wird. An den Illustrationen, die Rembrandt für das mystische Buch des Manasse Ben Israel radierte, hat er gar keinen innerlichen Anteil genommen; sie gehören zu seinen schwächsten und seelenlosesten Leistungen. Und aus der Offenbarung Johannis, die immer das Lieblingsbuch der Mystiker gewesen ist, hat er sich niemals einen Stoff gewählt.

Neumann lehnt es ab, aus den Gegenständen, die ein Künstler behandelt, auf seine Anschauungen und Stimmungen zu schließen. Das ist berechtigt, soweit dieselben Szenen vorher schon von anderen dargestellt sind; denn in solchem Falle kann die Anregung von diesen Vorgängern, also von außen her, dem Maler gekommen sein; er kann den Wunsch gehabt haben, mit jenen auf dem gleichen Felde zu wetteifern, ja vielleicht arbeitete er sogar auf ausdrückliche Bestellung. Wenn er aber der Kunst ganz neue Stoffgebiete als Erster erschließt, ohne daß dabei an einen Auftrag gedacht werden könnte, so darf man mit Sicherheit annehmen, daß er einen inneren, persönlichen Anteil daran nahm. Ein solches Gebiet ist bei Rembrandt die Simsonsage. Zwar der Verrat der Delila war schon vor ihm oft genug gemalt oder gestochen; er gehörte in einen Zyklus von Erzählungen, welche die Macht und Tücke der Weiber illustrieren sollten, und wurde in diesem Sinne bald für sich allein dargestellt, bald auch in Verbindung mit anderen Geschichten ähnlichen Inhalts, wie die von Aristoteles und Phyllis, von David und Bathseba, von Salomo, den die Schar seiner heidnischen Frauen zum Götzendienst verführt. Auch Rembrandt hat mit jener Episode den Anfang gemacht — das Bild ist 1628 datiert, gehört also zu den allerfrühesten, die sich von ihm erhalten haben —; doch dann verfolgt er lange Jahre hindurch das Leben dieses Helden in allen Einzelheiten, wie seine Geburt den Eltern verkündet wird (Dresden), wie er seinen Schwiegervater zornig bedroht (Berlin), wie er die Philister mit seinen Rätseln höhnt (Dresden), wie er sich mit verzweifelter Gewalt gegen die Übermacht wehrt, die ihn blendet (Wien, Sammlung Schönborn). Alles dies war nie vorher gemalt worden; die Wahl dieser Stoffe ist Rembrandts persönlichstes Eigentum. Offenbar war es die wilde Kraftnatur, die ihn sympathisch anzog. Auch er war sich bewußt, in seiner Kunst wie in seinem Leben das ganze Philistertum gegen sich zu haben und streckte ihm in kampfesfreudigem Zorn die kecke Faust entgegen, wie der Simson auf dem Berliner Gemälde. Doch diese stolze Vereinsamung hatte auch ihr Trübes und Wehmütiges. Schon Neumann hat bemerkt, daß jene zahlreichen Einsiedler, die in dumpfem Sinnen vor sich hinstarren, aus dieser Stimmung hervorgegangen sind. Und neben Simson tritt Tobias; denn auch die künstlerische Ausgestaltung seiner Legende ist Rembrandts eigenstes Werk. Wie es scheint, wandte er sich ihr zu, als seine Saskia von der unheilbaren Krankheit ergriffen wurde, die sie nach jahrelangem Leiden einem frühen Tode zuführte. Es war die wunderbare Rettung aus scheinbar hoffnungsloser Not, das Eingreifen höherer Mächte, um Siechtum und Elend zu überwinden, was ihn an den Schicksalen des Tobias anzog. In dieselbe Zeit und in denselben Gedankenkreis gehört auch das weltberühmte Hundertguldenblatt, wo Christus als der Krankeheilende erscheint. Dem Künstler spiegelt seine Phantasie vor, daß auch an seinem Weibe ein Wunder geschehen werde, und immer wieder versenkt er sich in diesen Gedanken.

Das übermütige Kraftgefühl eines Simson und das halb verzweifelte Hoffen auf göttliche Rettung, wo nach menschlichem Ermessen keine Rettung mehr möglich war, das sind seltsame Widersprüche, und doch begegnen uns

ähnliche in jeder echten Menschennatur. Das Gesicht Rembrandts ist dem Urbilde des Sanguinikers, wie Dürer es in seinem Apostel Markus geschaffen hat, nicht unähnlich. Und der jähe Wechsel zwischen himmelhohem Jauchzen und zum Tode betrübt sein, ist gerade für den Sanguiniker charakteristisch. Noch größere Gegensätze aber fanden sich in diesem wunderlichen Querkopfe vereint. Ohne Zweifel hat er oft genug, wenn er die Schwäche und Sündigkeit der menschlichen Natur bitter an sich empfand, voll heißer Inbrunst gebetet. Doch hinderte ihn dies nicht, sich bei anderer Stimmung auch dort betreffen zu lassen, wo die Spötter sitzen.

Sehr fein hat Neumann empfunden, daß Rembrandts Verhältnis zu seinen religiösen Stoffen nicht selten ein ganz ähnliches ist, wie zu den mythologischen. In der Voraussetzung, daß er jene nur ernsthaft habe behandeln können, sucht Neumann das Gleiche auch für die letzteren nachzuweisen, aber wie mir scheint, mit wenig Glück. Zwar bei dem Gemälde, das für ihn den Ausgangspunkt bildet, dem Berliner Raube der Proserpina, hat er unbedingt recht. Die finstere Gewalt des Gottes auf seinem windschnellen Viergespann, die verzweifelte Gegenwehr der Geraubten und ihrer Gespielinnen ist hier mit überzeugender Kraft zum Ausdruck gebracht. Auch fehlt dem Bilde keineswegs das Übernatürliche, das der Gegenstand erheischt; und daß es weniger im Sinne der Antike als des romantischen Volksmärchens ausgestaltet ist, gereicht ihm wahrlich nicht zum Schaden. Anders schon steht es mit der Entlarvung der Kallisto. Zwar will auch hier Rembrandt noch echt sein; doch hebt er die Erzählung nicht in die reine Märchenluft empor, sondern hat seine offene Freude daran, bei dem alten Ovid etwas recht Saftiges gefunden zu haben. Die keuschen Nymphen der Diana sind nicht entrüstet über den Fehltritt ihrer Genossin, wie Tizian und andere es dargestellt hatten, sondern sie wollen sich einen Ast lachen über die „tadellos" schmutzige Geschichte, und der Künstler lacht mit ihnen. Denn daß er gar nicht ungern im Kote wühlt, ist ja wohlbekannt. Jedes Kupferstichkabinett bewahrt in seinem Giftschrank einige Radierungen von Rembrandt, die von seinem übrigen Werk abgesondert sind, um nur männlichen Besuchern gezeigt zu werden, und auch diesen nur, wenn sie sich ausweisen können. Und was sehr charakteristisch ist, unter diesen verbotenen Früchten befindet sich auch eine biblische Szene, nicht wegen ihres Inhalts — denn von anderen Künstlern dargestellt, kann man Joseph mit Potiphars Frau offen in allen Galerien sehen —, sondern wegen der schamlosen Art ihrer Behandlung. Doch kehren wir einstweilen zur Mythologie zurück und wenden uns dem vielbesprochenen Dresdener Ganymedes zu. Kann Neumann wirklich glauben, daß Rembrandt es ernsthaft meinte, wenn er den Götterliebling, der wegen seiner überirdischen Schönheit von Zeus entführt wurde, in diesem schmutzigen Bauernjungen verkörperte? Er zieht Shakespeares Troilus und Cressida zum Vergleich heran, gewiß mit Recht; nur müßte er aus dieser Ähnlichkeit den entgegengesetzten Schluß ziehen. Wie Shakespeare sich die Antike wirklich dachte, das zeigen seine Römerdramen, in denen auch die humorvollen Gestalten, wie Menenius Agrippa, Casca, Enobarbus, immer einen Zug ins Heroische bewahren. Auch den trojanischen Mythus hat er in

dem Schauspielermonolog des Hamlet, den er selbst durch den Mund seines Helden als ein Werk von höchster Schönheit rühmt, in ganz anderem Stil behandelt. Wenn also „in Troilus und Cressida Nestor mit einem alten, mäusezerfressenen Käse verglichen wird, Achill wie ein gemeiner Bramarbas, Ajax als stierköpfiger Fuhrmannsknecht sich gebärdet, wenn schließlich Helena, die hohe Schönheit Homers und unseres Faust, Lenchen angeredet wird", so ist darin meines Erachtens die neckische Parodie ganz unverkennbar. Dürfen denn große Künstler nicht auch einmal „witzig" sein und sich an einer „Offenbachiade" ergötzen?

Auch Rembrandt hat einen klassischen Gegenstand einmal in rein klassischer Form behandelt; ich meine den Minervakopf der Petersburger Eremitage. Daß dies Beispiel meines Wissens das einzige geblieben ist, kann nicht wunder nehmen, wenn wir bedenken, einen wie kleinen Raum die Mythologie in seinem Schaffen einnimmt. Jedenfalls zeigt es, daß er sich des Unterschiedes der Stile klar bewußt war, also durchaus nicht in kindlicher Naivität die Antike ins Realistische übersetzte. Große Künstler sind nicht nur „weniger witzig, als manche glauben", sondern auch viel weniger absichtslos. Nur wissen sie dafür zu sorgen, daß man die Absicht nicht merkt und nicht dadurch verstimmt wird, und täuschen so oft genug ihre bewundernden Kritiker.

Dieselbe Mannigfaltigkeit der Auffassungen, die uns in den wenigen mythologischen Gemälden begegnet ist, wiederholt sich natürlich mit noch größerem Reichtum in den sehr zahlreichen biblischen. In der Münchener Auferstehung hat Rembrandt dargestellt, wie der Engel den Stein von dem Grabe hebt und die Wächter, die auf ihm gesessen oder gelegen haben, in höchst grotesken Stellungen lächerlich übereinanderpurzeln. Der Künstler schrieb darüber an den Besteller des Bildes, „er habe sich bemüht, den Dingen die größte und natürlichste Beweglichkeit zu geben", und Neumann erkennt hierin eine Erleuchtung über Art und Zwecke seines Kunstschaffens. Vielmehr scheint mir diese Äußerung nichts weiter zu verraten, als daß Rembrandt selbst empfand, sein Gemälde müsse Anstoß erregen, und sich, so gut es ging, zu entschuldigen suchte. Denn „natürliche Beweglichkeit" ließ sich sehr wohl erreichen, auch ohne komisch zu wirken, wie das hier geschieht und jedenfalls auch von dem Künstler in einer wunderlichen Laune beabsichtigt ist. Daß er solche Launen hatte, zeigt vielleicht am deutlichsten die Predigt des Täufers im Berliner Museum. Der Ausdruck des Redners selbst ist von schlichter, hehrer Begeisterung, seine Gebärde von monumentaler Würde; in der Gruppe der drei Pharisäer, die sich finster raunend von ihm abwenden, verrät sich ein mächtiges Stilgefühl. Aus den Gesichtern und Stellungen der Zuhörer, unter denen Rembrandt sich selbst und seine Mutter dargestellt hat, spricht tiefer Glaube und hingebende Aufmerksamkeit; doch mischen sich hier, wo der Maler in einer großen Menge von Köpfen und Gestalten Abwechselung schaffen mußte, schon derb genrehafte Motive ein. Ein altes Weibchen ist eingenickt, eine Mutter sucht ihr schreiendes Kind zur Ruhe zu bringen; ein Vater bedroht seine Jungen, die sich um eine Traube raufen. Hierin mag man den Gedanken erkennen, daß auch die höchste geistige Erhebung die kleine

Prosa des Lebens nicht ganz überwinden kann, und ihn, wenn man will, als schön und tief preisen. Jedenfalls drängen diese Episoden sich nicht vor und stören nicht die Würde des Ganzen. Aber nachdem die Tafel in diesem Sinne schon so gut wie fertig war, ließ Rembrandt ihr noch einen breiten Rand anstücken, und das zu welchem Zwecke? Hier sitzt ein halbwüchsiges Mädchen mit dem Rücken zum Prediger und bekränzt sein kleines Brüderchen mit Feldblumen; ein Junge hat einen Frosch an einen Faden gebunden und spielt mit ihm Pferdchen; eine Mutter hält ihr Kindchen zu einer Tätigkeit an, die sehr „natürlich" ist; ein paar Hunde beißen sich; ein paar andere benehmen sich so unanständig, daß die Berliner Museumsverwaltung, die sonst nicht prüde ist, es doch angemessen gefunden hat, das Liebespärchen unter einem dunklen Firnis verschwinden zu lassen. Und alles das steht groß und breit im vordersten Vordergrunde. Dieser spätere Zusatz ist eine Verhöhnung des ganzen Bildes, das in seiner ursprünglichen Gestalt von einem schönen Ernste durchweht war, und so haben ihn, wie wir aus schriftlichen Quellen wissen, auch die Zeitgenossen empfunden. Unwillkürlich wird man an die hoheitsvolle Christusvision Heines erinnert, der er aus einer anderen Stimmung heraus später jenen burlesken Schluß hinzugefügt hat:

Hättest du doch dies Traumbild ersonnen,
Was gäbest du drum,
Geliebtester!
Der du in Kopf und Lenden so schwach,
Und im Glauben so stark bist,
Und die Dreifaltigkeit ehrest in Einfalt,
Und den Mops und das Kreuz und die Pfote
Der hohen Gönnerin täglich küssest u. s. w.

Genau so hat Rembrandt durch seinen Zusatz zur Täuferpredigt die Stimmung, die er selbst hervorgerufen hatte, in einer trotzigen Laune wieder zerstört.

Falls er die Vorwürfe, die das Bild in dieser erweiterten Gestalt nicht mit Unrecht erfuhr, einer Antwort gewürdigt hat, wird er sich gewiß auch hier auf die „Natürlichkeit" berufen haben. Doch wie schon gesagt, die Kunst gibt niemals die ganze Natur, sondern immer nur einen Auszug daraus, und ist daher, auch wenn sie rücksichtslos wahr sein will, doch nicht gezwungen, aus der unendlichen Reihe der Möglichkeiten, die sich ihrer Auswahl darbieten, gerade solche Züge zusammenzustellen, die ihre Wirkung auf den Beschauer gegenseitig aufheben. Doch wir wollen nicht fragen, ob diese Art von Natürlichkeit ästhetisch zulässig sei — auch wir glauben an das Goethische „Erlaubt ist, was gefällt" —, wohl aber, ob man in ihr ein Zeichen schlichter Frömmigkeit erblicken dürfe, und dies müssen wir entschieden verneinen. Denn für den Gläubigen ist nicht nur Christus selbst über die „natürliche" Menschlichkeit erhaben, sondern auch diejenigen, welche Gott und sein hehrer Sohn ihres persönlichen Umganges würdigten, erscheinen ihm als ein begnadetes Geschlecht, das über die Alltäglichkeit des gemeinen Heute weit hinausgeragt haben müsse. Diese Hoheit aber läßt sich für das Auge nicht anders ausdrücken, als durch Idealisieren der körperlichen Erscheinung. Wer da meint,

Apostel und Erzväter könnten nicht viel anders ausgesehen haben, als die Juden von Amsterdam, der ist nicht nur künstlerisch Naturalist, sondern auch in seinem Glauben Rationalist. Man frage sich doch nur, ob irgend eine naiv christliche Gemeinde ein Bild, das von dieser Anschauung ausgeht, erbaulich finden und in ihrer Kirche als Altargemälde dulden würde.

Auch Rembrandt hat so empfunden, wenn sein schnell wechselnder Geist einmal religiös gestimmt war. Es ist bezeichnend dafür, daß seine Tobiasbilder niemals jene grobe Natürlichkeit zeigen, während sie bei den Simsonbildern die Regel ist. Das Mahl von Emmaus im Louvre, das Opfer Abrahams, der verlorene Sohn und Abraham mit den drei Engeln in Petersburg, das Gebet des Manoa in Dresden, die Vision Daniels in Berlin, der Segen Jakobs in Cassel sind alle von so hoheitsvoller Stilisierung, daß kein Italiener sich ihrer zu schämen brauchte. Und wenn ihm besonders fromm und feierlich zu Sinne war, hat Rembrandt auch auf die Kunstmittel der Italiener zurückgegriffen und es auf diese Weise stillschweigend anerkannt, daß ihre ideale Form denn doch der geeignetste Ausdruck religiöser Gefühle ist. In diesem Sinne hat schon Neumann auf die große Radierung mit der Auferweckung des Lazarus hingewiesen; noch lehrreicher aber ist das Hundertguldenblatt. Für die Gruppe zu den Füßen des Erlösers befindet sich ein erster flüchtiger Entwurf unter den Handzeichnungen des Berliner Kupferstichkabinetts. In diesem stehen die oberen Köpfe nach Art einer Frieskomposition ungefähr in gleicher Höhe; doch auf dem ausgeführten Blatte ist das in solcher Weise geändert, daß das Haupt Christi die Spitze eines streng pyramidalen Aufbaus bildet. Und wie hier in unverkennbarer Absicht ein Prinzip der italienischen Kompositionsweise zur Anwendung gebracht wird, so auch bei dem Pariser Mahl von Emmaus. Die drei Hauptfiguren ordnen sich hier genau nach den Regeln der aufgehobenen Symmetrie; nur wird sie durch den hinzutretenden Diener etwas gestört, und die Gruppe ist nicht ganz in die Mitte der Bildfläche gesetzt, beides offenbar, um den Schein des Gezwungenen zu vermeiden. Ist es Zufall, daß gerade diejenigen Bilder unseres Künstlers, die religiös wohl am tiefsten ergreifen, dieses Gemälde des Louvre und das Hundertguldenblatt, am entschiedensten auf dieselben Italiener zurückweisen, über welche der echte Rembrandtschwärmer so die Nase zu rümpfen pflegt?

Rembrandt wußte also sehr genau, was feierlicher Kirchenstil ist, und hat sich durch die Rücksicht auf „Natürlichkeit" durchaus nicht abhalten lassen, ihn mitunter anzuwenden. Wenn aber seine Bilder so verschieden sind, soll man sie auch nicht alle aus dem gleichen Gesichtspunkt beurteilen; daß einige von tiefer Frömmigkeit zeugen, hinderte den Künstler durchaus nicht, ein anderes Mal bitter gottlos zu sein. Schon einmal haben wir Heine zum Vergleich herangezogen; auch er kann sehr fromm sein, und zwar ist das durchaus nicht heuchlerische Maske, sondern wahres Gefühl, wenn auch nur zeitweiliges.

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt',
Betend, daß Gott dich erhalte
So schön, so rein, so hold.

Dies ist sicher echteste Empfindung und tiefe Religiosität. Aber derselbe Heine erzählt auch von den drei Weisen aus dem Morgenlande in bösartigster Scheinnaivität:

Der Stern blieb stehn über Josephs Haus,
Da sind sie hineingegangen:
Das Öchslein brüllte, das Kindlein schrie,
Die heil'gen drei Könige sangen.

Auch dies ist sehr „natürlich", und oft schon hat die Rembrandtsche „Natürlichkeit" mich daran erinnert.

Jeder Mensch hat mehr als ein Gesicht, und dies muß namentlich von einem leicht erregbaren Künstler gelten. Eins der spätesten Gemälde Rembrandts ist der verlorene Sohn der Eremitage, in dem Neumann ein reuiges Sündenbekenntnis erblickt. Gewiß kann dies herrliche Bild aus einer solchen Stimmung hervorgegangen sein; denn wohl hatte der Künstler Grund, als er an der Schwelle des Jenseits auf die vielen Irrungen seines Lebens zurückblickte, sich in den Gedanken an die göttliche Gnade zu versenken. Doch um dieselbe Zeit hat er auch die sehr schlüpfrige Geschichte von Juda und Thamar dargestellt, und das gleiche feurige Rot, in dem Neumann mit seltsamer Farbensymbolik dort den Ausdruck der Gnade erkennen will, wird hier zum Ausdruck der Sinnlichkeit. So ging es bei Rembrandt auf und ab, fast bis zur letzten Stunde seines Erdendaseins.

IV.

Den Aberglauben, daß der große Künstler immer auch ein tadelloser Mensch sein müsse, hat Neumann in der glänzenden Auseinandersetzung über „Mensch und Genius", die den Schluß seines Buches bildet, entschieden zurückgewiesen. Gleichwohl ist ihm der echte Rembrandt nur der „Maler des Gemüts", der sein Held angeblich erst in seinen späteren Jahren wird. Auf die technischen Versuche, denen er früher seine beste Zeit und sein höchstes Interesse widmete, blickt Neumann vornehm herab, ja fast ist er geneigt, sie zu tadeln. Er scheint der Meinung zu sein, daß es in der Kunst auf die Technik kaum ankomme, sondern nur auf das Gemüt. Tatsächlich aber unterscheidet sich der spätere Rembrandt von dem früheren nicht durch eine tiefinnerliche Sinnesänderung, sondern nur dadurch, daß jener über die Technik vollständig Herr geworden ist, während dieser noch in mächtigem Ringen bemüht sein muß, sie in seinen Dienst zu zwingen. Und freilich ist das die vollkommenste Technik, die sich nicht mehr aufzudrängen braucht, weil sie zum selbstverständlichen Besitz des Künstlers geworden ist. Nur so gewinnt sie die Fähigkeit, sich jeder Aufgabe genau anzupassen, und erweckt den Anschein, als wenn sie nur den Gegenstand selbst sprechen ließe, während sie, um diese schlichte und starke Wirkung auf das „Gemüt" zu erreichen, doch das entscheidende Wort sprechen muß. Gewiß ist es nötig, daß der Künstler die Gemütsbewegungen, die er bei seinem Publikum hervorrufen will, vorher selbst empfunden habe; aber in diesen Empfindungen hat er nichts vor uns gewöhnlichen Menschen voraus, ja vielleicht sind sie bei ihm sogar minder

stark. Denn was unser Inneres mit der mächtigsten Gewalt erregt, ist wahrlich nicht dasjenige, was wir in formvollendetem Ausdruck der Welt kundgeben können, sondern was wir schweigend in uns verschließen oder höchstens in unklarem Stammeln den uns zunächst Stehenden mitteilen. Ein Gefühl, das man künstlerisch zu gestalten vermag, wird daher in der Regel nicht allzu tief gehen, oder wenn es tief gegangen ist, schon in vergangenen Zeiten überwunden sein. Was den großen Künstler von uns allen unterscheidet, ist also nicht das tiefere Gemüt, sondern nur das stärkere Vermögen, das Gefühl auszudrücken und dadurch auf andere zu übertragen, kurz dasjenige, was man im weitesten Sinne Technik nennen kann. Freilich wird diese sich dem Inhalte des Empfundenen anpassen müssen; auch sie strömt daher aus dem Gemüt hervor und wird zum kräftigsten Ausdruck der künstlerischen Individualität. Le stile c'est l'homme! Das gilt für den Maler ebensowohl wie für den Schriftsteller.

Auch wer in einem überkommenen Stile weiterarbeitet, macht keine Ausnahme. Denn was wir von anderen erlernt haben, wird gleichfalls zu einem Teil unseres Selbst, und sind wir nicht stark genug, um Eigenes zu erwerben, so kann es dies Selbst fast ganz ausfüllen. Auch Rembrandt war von seinen Vorgängern nicht unabhängig; er sammelte ja mit Eifer Kunstsachen jeder Art, vor allem Kupferstiche, und wird sie gewiß nicht nur zum Vergnügen angesehen haben. So lassen sich denn auch in seinen Werken Einflüsse des Elsheimer und Franz Hals, des Velasquez und Rubens, ja selbst des Lionardo und Rafael nachweisen, aber immer nur vereinzelt und vorübergehend. Wirklich nachgeahmt hat er nur einen Künstler, der wenig berühmt war und noch weniger Geld verdiente, den Landschafter Hercules Seghers. Schon hierin verrät sich, wie er in trotziger Absicht sein persönliches Urteil dem Zeitgeschmack entgegensetzte. Es wäre lehrreich, den negativen Einflüssen nachzugehen, die fremdes Schaffen dadurch auf ihn ausgeübt hat, daß es ihn zu schroffer Opposition reizte. Namentlich das Verhältnis seiner Kreuzabnahme zu dem berühmten Werke des Rubens, das ihm nachweislich durch Stiche bekannt war, wäre zu beachten. In dieser Richtung hat Neumann die beiden Handzeichnungen nach Lionardos Abendmahl mit dem Original verglichen, aber, wie mir scheint, den Sinn der Veränderungen, die Rembrandt für erforderlich hielt, doch nicht in seinem vollen Umfange verstanden, so treffende Bemerkungen er auch darüber macht. In der älteren Zeichnung, die offenbar als Vorstudie zu einem Gemälde dienen sollte, wenn dieses auch nicht zur Ausführung gekommen ist, steht Rembrandt noch ganz unter dem Banne der großartigen Komposition des Italieners; in allem Wesentlichen bildet er sie nach; fast nur auf seinem eigensten Gebiet erlaubt er sich Änderungen, indem er, wie Neumann richtig gesehen hat, sich die Verteilung von Licht und Schatten anders denkt. Doch außerdem hat er, wie auf dem Mahl von Emmaus, die Hauptfigur aus der Mitte herausgerückt und durch die Stellung des Baldachins, den er hinter ihr anbrachte, die Asymmetrie noch verstärkt. Endlich liegt, um auch der „Natürlichkeit" ihren Tribut nicht zu versagen, ein Hund ganz vorn und kaut an den Abfällen der Mahlzeit; und ihm gegenüber sind auf ein paar Stufen

Schüsseln hingestellt; wahrscheinlich sollte hier ein kleines Stillleben den Vordergrund, der bei Lionardo leergelassen war, etwas beleben. So zieht er den heiligen Vorgang durch Beseitigung der feierlichen Symmetrie und Hinzufügen genrehafter Züge schon etwas ins Menschliche herab, aber noch ohne seine Würde ganz zu unterdrücken. Bald aber empfindet Rembrandt auch die schöne Rhythmik der Gruppierung als „unnatürlich"; in der zweiten Zeichnung werden nur noch einzelne Motive, wie die Handbewegung Christi und die ausdrucksvolle Stellung des Judas, beibehalten, die meisten im Sinne eines kräftigen Naturalismus umgebildet. Vor allem sind die Gruppen von je drei Aposteln aufgegeben; teils ballen sich die Gestalten zu größeren Massen zusammen, teils vereinzeln sie sich; Christus, der sich vorher hoheitsvoll von den übrigen abhob, wird jetzt dicht von ihrem Gedränge eingeschlossen. An natürlichem Leben und stürmischer Bewegung hat die Komposition unstreitig gewonnen; doch wäre aus dieser Zeichnung ein Gemälde geworden, so hätte es nie als Andachtsbild dienen können. Das Hundertguldenblatt und das Mahl zu Emmaus beweisen, daß es Rembrandts Natur keineswegs zuwider war, auch einmal stilvoll zu komponieren. Wahrscheinlich wäre auch sein Abendmahl feierlicher geworden, wenn er es frei erdacht und keinen Stich nach Lionardo vor sich gehabt hätte. Denn gerade die Lust am Widerspruch, der Trieb, es anders zu machen, als alle vor ihm, ist in seinem Schaffen ein starkes Motiv gewesen. Man schilt oft über die Originalitätssucht des neunzehnten Jahrhunderts; bei diesem Künstler des siebzehnten war sie nicht minder stark, und gerade darum ist er der Liebling unserer Zeit geworden.

Aber auch in seiner eigenen Zeit war er keineswegs der einzige, der den Drang in sich fühlte, ganz nur er selbst zu sein. In keiner Epoche, mit einziger Ausnahme des neunzehnten Jahrhunderts, gab es so viele scharf ausgesprochene Individualitäten unter den Künstlern, so viele Richtungen, die sich gegenseitig bekämpften und doch gleichzeitig nebeneinanderstanden oder sich in schneller Folge ablösten. Hier kräftige Gegensätze von Licht und Schatten, dort klare Hellmalerei; hier scharfes Hervorheben der Lokalfarben, dort einheitlicher Ton, und auch dieser bald goldig, bald silbern, bald hellbraun, bald dunkel olivengrün; hier zarteste Ausführung aller Kleinigkeiten, dort derbe Breite des Pinsels, die nur das Wesentlichste darstellt; hier entschiedene, ja selbst harte Zeichnung, dort ein sanftes Verdämmern der Umrisse im Dunkel oder im überquellenden Licht; hier eine strenge, fast italienische Komposition, dort kecker Naturalismus; hier das Toben zechender Bauern, dort die stille Wohlanständigkeit des reichen Kaufmannshauses; hier Darstellungen, die etwas Pikantes erzählen, mitunter auch „die Moral von der Geschicht" hausbacken hinzufügen, dort die reine Freude an der malerischen Erscheinung ohne jeden Nebengedanken; hier die stilvolle Landschaft Italiens, dort die ernsten Dünen und weiten Grasflächen der Heimat oder ihr graues, sturmbewegtes Meer, daneben auch Ansichten aus fernen Ländern, Schweden, der Schweiz, selbst den Tropen. Künstler, die für sich allein so vielseitig wären wie Rembrandt, finden sich unter seinen Zeitgenossen nicht wieder; aber die holländische Kunst als Ganzes ist von unerhörter Vielseitigkeit. Ein größerer Gegensatz zur

festen Tradition der Antike ist kaum denkbar, ja selbst die italienische Frührenaissance steht in dieser Beziehung weit zurück.

Wer sich auf die Unterschiede des Volkscharakters beruft, bietet damit keine genügende Erklärung. Waren doch die Niederländer des fünfzehnten Jahrhunderts sogar viel konservativer als die Italiener derselben Zeit. Von den Brüdern van Eyk bis auf Mabuse in den südlichen Provinzen, Geertgen tot Sant Jans in den nördlichen, d. h. ein volles Jahrhundert lang, entwickelte sich die Kunst ganz in der Weise der besten Antike, durch langsamen Fortschritt auf dem Boden der Überlieferung, die verständnisvoll weitergebildet, aber niemals jäh unterbrochen wird. Die meisten Künstler sind klar ausgesprochene Individualitäten; aber alle bewegen sich nach dem gleichen Ziel; jeder ergänzt die Errungenschaften seiner Vorgänger, keiner tritt zu ihnen in bewußten Gegensatz. Auch im siebzehnten Jahrhundert bleiben die katholischen Vlamen unter Führung des Rubens, obgleich sie mit den Holländern desselben Blutes sind, doch viel fester in den Bahnen der Überlieferung; Adrian Brower, der die einzige Ausnahme macht — denn Teniers hat ihn nur fortgesetzt —, ist nach seiner ganzen Art mehr Holländer als Vlame. Dieser Gegensatz zu den protestantischen Niederlanden läßt erkennen, daß die Religion an jenem Unterschiede einen bedeutungsvollen Anteil hat. Im Süden war, dank dem spanischen Zwange, die Überlieferung auf dem religiösen Gebiete festgehalten, und der Zustand der Geister, den dies bedingte, wirkte auch auf das künstlerische hinüber. Zu diesem inneren Grunde trat noch ein äußerer hinzu. Rubens und seine Schüler hatten eine Unzahl von Altarbildern zu malen, und wie wir schon gesehen haben, duldeten diese gar nicht den naturalistischen Stil eines Rembrandt oder Franz Hals. Die Religion will ewige Wahrheiten bieten, und wie sie selbst, wenn auch nicht tatsächlich, so doch im Prinzip, unveränderlich ist, so verlangt sie das gleiche von der Kunst, die ihr dienen will. Die freie Entwicklung der italienischen Frührenaissance wäre nicht möglich gewesen, hätten nicht damals zweifelnde Philosophie und antikes Heidentum das religiöse Bewußtsein tief erschüttert. Die Verweltlichung der päpstlichen Kirche, über die man so viel gescholten hat, war doch die erste Bedingung für jenes Maß von Freiheit, das man der Kunst in Italien gegönnt hat. Auch dort aber haben sich die Kreise des kleinen Bürgertums, in denen die einfältige Frömmigkeit des Mittelalters noch fortlebte, durch die fleischliche Schönheit der neuen Kunst verletzt gefühlt. Den Beweis liefern uns zahlreiche kleine Heiligenbildchen, die noch im 16. Jahrhundert die Formen des starrsten Byzantinismus festhalten, offenbar weil die Besteller es wollten. Die Andacht dieser Armen im Geiste wurde eben nur durch solche Gemälde erregt, wie diejenigen gewesen waren, vor denen ihre Väter und sie selbst in ihrer frühen Kindheit gekniet hatten. In Rußland, wo die kirchliche Tradition keine so tiefgehende Erschütterung hat durchmachen müssen, wird noch heute kein Heiligenbild anders als im byzantinischen Stil gemalt.

Aber die hohen Prälaten und die reichen Herren, welche in dem Italien des 15. Jahrhunderts große Altarbilder stifteten, waren aufgeklärter; in dieser vornehmen Sphäre konnte sich daher der Fortschritt der Kunst

ungestört vollziehen, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Als Caravaggio die Bahn des Naturalismus betrat, in Rembrandtschem Sinne, wenn auch noch lange nicht mit Rembrandtscher Rücksichtslosigkeit, da wiesen seine geistlichen Besteller manche seiner Bilder, z. B. den „Matthäus" des Berliner Museums, als zu gemein zurück. Durch die Renaissance war die kirchliche Tradition so weit geschwächt, daß sie die Kunst eines Rubens noch dulden konnte; aber sie blieb doch Tradition und gestattete daher die Freiheit nur innerhalb der Schranken, die durch Formgebung und Komposition der gewohnten Kirchenbilder gegeben waren. An diesen Aufgaben hat Rubens seinen Stil gebildet und ihn dann, wie nicht anders zu erwarten, auch auf Stoffe übertragen, die an sich selbst ihm keinen Zwang aufgelegt hätten. Auch Velasquez war strenger Katholik, aber seine Kunst hat sich viel mächtiger entfaltet, weil er nur sehr selten in die Lage gekommen ist, Altarbilder malen zu müssen.

Man hat die Kirche oft die Mutter der Kunst genannt, insofern mit Recht, als sie lange Zeit die Ernährerin der Künstler gewesen ist. Doch indem sie ihnen die fettesten Bestellungen zuführte, wurden sie zugleich in die Fesseln ihrer Tradition hineingezwängt. Dies ist es auch, was die zahme Entwicklung und den langen Stillstand der antiken Bildnerei erklärt. Denn auch sie diente vornehmlich der Gottesverehrung und durfte ihrem Zeus oder Apollon keine Züge verleihen, die durch gar zu auffällige Abweichungen von dem Altgewohnten die Andacht des Beters gestört hätten. Die Holländer haben nur dadurch dem kühnsten Spiel der Individualitäten die Bahn geöffnet, daß sie alle Bilder aus den Kirchen hinauswarfen und auch religiöse Stoffe nur noch malten, um dem profanen Zwecke des Zimmerschmuckes zu dienen. Und sind nicht auch heute die Altargemälde in ihrer konventionellen Monumentalität das allerschwächste, was unsere Kunst hervorzubringen pflegt? Das liegt nicht an einem Sinken der Religiosität; diese ist bei vielen Künstlern ebenso stark, ja vielleicht noch stärker, als sie in den Zeiten der Renaissance war. Aber damals malte man fast nur Altarbilder; in ihnen mußte also die künstlerische Empfindung ihren notwendigen Ausdruck finden, weil sie kaum ein anderes Feld besaß. Heute dagegen kann der Maler, wenn er sein Bild auf irgend einer Kunstausstellung feilbieten will, machen was er will; ist es dagegen für eine Kirche bestellt, so sieht er sich in tausend Konventionen eingezwängt, denen er sonst nie unterworfen ist. Auch der beste Renner wird im Wettlauf zurückbleiben, wenn ihm die Beine gekoppelt sind.

Den echten Maler reizt alles Sichtbare, und was er am häufigsten sieht, muß sich seinen leicht erregbaren Sinnen auch am tiefsten einprägen und ihn am stärksten zur Gestaltung drängen. Nachdem die Pisani die mittelalterliche Überlieferung gebrochen hatten, beginnt daher sehr bald die Lust an den Erscheinungen des täglichen Lebens sich zu regen. Die Bestellungen lauten fast immer auf religiöse Bilder; doch nachdem man gemalt hat, was man malen mußte, füllt man schon im 14. Jahrhundert den Hintergrund noch mit allerlei Genreszenen, die nicht bestellt sind, aber dem Künstler Freude machen. Und dann dauert es nicht mehr lange, bis man dahin kommt, die

Madonna selbst aus ihrer starren Göttlichkeit ins Genre herabzuziehen. Man läßt sie ihr Kindchen säugen, ihm Kirschen reichen oder ein Vögelchen zum Spielen hinhalten, lauter echt menschliche Dinge, wie sie der Maler an seiner eigenen Frau beobachten konnte. Man umgibt sie mit Blumen, Fruchtschnüren, blinkenden Gefäßen, schönfarbigen Teppichen und Baldachinen; hinter ihr öffnet sich der Ausblick in großräumige Kirchenhallen oder über Flüsse, Berge und Städte, in denen ein buntes Menschengewimmel sich bewegt. So schleichen sich Genre und Stillleben, Architektur und Landschaft in die kirchliche Malerei ein, und oft ist es unverkennbar, daß der Künstler auf dieses Beiwerk viel mehr Fleiß und Liebe verwendet hat als auf die heiligen Gestalten, deren Darstellung sein Auftrag galt. Wirkliche Genrebilder ohne allen religiösen Vorwand hat man zwar schon seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts gemalt; doch blieben sie noch sehr vereinzelt. Tüchtige Künstler waren eben so mit bestellter Arbeit überhäuft, daß ihnen für jene Allotria, die sie aus eigenem Antriebe malten, nicht viel Zeit übrig blieb; auch war es immer sehr zweifelhaft, ob sie dafür Käufer fanden. Die Landschaft wird um das Jahr 1500 so weit unabhängig, daß einzelne Maler es wagen, die heiligen Vorgänge, die in ihr spielen, zur Staffage herabzudrücken; aber ganz entbehren kann man sie noch immer nicht. Das völlig freie Genre tritt zuerst in den vervielfältigenden Künsten in größerer Menge auf; hier ist es so alt wie der Kupferstich selbst und nur wenig jünger als der Holzschnitt. Und bald folgt ihm dann die freie Landschaft und Architektur. Der Grund lag darin, daß diese Blättchen in ihrer Mehrzahl nicht bestellt waren, sondern für den Verkauf gearbeitet wurden. Die Künstler konnten also darstellen, was sie interessierte, und mochten dann abwarten, ob es auch im Publikum Beifall und Absatz fand. Dem entspricht es, daß gemalte Bilder dieser Art in ansehnlicher Zahl zuerst bei den Holländern auftreten. Denn bei ihnen hatte die Reformation die Darstellungen des Heiligen aus den Kirchen verbannt und damit den reichsten Quell der Bestellungen dauernd verstopft.

Die Religion hat also nicht nur durch ihr Festhalten an dem Überlieferten die Freiheit der Kunst beschränkt, sondern auch dadurch, daß sie den größten Teil ihres Schaffens von dem Geschmacke der Auftraggeber abhängig machte. Denn dieser war am Althergebrachten gebildet; wer ein Bild bestellte, der bestimmte meist nicht nur den Gegenstand desselben, sondern sprach auch den Wunsch aus, daß es dem oder jenem anderen Bilde, das ihm früher gefallen hatte, ähnlich sei. So war der Künstler sowohl in der Wahl seines Stoffes als auch in der Form, die er ihm gab, an fremden Willen gebunden. Selbst einen Rembrandt hat dies in seiner Frühzeit gehemmt, wie viel mehr erst schwächere Geister. Neumann (S. 55) lehnt es ab, den Pegasus im Joche zu bemitleiden, wenn er sich irgend welchen äußeren Anforderungen fügen soll. Er meint, daß die Porträtaufgaben, fast die einzige bestellte Arbeit, die es in Holland damals noch gab, auf jeden Künstler erzieherisch wirkten, und so auch auf den jungen Rembrandt. Und ohne Zweifel ist es gut, wenn der Maler „fest an die gegebene Wirklichkeit geschmiedet wird", nur muß er diese Wirklichkeit in der ihm eigentümlichen Art auffassen dürfen.

Nun ist es aber Tatsache, daß in der Frühzeit Rembrandts seine Entwicklung nach der Richtung hin, in der seine eigentliche Größe liegt, sich nur im Historienbilde und in denjenigen Porträts vollzieht, die er nach sich selbst oder nach seinen nächsten Angehörigen zu seinem Vergnügen malte. An ihnen studiert er jenes weltberühmte Helldunkel, das noch heute als das Stichwort seines Ruhmes gilt; die bestellten Bildnisse aus den Jahren 1632—1634 zeigen nichts davon und sind auch in der Farbe seiner Art so unähnlich, daß man sie lange gar nicht als echte Rembrandts betrachtete und daher trotz ihrer großen Zahl nur sehr wenige in die öffentlichen Sammlungen aufgenommen hat. Von gleichmäßig hellem Licht bestrahlt, kommt hier die Lokalfarbe zu ihrer vollen Geltung; nur durch die geistreichere Mache unterscheiden sich diese Gemälde von denen des Nicolaus Elias und Thomas de Keyser, die damals in Amsterdam die geschätztesten Bildnismaler waren. Offenbar verlangte man von Rembrandt, daß er nach der herrschenden Mode male, und er fügte sich, weil er seine einträglichste Arbeit nicht verlieren wollte. Erst als man sich an sein Helldunkel gewöhnt hatte und er berühmt genug geworden war, um den Bestellern sein Gesetz aufzuerlegen, durfte er sie malen, wie es seinem Schönheitsgefühl entsprach.

Dem Künstler sind Bestellungen immer willkommen; denn während er sonst auf den Zufall des Marktes angewiesen ist und Bilder, auf die er lange Arbeit verwendet hat, oft Jahre hindurch unverkauft in seinem Atelier stehen, bieten jene ihm einen sicheren Erwerb. Wir wissen es ja noch aus eigener Erinnerung, wie schwer Böcklin und Leibl darunter zu leiden hatten, daß sie lange nicht in Mode kommen wollten und ihre Gemälde keine Käufer fanden. Aber was dem Künstler in seinem bürgerlichen Dasein nützt, fördert darum noch nicht die Kunst. Auch die holländischen Maler haben sich oft schwer genug durchgeschlagen, und manche der größten sind im Elend verkommen. Aber der freie Markt, mochte er ihre Schöpfungen auch undankbar zurückweisen, gewährte ihnen doch die ungehemmte Bahn, auf der sie ihre Persönlichkeiten zu jener mannigfaltigen Eigenart entwickeln konnten, die wir an ihnen bewundern.

Noch manches andere hätte ich gegen Neumann einzuwenden; bei einem Buche von diesem Reichtum ist es eben selbstverständlich, daß neben vielem, woran man seine Freude hat, auch nicht wenig steht, was den Widerspruch herausfordert. Doch will ich mich damit begnügen, zum Schlusse nur noch hervorzuheben, daß auch er die großen Alten in den höchsten Tönen preist, um ihnen den Unwert unserer Zeit mit trübem Kopfschütteln gegenüberzustellen. Und doch hat keine andere in so ähnlicher Weise alle Bedingungen in sich vereinigt, die das Holland des 17. Jahrhunderts zu seiner Kunstblüte erhoben; auch wenn man es nicht mit Augen sähe, müßte man doch schließen, daß die gleichen Ursachen auch die gleichen Wirkungen hervorgebracht haben. Auch heute, wie in Rembrandts Amsterdam, ein schnell zunehmender Wohlstand, der sich in einzelnen Familien bis zu ungeheurem Reichtum steigert. Mag man in diesem Anwachsen des Kapitalismus wirtschaftlich auch ein Unheil sehen — ein Standpunkt, den ich nicht für richtig halte —, so vermag doch

keiner zu leugnen, daß große Vermögen den Drang erwecken, das Dasein auch durch die Kunst schön und vornehm zu gestalten, und daß sie die Mittel zu seiner Befriedigung gewähren. So wächst der Markt täglich an, und auch heute ist der Reiche viel seltener Besteller als Käufer. Der Künstler ist also nur ausnahmsweise an einen Auftrag gebunden; meist kann er schaffen, wie es ihm nach dem Herzen ist. Auch heute ist die Überlieferung auf allen Gebieten durch scharfe Kritik erschüttert worden; man ist so weit gekommen, daß das Ungewohnte, das früher abstieß, jetzt eher anzieht; dem Häßlichen ist in der Kunst sein volles Recht gegönnt, und vielleicht gar mehr als das. So können selbst die kühnsten Experimente auf Teilnahme bei vielen, bei einigen auch auf Beifall rechnen. Überall sucht und tastet man, und wenn dabei auch manches herauskommt, was uns recht verrückt erscheint, wer weiß, ob nicht die Nachwelt gerade dieses als große künstlerische Tat preisen wird? Obgleich eine handwerkliche Tradition kaum mehr existiert, steht doch das technische Können auch bei den vielen Mittelmäßigen erstaunlich hoch; was es für sich allein leisten kann, wird also in vollem Maße geleistet. Ob die vereinzelten Künstler, die sich über den Durchschnitt erheben, Höhepunkte der Kunstgeschichte bezeichnen, können wir noch nicht entscheiden. Haben doch ihre Zeitgenossen einen Rafael Mengs sehr hoch, einen Ruisdael sehr niedrig geschätzt. Erst kommende Geschlechter sind befugt, hier das Urteil zu fällen; denn gar zu große Nähe trübt den Blick. Doch jedenfalls fehlt es nicht an frischer Eigenart und kühnem Streben; die Hoffnung ist daher wohl berechtigt, daß unsere Zeit sich vor den früheren Jahrhunderten nicht zu schämen braucht.

Steuern und Steuerreformen im Reiche und in Preußen.

Von
Gustav Cohn.

IX.

Die Mannigfaltigkeit der Steuerformen hat den Zweck, bei wachsendem Bedarf und bei gesteigerten Ansprüchen an die Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit der Besteuerung, die nun einmal erforderliche Masse der Steuern durch Zerteilung auf verschiedene Punkte zu erleichtern, die Einseitigkeit der einzelnen Formen durch die Vielseitigkeit der übrigen zu ergänzen, die Gerechtigkeit in vollkommenerem Maße zu erreichen. Das Ideal einer einzigen Steuer, die alle anderen ersetzt, wird immer unerreichbarer, je größer die verlangte Summe der Steuern ist. Sie findet sich in dem Programm derjenigen Partei, die seit einem halben Jahrhundert auf der äußersten Linken steht.

Aber selbst bei dieser ist sie im Ernst kein Programm für den gesamten Steuerbedarf; sie ist nur eine Trutzwaffe zur Entlastung der arbeitenden Klassen von den auf ihnen ruhenden Steuern und zur Hinüberschiebung der Steuerlast allein auf die Schultern der besitzenden Klassen. In der Tat ist diese Steuer am wenigsten geeignet, von der Volksmehrheit die Leistungen zu erheben, die nun doch einmal auch von dieser gesteuert werden müssen. Die Mühe des Einschätzungswesens für Behörden und Pflichtige, die Schwierigkeit, zur Wahrheit der Einkommensverhältnisse zu gelangen, die in den unteren Schichten vielfach mangelnde ökonomische Zucht, die zur Erfüllung der direkten Steuerpflicht gehört, dazu die Rechtfertigung der Befreiung derselben durch die vorhandenen und sich vermehrenden indirekten Steuern, welche überwiegend auf die unteren Klassen fallen; obenein die Schwierigkeiten, die sich einer ausgiebigen Heranziehung auch der höheren Klassen in Form von direkten Steuern entgegenstellen — alles das hat immer mehr dahin getrieben, das Ganze der Steuersysteme, zumal in seiner Gliederung durch Reich, Staat, Gemeinde, nach wie vor in einem mannigfaltig zusammengesetzten Gefüge von Steuerformen herzustellen.

Bei uns in Deutschland hat sich diese Mannigfaltigkeit wesentlich so gestaltet, daß dem Reiche die Masse der indirekten Steuern, dem Staate und den Gemeinden (den Kommunalverbänden) die direkten Steuern überwiegend zufallen. In dem Nebeneinander, das wir heute besitzen, ist dies aus Gründen geschehen, die uns aus dem Vorangehenden bereits bekannt sind. In der Entwicklung der Geschichte ist das direkte Steuerwesen ein Werk mühsamer und langsamer Anstrengungen gewesen. Steuerformen wie Staatsformen wollen heranwachsen, und dennoch ist es wahr, daß sie alle miteinander nichts Neues, daß sie längst dagewesen sind; nur daß durch merkwürdige Aufstiege und Abstiege, durch Aufblühen und Verkommen sie in immer neuen Umgebungen auftauchen, in neuen sozialen Schichtungen, neuen politischen Gestaltungen, und daß sie hier dann gleichsam für jede Geschichtsperiode eine neue Laufbahn beginnen müssen. Aus dem Verfall des Mittelalters und des alten Régime bleiben von den einstigen Personalsteuern und ihrer hohen Leistungskraft nur Trümmer übrig, die teils durch die rücksichtslose Bedrückung der unteren Klassen, teils durch die Versteinerung zu Realsteuern ihr Leben fristen. Die junge Wissenschaft der Volkswirtschaft und Besteuerung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt mit einem scharfsinnig begründeten Protest gegen die Personalsteuern, und wird dadurch der wirksame Anwalt der französischen Volksmehrheit. Die Revolution von 1789 vollstreckt auch in dieser Hinsicht die Gebote der neuen Doktrin. Mehr als ein Jahrhundert ist seitdem verflossen — aber noch heute ist kein Reformplan geglückt, der, nach dem Beispiele anderer Länder im 19. Jahrhundert, die Einkommensteuer in Frankreich einführen wollte. So sehr scheinen die alten Erinnerungen nachzuwirken oder die sozialen Einflüsse, trotz der demokratischen Staatsformen, im Wege zu stehen. Dagegen liegt bis heute dort — neben den indirekten Steuern — der Schwerpunkt der direkten Besteuerung in den Realsteuern.

Anders in England und Deutschland. In England ereignet sich am Ende des 18. Jahrhunderts das Merkwürdige, daß der Schüler Adam Smiths unter den großen Staatsmännern jenes Landes, daß der jüngere William Pitt zum Kampfe gegen die französische Revolution und Bonaparte die Einkommensteuer einführt. Inmitten der enormen Anstrengungen der englischen Finanzen, in denen der Aufschwung der englischen Volkswirtschaft seine ganze Kraft bekundet, inmitten der Steigerung aller Arten von indirekten Steuern und großer Vermehrung der Staatsschulden wird die Einkommensteuer das unvergeßliche Denkmal hoher patriotischer Opferfreudigkeit und Leistungskraft der besitzenden Klassen. Wie einstmals Alexander von Macedonien durch den Kampf um das Weltreich die Lehre seines Meisters Aristoteles widerlegte von der natürlichen Differenz der Hellenen und der Barbaren, so widerlegte Pitt durch die Tat seiner Einkommensteuer die Lehre seines Meisters Adam Smith von der Unbrauchbarkeit der Einkommensteuer für größere Staaten und für größere Zwecke.

Dieses Denkmal Englands hat fortgewirkt in England und in Deutschland. In England für die außerordentlichen Bedürfnisse des Krieges eingeführt, wird die Einkommensteuer im Jahre 1816 aufgehoben, jedoch im

Jahre 1842 wieder eingeführt, um die Ausfälle des ermäßigten Zolltarifes zu ersetzen, und ist seitdem ein dauernder Bestandteil des englischen Steuersystems geblieben. Zumal zur Kriegführung hat sie nach ihrer Tradition immer wieder starke Hilfe geleistet, so für den Krimkrieg, so letzthin für den Krieg in Südafrika. Bis nahe an 7% hat in diesen Epochen das mittlere und größere Einkommen steuern müssen. Dabei hat man immer mehr das kleinere Einkommen von dieser Steuer frei gemacht. Vor hundert Jahren war das Einkommen unterhalb 1200 Mark davon befreit. In den letzten Jahren begann die Steuerpflicht erst bei einem Einkommen von 3200 Mark, und alles Einkommen bis hinauf zu 14000 Mark wurde von einem Teile des vollen Steuersatzes um so mehr befreit, je kleiner es war — so daß ein Einkommen von 7000 Mark nur die Hälfte zahlte. Also eine ausgiebige Durchführung des progressiven Steuerfußes mit ganz überwiegender Belastung der Wohlhabenheit und des Reichtums. Gemäßigter ist das Gleiche neuerdings vor und nach dem Kriege auch für die Friedensjahre geschehen.

Wie nun die Staatsformen ihre Zeit haben wollen und ihre Vorbedingungen in der Entwicklung des Volkslebens, also auch die Steuerformen. Was England für das eine und für das andere vorbildlich geleistet hat, steht hoch über dem Niveau des Tages mit seinen Leidenschaften, mit seinen vorgefaßten Meinungen, die zum großen Teile auf tiefer Unwissenheit beruhen. Die Staatswissenschaft ist zum mindesten dazu da, sich über den Nebel dieser Niederungen zu erheben und womöglich ihn zu zerstreuen. Indessen soviel ist richtig: nicht mechanische Nachahmung des fremden Beispiels ist möglich; das dort Bewährte muß durch das historische Verständnis und die historischen Bedingungen des beiderseitigen Staatslebens hindurchgehen. Für Irrtum und Wahrheit ist lehrreich, was wir an der Nachahmung englischer Verfassungsformen und englischer Steuerformen erlebt haben. In beiden lernt man, wie die vorangeschrittene Entwicklung Englands nicht im Fluge von unserem Staatswesen, von unserer Volkswirtschaft eingeholt werden kann.

In der Franzosenzeit macht Preußen Anstrengungen zur Erhebung einer Einkommensteuer und einer Vermögenssteuer. Sie sind nicht nur für außerordentliche Zwecke bestimmt und ihrer ganzen Gestalt nach unmöglich auf die Dauer berechnet, sie sind auch für die momentanen Zwecke klägliche, unfruchtbare Versuche, die von jeder Fortsetzung in der Friedenszeit abschrecken. Als man nun in mehrjährigen Beratungen zur Ordnung des Staatshaushaltes eine dauernde Einrichtung der Personalsteuer ins Auge gefaßt, da ist es wohl eine vereinzelte Stimme, die auf so etwas wie eine rechte Einkommensteuer hinweist (Prinz Wilhelm, der nachmalige Kaiser, sprach sich mit jugendlichem Enthusiasmus im Staatsrate dafür aus) — im ganzen erkennt man zu sehr die Schwierigkeiten, und das Ergebnis ist ein kümmerliches Zwischending zwischen Ja und Nein, ein dürftiger Anfang — die Klassensteuer. Sie ist etwas mehr als die Kopfsteuer; denn nach sozialen Klassen unterscheidet sie die Steuerkraft; aber sie ist viel weniger als die Einkommensteuer. Denn sie beschränkt sich auf einige oberflächliche Merkmale und wird dadurch zu schwer für die unteren Klassen, zu leicht für die oberen.

Abermals bemerken wir den nahen Zusammenhang von Steuerform und Staatsform. Die Bewegung, die in den vierziger Jahren einsetzt, um für Preußen eine „Verfassung" zu gewinnen, d. h. im wesentlichen eine Volksvertretung — sie ist es auch, welche die Reform der Klassensteuer, d. h. eine Einkommensteuer, verlangt. Dem Vereinigten Landtage des Jahres 1847 legt die Staatsregierung einen Entwurf vor, der diese Forderung erfüllt und zwar (der späteren Entwicklung erheblich vorgreifend) fundiertes und nicht fundiertes Einkommen in verschiedener Höhe belastet. Mit dem Vereinigten Landtage scheitern auch seine Gesetzesvorlagen. Aber alsbald, nachdem die neue Staatsform hergestellt ist, bringt das Ministerium einen neuen Entwurf an die Kammern, aus dem das Gesetz vom 1. Mai 1851 hervorgeht. Dieses löst die oberste Stufe der Klassensteuer von 1820 in eine Einkommensteuer auf, welche alles Einkommen trifft, das über 1000 Taler hinausgeht, klassifiziert in Steuerstufen, für die ein Steuersatz von drei vom Hundert der Untergrenze erhoben wird. Das Gesetz kommt nur dadurch zustande, daß wesentliche Bestandteile des Regierungsentwurfes preisgegeben werden: so namentlich die Pflicht zur Steuererklärung. Diese Lücke wird um so verhängnisvoller für den Ernst der neuen Steuer, da die Einschätzungsbehörden auf den Elementen der lokalen Selbstverwaltung beruhen, die von Ort zu Ort, von Provinz zu Provinz, von Ost nach West und von Stadt zu Land in der Milde wetteifern, mit der sie hinter der Wahrheit zurückbleiben.

Dieser Zustand hat vierzig Jahre gedauert; er ist eine Phase der Entwicklung auf der Bahn zu einer ernsten Einkommensteuer, wie es die Klassensteuer, wie es die Kopfsteuer gewesen. Es ist ein Vorbereitungsstadium für höhere Zwecke, das in der Tat lange genug gedauert hat. Die gesetzgeberischen Reformen, die innerhalb dieser vierzig Jahre an der Einkommensteuer und an der Klassensteuer unternommen werden, treffen jenen Hauptpunkt bezeichnenderweise nicht im geringsten. Dagegen sind es anerkennenswerte Maßregeln, die Skala der gesamten Personalbesteuerung im Sinne der Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit zu verbessern. So werden die untersten Klassensteuerstufen (unterhalb 900 Mark) allmählich beseitigt. Man folgt hiermit der Erkenntnis, die durch zahlreiche Erfahrungen der eigenen Steuerverwaltung befestigt wird, daß (zumal in den östlichen Provinzen Preußens) die unteren Klassen der Bevölkerung durch solche Personalsteuern unmäßig belästigt werden, daß hier Pfändungen und Exekutionen um weniger Taler willen in einer Unzahl von Fällen erforderlich werden, außer allem Verhältnis zum Ertrage der Steuer. Fürst Bismarck ist es, der den „Kampf gegen den Steuerexekutor" zu seiner persönlichen Angelegenheit macht und das Gesetz von 1873 fördert. In verwandtem Geiste werden in dem folgenden Jahrzehnt die etwas höher liegenden Stufen des Einkommens entlastet, die höchsten Stufen schon 1873 stärker herangezogen. Jedoch alles dieses auf dem morschen Fundament der alten Einschätzungsweise.

Die Abneigung des leitenden Staatsmannes jener Jahre trifft leider nicht bloß die unteren, sondern auch die höheren Stufen der Einkommensteuer. Er ist es, der je länger je mehr seinen Widerstand einer Verbesserung der Ein-

schätzung entgegengesetzt. Enge verknüpft mit seinem Rücktritt ist diese Frage, und Miquels Eintritt in das Finanzministerium gilt vor allem dieser Reform.

X.

Miquel ist nicht in dem Sinne der Vater der Gesetzgebung von 1891 bis 1893, wie es gemeinhin angenommen wird. Er hat das meiste davon im Finanzministerium vorgefunden. Sein Werk ist vor allem die Gewinnung einer Mehrheit für die Entwürfe im Landtage, ein Erfolg, der seinerseits beruhte auf der ihm eigenen realistischen Behandlung der Staatsgeschäfte.

Das große Schlagwort dieser Reform war längst vor seinem Eintritt die „Steuerdeklaration". Selbst eine Thronrede hatte vor Bismarcks Abgange einen derartigen Plan feierlich angekündigt, doch ohne den entsprechenden Gesetzentwurf darauf folgen zu lassen.

Jeder ernsthafte Fortschritt unserer Einkommensteuergesetzgebung mußte das Einschätzungswesen zuerst zum Gegenstande der Reform nehmen. Hier waren nach allgemeinem Zugeständnis die Mißstände die ärgsten, und wenn es im allgemeinen schwer ist, die Unrichtigkeit der Einschätzungsweise durch amtliche Ziffern zu beweisen, da es ja eben die amtlichen Zahlen sind, welche hinter der Wahrheit zurückbleiben, so gab es im einzelnen doch indirektes Beweismaterial (so u. a. kurz vor der Reform die eidlichen Zeugenaussagen gelegentlich eines vor dem Bochumer Gericht verhandelten Preßprozesses), welches unwiderlegliche und haarsträubende Tatsachen enthüllte. Das war aber nur die Bestätigung dessen, was niemand bezweifelte. Eine Reform dieses Zustandes konnte nur von denen beanstandet werden, die überhaupt keine ernsthafte Einkommensteuer wollten. Indessen auch diese mußten anerkennen, daß die bestehende Art der Besteuerung viel ungerechter sei, als eine verbesserte. Denn ein solches laxes Einschätzungswesen kommt keineswegs darauf hinaus, daß alle miteinander die Hälfte oder ein Viertel des gesetzlich verlangten Steuersatzes entrichten — dieses wäre keine Ungerechtigkeit, sondern nur eine Entlastung, und durch Verdoppelung u. s. w. des Steuersatzes könnte man das an der Einschätzung Versäumte einholen. Der Fehler sitzt tiefer: der eine zahlt den vollen Betrag seines wahren Einkommens, ein anderer die Hälfte, ein dritter ein Viertel u. s. w.

Nun hat uns England seit einem Jahrhundert nicht nur das Beispiel seiner Einkommensteuer gezeigt, sondern auch das Vorbild eines Einschätzungswesens und eines dafür eingerichteten Behördenwesens, welches in den Anfängen wie heutzutage den Erfolg der Steuer begründet hat. Es ist im klassischen Lande der lokalen Selbstverwaltung geschehen, daß ein zentralistisches Staatsbeamtentum in die Elemente der ehrenamtlichen Verwaltung eingefügt wurde, um diesen die notwendige Festigkeit und Widerstandskraft gegen die Versuchungen der nachbarlichen Nachsicht zu verleihen. Eine analoge Erscheinung, wie sie England auf dem Gebiete der Fabrikgesetzgebung gezeigt hat, wo nach einem Menschenalter unwirksamer Fabrikgesetze, die ein toter Buchstabe blieben, weil man ihre Überwachung der lokalen Selbstverwaltung überließ, erst ein

berufsmäßiges Staatsinspektorat die Gesetze zum Leben erweckte und große Verbesserungen der Arbeiterverhältnisse herbeiführte.

Die Ergänzung unserer auf die lokale Selbstverwaltung begründeten Einschätzungsbehörden durch Elemente des Staatsbeamtentums lag im Plane der Miquelschen Reform — ist aber nur in mäßigem Umfange Gesetz geworden. Der Landrat und der Bürgermeister sind nach wie vor in erster Reihe die leitende Kraft dieser Behörden geblieben, mit der selbstverständlichen Ergänzung durch die in denselben vorhandenen oder ad hoc berufenen Hilfskräfte. Weitergehende Maßregeln sind teils schon im Schoße des Staatsministeriums, teils im Landtage gescheitert.

Der erheblichste Fortschritt lag in der Einführung der Deklaration (Steuererklärung) zu der jeder Pflichtige mit einem Einkommen von 3000 Mark und darüber bei Strafe verbunden ist und für deren wahrheitgemäßen Inhalt er abermals bei Strafe haftet.

Auf der anderen Seite ist eine höchste Beschwerdeinstanz in einem besonderen Senate des Oberverwaltungsgerichtes geschaffen.

Miquel hat vor dem Landtage die Reform der Einkommensteuer begründet allein durch die Ungerechtigkeit des bisherigen schadhaften Zustandes und hat das zu erwartende Mehrerträgnis der neuen Steuer von vornherein für andere Verbesserungen des Steuerwesens festgelegt, indem er als kluger Taktiker diesen zunächst einmal notwendigen Schritt nicht verwickeln wollte in die Schwierigkeiten neuen Steuerbedarfs. Das Mehrerträgnis wurde gebraucht für die Beseitigung andersartiger Schwierigkeiten, nämlich der Überbürdung der kommunalen Verbände mit Realsteuern und der Übereinanderhäufung dieser Steuern auf die staatlichen Steuern. Hier lag auch der Weg, um die Zustimmung zu der ganzen Reform bei der Landtagsmehrheit im Hause der Abgeordneten und im Herrenhause zu gewinnen, vermittelst der agrarischen Zugeständnisse, die mit der Reform verknüpft waren.

Der wie im Staatshaushalte so in den Gemeinden wachsende Finanzbedarf war größtenteils auf Zuschläge angewiesen zu den direkten Staatssteuern, d. h. einmal den Personalsteuern, dann den Realsteuern (Grund-, Gebäude-, Gewerbesteuer). Dieses System war in einer Zeit entstanden, da man keine Ahnung hatte von dem später sich entwickelnden Ausgabebedarf der Gemeinden. Dazu kam, daß die Realsteuern, einst das Lieblingskind der neuen Wissenschaft des 18. Jahrhunderts, der französischen Revolution und ihres Gefolges in der Gesetzgebung Frankreichs und Deutschlands, daß die Realsteuern die Gunst der Wissenschaft und der Praxis im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts allmählich eingebüßt hatten. Dieser Unbeliebtheit gesellten sich in den letzten Jahrzehnten die agrarischen Klagen hinzu. Es war auch bereits längst der Vorschlag gemacht (so u. a. von Rudolf Gneist in seiner Schrift „Die preußische Finanzreform durch Regulierung der Gemeindesteuern", 1881), die Realsteuern den Gemeinden allein zu überlassen — ein Vorschlag, dem die Ansichten der Wissenschaft zu Hilfe kamen, indem sie das Wesen der Realsteuer, im Gegensatze zur Personalsteuer, auf das Verhältnis des Interessenbezugs zwischen dem einzelnen und dem öffentlichen Verbande

begründeten und dieses Verhältnis stärker im lokalen Verbande, zumal gegenüber dessen Grund- und Gebäudebesitzern, vertreten fanden, als im Staatsverbande.

Miquel hat diesen Schritt getan. Durch die Gesetzgebung vom Jahre 1893 verzichtete der preußische Staat auf die Erhebung der Realsteuern zu gunsten seiner Kommunen, indem er diesen im übrigen anheimstellte, die verknöcherte Gestalt der überlassenen Steuern im Geiste neuerer Erkenntnisse zu verbessern. Hierdurch erreichte man erstens die Verminderung der Realsteuerlast, zweitens die (wenigstens relative) Ermäßigung der Personalsteuerzuschläge der Gemeinden. Die Entschädigung der Staatsfinanzen für den Verlust der Realsteuern wurde gefunden teils in dem Mehrertrage der Einkommensteuer als Folge der Reform von 1891, teils in der neu geschaffenen „Ergänzungssteuer" durch Gesetz von 1893. Diese Ergänzungssteuer oder, mit der üblichen Bezeichnung anderer Gesetzgebungen und zumal unserer Wissenschaft: Vermögenssteuer — ist ein mäßiger Anfang (ein halb vom Tausend) auf dem in anderen Staaten, vor allem in den Schweizer Kantonen, längst betretenen Wege, den staatlichen und kommunalen Bedarf zu decken. Es ist für den Gang der preußischen Gesetzgebung die Wiederaufnahme des Entwurfes vom Jahre 1847 mit seiner höheren Belastung des Vermögenseinkommens und angesichts der seitdem geschehenen Vermögensanhäufung ein später, aber desto mehr begründeter Schritt auf dem Pfade fortschreitender Gerechtigkeit in der Steuerpolitik.

XI.

Der Erfolg der Steuerreform von 1891 in ihrem Hauptpunkte, der verbesserten Einschätzung, ist bekanntlich sehr bald durch eine unbestreitbare Tatsache bestätigt worden, durch die Steigerung des Steuerergebnisses um die Hälfte des bisherigen Betrages. Dieser Erfolg übertraf im ganzen die Erwartungen, da sich keine sichere Berechnung auf die neuen Hilfsmittel der Veranlagung aufbauen ließ, da wesentliche Teile der Reform (so die neue Erbschaftssteuer) gefallen waren, da manche Erfahrungen über den Erfolg der Steuererklärungen in anderen Staaten keineswegs zu übertriebenen Hoffnungen berechtigten. Selbst angesichts des wirklichen Erfolges habe ich (wie wohl mancher sonst) aus allerhand Wahrnehmungen den Eindruck entnommen, daß, nach dem allgemein zugegebenen weiten Abstande des früheren Einschätzungswesens von der Wahrheit der wirklichen Einkommensgrößen, auch von den höchstgespannten Hoffnungen nicht die Meinung genährt werden konnte, es sollte plötzlich durch dieses eine neue Mittel die ganze Kluft auf einmal ausgefüllt werden. Das war und ist psychologisch unwahrscheinlich; denn bekanntlich übt die verbreitete Abneigung gegen jede Steuerzahlung auf die Betätigung der Wahrheitsliebe einen bedenklichen Einfluß aus. Es ist auch nach der Höhe des Ergebnisses nicht recht wahrscheinlich. Denn indem die Einschätzung bis zum Jahre 1892 nach allgemeiner Überzeugung so weit hinter der Wahrheit zurückgeblieben war, sollte wirklich eine Steigerung derselben um die Hälfte den ganzen schuldigen Rest ausgeschöpft haben? Und ist nicht — wie übrigens allgemein angenommen zu werden pflegt — die fernere Steigerung des Ertrages unserer Einkommen-

steuer seit 1892 auf die objektive Steigerung des Wohlstandes zurückzuführen?[1]) Ja selbst wenn in der Entwicklung der Jahre 1892—1902 ein Teil des Erfolges auf die zutreffendere Einschätzung zu setzen ist, so bleibt nach meiner Ansicht immer noch ein gut Stück Weges bis zum Ziele der Wahrheit zurückzulegen.

Da ist nun vor nicht langer Zeit ein Buch erschienen, sehr bemerkenswert und sehr bemerkt: „Die Einkommensbesteuerung der Zukunft in Anknüpfung an das Preußische Einkommensteuergesetz von B. Fuisting, Wirklichem Geheimem Ober-Regierungsrat, Senats-Präsidenten des Königlichen Oberverwaltungsgerichts". Der Verfasser steht seit Erlaß des Steuergesetzes von 1891 an der Spitze der höchsten Beschwerdeinstanz, die mit diesem Gesetz für dessen Verwaltung eingerichtet worden ist. Aus der zehnjährigen Erfahrung in dieser Amtstätigkeit ist das Buch geschrieben, nachdem eine Reihe von Bänden vorausgegangen ist, die ein Denkmal staunenswerten Fleißes und seltener Arbeitskraft sind, die auf das erfreulichste die Vereinigung praktischer Berufswirksamkeit mit eindringendem wissenschaftlichem Denken über das System unserer direkten Besteuerung zeigen. Es ist in jedem Falle, es ist in diesem ganz besonders wohltuend, das ernste Bestreben um Durchdringung eines reichen Erfahrungsstoffes mit den Gedanken der Theorie zu beobachten. Es ist von hohem Werte, wenn ein solcher Mann seine Stimme erhebt, um den Fortschritt der geltenden Gesetzgebung vorzubereiten.

Um so größeren Eindruck hat es machen müssen, daß die ganze Schrift Fuistings ein außerordentlich scharfer Angriff gegen unser Einkommensteuergesetz und seine Handhabung ist, dieses aber namentlich deshalb, weil er nicht etwa im Sinne unseres eben dargelegten Gedankenganges die noch offenen Lücken der Reform im Kerne des Gesetzes von 1891 nachweist, sondern umgekehrt behauptet: das eine Extrem, der einseitige und übermäßige Schutz der Pflichtigen, wurde verlassen, um der entgegengesetzten Richtung, dem einseitigen und übermäßigen Schutze des Staates vor finanzieller Benachteiligung, Platz zu machen; es sei eine Ungeheuerlichkeit, daß die staatlichen Steuerforderungen tatsächlich im weitesten Umfange von fiskalischen Beamten festgesetzt, die Pflichtigen zu Hunderttausenden auf den Weg der Berufung gedrängt und die Berufungen wieder im weitesten Umfange von fiskalischen Beamten entschieden werden. Die jetzigen Zustände hätten in weiten Kreisen gesteigerte Unzufriedenheit hervorgerufen; ja wenn die Sozialdemokratie unter den Mittelständen weitere Verbreitung findet, so seien die Ursachen sicherlich nicht an letzter Stelle in der Unzufriedenheit mit den steuerlichen Einrichtungen zu suchen (S. 167).

Wie man sieht, eine rückhaltlose Kritik, die es an kräftigen Worten nicht fehlen läßt, von denen ich hier nur eine kleine Probe gegeben habe.

---

[1]) 1891: 79,55 Mill. Mark.
1892: 124,84 " "
1900: 174,39 " "
1902: 189 " "

Daß ein Mann von solcher Stelle her so redet, ist im moralischen und politischen Sinne — selbst wenn manche Worte für manches Ohr zu stark sein sollten — eine Tat. Dieser Ton des freien Mannes, der mitten aus seinem hohen Amte heraus seine Überzeugung männlich vertritt, ohne Besorgnis, ob er diesem oder jenem Hochgestellten damit etwas Unbequemes sagt — das ist das, was man so oft dem preußischen Beamtentum nachgerühmt hat, ohne daß man gerade ebenso oft lebendige Beispiele dafür hätte aufweisen können, woher man die historische Kategorie des „altpreußischen" Beamtentums erfunden hat.

Mir soll dieses gern gespendete Lob allerdings den Weg frei machen zur Äußerung einiger Zweifel an dem Inhalte der Kritik.

Vor allem bin ich nach langjährigen und ausgedehnten Beobachtungen gar zu tief von der verbreiteten Abneigung der Menschen im allgemeinen und damit auch der Deutschen und Preußen gegen das Steuerzahlen durchdrungen, um einer besonderen Maßregel oder Einrichtung des Gesetzes die Schuld einer verbreiteten Unzufriedenheit zuzuschieben. Mit dem alten Gesetze war man gleichfalls unzufrieden, zum Teil aus anderen Gründen, zum Teil aus demselben Grunde, nämlich dem, daß man Steuern zahlen sollte. Und dieses Gesetz machte es den Leuten wahrlich bequem mit seinem Verbote „alles lästigen Eindringens in die Vermögensverhältnisse".

Nach den letzten Reichstagswahlen im Königreich Sachsen hat man die Zunahme der sozialdemokratischen Stimmen und Erfolge bezeichnenderweise auch darauf zurückgeführt, daß die Personalsteuern seit mehreren Jahren um einen Zuschlag von 25 % erhöht worden sind.

Der Vorwurf der „Fiskalität" in der Handhabung des Gesetzes, der immer wiederkehrt, scheint mir an den verschiedenen Stellen des Buches eine etwas schwankende Bedeutung zu haben. Einmal nämlich wird der Sinn damit verbunden, der dem üblichen Sprachgebrauch entspricht und eine übertriebene Geltendmachung der fiskalischen Interessen gegenüber den Staatsbürgern bedeutet. Dann wieder scheint der Nachdruck mehr auf die im Sinne der Steuerverwaltung parteiische Stellung der betreffenden Beamten zu fallen im Gegensatze zu dem unparteiischen richterlichen Beamten, der als Reformmaßregel verlangt wird. Was die Fiskalität im ersteren Sinne betrifft, so wird dieses Wort natürlich große Zustimmung in dem Publikum der Steuerpflichtigen finden; ich kann aber nicht sehen, wie die pflichtmäßige Verfolgung der Staatsinteressen in der Ermittlung der Einkommensverhältnisse einen Vorwurf verdient. Die Fiskalität in dem zweiten Sinne ist dann freilich nur eine verwaltungstechnische Frage, und es mag dem höchsten richterlichen Beamten der Steuerbeschwerdeinstanz wohl anstehen, ein Analogon zur höchsten Instanz auch in den unteren Instanzen zu empfehlen, nämlich eine konsequente Durchführung des Gedankens der Verwaltungsgerichtsbarkeit in der Besteuerung. Aber ein richterlicher Beamter an Stelle des Landrats oder des Bürgermeisters wird die wesentliche Schwierigkeit nicht ändern können, daß eine nicht zu bewältigende Geschäftslast auf die Veranlagungskommissionen gelegt ist. Denn diese Last wird fortbestehen, so lange die Einkommensteuer so tief hinabreicht in die unteren

Schichten wie gegenwärtig; ja selbst dann noch wird sie übermäßig sein, wenn durch eine (kaum so bald zu erwartende) Reform die Grenze der Einkommensteuer erheblich hinaufgesetzt ist über die jetzige Höhe von 900 Mark. Die Last wird auch fortbestehen, so lange die Elemente der Selbstverwaltung und des Ehrenamts in die Kommissionen berufen werden. Denn diese besitzen nicht die hinreichende Tragfähigkeit. Bei einer Minderheit mag Muße von anderen Geschäften, Neigung zu angestrengter Arbeit, Pflichtgefühl und dergl. einigermaßen stark genug sein; bei der Mehrheit verwandelt sich die nominelle Pflicht in ein Scheinwesen zufolge der absoluten Unmöglichkeit, mit einer so ungeheuren Arbeitslast Ernst zu machen[1]). Setzt man einen richterlichen Beamten an die Stelle des Vorsitzenden oder läßt man den gegenwärtigen Landrat (Bürgermeister) an seiner Stelle, immer wird, wenn man nicht summarische und mechanische Erledigung der Geschäfte durch Subalterne will, eine stärkere Vertretung des berufsmäßigen studierten Beamtentums in den Kommissionen unvermeidlich sein, und zwar anderer Leute als der jetzigen Regierungsassessoren, deren Zuweisung an die Landräte sich (nach Fuisting) nicht bewährt hat: nach ihrer Vorbildung können diese, wie er sagt, durchweg nur oberflächliche Kenntnisse vom Steuerwesen haben; die örtlichen Verhältnisse sind ihnen völlig neu; es bedarf einer mehrjährigen Einarbeitung; aber bis dahin pflegen sie einem anderen Wirkungskreise überwiesen zu werden. Ebensowenig wird der Fingerzeig auf das, was sie einst sein sollten, aus den ehrenamtlichen Kommissionsmitgliedern etwas anderes zu machen vermögen, als sie heute sind. Eine wirkliche Erleichterung der Last könnte bringen und sie ließe sich erreichen, wenn man sich entschlösse, sich mit dreijährigen Einschätzungsperioden statt der jährlichen zu begnügen, wie es bei der Ergänzungssteuer der Fall ist.

Fuisting war vortragender Rat im Finanzministerium, bevor er zu seinem gegenwärtigen Amte berufen wurde. Es ist reizvoll, an seiner Hand in die Mängel des Einkommensteuerentwurfes, der aus diesem Ministerium kam, hineinzublicken, oder in die Mängel, die im Staatsministerium oder im Landtage dem Gesetze mitgegeben wurden. So beleuchtet er die agrarische Zutat der Doppelbesteuerung der Aktiengesellschaften, die gegen Miquels Entwurf im Staatsministerium eingefügt wurde. Indessen, so treffend seine Kritik an der Hand des geläuterten Einkommensbegriffes ist: daran hat es nicht gelegen; der wahre Grund war die Nachgiebigkeit gegen die agrarischen Tendenzen, und keine geläuterte Theorie wird diese in einer demnächstigen neuen Gesetzesvorlage überwinden. Die Macht derselben ist groß genug, auch das ihnen zu Unrecht Eingeräumte zu behaupten — als mäßige Abschlagszahlung auf das, was man ihnen sonst zu Unrecht noch nicht hat gewähren wollen. Ist doch von dieser Seite her das Verlangen gekommen, die Ergänzungssteuer von 1893 ganz wieder aufzuheben. Eben diese agrarischen

[1]) Fuisting teilt in der Replik auf eine Rezension seines Buches den Fall mit, daß in neuester Zeit in einem ganz überwiegend industriellen, also ungewöhnliche Schwierigkeiten bietenden Kreise mit fast 150000 Einwohnern das gesamte Veranlagungsgeschäft durch die Kommission in einer Sitzung von zwei Stunden erledigt worden ist. („Der Tag", 7. März 1903.)

Einflüsse sind es auch, die ich in ihrer lokalen Sphäre höher veranschlage und die immer noch (wie unter dem alten Gesetze) auf die Einschätzungen drücken — tief unter die Wahrheit herab, nicht über die Wahrheit hinüber. Die Instruktionen des Ministers an die Landräte u. s. w. sind nicht alles[1]); ihr Wortlaut zerbröckelt vor der Macht der tatsächlichen sozialen Sphäre. Im Jahre 1901 sind von 537 152 Steuererklärungen 25,3 % beanstandet, und zwar 20 % mit Erfolg. Aus diesem Material sind die Beschwerden entsprungen, die Fuisting aus seiner Behörde kennt. Wie es mit den 75 % steht, die zu keiner Beanstandung geführt haben, dafür beweisen diese 20—25 % nichts. Bei jenem Dreiviertel der Gesamtheit der Erklärungspflichtigen mag eine Masse unversteuerten Einkommens liegen.

Im übrigen wäre es ein Glück, wenn man die große Mehrzahl der Einkommensteuerzahler von dieser Steuer frei machen könnte. Im Jahre 1901 sind im preußischen Staate 3 646 527 physische Personen veranlagt; hiervon waren 3 210 831 mit Einkommen von 900—3000 Mark und gar 2 410 275 mit 900 bis 1500 Mark. Die nahezu drittehalb Millionen letzter Kategorie will Fuisting in der Tat befreien; folgte man gar dem englischen Beispiel, so müßten alle Einkommen unterhalb 3000 Mark, ja 3200 Mark befreit werden. Mindestens für das erstere ließe sich vieles sagen, und nicht bloß vom Standpunkte einer Entlastung der Steuerverwaltung, sondern auch vom Standpunkte der Gerechtigkeit in der Verteilung der Steuerlasten. Hier kommen wir auf das zurück, dessen Faden wir bei der Erörterung der Reichssteuern fallen ließen. Finanziell käme es auf eine Fortbildung der Steuerskala an, die nach oben hin das einholt, was sie nach unten hin preisgegeben hat. Ist nun die Aussicht auf eine solche Reform in unseren politischen Zuständen ohnehin nicht groß, so kommt die andere Schwierigkeit hinzu, daß unsere Gemeindebesteuerung die bestehende Form der Besteuerung für die unteren Klassen nicht entbehren kann, es sei denn, daß tiefgreifende Umgestaltungen auch ihrer Steuereinrichtungen vor sich gingen. Es ist wohl an eine Kopfsteuer gedacht worden, um das eine zu tun und das andere nicht zu lassen. Indessen dieses wäre ein Rückbildungsprozeß in eine Steuerform, die als primitive hinter uns liegt. Das zu ihrer erneuten Empfehlung beliebte Moment der zum Bewußtsein gebrachten staatsbürgerlichen Pflicht in den unteren Klassen ist früher oft gebraucht worden, bevor man die Staatsklassensteuer der untersten Stufen aufhob (1873). Jetzt wird das Gleiche wiederholt, teils um die an sich wünschenswerte Aufhebung der Personalsteuer über 900 Mark hinaus zu bekämpfen, teils um gar die glücklich beseitigte Belastung unterhalb der Grenze von 900 Mark wieder einzuführen. Ein „ethischer" Gewinn soll in der direkten Steuer liegen; dieser kann doch nur in dem Bewußtsein der Steuerpflicht und in deren Erfüllung gefunden werden. Die unteren Klassen sind aber heutzutage durch die Sozialdemokratie genügend darüber unterrichtet, wieviel sie in Form von indirekten Steuern zahlen.

---

[1]) Nur in 64 Kreisen gibt es selbständige Veranlagungskommissare (Rede des Finanzministers im Abgeordnetenhause 5. März 1903).

XII.

Miquel hat immer als ein sehr sparsamer Finanzminister gegolten. Nach seinen persönlichen Neigungen und nach der Haltung, die er im amtlichen Verkehr gegenüber den Vertretern der Staatsverwaltungszweige eingenommen, ist diese Ansicht auch zutreffend. Wer ihn kannte, wer amtlich mit ihm zu tun hatte, fand das bestätigt. Um so merkwürdiger ist es und unsere früheren Bemerkungen bekräftigend, daß bei aller dieser Sparsamkeit während seiner elfjährigen Verwaltung des Finanzministeriums die Staatsausgaben Preußens noch mehr gewachsen sind als in den voraufgehenden Jahrzehnten.

Woher hat Miquel nun die Mittel dazu genommen? Behauptete er doch, als er die Steuervorlage im Herbste 1890 machte, diese sei nicht dazu bestimmt, Mehreinnahmen für den Staat zu erzielen; solche seien auch gar nicht erforderlich — die Lasten der Steuerzahler seien hoch genug. Die letztere, im taktischen Interesse getane Äußerung hat er dann freilich wenige Jahre später bei anderer Gelegenheit ins Gegenteil verkehrt. Und dieses entsprechend der Wahrheit. Woher also kamen die Mehreinnahmen? Einen Teil lieferten ja die Mehrerträge der Einkommensteuer, die wir kennen, bis zur Höhe von etwa 50 Millionen Mark im Jahre 1901. Aber das war offenbar nicht genügend. Die Hauptquelle lag an einer anderen Stelle, und zwar in den Überschüssen der Staatseisenbahnen. Es ist einer der seltsamsten Glücksfälle in dem Finanzwesen der Gegenwart, daß bei all den Nöten um Vermehrung der Einnahmen — d. h. also normalerweise der Steuern — ja bei den Schwierigkeiten, die einer entsprechenden Maßregel gerade in Preußen entgegengetreten sind, hier wider alle Berechnung eine ergiebige, bequeme, verhältnismäßig gerechte und wenig drückende Form der Staatseinkünfte entstanden ist. Ohne jede Absicht auf finanzielle Überschüsse, ja schon in den ersten Entwürfen die mögliche Folge verteidigend, daß Zuschüsse zu den Erträgen der Staatsbahnen erforderlich sein würden (wie sie tatsächlich in mehreren anderen deutschen Staaten wegen unzureichenden Ertrages ihrer Staatsbahnsysteme erforderlich ist), vielmehr lediglich aus dem Plane einer verkehrspolitischen Reform entsprungen, durch welche die Staatsgewalt die Verfügung über das große Verkehrsmittel unserer Volkswirtschaft allein erhalten sollte an Stelle von Aktiengesellschaften und Aufsichtsräten — ist gleichwohl das preußische Staatsbahnsystem über den Zins- und Tilgungsbedarf seines Schuldkapitals hinaus ein kräftiges Finanzmittel geworden. Mit Schwankungen im einzelnen, je nach dem Auf und Ab der Konjunkturen des Wirtschaftslebens, ist der Überschuß fortschreitend größer geworden, so daß er längst die Höhe des ganzen Einkommensteuerertrages überholt hat, an dessen Seite er sich stellen mußte, um den gestiegenen Staatsbedarf zu befriedigen[1]).

Es ist eine noch zu lösende Aufgabe, in die genauere Untersuchung der Gründe einzudringen, durch welche diese unerwarteten Überschüsse entstanden

---

[1]) Vgl. für das Folgende meine Aufsätze „Zur Geschichte und Politik des Verkehrswesens“ (1900), sowie „System der Nationalökonomie“, Band III: Nationalökonomie des Handels und Verkehrswesens. 1898.

sind. Inzwischen sind mancherlei annähernde Erklärungsgründe zu nennen. So die Vorteile der zentralisierten Verwaltung im Gegensatze zu der Zersplitterung der früheren Eisenbahnkomplexe; das Hineinwachsen des gesteigerten Verkehrs der letzten Jahrzehnte in die vorhandenen Anlagen und damit die so viel intensivere Ausnutzung des Kapitals; die Beseitigung unwirtschaftlicher Konkurrenz der Eisenbahnen durch die Einheit und Planmäßigkeit des ganzen Systems. Dabei sind die Eisenbahnen erworben unter reichlicher Entschädigung der bisherigen Eigentümer und Direktoren. Es hat eine ausgiebige Ergänzung des ganzen Netzes durch Bahnen erster und zweiter Ordnung stattgefunden. Am sichtbarsten ist die Verbesserung der Bahnhöfe und zum Teil der Luxus, der dabei getrieben worden ist. Auch das Tarifwesen, also die Preise für die Beförderung von Menschen und Gütern, ist im Sinne der Ermäßigung beeinflußt worden, und neuerdings hat man in der Qualität der Transportmittel manches verbessert.

Übrig bleibt freilich das Verlangen, es möchten, gleichsam als das gute Recht aller derer, die sich der Staatseisenbahnen bedienen, die Überschüsse über den Verzinsungs- und Tilgungsbedarf des Eisenbahnkapitals in den Ermäßigungen der Tarife wieder herausgegeben werden. Hierum dreht sich in der Tat der Streit seit Jahren, nur mit mancherlei Nüancen, die bestimmt werden durch das größere oder geringere Maaß von Verantwortlichkeitsgefühl für die Deckung des Staatsbedarfs, das nun bei denselben Parteien und Personen wiederum ein verschiedenes ist, je nach der Situation, in der sie gerade ihre Ansichten geltend machen. Im preußischen Abgeordnetenhause fühlt auch die Linke die Verpflichtung, die Eisenbahnüberschüsse zu verteidigen als unentbehrliche Ergänzung der Staatseinnahmen, als Deckungsmittel der wachsenden Ausgaben, zu deren Vermehrung sie selber ihr eigenes Teil beiträgt. Außerhalb dieser amtlichen Gebundenheit kämpfen die Zeitungen der verwandten Richtungen schlechthin gegen die Fiskalität der Staatsbahnverwaltung und beschränken sich keineswegs wie jene Vertretung im Landtage auf die Empfehlung von Tarifreformen, die den Finanzen keinen Verlust bringen.

Worauf kommt der Streit hinaus?

Die Einnahmen kann man nicht entbehren, weil man die Ausgaben, und zwar als dauernde, jährlich wiederkehrende, längst beschlossen hat. Der Verzicht auf diese Art der Einnahmen ist also nur möglich, wenn ein Ersatz dafür in einer anderen Art der Einnahmen gefunden wird. Dieses können nur Steuern sein. Aber welche Steuern? Hier gibt es nichts Neues zu entdecken; es sind die Steuern, die wir schon kennen: Einkommens-, Vermögens- und Erbschaftssteuer. Wollten wir mit der Unbefangenheit rein wissenschaftlicher Erkenntnis von der Gerechtigkeit und den Idealen der Steuerverteilung hier reden, in der Weise, wie es nicht etwa bloß der berufsmäßige Gelehrte, sondern auch ein bedeutender Praktiker gleich dem Senatspräsidenten Fuisting eben getan hat, so wäre es uns ein leichtes, zu behaupten, auf den hier angedeuteten Wegen ist der Ersatz für die gegenwärtigen Eisenbahnüberschüsse zu finden. Fragen wir aber nach der Durchführbarkeit einer solchen Maßregel in unseren nun einmal gegebenen politischen Zuständen, fragen wir nach dem, was die nicht

zu entbehrende Landtagsmehrheit zu einer solchen Vorlage sagen würde, das Haus der Abgeordneten und das Herrenhaus (welch letzteres seiner Bestimmung nach vielleicht, seiner Wirklichkeit nach aber nicht im geringsten für einen solchen Reformplan Entgegenkommen zeigen möchte), — so entschwindet uns die Lust, pathetische Reden zu halten, die in die Leere gehen. Ja, es könnte uns obendrein geschehen, daß uns entgegengehalten würde, ob wir allen Ernstes geneigt sind, weitere Tausende und Hunderttausende der Wahlstimmen aus dem Mittelstande der Sozialdemokratie zuzuführen.

So werden wir mithin auf die Festhaltung der Eisenbahnüberschüsse zurückgeworfen. Und wenn ich seit vielen Jahren [1]) nicht nur die Notwendigkeit dieser Festhaltung, sondern auch die leidliche Rechtfertigung derselben aus den Gesichtspunkten der Besteuerung vertreten habe, so ist das nicht aus einer Bewunderung solcher Einkünfte an sich, sondern aus der tatsächlichen Finanzlage heraus geschehen.

Wenn ein Staat oder eine Gemeinde solche Überschüsse erzielen, so ist es prinzipiell das gleiche, wie wenn ein Konsumverein aus den von seinen Mitgliedern gezahlten Preisen für die an sie verkauften Waren einen Überschuß erzielt. Ein Überschuß pflegt als Dividende teils für die Kaufsumme, teils für die Anteilscheine zurückvergütet zu werden; es können aber auch die Preise derart herabgesetzt werden, daß der Überschuß absorbiert wird. Das letztere können ebenfalls Staat und Gemeinde tun, und sie tun es dann, wenn sie für die Überschüsse keinen Bedarf haben oder diese nicht zu rechtfertigen vermögen. So hat die Bundespostverwaltung der Vereinigten Staaten von Amerika im Überflusse der Finanzen ihre Tarife so weit herabgesetzt, daß die Überschüsse verschwanden und mehr als das. So setzen die städtischen Wasserwerke ihre Wasserpreise bis zur Beseitigung eines Überschusses herab, weil die elementare Notwendigkeit des Wassers für den Lebensbedarf die höchstmögliche Wohlfeilheit für die gesamte Bevölkerung angemessen erscheinen läßt. Ist aber in den Finanzen des öffentlichen Verbandes ein Mangel an Einnahmen vorhanden und läßt sich die Festhaltung der Überschüsse rechtfertigen aus dem Wesen der Gegenstände, deren Betrieb sie aufbringt, so fehlt die Möglichkeit, nach dem Beispiel des Konsumvereins sie den Interessenten periodisch zurückzuzahlen. Sie werden im Gegenteil für die Finanzen festgehalten, um die Lücken der normalen Einnahmen (Steuern) zu ergänzen. Dazu aber müssen sie sich rechtfertigen lassen, wie sich die Überschüsse des städtischen Wasserwerks nicht rechtfertigen lassen, wohl aber die Überschüsse der Gasanstalten, der Postverwaltungen, der Staatseisenbahnen. Diese Rechtfertigung nun ist wesentlich die gleiche wie die Rechtfertigung gewisser Arten von Verbrauchs- und Verkehrssteuern auf bestimmte Gegenstände, die sich in dem Grade zur Besteuerung empfehlen, als sie Symptome des Wohlstandes sind, also zur Besteuerung der zahlungsfähigeren Klassen der Staatsgesellschaft sich eignen.

---

[1]) Zuletzt „Über Reaktion im Verkehrswesen" in „Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Volkswirtschaft". 1903.

Auf diese Weise gelangt man zur Rechtfertigung der Staatseisenbahnüberschüsse als vorzugsweise aufgebracht von den wohlhabenderen Klassen, die teils als Produzenten, teils als Konsumenten an den Leistungen der Eisenbahnen in hervorragendem Maße beteiligt sind. Ließen sie sich auf diese Art nicht rechtfertigen, wäre es erwiesen, daß sie einer Verteuerung des Wasserpreises gleichkommen — dann um so schlimer für den Zustand der preußischen Finanzen, die sie nun einmal nicht entbehren können. Inzwischen habe ich immer wieder die Ansicht vertreten, daß eine solche Auffassung nicht richtig wäre.

Gelegentlich, und gerade neuerdings, ist der Steuercharakter solcher Überschüsse bestritten worden; es sei vielmehr ein Unternehmergewinn. Angenommen, dies wäre der Fall, so entstände um nichts weniger die Frage: wie ist dieser Unternehmergewinn zu rechtfertigen? und wir hätten in anderer Form das gleiche Problem. Ein Unternehmergewinn ist aber bei jedem Verbande eine sinnwidrige Konstruktion; er paßt nur dahin, wo eine privatwirtschaftliche Organisation besteht, vermöge deren ein Unternehmer als Gegenpart denjenigen gegenübersteht, denen er etwas verkauft und von denen er sich seine Leistungen bezahlen läßt. Wogegen die Organisation im Namen einer Gesamtheit (einer freiwilligen oder einer politischen) diesen Gegensatz aus ihrem Wesen aufhebt: hier wird erworben aus der Gesamtheit für die Gesamtheit. Hat man gar einen Unternehmergewinn der Domänen und Forsten zu diesem angeblichen Unternehmergewinn der Staatseisenbahnen in Parallele gestellt, so ist vollends die Natur des Unternehmergewinnes ins Unbestimmte versetzt. Die landwirtschaftlichen Domänen ergeben, weil sie verpachtet werden, Pachtrente, d. h. Grundrente und Kapitalzins; beide in bekanntlich so mäßiger Höhe, daß kein Rest übrig bleiben kann für jenen eigentümlichen Zusatz, den die Wissenschaft als Unternehmergewinn bezeichnet. Die Forsten bringen ihrerseits, trotz der eigenen Staatsverwaltung, ebenfalls keine Überschüsse auf, die man auf diese Weise unterzubringen vermöchte. Hiernach fällt diese Stütze der Analogie aus dem übrigen Staatshaushalt dahin.

Der Reiz des Gegenstandes für die wissenschaftliche Erörterung beruht aber auf der Tatsache, daß wir genötigt sind, uns auf die Fortdauer desselben in die fernere Zukunft hinein einzurichten.

Es ist der Vorschlag gemacht worden, und zwar von einem namhaften Politiker aus der Mitte des Abgeordnetenhauses, einen Hemmschuh anzulegen gegen die Zunahme der Staatsausgaben und die daraus folgende wachsende Verwendung der Eisenbahnüberschüsse für den Staatsbedarf. Es hätte sich — so führt er aus — gegen früher der Charakter der Etatsberatungen völlig verändert. Früher habe die Staatsregierung neue Ausgaben gefordert und die Volksvertretung sie bewilligt oder auch gestrichen. Jetzt umgekehrt fordern die Abgeordneten neue Ausgaben, und die Regierung bewilligt sie; in der Hauptsache bestünden jetzt die Etatsberatungen in der Forderung von Mehrausgaben seitens der Landesvertretung. Kein Etat und keine Partei mache eine Ausnahme. Selbst ein so starker und widerstandsfähiger Finanzminister wie Miquel hat nur teilweise diesem Andrängen um wachsenden Ausgaben widerstehen können. Wir haben uns früher bereits überzeugt, daß tatsächlich

die Staatsausgaben in Preußen auch unter Miquel nicht nur zugenommen, sondern noch mehr zugenommen haben als in demselben Zeitraum unter seinen Vorgängern. Miquels Widerstand hat also nur verhüten können, daß die Staatsausgaben noch mehr gewachsen sind, als es wirklich der Fall gewesen. Obendrein arbeitet man in demselben Abgeordnetenhause auf Verminderung der Eisenbahnüberschüsse hin, indem man nicht müde wird, die Herabsetzung der Tarifsätze zu fordern, zumal der Personentarifsätze, die ohnehin schon bei ihrer jetzigen Höhe nicht einmal die Selbstkosten aufbringen.

Hiergegen nun soll die Abhilfe liegen in einer dem Mehrbedarf entsprechenden Erhöhung der Einkommen- und Ergänzungssteuer. Wenn Zug um Zug mit der Erhöhung der Ausgaben für irgend einen Zweck die Notwendigkeit der Deckung durch Erhöhung dieser Steuern verknüpft wäre, so würde der Hemmschuh, der unmittelbar an den abwärts gleitenden Wagen der Ausgabebewilligungen gelegt wäre, das Bewußtsein der Verantwortlichkeit bei der Volksvertretung schärfen, und es würde eine um so strengere Abwägung zwischen der Dringlichkeit der Ausgabezwecke und dem Drucke der Steuererhöhung die Folge sein.

Dieser Reformvorschlag hat unzweifelhaft das für sich, daß er überhaupt an die Pflicht mahnt, dem zunehmenden Staatsbedarf die Verantwortlichkeit für seine Deckung entgegenzubringen, jede neue Bewilligung und Forderung an den Staat mit der Hergabe der dazugehörigen Finanzen zu verbinden. Er hat auch das für sich, daß er die Volksvertretung mahnt, die Notwendigkeit erhöhter Steuerzahlungen ihren Wählerschaften klar zu machen und vor ihnen zu vertreten, soweit sie zur Bestreitung der sich mehrenden Ausgaben erforderlich sind und soweit sie sich aus dem Standpunkte der Gerechtigkeit in der Verteilung der öffentlichen Lasten zwischen Reich und Staat, zwischen unteren und oberen Schichten verteidigen lassen. Er hat für sich endlich, daß der Staatsbürgerschaft die Augen geöffnet werden für die wechselseitige Bedingtheit der Forderungen an den Staat und der Leistungen an den Staat. Jedoch eben diese Vorzüge sind es selber, welche zweifelhaft erscheinen lassen, ob, sei es im Lande, sei es im Landtage — so wie heute die Stimmungen sind — ein Erfolg für die Reformidee zu hoffen ist. Eher vielleicht dann, wenn im Geiste der herrschenden Strömung es sich um einen Bedarf handelt, der einseitig oder überwiegend den durch die Landtagsmehrheiten vertretenen Interessen zu gute kommt und andererseits dafür überwiegend die Steuern in Anspruch nimmt, die anderen Klassen der Staatsbevölkerung auferlegt werden. Soweit dieses Vehikel reichte, wäre das allerdings wieder die alte Weise der Unverantwortlichkeit in neuer Gestalt.

XIII.

Voll von eigentümlichen Problemen ist die heutige Gemeindeverwaltung. Die Entwicklung ihrer Wirksamkeit, die Ausbreitung ihrer Sphäre, die wachsenden Anforderungen und die unaufhaltsam zunehmenden neuen Bedürfnisse materieller und ideeller Art, in Gesundheitspflege, Straßenwesen, Unterricht, Armenpflege u. s. w., die nie zuvor in solcher Weise gekannten

finanziellen Ansprüche, die von Jahr zu Jahr größer werden, und dieses keineswegs allein in den Großstädten, sondern auch in den mittleren und kleineren Städten, alles kompliziert mit den Fragen der Gemeindeverfassung und der kommunalen Wahlrechte, die das Gegenstück bilden zu den finanziellen Lasten und der Art ihrer Verteilung — hier ist ausgiebiger Stoff, welcher der Klärung erst noch bedarf.

Einmal nämlich erscheint das, was für die Mehrzahl der Bevölkerung geschieht und was so sehr die Steuerlasten der Gemeinden vergrößert, als die soziale Pflicht der wohlhabenderen Klassen, die für die Volksschule, für das Fortbildungswesen, für die Armenpflege, für die Krankenhäuser und ähnliches immer schwerere Opfer darbringen müssen, damit die unteren Klassen solche Dinge unentgeltlich erhalten können. Dann aber verwandelt sich die Ansicht der Frage, wenn eben diese unteren Schichten kraft der Wahlrechte nicht allein als die Empfangenden, sondern auch als die Fordernden und Beschließenden erscheinen, die den sozial Verpflichteten solche Leistungen auferlegen. Es entsteht daraus ein Gegensatz, zu dessen Ausebnung eine Besteuerung dient, die den unteren Schichten ihre eigne Verpflichtung einschärfen soll, eine Besteuerung, die obenein unter der Kontrolle der Staatsregierung steht, welche das Ebenmaß der Verteilung in den Gemeindelasten wahren will.

So erklärt es sich, daß wir in den preußischen Gemeinden ein Personalsteuersystem besitzen, das die in der Staatsbesteuerung seit Jahrzehnten beseitigten unteren Stufen (unterhalb 900 Mark) aus der Zeit der älteren Klassensteuer fortbewahrt, trotz all der Einwände, die man mit Erfolg dagegen gemacht hat, als man diese Steuerstufen für den Staat aufhob. Sind aber diese Einwände — übermäßige Belästigung der Behörden und der Pflichtigen durch die Veranlagung, die Beanstandung, die Erhebung der Steuern — sind sie für den Staat zutreffend, so sind sie es auch für die Gemeinden. Ja, wir haben gefunden, daß eine an sich aus gleichen Gründen höchst erwünschte weitergehende Befreiung von der Einkommensteuer über 900 Mark hinaus ein hauptsächliches Hindernis hat an dem gleichzeitigen Bedürfnis der Gemeinden, diese Steuern zu behalten. Es würde beiden Arten von öffentlichen Haushaltungen, dem Staate und den Gemeinden, nur dadurch geholfen werden können, daß für die Gemeinden ein Ersatz dieser Steuergattung in anderen Steuerformen zu finden wäre. Solche andere Formen können aber, gerade für die unteren Klassen, nur die indirekten Steuern sein. In Frankreich, in Süddeutschland weiß man das nur zu gut. Es hat dieses Beispiel zeitweise auch bei uns großen Eindruck gemacht, so zumal in jenen Jahren, da sich gegen die einseitige Vorliebe für die direkten Steuern die Wage einmal wieder stark nach der anderen Seite neigte und der Einfluß des Fürsten Bismarck das seinige dazu beitrug. In jenen Jahren war es, wo man die Kornzollerhöhung dadurch populär zu machen suchte, daß der preußische Landtag aus deren Ertrage den Gemeindefinanzen einen Zuschuß bewilligte. Letzthin dagegen hat der Reichstag bei der Beratung des Zolltarifes zu einem ähnlichen Zwecke ungefähr das Gegenteil getan: er hat — mit zweifelhafter Kompetenz — beschlossen, es solle als eine Art Entschädigung für die Zoll-

erhöhung von Dingen des notwendigen Lebensbedarfs (Korn, Fleisch) deren Gemeindebesteuerung im Jahre 1910 aufgehoben werden.

Nun läßt sich — abgesehen von den finanziellen Bedürfnissen der Gemeinden, die einen Ersatz für eine Lücke derselben verlangen — noch ein anderer Standpunkt geltend machen, welcher zuletzt von selber zur Ausfüllung des finanziellen Ausfalls hinüberführt, auch wenn man auf die indirekten Steuern in den Gemeinden verzichtet. Es ist der Standpunkt der Steuerfreiheit des Existenzminimums. Er hat seit langer Zeit Beifall in der Wissenschaft und in der Praxis gefunden. Er bedeutet, daß der Mensch zuerst ein gewisses Einkommen zum notwendigen Lebensbedarf braucht, ehe Staat und Gemeinde von ihm einen Teil desselben als Steuern in Anspruch nehmen dürfen. Praktisch durchgeführt ist dieser Standpunkt meistens nur in beschränkter Weise, da man nämlich der Steuerbefreiung des Existenzminimums Ausdruck gab zwar in der Stufenleiter der Personalsteuern, daneben aber die meist ansehnliche Belastung auch des kleinsten Einkommens in Form von indirekten Steuern übersah oder übersehen wollte. Rechnet man die indirekte Besteuerung mit ein, so gibt es kein Staatswesen der Gegenwart, in welchem jene Steuerfreiheit in Wahrheit durchgeführt ist. Es kommt nur darauf an, daß man, wie sich gebührt, die Gesamtbelastung in der ganzen Gliederung der öffentlichen Verbände (Reich, Staat, Gemeinde) zusammenfaßt, und wenn wir dieses für unsere preußisch-deutschen Verhältnisse tun, so werden wir finden, daß in der jetzt bestehenden indirekten Besteuerung des Reiches und vollends in der weiterhin zu erwartenden ähnlichen Besteuerung eine relativ so starke Belastung der Mehrzahl der unteren Klassen zu veranschlagen ist, daß sogar diejenigen, welche die Theorie von der Steuerfreiheit des Existenzminimums mißbilligen (und zu denen gehöre ich selber), befriedigt sein können, auch wenn die Gemeindebesteuerung der unteren Klassen ohne Ersatz durch eine andere Belastung der unteren Klassen in den Gemeinden, fortfällt. Der finanzielle Ersatz müßte freilich, wie für den Staat, so für die Gemeinden, von den höheren Klassen aufgebracht werden. Die alsdann noch übrig bleibenden Bedenken wider die Wahlrechte in den Gemeinden, deren Einfluß von unten her durch keine entsprechenden kommunalen Steuerlasten balanziert wird, müßten durch Aufsichtsrechte der Staatsregierung gehoben werden, die in unserer Gesetzgebung und Verwaltung wohl bereits hinreichende Handhaben besitzen. Denn das ist der Vorzug der Kommunalverwaltung vor der Verwaltung des souveränen Staates und Reiches, ein Vorzug, der freilich von den kommunalen Körperschaften selber öfters unliebsam empfunden wird, daß die Kommune nur ein Organ der Staatsgewalt ist, untertan ihren Ordnungen und Remeduren, während die gleichen Mißbräuche oder Mängel im Mittelpunkte des Staatswesens kraft der Souveränität keine Aufsichtsinstanz über sich haben können. So steht das Schuldenwesen der Gemeinden unter der höheren Kontrolle der Staatsregierung, während es für das Schuldenwesen des Staates oder Reiches keine Kontrollinstanz gibt außer dem eignen Gewissen dieser höchsten Instanzen selber oder der Kritik der Wissenschaft.

Die Realsteuern, die durch die Gesetzgebung des Jahres 1893 seitens des preußischen Staates seinen Gemeinden zum alleinigen Gebrauche überlassen worden sind, haben in dem seitdem verflossenen Jahrzehnt hiermit durchaus nicht ihren Ruhepunkt gefunden. Nicht nur, daß die bekannte psychologische Erscheinung eingetreten ist, der zufolge die teilweise geschehene Entlastung den Wunsch nach weiter gehender Entlastung geweckt hat; nicht nur, daß der fortschreitende Finanzbedarf der Gemeinden die wirkliche Entlastung zum Teil bald wieder überholt hat: die Gestalt dieser Steuern ist eine so fragwürdige, daß ihre Reform durch die Gesetzgebung selber angeregt worden ist, doch so, daß es den einzelnen Gemeinden anheimgestellt wurde, die Umgestaltung vorzunehmen.

Im letzten Grunde beruht die unbefriedigende Gestalt der Realsteuern darauf, daß sie Zwitterwesen sind: entsprungen aus Anschauungen von Staat und Besteuerung, die heute als überwunden gelten, dann von Wissenschaft und Praxis umgedeutet, weil man sie einmal hatte, aber umgedeutet für den Notbehelf. Eine wahre Steuer ist nach heutigen Begriffen eine Abgabe, die der Leistungskraft angepaßt ist zur Bestreitung von öffentlichen Ausgaben, die aus der Solidarität der Staatsbürgerschaft sich ergeben. Das gemeinsame Einstehen für die Verteidigung des Vaterlandes, für die Friedensbewahrung im Inneren, für Volksschule, Armenpflege u. s. w. kann nur auf diese Weise den Schultern der einzelnen Kräfte richtig zugemessen werden. Eine Vorteilsausrechnung ist hier nicht möglich, eine Kostenrechnung ebensowenig. Dazu gehören also Steuern, die nach der Leistungskraft der einzelnen Pflichtigen fragen. Eine Realsteuer tut das nicht. Wenn eine Grundsteuer (Gebäudesteuer, Gewerbesteuer) dem Besitzer aufgelegt wird, ohne danach zu fragen, ob er ein reicher oder ein tief verschuldeter Mann ist, dem tatsächlich kein Pfennig von dem versteuerten Objekt gehört, so ist solche Steuer entweder falsch schlechthin oder man rechtfertigt sie auf andere als die normale Art, in der man heute eine Steuer zu begründen pflegt. Dies geschieht nun wirklich. Eine Realsteuer soll dadurch begründet sein, daß sie als Entgelt für die Vorteile erhoben wird, die dem Objekt unabhängig von den persönlichen Verhältnissen des Besitzers aus den Leistungen des öffentlichen Verbandes zufließen: so die Grund- und Gebäudesteuer für die innige Verbindung des Grundbesitzes mit den allgemeinen Aufwendungen der Gemeinde. Indessen schon der äußere Umstand macht diese Erklärung verdächtig, daß sie nachträglich geschaffen ist, um die historisch ganz anders entstandene Realsteuer zu begründen. Man würde sie heute schwerlich einführen, wenn man sie nicht hätte, und daher auch jenen Rechtfertigungsgrund dafür nicht geltend machen. Ganz im allgemeinen leuchtet dieser Grund unter bestimmten lokalen Bedingungen ein in großen und größten Städten, in denen eine starke Zunahme der Gemeindeausgaben Hand in Hand gegangen ist mit großem Zuwachs des Bodenwertes. Jede Form der Abgaben, die hier dem Gemeinwesen von den Besitzern der Grundstücke gezahlt worden ist, erscheint als ein mäßiges Entgelt für die aus dem Gemeindeverbande entsprungenen Vorteile des Grundbesitzes. Indessen solche Bedingungen sind örtlich und zeitlich nicht typisch. Es ist außerdem längst damit der Anfang gemacht, geeignetere Formen für denselben Zweck anzuwenden.

Man läßt den Grundbesitzer in deutlicher Weise Zug um Zug zahlen für die Kosten, die er der Gemeinde verursacht: in Straßenbeiträgen, Entwässerungsanlagen, Wasserleitungen. Man legt ihm ferner, im Hinblick auf den vorausgesetzten lukrativen Charakter der Umsätze von Grundstücken, Umsatzsteuern auf, die freilich das Mißliche haben, daß es zweifelhaft bleibt, inwieweit die Voraussetzung in jedem einzelnen Falle zutrifft, und die daher von selber hinüberweisen in das Gebiet der Personalsteuern (Vermögenssteuer).

Nun gibt es gar einzelne Realsteuern, bei denen die Begründung durch die besonderen Vorteile, die ihnen aus den Aufwendungen der Gemeinde zufließen, vollends im Unklaren bleibt. So die Gewerbesteuer. Man braucht mit deren Rechtfertigung nicht so unglücklich zu sein wie jener Minister, der die Warenhaussteuer erklären wollte durch die Kosten der Straßenbeleuchtung (für welche die Warenhäuser mehr leisten als empfangen), und doch kommt man ohne sehr künstliche Deutungen nicht zum Ziele. Mit den wirklich zutreffenden Gründen geht es ähnlich wie bei der Grundsteuer; sie lösen die Gewerbesteuer in ihre wahren Bestandteile auf. Verunreinigung von öffentlichen Gewässern durch den Betrieb einer Fabrik, Belastung der Gemeindefinanzen durch die Schulkinder und Almosenempfänger, die sich an ein industrielles Unternehmen knüpfen, Beschädigung der öffentlichen Straßen durch die Lastwagen eines großgewerblichen Betriebes u. dergl. m. kann man und soll man in zutreffenderen Formen entgelten lassen, als in der oberflächlichen Form der Gewerbesteuer, die gerechte und ungerechte Forderungen erhebt ohne Unterscheidung der tatsächlichen Vorteils- und Kostenbeziehungen.

Nützlich zum mindesten ist die Anregung des Gesetzes, die den Gemeinden aufgibt, die alten Formen der Realsteuern zu verbessern. Sie sind zum Teil an sich so schadhaft, daß große Verbesserungen noch möglich sind, auch wenn man sie beibehält. Bereits damals, als die Regulierung der Grundsteuer in Preußen noch zu den Rückständen des liberalen Programms von 1808 gehörte, also vor einem halben Jahrhundert, schlug man vor, angesichts der Schwierigkeiten einer Reform im Sinne eines einheitlichen Ertragskatasterwerkes, die landschaftlich verschieden überkommenen Grundsteuern den kommunalen Verbänden zu überlassen und diesen eine Neugestaltung derselben anheimzustellen. Nachdem dennoch das französische Vorbild und die ihm zugrunde liegenden Vorstellungen in der Gesetzgebung von 1861 gesiegt hatten, kehrte die Reform Miquels zu den Ansichten zurück, aus denen jener Vorschlag entsprungen war. Hat sich das Reinertragskataster überhaupt als ein untauglicher Versuch zutreffender Wertabschätzung der Grundstücke erwiesen, weil es der Entwicklung des wirklichen Wertes gegenüber veraltet, ehe es kaum fertig ist, so tritt dieser Mangel dort am deutlichsten hervor, wo die Wandlungen des Wertes am lebhaftesten sind, nämlich bei dem Übergange der bisher landwirtschaftlich genutzten Grundstücke in städtisches, zumal großstädtisches Baustellenland. Selbst in kleineren Städten, aber unendlich viel mehr in großen und größten Städten zeigt sich heutzutage ein schreiender Kontrast zwischen dem tatsächlichen Preise (Marktwerte, „gemeinen Werte") des Baustellengeländes am Rande der Stadt und dem landwirtschaftlichen Ertragswerte, auf den es

zur Zeit des Katasterwerkes einstmals eingeschätzt ist und den es als Kartoffelacker, Grasland, Kornfeld heute nur noch scheinbar bewahrt. Aus einem Wertobjekt von einigen Hundert oder Tausend Mark ist ein Baustellenterrain im Werte von Hunderttausenden geworden.

Hier ist nun zunächst eines geschehen. Die Ergänzungssteuer (Vermögenssteuer), die das Gesetz von 1893 uns gebracht hat, dient u. a. auch dazu, diesen Widerspruch zu heben. Dem Beispiele fremder Gesetzgebungen, namentlich der schweizerischen, folgend, obwohl noch nicht deren Konsequenzen ziehend, unterwirft sie den Grundbesitz jeder Art der Besteuerung nach seinem wahren Werte. Freilich ist bei uns die bescheidene Höhe der neuen Steuer gleichsam eine Probe auf das, was einstmals daraus zu machen ist. Und Miquel war der letzte, der es gewagt hätte, weiter zu gehen; er kannte die Schwierigkeiten unter den gegebenen Verhältnissen. In den Schweizer Kantonen dagegen ist dies eine alte, längst gewohnte Art der Besteuerung, und man hat seit einem Menschenalter zumal ausgiebigen Gebrauch davon gemacht, um die auch hier gestiegenen großen Staats- und Gemeindeausgaben zu decken. Ja, die Höhe der für beide Verbände erhobenen Vermögenssteuern ist so enorm, daß sie nicht ertragen werden würden, wenn nicht die weitgehende Nachsicht der Einschätzungsweise zu Hilfe käme. Bei uns ist nun diese Steuer nicht nur bescheiden, sondern auch auf den Staat beschränkt. Den Gemeinden ist nach dem Stande unserer Gesetzgebung dieselbe versagt. Sie müssen zu ihrem Ziele zu kommen suchen durch die Reform der Realsteuer. In der Tat ist das Losungswort für sie: Verwandlung der Grundsteuer in eine Steuer „nach dem gemeinen Werte" der Grundstücke. Auch ist in einer Anzahl von Städten danach bereits verfahren worden. Leider aber hat es der Wortlaut des Gesetzes erschwert, gerade an dem wichtigsten Punkte, dem Baustellengelände, die Reform durchzuführen, und es wird zu diesem Behuf einer Änderung des Gesetzes bedürfen. Es ist die Hauptstadt der Monarchie, die mit ihren Grundsteuerordnungen von 1895 und 1897 ein Denkmal des Mißerfolges gesetzt hat. Das Oberverwaltungsgericht entschied im Jahre 1896, daß die Bauplatzsteuer nach dem Wortlaut des Gesetzes in allen denjenigen Fällen nicht erhoben werden dürfe, in denen es sich um Grundstücke an Straßen handelt, deren Fluchtlinie schon vor dem Gesetze über die Fluchtlinien (1875) festgestellt worden ist. Dies waren aber weitaus die meisten unbebauten Grundstücke (90 %). So kam es, daß die Steuer ziemlich unerheblich für die städtischen Finanzen, aber sehr ungerecht für die betroffenen Baustellenbesitzer wurde. Darum verzichtete die Stadt auf die Steuer ganz und gar und zahlte die erhobenen Beträge zurück. Es kam die neue Grundsteuerordnung von 1897, mit dem Gefolge einer erhöhten Umsatzsteuer für unbebaute Grundstücke. Ein Ausweg wäre gewesen, daß man die Besteuerung nach dem Verkehrswerte für die Gesamtheit der Grundstücke eingeführt hätte, also ebenso für die bebauten wie für die unbebauten. Doch hat dieses wiederum seine eigentümlichen Schwierigkeiten, welche freilich in anderen Städten überwunden worden sind.

XIV.

Die in dem Gesetze von 1893 den preußischen Gemeinden anheimgegebene Fortbildung der Realsteuern ist in einem besonderen Falle neuerdings von der Gesetzgebung selber in die Hand genommen worden. Die Gewerbesteuer ist durch das Gesetz, betreffend die Warenhaussteuer, vom 18. Juli 1900 ergänzt. Die Ergänzung lag im Sinne der Gesetzgebung von 1893 insofern, als diese bestrebt war, die großen Gewerbebetriebe in höherem Maße zur Besteuerung heranzuziehen, um dafür die kleinen Betriebe zu entlasten. Dieses war und ist denn auch die Art der Rechtfertigung, welche die Warenhaussteuer an amtlicher Stelle bei ihrer Einbringung in den Landtag und nachher erfahren hat. Allerdings waren die Antriebe und die treibenden Kräfte, welchen die Staatsregierung zögernd nachgab, als sie zu dem Entwurf sich entschloß, anderer als finanzieller Art; auch legt die eigene Gestalt des Gesetzes hiervon Zeugnis ab. Man durfte fragen, warum denn gerade an den Warenhäusern allein dieser Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit vollzogen werden sollte und nicht auch an den anderen Arten der Groß- und Riesenbetriebe. Man durfte ferner fragen, warum — was eine Besonderheit dieser Besteuerungsweise bildet — die Höhe der Steuer bestimmt wird durch die Anzahl der Warengruppen, die den Gegenstand des Umsatzes in den Warenhäusern bilden, da doch im Ernst weder die Steuerkraft dadurch vergrößert wird noch der Umfang der Kosten, die dadurch den Gemeinden bereitet, oder die Größe der Vorteile, die den Warenhäusern dadurch aus den Leistungen der Gemeinden zugeführt werden. Man brauchte ferner nur mit einem bescheidenen Maße von Kritik den Reden zuzuhören, die zur Begründung des Entwurfes von den verschiedenen Ministern im Landtage gehalten wurden, um — gerade bei völliger Unbefangenheit gegenüber dieser Materie — stutzig gemacht zu werden durch die Widersprüche der einzelnen Minister miteinander und mit sich selber.

Die Antwort auf diese Zweifel ist einfach die: das Gesetz ist in der Tat nicht aus finanziellen Erwägungen entsprungen. Es ist vielmehr eine der in unserer preußisch-deutschen Wirtschaftspolitik zur Gewohnheit gewordenen Abschlagszahlungen an die Forderungen der wirtschaftlichen Reaktion, die den Fortschritt der neuen Volkswirtschaft aufhalten wollen, ohne es zu können, und Wohltaten spenden wollen, ohne irgend jemanden zu befriedigen.

An sich ist die Tendenz, Steuermaßregeln auch zu anderen als finanziellen Zwecken zu verwenden, keineswegs eine schlechthin verwerfliche. Die Hundesteuer in den Gemeinden wäre wohl niemals aus bloß finanziellen Gründen eingeführt worden. Die Branntweinsteuer ist immer wieder gerechtfertigt worden als ein Mittel zur Einschränkung des Branntweinverbrauches und so noch letzthin die Erhöhung dieser Steuer durch Reichsgesetz vom Jahre 1887. Daß man im Falle der Warenhaussteuer einen ähnlichen Grund nicht offen eingesteht, ist bemerkenswert. Man wagt nicht, sich dazu zu bekennen, weil man die Schwäche dieses Grundes fühlt und die Schwäche der Nachgiebigkeit gegen diesen Grund. Man empfindet, daß die angemessene Hilfe an einem ganz anderen Ende der Frage liegt, und daß dieses Stück der Nachgiebigkeit auf die

schiefe Ebene führt, auf welcher der Staats- und der Reichsregierung zugemutet wird, den Kampf gegen alle neuen Gestaltungen dieses Teiles unserer Volkswirtschaft zu dem ihrigen zu machen, Konsumvereine, Offiziervereine, Beamtenvereine u. s. w. preiszugeben, um am Ende mit alledem doch nicht helfen zu können. Wollte man konsequent sein, so müßte man unsere Gesetzgebung rückbilden zum geschlossenen städtischen Gewerbe des Mittelalters. Die Gewerbefreiheit müßte wieder aufgehoben, das unablässige Zuströmen zahlloser neuer Existenzen unterdrückt werden, zumal in einem Gewerbe, das so leichte Gelegenheit bietet, Mitwerber um die Palme des „alten, soliden Mittelstandes" zu stellen.

Vermag man aber diese Konsequenz nicht zu ziehen, so ist nicht einzusehen, wie die Konkurrenz irgend welcher tüchtigen Nachbaren in den herkömmlichen Formen des Detailhandels der Masse der zu schwachen Konkurrenten die Existenz nicht ebenso erschweren soll wie Warenhäuser, Konsumvereine u. s. w.

Das ist eben das Verhängnis dieser ganzen Art von Bewegungen: sie wollen die Konsequenz natürlich nicht; sie stehen inmitten des Selbstwiderspruches, zur Hälfte auf dem Boden der neuen Zeit, zur anderen Hälfte die alte Zeit zu Hilfe rufend.

Wo es sich nun gar — wie heutzutage in so vielen Fällen — im Ernste nicht um einen Notstand, sondern um Klagen darüber handelt, daß es anderen Leuten noch besser geht, da ist es vollends ungeschickt, solche Gesinnungen durch die Gesetzgebung zu fördern.

Halbheiten sind die Wünsche, die sich in jenen bekannten Strömungen äußern; Halbheiten sind die gesetzgeberischen Maßregeln, die ihnen nachgeben; weniger als eine Halbheit ist das Gesetz über die Warenhaussteuer — es hat gar keinen Erfolg gehabt. Die großen Warenhäuser haben die neue Steuer entrichtet; ihr Wachstum ist darum nicht im mindesten aufgehalten worden, noch weniger haben sie an ihrem bisherigen Bestande verloren. Gerade die größten sind noch viel größer geworden.

Aus dem Standpunkte einer ernsthaft gemeinten finanziellen Reform der Gewerbesteuer aber erinnere ich an früher Gesagtes. Die wahre Reform der Gewerbesteuer darf bei Maßregeln dieser Art nicht stehen bleiben; sie muß einerseits den veralteten Standpunkt aufgeben, demzufolge die Größe der Geschäftsräume oder die Größe des Geschäftskapitals der richtige Maßstab für die „Steuerkraft" sei; sie muß anderseits das hölzerne Gefüge der Gewerbesteuer auseinandernehmen und es auflösen in die tatsächlichen Rechtfertigungsgründe, aus denen Kosten und Vorteile für bestimmte Kategorien von Gewerben innerhalb der Gemeinde entstehen, und danach muß sie die Entgelte bestimmen, die von den einzelnen gewerblichen Betrieben an die Gemeinde zu zahlen sind.

Indessen in solche Einzelheiten tiefer hineinzugehen, ist nicht die Aufgabe unserer Erörterungen. Hier muß es genügen, gewisse Grundanschauungen über Steuern und Steuerreformen dargelegt, die schwebenden Fragen unserer Finanz-

politik und Gesetzgebung für Reich, Staat, Gemeinde in ihrem Lichte aufgezeigt und damit einen Wegweiser gefunden zu haben für die künftige Behandlung derselben.

Um für diesen Zweck uns auf das Notwendige zu beschränken, verzichten wir auf manches, was sich über die Reform unseres Steuerwesens noch hätte sagen lassen, wie wir das überhaupt getan haben, auch in den vorausgehenden Abschnitten.

Nicht nur daß ein näheres Eingehen auf die Einzelfragen der Steuergesetzgebung an einen anderen Ort gehört als in die Blätter dieser Zeitschrift — es hat sich uns auch bei unseren Betrachtungen gezeigt, daß die politische Lage der Dinge keinerlei Aussicht gewährt auf irgend welche bedeutenden und nahe bevorstehenden Änderungen, zumal Besserungen der Gesetzgebung. Hierdurch ist von selber, was wir geschrieben, ein kritischer Einblick und Ausblick geworden, der uns manches deutlicher vielleicht hat verstehen lassen — die großen Notwendigkeiten der Steuerpflichten, ihre Gerechtigkeit, ihre Zweckmäßigkeit — aber auch ihre großen Schwierigkeiten und vor allem die Voraussetzung tiefergehender Änderungen des Staatsgefühls und der Staatsgesinnung als Bedingung für erhebliche Reformen. Das war der Grundakkord jener älteren Rede, an welche die vorliegenden Erörterungen angeknüpft haben; das ist der Grundakkord, mit welchem wir heute dieselben beschließen. Für die Besserung des Bestehenden hat jeder an seiner Stelle und in seiner Weise zu arbeiten. So auch wir in der unsrigen. Langsam geht es damit vorwärts auf jede Weise und in jedem Falle.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Oktober.

Die Erwartung, daß der Besuch des Kaisers von Rußland bei dem Kaiser von Österreich zur Klärung der Lage auf der Balkan-Halbinsel mitbeitragen werde, hat ihre volle Bestätigung erhalten. Auch die mit der Leitung der auswärtigen Politik der beiden Monarchien betrauten Staatsmänner, Graf Lamsdorff und Graf Goluchowski, haben bei ihren Unterredungen eine erfreuliche Übereinstimmung ihrer Ansichten hinsichtlich der mazedonischen Wirren feststellen können. In dem Trinkspruche, den Kaiser Franz Josef am 30. September bei der im Schönbrunner Schloß veranstalteten Frühstückstafel ausbrachte, ließ er sich, wie folgt, vernehmen: „Die Herzlichkeit, die ich für unser Verhältnis erblicke, hat schon wiederholt ihre wohltätigen Wirkungen auf die politischen Beziehungen unserer Staaten ausgeübt, und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß die vollkommene Übereinstimmung der Anschauungen und Erwägungen, die nun angesichts der bedauerlichen Ereignisse besteht, deren Schauplatz gegenwärtig die Balkan-Halbinsel ist, zu dem Erfolge der Aktion, die wir dort im Einvernehmen im Interesse des europäischen Friedens durchführen, neuerdings beitragen werde." Nicht minder bemerkenswert war des Zaren Erwiderung auf diesen Trinkspruch. Nicht bloß in Bulgarien und in der Türkei, sondern auch in London, in Paris und in Rom wird der Grundgedanke dieser Erwiderung wohl verstanden werden. A bon entendeur salut! Auch Herr Delcassé wird trotz des in einem Teile der Pariser Presse fortgesetzten Feldzuges zu Gunsten einer wesentlichen Ausdehnung des mazedonischen Reformprogramms sich der Wahrnehmung nicht verschließen können, daß das verbündete und befreundete Rußland auf der Balkan-Halbinsel an dem Einvernehmen mit Österreich-Ungarn festhält. „Unser herzliches Einvernehmen," betonte der Kaiser Nikolaus II., „und die vollkommene Harmonie, die sich daraus für die Aktionen der Regierung ergibt, sind, wie Ew. Majestät sagen, ein wertvolles Unterpfand für den Erfolg des großen friedenfördernden Werkes, das wir im gemeinsamen Einverständnis unternommen haben. Der humanitäre Zweck, den wir verfolgen, schließt jede Parteilichkeit aus und muß mit Festigkeit und Ausdauer durch die zu einer wirklichen und dauerhaften Beruhigung geeignetsten Mittel erreicht werden. Unsere Bemühungen werden zugleich, wie ich hoffe, zur Befestigung des allgemeinen Friedens beitragen."

Jedes Wort in dieser Erwiderung des Zaren erscheint wohlerwogen. Auffallen könnte allerdings, daß das von Rußland und Österreich-Ungarn entworfene, von den anderen europäischen Großmächten gebilligte Reformprogramm für Mazedonien in beiden kaiserlichen Trinksprüchen keine Erwähnung findet. Hätte dieses Programm bei der Zusammenkunft der beiden Monarchen und ihrer Minister eine wesentliche Ausdehnung erfahren, so wäre dies sicherlich auch in den bedeutsamen Trinksprüchen, die im Schönbrunner Schlosse ausgetauscht wurden, zum Ausdrucke gelangt. Wohl können über die Modalitäten der Ausführung des Reformprogramms neue Ver-

einbarungen getroffen worden sein. An unterrichteter Stelle wird jedoch angenommen, daß Rußland und Österreich-Ungarn an den Grundzügen der Vorschläge festhalten, die mit Zustimmung aller europäischen Großmächte der Türkei gemacht und vom Sultan angenommen worden sind, und man darf nicht übersehen, daß sich in England und in Frankreich, sowie in Italien eine Strömung geltend machte, nach der die Reformen in Mazedonien wesentlich in der Richtung erweitert werden sollten, daß diese türkische Provinz einen christlichen Generalgouverneur erhalten oder gar mit völliger Autonomie ausgestattet werden würde. Dies hieße jedoch die orientalische Frage in aller Form aufrollen. In Konstantinopel hat man die Erfahrung gemacht, wohin es führen muß, wenn auf der Balkan-Halbinsel eine türkische Provinz unter die Verwaltung eines christlichen Generalgouverneurs gestellt wird. Eine solche Reform würde daher nicht als eines der „zu einer wirklichen und dauerhaften Beruhigung geeignetsten Mittel" im Sinne der Ausführungen des Kaisers von Rußland gelten können. Englische Volksversammlungen, mögen sie auch unter dem Vorsitze des anglikanischen Bischofs von Worcester stattfinden, dürfen in dieser Hinsicht um so weniger in Betracht kommen, als Großbritannien wegen seiner insularen Sicherheit fern vom Schusse ist.

Einen merkwürdigen état d'âme spiegelt der am 3. Oktober unter dem Titel: „L'Europe et les affaires d'Orient" veröffentlichte Leitartikel des Pariser „Temps" wider. Dieser Aufsatz muß insbesondere in Rußland Aufsehen erregen, weil er weit mehr auf eine Hinneigung zu England als zu Rußland schließen läßt. Früher bereits hatte das dem französischen Minister des Auswärtigen nahestehende Organ die Besorgnis geäußert, daß der Sultan sehr bald „unter die absolute Vormundschaft Rußlands und Österreich-Ungarns geraten würde", wenn die Unruhen, die Plünderungen und das Gemetzel in Mazedonien noch lange fortdauerten. In dem Artikel „L'Europe et les affaires d'Orient" wird aber ganz offenkundig um die Mitwirkung Großbritanniens im Gegensatze zu der gemeinschaftlichen Aktion Rußlands und Österreich-Ungarns geworben. Der Honigmond der französisch-russischen Allianz, in dem jeder leiseste Vorwurf gegen das verbündete und befreundete Kaiserreich verpönt war, ist längst vorüber. So wird jetzt der englische Minister des Auswärtigen, Lord Lansdowne, gerühmt, weil er bereits im Monat Februar seine Zustimmung zu dem „totgeborenen Plane Rußlands und Österreichs" mit den ausdrücklichsten Vorbehalten versehen habe. Der „Temps" unterläßt nicht, dem englischen Minister ein weiteres Lob zu erteilen, weil er der Pforte wegen der radikalen Unzulänglichkeit, sowie wegen der fortdauernden Nichtausführung der angekündigten Reformen Vorstellungen gemacht habe. Als ob es nicht gerade die mazedonischen Komitees wären, durch die diese Ausführung des russisch-österreichischen Reformprogramms verhindert wird.

Deutschland hält in loyaler Weise an seiner dem Reformprogramm Rußlands und Österreich-Ungarns erteilten Zustimmung fest. Nach wie vor beobachtet es auch Zurückhaltung, indem es die bevorzugte und in weit höherem Grade auf der Balkan-Halbinsel beteiligte Stellung der anderen beiden Kaisermächte anerkennt. Immerhin verdient hervorgehoben zu werden, daß nach der Terminologie des „Temps" die europäischen Großmächte zwei Gruppen bilden sollen, von denen die drei Kaisermächte die Wahrung des status quo im Orient als sicherste Friedensbürgschaft sich angelegen sein lassen.

Auch der Besuch, den das italienische Königspaar in Paris abstattete, darf als ein Friedenssymptom angesehen werden. Diese Anschauung wird in Deutschland in vollem Maße geteilt. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, daß es jeder der beteiligten Mächte innerhalb des Rahmens des Dreibundes durchaus gestattet ist, zu einer anderen Großmacht in freundschaftlichen Beziehungen zu stehen, so wird dieser Beweis doch durch das Zusammengehen Österreich-Ungarns mit Rußland in der mazedonischen Angelegenheit, sowie durch Italiens Einvernehmen mit Frankreich hinsichtlich Nordafrikas erbracht. Der Besuch des italienischen Königs-

paares in Paris bezeichnet gleichsam die Bekräftigung der besseren Beziehungen Italiens zur französischen Republik, die bereits durch die früheren Minister des Auswärtigen Visconti-Venosta und Prinetti hergestellt worden. Da der Dreibund auf der früheren defensiven Grundlage ohne jede Einschränkung erneuert worden ist, konnte es in Deutschland nur mit Genugtuung begrüßt werden, daß gewisse Reibungsflächen an der Küste des Mittelländischen Meeres beseitigt wurden. Allerdings haben die Zugeständnisse, die von seiten Frankreichs den Italienern hinsichtlich einer zukünftigen Interessensphäre in Tripolis gemacht worden sind, nur einen platonischen Charakter, da der östlichste unter den Staaten der Berberer unter der Souveränität des Sultans steht. Man braucht jedoch nur an die Erregung zu erinnern, die durch das französische Protektorat in Tunesien bei den Italienern hervorgerufen wurde, um zu zeigen, welche Empfindlichkeit nunmehr hinsichtlich des an Tunesien im Osten grenzenden Gebietes herrscht. So wichtig erschien der italienischen Regierung der französische Verzicht auf das der Republik allerdings gar nicht gehörende Tripolis, daß sie nach glaubhaften Mitteilungen den Franzosen in Marokko freie Hand lassen wollte.

Schwierig wird es sein, hinsichtlich Marokkos einen Ausgleich zwischen Frankreich und England zu finden. Dieses legt mit Fug und Recht den größten Wert darauf, die Freiheit der Meeresstraße nach dem Suezkanal gesichert zu sehen. Die Befestigungen von Gibraltar werden von Sachverständigen längst nicht mehr für ausreichend befunden. Deshalb kann Großbritannien auch nicht dulden, daß Tanger etwa französischer Besitz werde. Da nun der Pariser Korrespondent des „Standard" unlängst von französisch-englischen Verhandlungen über Marokko zu berichten wußte, darf man dem Ergebnisse dieser Verhandlungen mit Interesse entgegensehen. Die Neuen Hebriden, der Verzicht auf die Fischereirechte an der Küste Neufundlands sowie ein protocole de désintéressement hinsichtlich Ägyptens werden als französische Zugeständnisse bezeichnet. Abgesehen davon, daß Großbritannien Marokko nicht völlig den Franzosen und den von diesen abzufindenden Spaniern überlassen kann, ergeben sich in Ägypten aus den Einrichtungen der gemischten Gerichtshöfe und der internationalen Staatsschuldenkontrolle Rechtsverhältnisse, die durch ein Abkommen zwischen Frankreich und England nicht einfach beseitigt werden können.

Mit den inneren Verhältnissen Marokkos muß Frankreich gleichfalls rechnen. Der sozialistische Führer Jaurès hat denn auch jüngst auf die großen Schwierigkeiten, die gewaltigen Kosten hingewiesen, die mit der von ihm angekündigten militärischen Expedition in Marokko verbunden sein würden. Mag Jaurès immerhin übertrieben haben, so ist doch die Stimmung der großen Mehrheit der parlamentarischen Körperschaften Frankreichs sicherlich einem militärischen Abenteuer großen Stils nicht geneigt. Vielmehr sollen nur Sicherheitsmaßregeln getroffen werden, um neue Überfälle von seiten marokkanischer Banden im südlichen Oran zu verhindern. Alle besonnenen Elemente stimmen nun darin überein, daß die Angliederung eines großen Teils Marokkos an Frankreichs territoriale Besitzungen in Nordafrika auf friedlichem Wege vollzogen werden muß. Nur könnte dabei übersehen werden, daß die kriegerische Bevölkerung Marokkos allen Annexionsbestrebungen Frankreichs, gleichviel, ob sie militärischer oder friedlicher Natur sein werden, heftigen Widerstand entgegensetzen wird.

Deutschland hat am Mittelmeer keine politischen, wohl aber wichtige Handelsinteressen. Deshalb muß es vor allem großes Gewicht darauf legen, daß, wie auch die Verhältnisse in Marokko in der Zukunft einmal geordnet werden mögen, für unsere handelspolitischen Interessen der Grundsatz der „offenen Tür" gewahrt bleibe. Wenn von anderer Seite die Erlangung einer Kohlenstation für Deutschland in Anspruch genommen wird, so muß dagegen eingewendet werden, daß sich dann im Hinblick auf die Unzuverlässigkeit und den kriegerischen Charakter der eingeborenen Bevölkerung eine bedeutende Verstärkung der deutschen Schutztruppe als unumgäng-

lich notwendig erweisen würde. Die „offene Tür" für den deutschen Handel wäre also minder kostspielig und gefährlich.

Was nun die zwischen England und Frankreich über Marokko zu führenden Unterhandlungen betrifft, so muß man in England um so vorsichtiger sein, als das Ministerium durch das Ausscheiden des Kolonialministers Chamberlain, sowie des Reichsschatzsekretärs Ritchie, des Staatssekretärs für Indien, Lord Hamilton, und des Herzogs von Devonshire geschwächt worden ist. Allerdings sind die Gründe, durch die Lord Hamilton und Ritchie zu ihrer Demission veranlaßt wurden, wesentlich von denjenigen verschieden, die für Chamberlain maßgebend waren. Bei diesem braucht nicht gerade von einer fausse sortie, wie es in den Theaterproben heißt, die Rede zu sein; immerhin gilt Chamberlain in unterrichteten Kreisen als der kommende Mann. Das Reichsschutzzollsystem, das einen wesentlichen Bestandteil des von Chamberlain entworfenen Programms bildet und die Kolonien mit dem Mutterlande enger verknüpfen soll, darf zwar zunächst als Zukunftsmusik bezeichnet werden, zumal da die Zölle auf Lebensmittel auf heftigen Widerstand stoßen. Der gegenwärtige Premierminister, Balfour, stimmt jedoch selbst, wie aus einer am 1. Oktober in Sheffield gehaltenen Rede erhellt, mit Chamberlain im wesentlichen überein; nur in der Taktik weicht er von dem früheren Kolonialminister ab. Den Freihandel, wie Cobden ihn auffaßte, will auch Balfour für England nicht mehr gelten lassen, indem er auf die Trusts hinweist, die gleichsam als Kriegsmaschinen der Gegner dienen. Im Hinblick auf den Widerspruch der öffentlichen Meinung erachtet der Premierminister die Zeit für einen Zoll auf Lebensmittel noch nicht für günstig. Bezeichnend ist, wie der Finanzminister Ritchie und der Staatssekretär Lord Hamilton im Gegensatze zu Chamberlain ihre Entlassungsgesuche begründeten. Nachdem Ritchie den Zoll auf Lebensmittel verworfen hat, gibt er der Befürchtung Ausdruck, daß der auf Vergeltungszölle gerichtete Plan, wenn auch unbeabsichtigt, doch unvermeidlich zum Schutzzolle führen und noch weit größere Übelstände hervorrufen werde, als diejenigen waren, die man zu verhindern wünscht. Lord Hamilton macht in einem jetzt veröffentlichten Schreiben die bemerkenswerte Enthüllung, daß er, als er seine Demission einreichte, nichts von Chamberlains Rücktritt gewußt habe. Hierdurch gewinnt es den Anschein, als ob Balfour die „Ausschiffung" der beiden Freihandelsminister ganz gern gesehen habe, und diese Auffassung steht mit seiner in Sheffield gehaltenen Rede durchaus im Einklange. Lord Hamilton betonte denn auch in seinem Entlassungsgesuche, er könne nicht einsehen, wie Schutzzölle und Wiedervergeltungszölle dem Handel Großbritanniens zum Vorteil gereichen sollten, es wäre denn auf Kosten der einheimischen Konsumenten. Hieran will sich nun der Staatssekretär für Indien nicht beteiligen, indem er ablehnt, die Grundsätze der Fiskalpolitik, auf denen das Gebäude der britischen Wohlfahrt beruhe, umzustoßen. Jedenfalls kann man von einer ernsteren Krisis im englischen Kabinett sprechen und es ist charakteristisch, daß Lord Milner abgelehnt hat, die Nachfolgerschaft Chamberlains zu übernehmen. Allerdings versicherte Balfour, Lord Milner stimme mit ihm hinsichtlich der Zollgesetzgebung überein, glaube jedoch, seinem Lande in Afrika bessere Dienste leisten zu können als im Kolonialamte. Nur wird man kaum bei der Annahme fehlgehen, daß das entscheidende Motiv für Lord Milners Ablehnung die Zweifel waren, die er hinsichtlich der Festigkeit des Kabinetts Balfour hegt. Die Krisis bleibt auch nach der Ernennung Alfred Littletons zum Kolonialsekretär und den anderen Neubesetzungen latent.

Mit besonderem Interesse wurde der ersten Enzyklika des Papstes Pius X. entgegengesehen. Unmittelbar nach der Wahl des Patriarchen von Venedig, Kardinals Sarto, zum Nachfolger Leos XIII. wurde hervorgehoben, daß anstatt eines politischen Anwandlungen zugänglichen Oberhauptes der katholischen Kirche ein nur von religiösen Gefühlen beseelter Papst den Thron besteigen würde. Während der frühere Kardinal-Staatssekretär Rampolla, falls er die höchste kirchliche Würde errungen hätte, für die Fortsetzung der politischen Traditionen Leos XIII. sicherlich eingetreten wäre,

bürgte die ganze Vergangenheit des Patriarchen von Venedig dafür, daß er sein Hauptinteresse den religiösen Angelegenheiten widmen würde. In der am 3. Oktober veröffentlichten Enzyklika betont Pius X. denn auch, daß er vor der menschlichen Gesellschaft nur Diener Gottes sein wolle und sein werde, dessen Willen er auszuführen eingesetzt sei. Auch verwahrt er sich dagegen, daß der eine oder der andere in seiner Seele geheime Bestrebungen zu entdecken suche, um sie auf weltliche Ziele und Parteiwünsche zurückzuführen. In Italien kann es nur einen günstigen Eindruck hervorrufen, daß dann in der Enzyklika hervorgehoben wird, die Bürger würden den Gesetzen gehorchen, und Achtung und Liebe gegenüber den Obrigkeiten würden als Pflicht betrachtet werden, wenn die Vornehmen und Reichen gerecht und liebreich gegen die Niederen wären. Pius X. hat jedenfalls einen ausgeprägten sozialpolitischen Sinn. Ohne irgendwie zu unterstreichen, weist der Papst am Schlusse seiner Enzyklika darauf hin, daß die von Christus eingesetzte Kirche völlige Unabhängigkeit von jeder äußeren Herrschaft genießen müsse. Es gehört eben zum Stile der römischen Kurie, wäre es auch nur im Interesse der Ergiebigkeit des Petrespfennigs, dem Schemen der weltlichen Macht des Papstes reale Bedeutung beizumessen. Hätte Kardinal Rampolla den päpstlichen Thron bestiegen, so wäre die erste Enzyklika unzweifelhaft in einer schärferen Tonart abgefaßt worden.

Die Absage seines Besuches, die der Zar Nikolaus II. dem Könige von Italien in einem Handschreiben durch den Fürsten Dolgoruky am 12. Oktober mitteilen ließ: Umstände, die von seinem Willen unabhängig wären, hinderten ihn, jetzt seine Reise nach Rom anzutreten, hat in Italien eine große Aufregung und peinliche Erörterungen hervorgerufen. Allgemein schreibt man die Absage den Berichten der russischen Polizei zu, welche die Drohungen der italienischen Sozialisten, den Zaren bei seiner Ankunft in Rom auszupfeifen, ernst genommen habe. Während die Sozialisten über den Erfolg ihrer Drohungen triumphieren, verurteilen die anderen italienischen Zeitungen die übergroße und, wie sie behaupten, völlig unnötige Sorge der russischen Geheimpolizei. Zum Glück hat der enthusiastische Empfang, den das italienische Königspaar bei seiner Ankunft in Paris am Nachmittag des 14. Oktobers gefunden hat, Öl in die aufgeregten Wogen der öffentlichen Meinung gegossen.

Literarische Rundschau.

Die Entdeckung Amerikas.

Das Land der Zukunft. Von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

Im Jahre 1893 wurde die vierhundertjährige Entdeckung des neuen Kontinents in den Vereinigten Staaten durch die Weltausstellung in Chicago gefeiert, und manchem ihrer Besucher ist bei dieser Gelegenheit wohl zum ersten Male eine Ahnung von der Größe und der Bedeutung des Staatswesens gekommen, dem er bis dahin in keiner Weise die ihm gebührende Beachtung geschenkt hatte. Aber es bedurfte anderer, größerer Ereignisse, um die Aufmerksamkeit nicht nur der Massen, sondern auch deren Führer und Leiter, der Herrscher, Staatsmänner und Industriellen Europas auf die wunderbare Entwicklung des gewaltigen republikanischen Staatskörpers jenseits des Ozeans zu lenken. Die fast spielende Leichtigkeit, mit der die Vereinigten Staaten die finanziellen und anderen Folgen des Bürgerkrieges überwunden hatten, und der erstaunliche Aufschwung, den in dem neuen Lande die neue Industrie genommen, waren, wenige aufmerksame Beobachter ausgenommen, fast unbemerkt geblieben, und erst der spanisch-amerikanische Krieg, die Befreiung Kubas, die Annexion Hawaiis und Portoricos und die Übernahme der Verwaltung der Philippinen, mit einem Worte die Äußerungen einer neuen auswärtigen, imperialistischen Politik erweckten die Alte Welt zum Verständnis des jungen Herkules, dessen erste Bewegungen sie in allen Fugen krachen machten. Amerika war zum zweiten Male entdeckt worden, und wie den Spuren des ersten Entdeckers bald unzählige andere gefolgt waren, wuchs auch diesmal von Tag zu Tag der Strom derjenigen, die weitere Entdeckungen in dem neuen Wunderlande zu machen auszogen.

Einer dieser Argonauten, Wilhelm von Polenz, der seine Eindrücke und Erfahrungen in einem vor kurzem erschienenen Buche, „Das Land der Zukunft", niedergelegt hat, beginnt mit den Worten: „Von den vielen merkwürdigen Überraschungen der Neuen Welt ist diese wohl die merkwürdigste, daß jeder, der mit Entdeckerabsichten hingeht, Amerika noch einmal entdecken kann." Und er hat recht; denn für denjenigen, der mit offenen Augen und Ohren sehen und hören, mit offenem Sinn empfangen will, gibt es jenseits des Ozeans viel zu sehen, zu hören und vielleicht noch mehr zu lernen. Für die vielen aber, denen Zeit, Gelegenheit oder Geld fehlen, um sich die „amerikanische Gefahr" — als solche erscheint uns der neue Kontinent heute — aus der Nähe anzusehen, kann W. von Polenz als Führer warm empfohlen werden. Er hat mit scharfem Blick geschaut, mit scharfer Feder charakterisiert und sich von den Übertreibungen ferngehalten, an denen die Schilderungen von Entdeckungsreisenden nur zu oft leiden. Wer sich davon in

seinem Lehnstuhl überzeugen will, braucht nur neben dem Polenzschen Werke das frühere von Paul Bourget, „D'Outre mer", zu lesen, und er wird leicht erkennen, wie hoch die Arbeit des maßvollen Deutschen über der des etwas phrasenhaften Franzosen steht, der, wo er von der geistigen und ethischen Entwicklung der amerikanischen Frau spricht, noch das Unglück gehabt hat, sich von übermütigen jungen Damen manches aufbinden zu lassen, was man, wenn es sich um weniger zarte Fragen und Sünderinnen handelte, als „Räubergeschichten" bezeichnen könnte.

Im „Land der Zukunft" werden alle die Fragen berührt, die für Amerika selbst von Wichtigkeit, für den Besucher von Interesse sind. Daß das bei der Unzahl der springenden Punkte nur in knapper Form geschehen konnte, liegt auf der Hand; aber die Ausdrucksweise ist dabei eine so sichere, die Fassung eine so prägnante, daß dem Leser in den wenigen Sätzen oder Seiten genug des Wissenswerten wie des Anregenden geboten wird. Freilich erschwert eine solche Behandlung des Stoffes die Aufgabe des Rezensenten ganz gewaltig, denn er müßte selbst ein Buch schreiben, um dem zu besprechenden Buche ganz gerecht zu werden; es bleibt ihm also nur übrig, sich auf wenige Punkte zu beschränken und an ihnen die Art des Verfassers und die von ihm erzielten Ergebnisse zu zeigen. Daß sich dabei manchmal voneinander abweichende Ansichten herausstellen müssen, ist selbstverständlich; aber der Verfasser des Buches möge darin nur einen Beweis der Achtung, der Aufmerksamkeit und des Vergnügens sehen, mit dem der Schreiber dieser Zeilen seiner Darstellung gefolgt ist.

Der erste Abschnitt ist einer kurzen Beschreibung der inneren Entwicklung der Vereinigten Staaten gewidmet; die Einteilung in drei Perioden: der der Existenz der ersten Ansiedler auf dem verhältnismäßig schmalen Streifen zwischen dem Meere und den Alleghanies, des Überschreitens dieser Kette und des Mississippi, endlich des Vorstoßes bis an die Küste des Stillen Ozeans, ist unzweifelhaft ebenso richtig, wie die Schilderung des Einflusses, den dieser Drang nach dem Westen auf den Charakter des Volkes, das ihm folgte, ausgeübt hat, durchaus zutreffend genannt werden muß. Weniger den Tatsachen entsprechend erscheint die Beurteilung der „harmlosen Rothaut, die nur dann gefährlich wurde, wenn Arglist und Landgier des Weißen den Wilden in ihnen erweckte"; der Verfasser verbessert sich zwar gleich auf der nächsten Seite, auf der er „den normalen Zustand primitiver Völker als den Kampf" bezeichnet, aber das „harmlos" ist doch irreführend, besonders da es noch an einer zweiten Stelle wiederkehrt[1]). Als die englischen Ansiedler an der Küste Amerikas landeten, fanden sie den mächtigsten und tapfersten Stamm der Indianer, den Bund der fünf Nationen, die Irokesen, mit angeblich 25 000 Seelen und 2000—2850 Kriegern, wie die Angaben zwischen 1660—1687 schwanken, südöstlich vom Ontariosee, während nordwestlich von demselben bereits 1639 die Huronen in zweiunddreißig Dörfern mit einer Seelenzahl von mindestens 20 000 wohnten. Zwischen dem Westende des Ontario- und dem Ostende des Eriesees saß die „neutrale" Nation. In diesen Gebieten haben sich zwischen Irokesen und Huronen bis zur fast gänzlichen Vernichtung der letzteren die Kämpfe abgespielt, in welche die Weißen, Kanadier und Neuengländer, fortwährend, direkt oder indirekt, eingriffen. Die Irokesen waren unzweifelhaft der politisch am weitesten fortgeschrittene Teil der Urbevölkerung, und das feste Gefüge des Bundes der fünf Nationen, dessen Beschlüsse einstimmig gefaßt werden mußten, gab ihnen ein ganz entschiedenes Übergewicht über die anderen, nur lose zusammenhängenden Stämme. Ihre, der Irokesen Hand, war gegen jedermann; gegen die Huronen hatten sie indessen nach Ankunft der Bleichgesichter noch einen ganz besonderen Grund zum Haß. Der von Franzosen und Engländern am meisten gesuchte Handelsartikel waren Biberfelle; die Distrikte, aus denen sie vornehmlich

[1]) „Und wo ist die Rothaut, die harmlos wie das Wild jene unberührten Flußtäler, Wälder und Grasflächen durchstreifte? Wird nicht dereinst der große Geist die Bleichgesichter vor seinen Richterstuhl fordern und sie nach dem Verbleib ihres roten Bruders fragen?" Gegen die Richtigkeit des zweiten Satzes ist nichts einzuwenden, aber die schlimmsten Sünden nach dieser Richtung hin gehören der Geschichte der Vereinigten Staaten, nicht der der Kolonien an.

kamen, lagen nördlich und westlich von dem Gebiete der Huronen, welche so die Zwischenhändler zwischen den Biberjägern und den Franzosen in Kanada bildeten. Die Irokesen, die von den Engländern Gewehre, Pulver, Äxte, Messer und vor allem Branntwein erhielten, konnten selbst nur wenige Biberfelle schaffen, und ihre Streifzüge gegen die Huronen waren wesentlich auf den Wunsch zurückzuführen, sie der bei ihnen aufgespeicherten Felle zu berauben oder, vielleicht noch mehr, in direkten Verkehr mit den Pelzjägern zu treten. So hat auch nach dieser Richtung hin, wie durch die Einführung von Feuerwaffen, die Ankunft der Weißen zur Verschärfung des Konfliktes zwischen den Eingeborenen beigetragen, ganz abgesehen von den Fällen, in welchen die letzteren in den Dienst einer der beiden Parteien traten, was sehr häufig geschah und den Kämpfen einen ganz besonders blutigen und grausamen Charakter verlieh.

Diese Kämpfe haben über hundert Jahre gedauert, nicht acht, wie Herr von Polenz angibt; der große Kampf zwischen England und Frankreich begann 1690 und dauerte bis 1763. Aber bereits vorher hatten wiederholt Zusammenstöße zwischen den Bewohnern der beiden Kolonien stattgefunden, und sowohl in Kanada wie in Neuengland befand man sich fast während der ganzen Zeit ihres Nebeneinanderbestehens günstigstenfalls in einem Zustande bewaffneten Friedens. Der Einfluß, den der Kampf mit Kanada auf die Entwicklung und das Schicksal der englischen Kolonien gehabt hat, ist selten voll gewürdigt worden; er hat mehr als alles andere dazu beigetragen, sie so lange beim Mutterlande zu erhalten, und zum Bruch mit diesem hat sie wohl hauptsächlich die politische Sicherheit ermutigt, welche die Eroberung und Besitznahme Kanadas durch England den Kolonien gab. Unter den französischen Beamten in Kanada haben manche in dieser Beziehung früher klarer gesehen als die englischen Staatsmänner. Schon aus den Jahren 1710 und 1711 liegen französische Berichte vor, die auf die zwischen den Engländern und Kolonisten vorhandenen Gegensätze und Antipathien hinweisen und im Falle einer Eroberung Kanadas den Abfall der Kolonien vorausagen. „Altengland glaubt nicht, daß, wenn die französischen Kolonien fallen und die englischen den Kontinent von Neufundland bis Florida beherrschen, diese verschiedenen Provinzen sich vereinigen, das Joch der englischen Monarchie abschütteln und für sich eine Demokratie errichten werden," heißt es in einem dieser Berichte, und der Kommandant von Placentia in Kanada, Costebelle, schreibt, als englische Deserteure ihm die Nachricht gebracht haben, daß Schiffe und Truppen von England in Boston erwartet würden: „Ich glaube nicht, daß sie (die Kolonisten) so blind sind, um nicht zu sehen, daß sie unmerklich unter das Joch des Parlaments von Altengland gebracht werden sollen, aber wegen der Grausamkeiten, die von den Kanadiern und Indianern durch fortwährende Einfälle in ihr Gebiet ausgeübt werden, nehme ich an, daß sie es vorziehen würden, von der Unmenschlichkeit solcher Nachbarn befreit zu werden als alle die früheren Machtbefugnisse ihrer kleinen Republik zu bewahren." (Parkman, A Half century of conflict.) 1749 schrieb der schwedische Reisende Kalm in seinen „Reisen im nördlichen Amerika", daß die Anwesenheit der Franzosen in Amerika für Großbritannien die beste Gewähr der ferneren Untertänigkeit seiner eigenen Kolonien sei, und bei den Verhandlungen über die Abtretung Kanadas 1762 warnte Choiseul den englischen Unterhändler Stanley, daß die englischen Kolonien die Herrschaft des Mutterlandes abschütteln würden, sobald Kanada abgetreten worden sei. Auch in England fand diese Ansicht Vertreter, und in mehr als einem der damals veröffentlichten Pamphlete wurde darauf hingewiesen, daß die britischen Kolonisten, wenn nicht länger durch Frankreich im Zaun gehalten, sich über den ganzen Kontinent verbreiten, ihre Bedürfnisse selbst zu befriedigen lernen, sich unabhängig fühlen und gefährlich werden würden. Benjamin Franklin versuchte, diese Auffassung zu widerlegen, indem er behauptete, die Kolonien seien so eifersüchtig aufeinander, daß sie sich nie gegen England vereinigen würden. Sie hätten sich nie Franzosen und Indianern gegenüber verständigen können; wie dürfe man da annehmen, daß sie dies ihrer eigenen

Nation gegenüber vermöchten, die sie viel mehr liebten als sich gegenseitig! Er unternehme es, zu behaupten, daß eine Vereinigung unter ihnen für einen solchen Zweck nicht allein unwahrscheinlich, sondern unmöglich sei, „d. h. ohne die schwerste Tyrannei und Unterdrückung, wie die blutige Herrschaft Albas in den Niederlanden". (Parkman, Montcalm and Wolfe.) Der Schlußsatz scheint die Ansicht von Polenz zu bestätigen, daß „loyale Untertanen von einer kurzsichtigen Regierung in verzweifelte Opposition getrieben worden seien". Demgegenüber darf man nicht vergessen, daß die Agenten der Kolonien, unter ihnen Franklin selbst, schließlich den in Aussicht genommenen fiskalischen Maßregeln zustimmten, und daß, was der Minister Grenville verlangte, hauptsächlich war: Die Kolonien sollten einen Teil der eigenen Verwaltungskosten aufbringen, die im Laufe der letzten hundert Jahre von 70 000 Pfund auf 350 000 angewachsen waren, und zu denen sie bis dahin jährlich nur 1—2000 Pfund an Zöllen beigesteuert hatten, deren Erhebungskosten noch obendrein das Drei- bis Vierfache betrugen. Von einer besonderen Loyalität der Kolonisten auch während des letzten Krieges konnte kaum die Rede sein; sie hatten im Gegenteil so wenig davon besessen, daß sie vielfach den Feinden Proviant zuführten, wie überhaupt der Schleichhandel in den Kolonien blühte. Der Versuch, ihn zu unterdrücken, hat wohl mehr als alles andere böses Blut gemacht. Der englischen Regierung wird man den Vorwurf nicht ersparen können, über die Stimmung der Kolonisten wenig unterrichtet gewesen zu sein und sich durch die Berichte ihrer eigenen Beamten und vielleicht mehr noch durch die der Geistlichen der Hochkirche zu Schritten haben verleiten zu lassen, deren Tragweite weder sie noch das Parlament übersahen, in dem nur zwei Stimmen gegen die Steuervorlagen abgegeben wurden. Franklin aber kann man in seiner Auffassung auch kaum unrecht geben, denn er hatte noch 1754 vergeblich versucht, die einzelnen Kolonien zur Schaffung einer Bundesgewalt zu veranlassen und an diese einen Teil ihrer Befugnisse abzutreten.

Viele der Abschnitte in v. Polenz' Buch, die — man ist versucht zu sagen: leider — nicht durch Überschriften, sondern nur durch leere Stellen bezeichnet sind, verdienten eingehende Behandlung, für die hier freilich der Raum fehlt. So die über die Sklaven- und Rassenfrage, die Frauenbewegung, die religiösen Zustände, den amerikanischen Charakter[1]), über Kunst, Musik und Literatur. In betreff der drei letzteren ließe sich manches den kurzen, zu kurzen Skizzen des Verfassers hinzufügen; er hat ja mit dem, was er sagt, unzweifelhaft recht, aber er schlägt doch manche Faktoren zu gering an, so unter anderem in der Musik das Lied. Komponisten wie Ernst Stephen Collins Foster und nach ihm Ethelbert Nevin — ohne andere nennen zu wollen — haben und verdienen Weltruf. Dem ersteren verdankt Amerika seine schönsten und verbreitetsten Plantation- oder Nigger songs. Das berühmte „Old folks at home" (Way down upon de Swanee riber) ist in mehr als 400 000 Exemplaren verkauft worden und wird, wie es einst Christine Nilsson auf ihrem Triumphzuge durch Amerika begleitete, auch eins der Hauptstücke in Adelina Pattis Programm für diesen Winter bilden. Andere Lieder, wie „My old Kentucky home", „Old Black Joe", „Hard times come again no more", stehen dem ersteren an Reiz und Popularität wenig nach. — „Dixie land", der Kriegssang des Südens, stammt aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts und verdankt seine Wahl vielleicht weniger dem inneren Wert als der Tatsache, daß es an die ersten Streitigkeiten mit den Abolitionisten erinnerte; zu seinen Klängen wie zu denen des „Marching through Georgia" der Nördlichen haben Tausende ihr Blut für das, was sie für Recht und Pflicht hielten, vergossen, und noch heute machen beide Melodien das Herz jedes Amerikaners höher schlagen. — In der Besprechung der Literatur wäre ein etwas

[1]) Die Leser unserer Zeitschrift werden sich dieser im Aprilheft erschienenen Studie erinnern, die mit fein abgewogener Verteilung von Licht und Schatten ein überaus treffendes Bild des heutigen Amerikaners gibt. Die Redaktion.

näheres Eingehen auf die Repräsentanten der verschiedenen Gruppen erwünscht gewesen. Neben den Transzendentalisten Emerson und Thoreau, die der Verfasser mit berechtigter Vorliebe behandelt, hätten die zu der Gruppe Longfellow gehörenden James Russell Lowell, Whittier, Oliver Wendell Holmes und der außerhalb der beiden Gruppen stehende Hawthorne wohl eine eingehendere Erwähnung verdient. Unter den Novellisten werden manche Margareth Deland, Sarah Orne Jewett und Mary E. Wilkins wegen ihrer Neuengland-Erzählungen, und James Lane Allen, den Schilderer der „blauen Grasebenen von Kentucky", vermissen; Mary Wilkins war schon vor längerer Zeit von dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau" besprochen worden, und Allen hatte eingehende Beurteilung in der „Revue des deux Mondes" gefunden; sie sind also dem deutschen Publikum nicht mehr Unbekannte. Von einem der besten amerikanischen Humoristen, dem vor dem Erscheinen seines ersten und einzigen Buches, „David Harum", verstorbenen Westcott, kann man das leider nicht sagen.

Ganz besonders hervorzuheben sind die Abschnitte, in denen Herr von Polenz die Arbeiterfrage, und was damit im Zusammenhang steht, behandelt. Über die schnelle und großartige Entwicklung der amerikanischen Industrie, über die Ursachen dieser Erscheinung wie über die Gefahren, mit der sie Europa bedroht, ist viel geschrieben und geredet worden; Goldberger, Salomonsohn, Lueg, Böker, der Begleiter des Ministers von Rheinbaben auf seiner Reise nach den Vereinigten Staaten, und andere haben sich eingehend geäußert, aber im allgemeinen ist die eigentliche Arbeiterfrage gegenüber denen der Trusts, des Zollschutzes, der Verwendung der Maschinen, und der Vorteile, die das große Gebiet der Vereinigten Staaten mit seinen Bedürfnissen und Hilfsmitteln der eigenen Industrie bietet, in den Hintergrund getreten. Nur Polenz hat in dieser Beziehung eine Ausnahme gemacht und damit, wie man auch in England einzusehen beginnt — siehe die beiden Moselyschen Missionen — das Richtige getroffen; denn es werden unzweifelhaft nicht nur diese oder jene Zollbestimmungen oder sonstigen Veranstaltungen sein, die den Sieg im Wettkampf der Industrien der verschiedenen Länder entscheiden, sondern der Wert des lebendigen Arbeitermaterials. Dieses aber ist in den Vereinigten Staaten dem in Deutschland vorhandenen weit überlegen, nicht soweit die zumal in den letzten Jahren gestiegene minderwertige Einwanderung von Russen, Polen, Italienern und Tschechen in Betracht kommt, sondern soweit es sich um die eigentliche amerikanische Arbeiterschaft handelt, der jede Gelegenheit geboten ist, sich mit den anderen Klassen der Gesellschaft gleichzustellen und gleichzufühlen. Demgegenüber machen die in Deutschland immer wieder leider auch im Schoße sogenannter liberaler Parteien hervortretenden Velleitäten, den Arbeiter seines Stimmrechts zu berauben oder es ihm zu beschränken, keinen erfreulichen Eindruck, weil sie befürchten lassen, man sei sich bei uns noch nicht der Bedeutung der Lehre bewußt geworden, daß es die Aufgabe der Gesellschaft ist, zu erziehen und zu erheben, nicht aber zu unterdrücken. Die traurigen Folgen eines Verkennens dieser Lehre würden auch auf dem Gebiete der Industrie nicht ausbleiben. Gerade nach dieser Seite hin möchten wir das Buch des Herrn von Polenz der aufmerksamsten Beachtung empfehlen.

M. von Brandt.

ττ. **Goethes sämtliche Werke.** Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. In Verbindung mit Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H.

Im Jahre 1806 begann bei Cotta die erste Gesamtausgabe von Goethes Werken zu erscheinen. Seither sind im gleichen Verlage einander die mannigfachsten Goethe-Ausgaben gefolgt; die Bändezahl erweiterte sich; für die gesamte Goethe-Forschung aber sind die Cotta-Ausgaben ein unverrückbarer Grund- und Markstein geblieben. Und wie hat sich seit jenen Anfängen das Bild der eigensten Goethe-Literatur im allgemeinen verschoben, wie viel Liebe, Sorgfalt, Mühe und Hingebung sind von allen Seiten einer würdigen Verbreitung der Schriften des größten deutschen Dichters zugewandt worden; mit welcher echt deutschen Gründlichkeit hat man immer wieder die Ergebnisse neuer und neuester Einzelforschung für einen großen Leserkreis nutzbar zu machen versucht und auch verstanden! Fürwahr: wir leiden nicht Mangel an guten und sehr guten Ausgaben von Goethes „sämtlichen Werken", und manch einem hat vor allem die große Weimarer Sophien-Ausgabe als ein Abschluß dieser kaum übersehbaren Goethe-Literatur gegolten. Trotzdem: diese Fortentwicklung ist noch auf lange Zeit hinaus nicht beendet; wie die Einsicht von der beherrschenden Persönlichkeit Goethes sich unaufhörlich vertieft und die Erkenntnis für die universelle Bedeutung seines Schaffens durch die Literatur über Goethe unablässig gefördert wird, so wird sich auch die Zahl der „Goethe-Ausgaben" vorerst immer noch mehren. Aber es ist gut, wenn wir von Zeit zu Zeit einen Ruhepunkt in dieser Entwicklung finden; wenn wir wissen, wo wir uns Rats holen sollen, um uns über die Ergebnisse der Goethe-Textkritik zu unterrichten und uns einen umfassenden Überblick über des Dichters Werke, soweit sie nach dem handschriftlichen Nachlaß ergänzt sind, zu verschaffen. Einen solchen Ruhepunkt bildet für einen engeren Kreis die Weimarer Sophien-Ausgabe; ihn für weite Kreise zu schaffen, erscheint die neue Cottasche Jubiläumsausgabe vortrefflich geeignet. Ihre Herausgeber sind als Autoritäten der Goethe-Forschung einem jeden bekannt, der eine auch nur geringe Vertrautheit mit dieser selbst sich zu eigen gemacht hat; und die Grundsätze, nach denen sie zu gemeinsamem Werke sich vereinigt haben, sind so mit den Ansprüchen eines durch die Jahrzehnte hindurch zu Goethe erzogenen Goethe-Lesers in Einklang gebracht, daß sie ein volles Gelingen des Vorhabens: durch eine „Jubiläumsausgabe" das erste Jahrhundert des Bundes „Goethe-Cotta" zu krönen, mit Sicherheit erwarten lassen. Es soll vermieden werden, die philologische Arbeit selbst durch Varianten- oder Lesartenapparat zu erhärten und sichtbar zu machen; aber durch Einleitungen und Anmerkungen soll dem Leser die Quintessenz der Goethe-Forschung mitgeteilt werden, stets im Hinblick darauf, daß sich das Verständnis für Goethes Art und Kunst, für deutsche Art und Kunst vertiefe. — Die vierzig Bände der Ausgabe werden nach und nach der Öffentlichkeit unterbreitet werden; von den zurzeit vorliegenden ist der erste (Gedichte) von Eduard von der Hellen selbst besorgt worden: den sechsten („Reineke Fuchs". — „Hermann und Dorothea", — „Achilleis") hat Hermann Schreyer bearbeitet, den achten (Singspiele) Otto Pniower, den zwölften („Iphigenie", „Tasso" und „Natürliche Tochter") A. Köster, den zwei-, drei- und vierundzwanzigsten („Dichtung und Wahrheit", erster und zweiter Teil) Richard M. Meyer, den achtundzwanzigsten Band („Kampagne in Frankreich". „Die Belagerung von Mainz") Alfred Dove, den dreißigsten Band („Annalen") Oskar Walzel und den einunddreißigsten Band („Benvenuto Cellini") Wolfgang von Oettingen. Sehr viel Vortreffliches ist hier bereits geleistet worden; doch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Anmerkungen oft zu doktrinär gehalten erscheinen. Auch wird in den Einleitungen das Allgemeinverständnis derjenigen, die sich Goethe nahen, oft überschätzt, oft zu gering abgewogen; die rechte Mitte zwischen Einführung und gemeinsamer Wanderung von Herausgeber und Leser ist nicht überall eingehalten worden. Bei der Fülle des angesammelten Materials ist freilich ein Zuviel eher entschuldbar als ein Zuwenig. Man wird abwarten müssen — und wir werden darauf zurückkommen —, wie sich gerade in dieser Hinsicht hier Vorzüge und Mängel im einzelnen die Wage halten, darf sich zunächst aber der Ausgabe als solcher aufrichtig freuen, die jeder Leser, der wissenschaftlich forschende wie der rein genießende, wegen ihrer schönen Ausstattung und ihrer reichen „gelehrten Anzeigen" voller Stolz seinem Bücherschatz einverleiben wird.

ωγ. **Malerei.** Von Emile Zola. Mit einer Einleitung von Hermann Helferich. Berlin, Bruno Cassirer. 1903.

Jeder, der „L'Oeuvre", diese erschütternde Tragödie eines impressionistischen Malers, gelesen hat, weiß, welch glühender Verehrer der Malerei Zola gewesen ist. Trotzdem kennen nur wenige in Deutschland seine 1866 unter dem Titel „Mes Haines" gesammelten Aufsätze über Kunst. Der Apostel zeigt in ihnen, daß er nicht nur Begeisterung, sondern auch eindringendes Verständnis für die Bewegung besaß und darin seinen Zeitgenossen weit voraus war. Man muß geradezu staunen, in ihnen fortwährend Urteile und Wendungen zu finden, die noch vor wenigen Jahren in Deutschland als etwas ganz Neues galten. So war es wohl gerechtfertigt, die wichtigsten Stücke aus der Sammlung zugleich mit einem ein Menschenalter später verfaßten Aufsatz Zolas einer „Bibliothek hervorragender Kunstschriftsteller" voranzustellen. Die Einleitung Helferichs, die Übersetzung und die Ausstattung des kleinen Buches (glücklicherweise ohne den beliebten „Buchschmuck") verdienen gleiches Lob.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Albrecht. — Deutsche Schwänke. Für die Jugend bearbeitet von Otto Albrecht. Mit feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Auktionskataloge von Adolph Hess Nachf. — Doubletten des kgl. Münzkabinetts zu Berlin. Universelle Sammlung aus altem Besitz u. a. I. Mittelalter-Münzen. II. Münzen und Medaillen der Neuzeit. Mit Abbildungen. Frankfurt a. M., Adolph Hess Nachf. 1903.

Auktionskatalog von Adolph Hess Nachf. — Goldstatere Alexanders des Großen von Mazedonien und des Königs Lysimaches von Thrazien aus einem in Kleinasien gehobenen Münzfunde. Mit 2 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a. M., Adolph Hess Nachf. 1903.

Baedeker. — Paris et ses environs. Manuel du voyageur par K. Baedecker. Avec 13 cartes et 32 plans. Quinzième édition refondue et mise à jour. Leipzig, Karl Baedeker. 1903.

Berchtolsheimer. — Zwischen Rhein und Donnersberg. Roman aus der Franzosenzeit. Von Heinrich Berchtolsheimer. Gießen, Emil Roth. O. J.

Behrens. — En tysk Digter. Christian Dietrich Grabbe. Hans liv og digtning. Af Carl Behrens. Kjobenhavn, Gyldendal. 1903.

Bestow-Brandt. — Hänschen im Blaubeerenwald. Ein neues Bilderbuch von Elsa Bestow. Mit Reimen von Karsten Brandt. Hamburg, Agentur des „Rauhen Hauses". O. J.

Bischoff. — Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfrichter. Eine literarische Studie von Heinrich Bischoff. Mit dem Bildnisse Heinrich Hansjakobs. Kassel, Georg Weiß. 1904.

Boelitz. — Aus Traum und Leben. Gedichte von Martin Boelitz. Zweite, vielfach geänderte Auflage. Krefeld und Leipzig, G. A. Hohns Söhne, Rheinische Verlagsanstalt. 1902.

Boetius. — Die unbegrenzten Möglichkeiten organisierter Volkswirtschaft. Von A. Boetius. Dresden, E. Pierson. 1903.

Bölsche. — Aus der Schneegrube. Gedanken zur Naturforschung. Von Wilhelm Bölsche. Dresden, Carl Geißner. 1903.

Bojanowski. — Herzog Karl August und der Pariser Buchhändler Pougens. Ein Beitrag zur Geschichte der internationalen Beziehungen Weimars. Von P. von Bojanowski. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. 1903.

Bottermund. — Das hysterische Weib in Familie und Gesellschaft. Sozial-psychologische Studie von W. Bottermund. Elfte, veränderte Auflage. Dresden, E. Pierson. 1903.

Carmen-Sylva. — In der Lunca. Rumänische Idylle. Von Carmen-Sylva. Regensburg, W. Wunderling. 1904.

Daab und **Wegeler.** — Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Erster Band. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche. 1903.

Dessoir und **Menzer.** — Philosophisches Lesebuch. Herausgegeben von Max Dessoir und Paul Menzer. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1903.

Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Siebentes Heft: Heinrich von Kleist. Prinz Friedrich von Homburg. Von Robert Petsch. — Achtes Heft: Gottfried Keller, Martin Salander. Von Rudolf Fürst. — Neuntes Heft: Fr. W. Weber, Dreizehnlinden. Von Ernst Wasserzieher. — Zehntes Heft: Richard Wagner, Die Meistersinger. Von Robert Petsch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Diederich. — Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur. Von Benno Diederich. Leipzig, Schmidt & Spring. 1903.

Döll. — Goethe und Schopenhauer. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Schopenhauerschen Philosophie. Von Heinrich Döll. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1904.

Dohna. — Kulturbilder von den Gestaden des Mittelmeers. Federzeichnungen eines Dilettanten. Von Hannibal Graf zu Dohna. Leipzig, Georg Wigand. 1903.

Edward. — Balladen und Lieder. Von Georg Edward. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, „Concordia". 1903.

Ewald. — Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen. Die ewige Wiederkunft des Gleichen und der Sinn des Übermenschen. Eine kritische Untersuchung von Oscar Ewald. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1903.

Feldegg. — Der Schleier der Maja. Drei ernste Szenen. Von F. Ritter von Feldegg. Wien, Carl Konegen. 1904.

Ferdinand-Dreyfus. — La Rochefoucauld-Liancourt 1747—1827. Par Ferdinand-Dreyfus. Paris, Librairie Plan. 1903.

Fricke und **Eulenburg.** — Beiträge zur Oberlehrerfrage. Von K. Fricke und F. Eulenburg. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Fromentin. — Die alten Meister. Belgien — Holland. Von Eugène Fromentin. Ins Deutsche übertragen vom Freiherrn Eberhard von Bodenhausen. Zwei Bände. Berlin, Bruno Cassirer. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Vierundzwanzigster Band. Dichtung und Wahrheit. Dritter Teil. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldschmidt. — Vom heiligen Martin und anderes. Ein Geschichtenbuch von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Kesselring. 1904.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Erste Lieferung. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Grillparzers sämtliche Werke. — Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen von Moriz Necker. Mit sieben Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben, sowie mehreren Registern. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Grundzüge der deutschen Land- und Seemacht. — Bearbeitet von höheren Offizieren auf Veranlassung der General-Inspektion des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Hanau. — Der Wunsch. Dramatische Dichtung von Hermann Hanau. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer. 1903.

Hefte zum christlichen Orient. — Zweites Heft: Die Ursprünge des Stundismus. Drittes Heft: Aus der Arbeit unter den Stundisten. Berlin, Verlag Deutsche Orientmission E. V. 1903.

Heijermans. — Hermann Heijermans' ausgewählte Faktland-Skizzen. Erster Band. Übersetzt und zusammengestellt von R. Ruben. Pößneck i. Thür., Bruno Feigenspan. 1903.

Heinrich. — Selbstunterrichtsbriefe für das Einjährig-Freiwilligen Examen. Von Paul Heinrich. Brieflicher Originalunterricht zur Erlangung des Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisses bei Volksschulvorbildung. Erster Brief. Leipzig, Albert Herzog.

Hennes. — Was bedeutet der Vegetarismus, und wie läßt sich derselbe einführen? Von Ernst Hennes. Dresden, E. Pierson. 1904.

Hesses Volksbücherei. — Nr. 63—80. Leipzig, Max Hesse.

Horniman. — That fast Miss Blouet. By Roy Horniman. London, Leipzig, Paris, F. Fisher Unwin. 1903.

Houben. — Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlaß. Ein Gedenkbuch von Heinrich Hubert Houben. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1903.

Hübners geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde. Ausgabe für 1903. Herausgegeben von Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Jahrbuch der deutschen Orientmission. — Ex oriente lux. Herausgegeben von Johannes Lepsius. Berlin, Verlag der Deutschen Orientmission. 1903.

Jensen. — Unter heißerer Sonne. Novelle von Wilhelm Jensen. Zweite, durchgesehene Auflage. Braunschweig, George Westermann. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Ihre Schwester.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Salon im Erdgeschoß auf derselben Höhe mit einer Terrasse, zu der ringsum einige Stufen führen. Türen rechts und links. Fast die ganze Breite des Hintergrundes einnehmend eine Glaswand mit feiner Eisenkonstruktion und Eingangstür in der Mitte. Rechts ein Etablissement. Tisch, Fauteuils, Stühle, ein kleines Kanapee. Die Einrichtung im Stil der Zeit Maria Theresias gehalten, die Vorhänge und Möbelüberzüge aus glattem, meergrünem Seidenstoff. Neben der Tür links eine große Jardiniere mit Blumen vor einem hohen, in die Wand eingelassenen Spiegel. In der Ecke eine Pendeluhr in Stehkasten aus Boule. Die Glaswand gewährt die Aussicht in den Garten. Zwischen der Terrasse und einem mit weißem Marmor eingefaßten Bassin ein Blumenparterre. Rechts und links von ihm breite Kieswege längs dichter Laubwände, die von einer Laubenanlage umschlossen werden. Hinter ihr steigt die Landschaft sanft empor und nimmt sich aus wie ein wohlgepflegter Park mit weitgedehnten Wiesengründen, einzeln stehenden alten Bäumen, üppigen Hecken und Baumgruppen. Es ist ein sonniger, warmer Frühsommernachmittag.

Hadwiga, fünfunddreißig Jahre alt. Groß, ebenmäßige, imposante Gestalt. Edle, feine Gesichtszüge. Kastanienbraune Haare, die zurückgekämmt sind und am Hinterkopf einen dichten Knoten bilden. Die leuchtenden, dunklen Augen haben einen ernsten und milden Ausdruck; um den kleinen Mund ist ein Zug von Schwermut ausgeprägt. Sanfte Überlegenheit, hervorgegangen aus freiwilliger, stolzer Resignation, spricht sich, ihr selbst unbewußt, in ihrer Art und Weise aus.

Grete, achtzehn Jahre alt. Ihre Gesichtszüge sind denen ihrer Schwester ähnlich, der Teint und die Farbe der Haare lichter, die Augen tiefblau. In ihrem Sein und Gebaren ist sie Hadwigas Widerspiel. Ihr ganzes Wesen atmet und verbreitet Heiterkeit und ist von dem unbefangenen Bewußtsein der Berechtigung zu jedem schönen und frohen Daseinsglück beseelt.

Solm, sechsunddreißig Jahre alt. Eine kraftvolle, männliche Erscheinung. Anspruchslos, ruhig und fest, vertrauenerweckend auf den ersten Blick. Er hat ein schmales, gebräuntes Gesicht, trägt seine reichen, schwarzen Haare schlicht niedergekämmt; der Schnurr- und Backenbart sind kurz gehalten. Seine Kleidung ist nicht eben nachlässig, aber sehr einfach.

Hadwiga in einem Fauteuil am Tische mit einer Handarbeit beschäftigt. **Grete** kommt durch die Tür links. Sie trägt eine weiße, gestickte Bluse, einen Rock aus weißem Pikee und um die Taille eine hellrosenfarbige Schleife.

Grete. Nicht da? Nicht gekommen?

Hadwiga (ohne von ihrer Arbeit aufzublicken). Wer?

Grete. Du fragst?

Hadwiga. Wen meinst du?

Grete. Nun, doch ihn.

Hadwiga. Wen — ihn?

Grete (geht auf sie zu). Hadwiga, verstelle dich nicht, Beste.

Hadwiga. Wenn du Herrn Solm meinst, nein, er ist nicht gekommen. Ich erwarte ihn auch nicht. Er war doch gestern da.

Grete (leise, ein wenig schüchtern). Und deshalb — eben deshalb erwarte ich ihn.

Hadwiga. Herr Solm wird nicht alle Tage . . .

Grete (fällt ihr ins Wort). Warum auf einmal so feierlich: Herr Solm! Was hat er denn getan? . . . Bis jetzt war er, „sagt alles nur in allem" — Solm, der neueste und — der liebste Nachbar . . . Wieviel Uhr ist es denn? (Sie wirft einen Blick nach der Uhr.) Drei! Wunderbar . . . Ich bildete mir ein, es sei vier, es sei — ich weiß nicht, wieviel . . . Ich saß am Bett der alten Martens und hielt den Suppenteller, den sie auslöffelte . . . Herr mein Gott, mit einer Langsamkeit! Und ich dachte: das erlebe ich nicht, daß der Teller leer wird; der wird, mir scheint, immer voller. In ihm steigt und steigt das Süppchen wie die Flut . . . Völlig unheimlich! Wenn das so weitergeht — eine Weile nur — werfe ich alles hin — ich bin's imstande — und renne, renne heim.

Hadwiga. Ein Unsinn.

Grete. Weil es doch erst drei Uhr ist, also gut — ein Unsinn, zu rennen, wie ich gerannt bin (fächelt sich mit ihrem Taschentuche) über die Wiese und durchs Dorf.

Hadwiga. Wie du auch aussiehst — feuerrot. (Abbrechend.) Es geht ihr besser, der Martens?

Grete (ist an die Jardiniere getreten und macht sich dort mit den Blumen zu schaffen). O, die wird uralt, überlebt uns alle, wie ein bombenfester Pergamentband hundert Goldschnittlinge überlebt!

Hadwiga. Ich protestiere im Namen der Goldschnittlinge und im eigenen.

Grete. Das brauchst du nicht. Ich habe gesagt: alle. Wenn ich sage: alle, bist du nie dabei, du Einzige, du über allen hoch . . .

Hadwiga. O weh! Die beliebten Übertreibungen.

Grete (vor der Wanduhr, sieht hinauf). Vorwärts, alte Schnecke! Tummle dich (halb zu Hadwiga gewendet, etwas befangen) — der großen, der schönen, der Stunde entgegen, in der . . . (sie hält inne).

Hadwiga (mit unterdrückter Spannung, ohne den Kopf zu erheben). In der?

Grete (geht langsam auf sie zu, setzt sich neben sie und legt leise die Hand auf Hadwigas Hände). Nicht so fleißig! Ich bin auch da, ich möchte auch etwas haben von deiner Aufmerksamkeit — —

Hadwiga (wie früher). Der Stunde, in der?

Grete. In der Ludwig Solm kommen wird und meine Schwester bitten wird: Geben Sie mir Ihre Grete zur Frau.

Hadwiga (rasch und abwehrend). Das soll er nicht! Das nicht!

Grete (beugt sich zurück, sieht sie groß an). Hadwiga!

Hadwiga. Das soll er nicht und wird es nicht! Kind! Kind! Was du dir einbildest!

Grete (wieder zärtlich, wieder die Hände Hadwigas leise berührend). Hadwiga, ich bilde mir nichts ein. Gestern noch war ich im Zweifel, und das tat nicht wohl . . . Mir war nicht sehr wohl zumute in dieser letzten Zeit . . . O, ich habe mich nicht verzärtelt! ich habe es mir tüchtig gesagt: Fasse keine falsche Hoffnung. Er kommt oft — ja, er kommt gern, er führt gern ernste Gespräche mit meiner gescheiten, meiner prächtigen Schwester. — Er ist auch gegen mich aufmerksam und freundlich, unsympathisch scheine ich ihm gerade nicht zu sein, (in verändertem Tone, plötzlich rasch und entschlossen) aber die große, tiefe, die bewundernde Liebe, die ich für ihn habe . . .

Hadwiga (hat sie, während sie sprach, unverwandt mit steigender Angst angesehen. Jetzt fällt sie ihr ins Wort). Liebe? Liebe? . . . Die hast du gut verborgen.

Grete. Dir wollte ich nichts verbergen, das wisse! Ich bitte Dich — wisse das . . . Aber darüber reden . . . Sie wird schon sehen, dachte ich.

Hadwiga. Und ich war blind.

Grete. Nicht für ihn. Ich schätze ihn nicht höher, als du ihn schätzest.

Hadwiga. Das freilich ist ein hoher Maßstab.

Grete. Siehst du? Und nun stelle dir vor — dieser Mann, dieser Ludwig Solm, dem ich immer nur mit Ehrfurcht, ja, mit Ehrfurcht! begegnet bin, weil ich weiß, was er ist, und was er tut, und was seine Meinung gilt, und welchen Einfluß er auf die Menschen nimmt . . . Dieser Solm, an den ich nie gedacht habe, ohne zugleich zu denken: Wie müßte die Frau sein, die mir seiner würdig schiene, die ich fände, schön und gut und vortrefflich genug für ihn — dieser Solm, Hadwiga, dieser Mensch . . . stelle dir vor — geht neben dir einher, schweigend eine ganze Weile . . . Du, aus Höflichkeit, — er ist doch dein Gast — fängst an von dem und von jenem und bekommst kaum eine Antwort und gerätst in Verlegenheit . . . nun ja — was erzähle ich ihm denn auch? Was für Zeug bringe ich da vor? Und wünschest heiß: Wenn mir doch etwas einfallen wollte, das ihn interessiert . . . Beten könntest du, zu Gott beten um einen vernünftigen Einfall . . . Da — plötzlich bleibt er stehen, dieser Solm . . . und ich bleibe auch stehen. Er ist bleich und sieht mich an, und seine Augen flehen — demütig, die Augen, die so streng schauen können und so prächtig kühn! Und mit einer ganz kleinen Stimme sagt er mir, daß ich ihm das Liebste auf der Welt bin, und fragt, ob ich ihn zu kennen glaube . . . und für wert halte . . . und ob ich mich entschließen könnte, sein zu werden.

Hadwiga (hat ihr sprachlos zugehört. In Bestürzung). Und — du?

Grete. Nun — ich?

Hadwiga (völlig verwirrt). Und er — und wann — wann hätte er . . .

Grete. Gestern — gestern abends, Liebste, als wir die Tanten begleiteten zu ihrem Wagen, den sie ans untere Gartentor beordert hatten, diese Guten, diese Hellseherinnen! . . . Du mit ihnen voraus . . . Solm und ich

hinter euch auf drei Schritte — aus denen nach und nach — mehr wurden . . . Die Tanten — Gott segne sie! — waren, wie gewöhnlich, sehr laut und stritten, wie gewöhnlich, miteinander über Falbsche Theorie und kritische Tage . . . und ich — Wunder aller Wunder! — ich hörte das — ich wandelte neben meinem Halbgott, nein, ich schwebte in einer himmlischen Atmosphäre, es leuchtete und klang — und alles um mich her war lichtverklärt, war Schönheit und Melodie und durch alle die Pracht hindurch — ein wenig komisch, ein wenig rührend — hörte ich die Tantenstimmen, und ich wünschte heiß: Sprecht nur weiter, noch lang, damit auch er weiter sprechen könne . . . (sieht ihrer Schwester ins Gesicht, unterbricht sich) Hadwiga, die angstvolle Miene . . . Warum, warum?

Hadwiga. Mein Gott, Grete, mein Kind, liebes, liebes Kind . . .

Grete. Dein Kind, ja! — immer dein Kind, auch dann noch, wenn ich es für niemand anderen mehr sein werde. Immer dein Kind (umarmt sie).

Hadwiga (macht sich von ihr los). Was hast du Herrn Solm geantwortet?

Grete. Ich weiß nicht. Ich glaube — nichts — Ich glaube aber auch, daß er mich trotzdem gut verstanden hat, denn er hat sehr glücklich ausgesehen.

Hadwiga. Du weißt nicht . . . und weißt doch, daß er heute kommen wird und seinen Antrag stellen wird?

Grete. Heute! (Wendet den Kopf nach der Uhr.) Bald. (Mit flehender Bitte.) Und du wirst nicht Einwendungen gegen ihn erheben, wie du sie erhoben hast, damals gegen den jungen Reiteroffizier, der sich so eifrig um mich bewarb, und später dann gegen den feinen und liebenswürdigen Staatsmann.

Hadwiga. Du hast sie gelten lassen, meine Einwendungen.

Grete. Ja, die gegen den Offizier ziemlich leichten Herzens. Nicht ganz so die gegen den Staatsmann. Ich behaupte nicht, daß er mir gerade Neigung eingeflößt hat, aber Zuneigung, weißt du, Zuneigung war's. —

Hadwiga. So? — Ist das etwas anderes?

Grete. Etwas ganz anderes, ja, und hätte mehr werden können . . . Und — als du seinen Antrag in meinem Namen ablehntest, entstand eine kleine Revolte gegen dich in meinem Herzen. Ich habe sie besiegt, und heute, Hadwiga, du Meine! Heute danke ich dir und lobpreise dich . . . Du wolltest mich nicht hingeben an ein alltägliches Glück, du wolltest mich aufheben für ihn . . . Hast du denn geahnt, daß er kommen würde, du Beste, du Kluge, du Weise? (Umfaßt sie.) Du meine Vorsehung!

Hadwiga (legt den Arm um ihre Schulter und sieht ihr in die Augen). Hältst du mich wirklich für deine Vorsehung?

Grete. Ja.

Hadwiga. Glaubst du wirklich, daß ich dich lieb habe, wie eine Mutter ihr Kind lieb hat?

Grete. Ja.

Hadwiga. Daß es kein Opfer gibt, das ich dir nicht brächte . . . Was Opfer! Nichts könnte mir, für dich getan, als Opfer erscheinen. Weißt du's?

Grete. Ich weiß.

Hadwiga (nach einer Weile — als ob sie sich besinne, um für das, was sie sagen will, den richtigen Ausdruck zu finden). Weißt auch, wie natürlich das ist . . . bist du nicht in Wirklichkeit mein Kind? — War ich nicht achtzehn Jahre alt, als du kamst und unsere beiden Eltern uns rasch nacheinander verließen? . . . Denke, denke — Achtzehn Jahre! Eigentlich jung — aber von der Stunde an, in der ich dich hatte, gab es für mich nur noch eine Jugend — die deine, keine anderen Ansprüche an das Leben als — die deinen.

Grete. Du Gute! Du Große!

Hadwiga. Nicht gut noch groß. Mir wurde das leicht. Es gibt einsame Menschen und Menschen zu zweien. Ich bin ein einsamer Mensch. Und was ich vorhin sagte, sollte dir bloß ins Gedächtnis rufen . . .

Grete. Ins Gedächtnis? Wovon ich durchdrungen bin und überzeugt wie vom Dasein Gottes — vom Bewußtsein deiner Liebe!

Hadwiga. Meiner Liebe und Fürsorge . . . und was auch geschähe, was ich auch täte, dieses Bewußtsein wäre unerschütterlich?

Grete. Gewiß, Hadwiga.

Hadwiga. Weil ich — weil du — Kind, wenn Solm heute kommt . . .

Grete. Kommt! (Springt auf, eilt zur Mitteltür, die sie ein wenig öffnet, horcht hinaus.) Hörst du? Das ist das Rollen seines Wagens, das ist der Hufschlag seiner Braunen . . . (Schließt die Tür, kommt zurück, kniet bei Hadwiga nieder und umfaßt sie.) Sage ihm alle meine Fehler, sage ihm meine einzige Tugend: daß ich ihn grenzenlos liebe — und sei nicht traurig — du wirst unser Kleinod sein — ich vernachlässige dich nicht, wenn ich eine noch so glückliche Braut sein werde und eine noch so stolze Frau, immer bleibst du mir, was du mir immer gewesen bist, Schwester — Mutter! (Drückt sie an sich.) Auf Wiedersehen! . . . Ich warte in meinem Zimmer, nein — dort hielte ich es nicht aus — ich warte im Garten — sage ihm alles — ja. — Sage ihm . . . ich warte, warte — auf das Glück. (Ab nach links.)

Hadwiga (sieht ihr nach. Schlägt die Hände vors Gesicht.) Du armes Kind!

Solm kommt über die Terrasse, von einem Diener geleitet, der die Glastür vor ihm öffnet und hinter ihm wieder schließt. Solm tritt ein und verneigt sich tief.

Hadwiga (hat sich erhoben, bleibt einen Augenblick stehen, den Gruß Solms erwidernd, und nimmt dann ihren früheren Platz wieder ein).

Solm (geht auf sie zu, küßt ihre Hand). Sie wissen, was mich hierher führt, Fräulein, welche große Bitte ich auszusprechen . . . (Blickt sie an und hält inne.) Was ist Ihnen? Wie sehen Sie aus?

Hadwiga (unfähig zu sprechen, lädt ihn durch eine Handbewegung ein, Platz zu nehmen).

Solm (rückt einen Stuhl in die Nähe ihres Fauteuils). Ihre Schwester hat mit Ihnen gesprochen, Fräulein.

Hadwiga (mühsam). Ja, Herr Solm . . . Sie hat mir gesagt . . . (Plötzlich rasch und laut mit ausbrechendem Schmerze.) O, Herr Solm, ich hätte diesem Augenblick zuvorkommen, ich hätte verhüten sollen . . .

Solm. Was verhüten? . . . Antworten Sie mir . . . Liebes, verehrtes Fräulein, was verhüten?

Hadwiga. Ich hätte Ihnen ersparen sollen, (mit schwerer Selbstüberwindung) — eine Fehlbitte zu tun.

Solm. Eine Fehlbitte?

Hadwiga. Grete kann Ihre Frau nicht werden.

Solm. Fräulein Hadwiga!

Hadwiga (wiederholt leise). Kann Ihre Frau nicht werden.

Solm (in schmerzlicher Bestürzung). Sie verwerfen mich?

Hadwiga. Welch ein Wort, lieber Solm!

Solm. Sie kann meine Frau nicht werden, sagen Sie — und hat mir doch gestern selbst gestattet . . .

Hadwiga. Ich weiß.

Solm. Und ich durfte glauben, daß meine Bewerbung . . . Ihre Schwester ist mir nicht abgeneigt, und ich, ganz einfach, ich bete sie an . . . Ich bin kein Jüngling mehr, ich habe viel erlebt, viel erfahren, viel gekämpft. Ich bin glücklich gepriesen worden, ohne es zu sein, denn das Glück, nach dem ich strebte, bot sich mir nicht, und ich hatte aufgehört, es zu erhoffen. Warum sollte sich gerade mir ein verwegener Traum erfüllen? Ich war ein resignierter Mensch, als ich hierher kam — und eben hier — in Ihrer Nähe, trat das Glück mir entgegen, — verkörpert — in der holdesten Gestalt . . . Geblendet stand ich und voll Zweifel . . . Du bist es — bist du für mich? Da neigte es sich mir zu und sprach: Ich bin erreichbar.

Hadwiga (tonlos). Er—reichbar — —

Solm. Nicht? . . . Sie sagen: Nein, Sie halten mich für unwürdig . . .

Hadwiga. O, lieber Solm! . . . Daß es ein Erdenglück gibt, dessen Sie unwürdig wären, — ich weiß nur einen, der das für denkbar hielte — der eine sind Sie.

Solm. Worte, Fräulein, Worte!

Hadwiga. Tiefste Überzeugung.

Solm. Und dennoch weisen Sie mich ab?

Hadwiga. Ich — bitte Sie: werben Sie nicht.

Solm. Sie geben mir Rätsel auf, Fräulein — Sie spielen mit mir.

Hadwiga. Spielen — ich? Sehen Sie nicht, wie ich leide? Spielen . . . ja, mit uns, mit ihr hat das Schicksal gespielt — und furchtbar!

Solm (nimmt sich mit Gewalt zusammen). Mit — ihr?

Hadwiga. Werben Sie nicht — treten Sie zurück . . . und aus Mitleid und Barmherzigkeit: fragen Sie nicht nach dem Grund meiner Bitte . . . Fordern Sie nicht Rechenschaft. Sie wenigstens nicht . . . denn ihr werde ich sie geben müssen . . . endlich müssen . . . Verdoppeln Sie die Qual nicht! . . .

Solm. Verzichten — zurücktreten soll ich? . . . Das verlangen Sie — und verlangen, daß ich nicht frage . . .

Hadwiga. Ich bitte, ich bitte flehentlich.

Solm. Gnädiges Fräulein, daß ich Ihnen diesen Wunsch erfülle, halten Sie selbst für unmöglich. Warum sprechen Sie ihn aus?

Hadwiga. Mein Gott, wie man sich an einen Strohhalm klammert . . .

Solm. Ohne Ihre Schwester zu fragen, aus eigener Machtvollkommenheit wollen Sie verfügen ...

Hadwiga. Lieber Solm, wenn Grete ahnen könnte ... Nicht einen Augenblick würde sie zögern, und wenn ihr das Herz darüber bräche, zu sagen wie ich: es kann nicht sein.

Solm (sieht sie starr und fragend an, dann plötzlich). Fräulein Hadwiga, jetzt — jetzt müssen Sie sprechen.

Hadwiga. Wohl — ich sehe ein — ich muß ... Mit Ihnen — mit ihr ... Sie sind ein Mann. Sie werden verschmerzen, vergessen ... Für mein armes Kind wird alles vorüber sein. Frohsinn, Seelenfrieden — tot! tot ...! Erniedrigt und entwürdigt wird sie sich fühlen, aus einem jungen, stolzen Geschöpf in ein gedemütigtes, gebrochenes verwandelt sein.

Solm. Fräulein, Fräulein — wie soll ich das verstehen?

Hadwiga (in Gedanken, halblaut). Vielleicht ... Es gibt vielleicht Frauen, die darüber hinwegkämen — ich kann es mir nicht denken — und ebenso unfaßbar wäre das auch ihr.

Solm (hat ihre Hände gefaßt und preßt sie krampfhaft). Reden — reden Sie!

Hadwiga (die Augen weit geöffnet, den Blick regungslos vor sich hingerichtet, wie verloren; in leisem, gepreßtem Ton, der sich manchmal zu einem Ausdruck schneidender Qual und bitterer Ironie steigert). Der Mann des Vertrauens meiner Eltern, ihr Freund, der Vormund, den sie uns bestellt — ihm waren wir anheimgegeben und zweien Tanten, zierlichen alten Jungfrauen mit so viel Blick und Gedanken wie ein paar Porzellanfigürchen. Sie und wir — und wie viele mit uns! — verehrten den Beschützer, den treuen Verwalter unseres Hab' und Gutes, den unfehlbaren Berater in allen Rechtsfragen ... Grete wuchs unter seinen Augen auf. Sie war, wenn er uns mit seiner Familie besuchte, die Gespielin seiner Kinder. Wie eines von ihnen schien er sie zu lieben ... Mit einer allzu nachsichtigen Liebe nur und manchmal machte er mir einen scherzenden Vorwurf über meine Strenge, während ich seine entzückten Lobpreisungen meines Kindes mit stiller Dankbarkeit einheimste ... Einmal wurde ich gewarnt. Durch seine eigene Frau ... Er kennt nichts Heiliges, wenn die Leidenschaft in ihm erwacht ... Jedem Schuft gegenüber peinlich gewissenhaft — o ja! Aber ein Mädchen, eine Frau, die er begehrt — und wäre sie vom Himmel herabgestiegen — sie an sich zu reißen, hindern ihn nicht Pflicht und nicht Ehre ... Das ist Männermoral.

Solm (zwischen den Zähnen, kaum hörbar). Weiter — — weiter ...

Hadwiga. Frevelhaft und lästerlich erschienen mir die Worte dieser Frau. Ich stimmte in meinem Herzen den Leuten bei, die sie anklagten und sie eine aus Eifersucht verrückt Gewordene nannten ... Männermoral — was wußte ich von ihr? Wir lebten wie auf einer verzauberten Insel — das Schlechte lag fern, und fern wollte ich es halten und verschloß mein Ohr der Schwergeprüften, die es ausgesagt hatte ... (immer rascher, mit fliegendem Atem.) Einmal — drei Jahre sind es jetzt ... Er war da — auf der Durchreise nach seinem Gute. Wir kamen zurück von einem Spazier-

gange. Ich hatte Besorgungen im Hause. Er blieb allein mit ihr ... Nach einiger Zeit — plötzlich — es war seltsam — nie wieder hatte ich an jene Warnung gedacht — plötzlich ergriff es mich wie mit Krallen: Grete ist in Gefahr ... Und ich weiß noch — ich schäme mich noch des abscheulichen Gedankens, der mir durch den Kopf fährt — Trotzdem ... (Die Stimme versagt ihr. Sie ringt nach Fassung. Von Schauern durchbebt.) Fort — wie gesagt — aus der Stube, auf den Gang — und habe ihn kaum betreten, als mir aus dem Fremdenzimmer ein Schrei entgegengellt ... Der Schrei ... Jetzt noch — manchmal, höre ich ihn — fahre auf aus dem Schlafe, weil ich meine, ihn zu hören ... Mit einem solchen Schrei auf den Lippen stirbt ein Kind vor Schrecken ... Ich stürze, fliege, ich bin bei ihr ... Sie liegt da — auf ihrer Stirn haben die Haare sich emporgesträubt — ihre Augen sind groß und starr geöffnet wie die einer Toten — — und ein Mann, ein Tier mit menschlichen Zügen richtet sich vor mir auf ...

Solm (stöhnend, in furchtbarer Erschütterung). Dafür — dafür — gibt es nicht Strafe — nur Rache ... ich nehme sie!

Hadwiga (schüttelt den Kopf. Nach einer Pause). Er ist ihr entzogen. Mein Geheimnis hat ein Toter geteilt.

Solm. Tot — er tot?

Hadwiga. Gefallen, in einem Ehrenhandel.

Solm. Ehrenhandel? Hat ein Hund eine Ehre?

Hadwiga. — Ein Gewissen vielleicht ... er hatte den Zweikampf — in den schlimmsten Tagen der Krankheit Gretes — mutwillig herbeigeführt.

Solm (ohne auf sie zu hören). Aus der Welt geschafft und nicht durch mich — der die Blume dieses Lebens gebrochen hat ... sie entadelt hat an Leib und Seele ... diese Seele — diese reinste, für immer beschmutzt hat mit einer schändlichen, unauslöschlichen Erinnerung ...

Hadwiga. Das — das also nicht.

Solm. N—icht? (Staunt sie an.) Wie sagen Sie? — Nicht?

Hadwiga. Sie lag viele Stunden lang in tiefer Ohnmacht — erwachte dann zu einem Schein des Lebens — ohne Blick in den Augen, der Sprache beraubt. Und als ich nach langer, langer Zeit ihre Stimme endlich wieder vernahm, drang sie im Flüstern des Fiebers zu mir, und mit schaudernder Erwartung las ich die Laute von ihren Lippen ... Was beschäftigte ihren armen, flackernden Geist? Was für Bilder schwebten ihm vor? — Solm, mein Freund, mir zitterte das Herz, als sie die ersten verständlichen Worte bildete und als über ihr schmales Krankengesichtchen der goldige Schimmer eines Lächelns glitt ... Mir zitterte das Herz, ich mußte ein Aufjauchzen unterdrücken und sank auf meine Kniee ... Lieber Solm, dieses Lächeln — eine heitere Kindererinnerung hatte es hervorgezaubert ... Helle Gedanken, freundliche Vorstellungen nur umspielten sie. Und nicht damals beim leisen Regen des wiederkehrenden Bewußtseins und nicht später, als es klar und klarer wurde — nie eine Erinnerung an den entsetzensvollen Augenblick. Die unerforschliche Macht, die unsere Schicksale webt, schien

zu bereuen, daß sie allzu Grausames verhängt, und nahm, nachdem es sich vollzogen hatte, mit spätem Erbarmen die Erinnerung daran.

Solm (wiederholt vor sich hin, leise). Nahm die Erinnerung daran.

Hadwiga. Ich nährte lang einen fressenden Zweifel. Er schwand, als sie zum erstenmal von jenem Manne sprach und unbefangen fragte: Der Vormund — war er oft da während meiner langen Krankheit? Wann kommt er wieder? . . . Nie, wenn sein Name vor ihr genannt wurde, auch nur der Schein einer Veränderung in ihren Zügen. Und als ich ihr nach ihrer Genesung, zagend und bangend, Kunde von seinem Tode gab. — weinte sie dem „väterlichen Freunde" warme Tränen nach.

Solm (hat ihr versonnen, halb abwesend zugehört). Nahm ihr die Erinnerung daran —

Hadwiga. Und jetzt gilt's, einen Faustschlag führen in den reinen Seelenspiegel, den selbst der Frevel nicht mit einem Hauch zu trüben vermochte — Jetzt kommt das Ärgste — die grauenhafte Offenbarung — wird mein Kind erfahren: es gibt Abscheuliches, und du bist ihm zum Opfer gefallen, und wir dürfen den Mann, der dich liebt, nicht mit dir betrügen.

Solm (in Gedanken, wiederholt mechanisch). Nicht betrügen.

Hadwiga (wendet sich händeringend).

Man sieht Grete aus den Laubenanlagen heraustreten und die Richtung gegen die Terrasse einschlagen. Ihre mädchenhaft schlanke Gestalt löst sich lichtumflossen, weiß und hell von dem dunkeln Hintergrund. Sie schreitet erhobenen Hauptes, leicht und frei, mit anmutiger Hoheit, wie glückgetragen, einher.

Hadwiga (auf sie deutend). O — sehen Sie!

Solm (hat sich gewandt. Er steht regungslos. In tiefster Rührung, unaussprechlichem Entzücken versinkt er in den Anblick der herrlichen Erscheinung. Unwillkürlich erheben sich seine Arme, unwillkürlich breitet er sie mit liebevoller, schützender Gebärde ihr entgegen).

Hadwiga. Begreifen Sie, daß ich gezögert habe, diesen Glanz zu verlöschen, diese Lebensfreudigkeit in Verzweiflung zu verwandeln? . . . Herr, mein Gott! — Und das müssen!

Solm. Müssen? . . . Warum müssen? (Mit feierlichem Entschluß.) Nein! Nein! (Er ergreift Hadwigas Hände und preßt sie heftig an seine Brust.) Schweigen, Fräulein . . . Schweigen — meine Schwester Hadwiga!

Was Herzeleid wollte.

Von der Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten“.

Es war einmal eine Frau, die hatte ein großes Herzeleid. Einst hatte sie gar manches besessen, aber es war alles verloren gegangen, und nun blieb ihr nichts als ihr Herzeleid.

Sie lebte hoch oben unter dem Dach eines alten, grauen Hauses, in dem noch viele andere Leute wohnten. All die Leute hatten Freuden und Sorgen, Verwandte und Kinder, Arbeit und Vergnügen — aber die Frau hatte nur das große Herzeleid.

Und es war ein anspruchsvolles Ding, dies Herzeleid, und machte der Frau mehr Mühe und Not als den anderen Leuten all ihre Geschäfte und Zerstreuungen. Es war, als ob das Herzeleid immerwährend etwas von der Frau wollte, es ließ ihr keine Ruhe, und sie suchte zu erraten, was es wohl sein könne, das es von ihr verlange; aber sie vermochte nicht, es zu verstehen.

Zuerst hatte sie es auf eine weite Reise geführt, weil sie hoffte, es so loszuwerden; denn das tun viele Leute, wenn sie ein Herzeleid bekommen, und es wird immer wieder als gutes Mittel empfohlen. Manche kehren auch ganz fröhlich heim und müssen wohl ihr Herzeleid irgendwo in das Meer oder in einen tiefen Gletscherspalt gesenkt haben, wo es erfroren ist und sie nicht mehr quälen kann.

Aber dies Herzeleid ließ sich nicht so leicht abschütteln. Die arme Frau war vor ihm geflohen, soweit die Erde reicht. Im dichten Nebel, auf hoher See, im Menschengewühl ferner Städte, im Dickicht tropischer Wälder hatte sie gehofft, daß ihre Spur sich verwischen würde, so daß das Herzeleid sie nicht mehr finden könnte. Aber es fand sie immer wieder. Es blieb bei ihr auf den schneeigen Bergesgipfeln, um die die Kondore kreisen; es blieb bei ihr in der brennenden Wüste, in deren Sande verschüttete Städte und vergessene Götter schlummern. Zu goldenen Pagoden, die sich im Wasser spiegeln, auf dem die lila Lotosblumen schwimmen, und in dunkele Haine, durch die seit Tausenden von Jahren Pilger wallfahren, — überall begleitete es sie. Sie hörte seine Stimme, wenn der Nachtwind klagend über die Steppe fuhr; sie

hörte sie, wenn die Priester im Abendsonnenschein vor den Hindutempeln standen und in lange Trompeten bliesen, um zum Nachtgebet zu rufen. Sie sah sein Antlitz in den hohen, grauen Meereswogen, wenn sie sich gegen die Schiffe türmen; sie erkannte es auch in den kleinen Bächen, die unter Farnen und Glockenblumen plätschernd über weiße Kiesel eilen.

Als die Frau merkte, daß sie das Herzeleid nirgends verlieren würde, sondern daß es bei ihr blieb, wo sie auch hineilen mochte, daß sie überall nur seine Augen sah und seine Stimme hörte, da kehrte sie müde heim.

Seitdem lebte sie hoch oben unter dem Dach des alten Hauses, und da sie sich des Herzeleids nicht entledigen konnte, suchte sie sich mit ihm einzurichten, wie es schon so manche andere Frau getan.

Aber es war so anspruchsvoll! Es verlangte all ihre Zeit, all ihr Denken und Fühlen. Es stahl ihren Hunger, es raubte ihren Schlaf. Es trübte ihre Augen, es bleichte ihre Haare, es zerstörte ihre Gesundheit — es ließ ihr nichts. Es war ein eifersüchtiger Herrscher.

Manchmal versuchte die arme Frau, hinauszugehen in den tiefen Wald, der vor der Stadt liegt; denn dort wohnt die Einsamkeit, die so vielen Menschen Gutes getan. Wenn sie dann über die glatten Fichtennadeln, die den Boden bedeckten, geschritten war, setzte sie sich nieder unter einen der alten Stämme, die an der Wetterseite einen Schutzmantel aus grauem Moos tragen; sie schloß die Augen und lauschte, ob sie eines der süßen, einschläfernden Lieder vernehmen würde, die die Einsamkeit hoch oben in den Fichtenkronen singt. Aber das ließ das böse Herzeleid nicht zu. Es konnte dann manchmal ganz unbändig werden. Es schrie und stöhnte, als ob hinter jedem der Bäume ein schlimmer Kobold hervorgesprungen sei. Bei dem Lärmen war die leise Stimme der Einsamkeit nicht mehr zu hören.

An anderen Tagen hätte die Frau gern still in ihrem Stübchen am Fenster gesessen und nur hinausgeschaut auf die Dächer der anderen Häuser, aus deren Schornsteinen dünne, graue Rauchsäulen stiegen, oder zum blauen Himmel, an dem lange, weiße Wolken zogen; sie hätte gerne den Schwalben zugesehen, die gegen Abend oft in Schwärmen angeflogen kamen und dann die ganze stille Straße für einige Augenblicke mit ihrem Flügelschlagen und lautem Zwitschern und Hin- und Herflattern anzufüllen schienen. Aber auch dies erlaubte das Herzeleid nicht. Es rüttelte die arme Frau auf und trieb sie hinaus in die Straßen, wo geputzte Menschen in schönen Wagen fahren, und in die Gärten, wo Musik erklingt, Eltern mit ihren Kindern vergnügt an großen Tischen zu Abend speisen und in lauschigen Lauben Liebespaare flüstern. „Siehst du, so gut haben es andere," sagte das Herzeleid, und seine Stimme hatte einen häßlichen, hämischen Klang, als gönne es keinem eine Brotkrume. Aber die Frau, die sich sonst ganz von dem Herzeleid leiten ließ, folgte ihm doch nicht, wenn es also sprach; denn sie war klüger als ihr Herzeleid und ahnte wohl, daß Neid stets nur aus Unwissenheit entsteht.

Wenn sie dann, von solchem Gang heimgekehrt, die vielen Stufen hinaufgestiegen war und sich müde zu Bett gelegt hatte, dann begann des Herzeleids liebste Stunde. Zuerst gaukelte es ihr im Traume Zauberbilder vor von

wunderlich süßen, wonnigen Dingen. Alles, was die Frau je mit heißem Wunsch ersehnt, jetzt schien es ihr eigen werden zu sollen, aber grade jedesmal, wenn die Träume so lebhaft geworden waren, daß sie die Arme ausbreitete, als wolle sie all das Schöne an ihr durstendes Herz drücken, da begann sie ein leises Wimmern zu hören, das aus der Ferne zu kommen schien; lauter und lauter wurde es, näher und näher kam der Ton — jammernd, herzbrechend, hoffnungslos. All die lockenden Gaukelbilder zerstoben — stöhnend erwachte die Frau. Und sie war allein in dem kleinen Dachzimmer, einsam mit ihrem Herzeleid. Wie ein armes kleines Kind, das sich nachts fürchtet, lag es ihr weinend in den Armen. Sie beugte sich darüber und herzte es in der Nacht, weil sie beide doch so ganz allein waren. Und sie sprach leise, traurige Worte mit dem Herzeleid und bat es, doch endlich, endlich ruhig zu sein und still zu schlafen. Aber es antwortete, das könne es nie. Da nährte sie es mit all den Erinnerungen ihres armen Lebens, und sie fühlte, wie das Herzeleid dabei in ihren Armen wuchs und wuchs und immer schwerer ward, bis es einem großen Felsen gleich quer über ihr lag und sie in einen tiefen Abgrund hinunterdrückte.

Dasselbe und immer dasselbe durchlebte sie manche Nacht.

Immer deutlicher aber begann sie zu ahnen, daß das Herzeleid etwas von ihr wolle. Es war ihr zuweilen, als ob es ihr seinen Wunsch zuflüstere, aber sie konnte nicht recht verstehen, was es sei, so genau sie doch sonst jeden Laut seiner Stimme kannte.

An einem Morgen nun stand sie wie so oft vor ihrem Schreibtisch und starrte auf die alten Bildchen an der Wand. Da war es ihr, als ob das Herzeleid, das sie wie immer dicht neben sich fühlte, eine neue, noch größere Macht über sie gewonnen hätte. Es drückte sie in den Stuhl, gab ihr die Feder in die Hand und zwang sie, zu schreiben. Sie tat es alles ganz willenlos, und ihr war, als stände sie außerhalb von sich selbst und schaue sich nun erstaunt zu, wie sie, die sonst so selten schrieb, Seite auf Seite in wachsender Eile mit Worten bedeckte.

Das aber, was sie schrieb, war die Geschichte ihres großen Herzeleids.

Ganz genau schilderte sie, wie alles früher gewesen, als sie das Herzeleid noch nicht gekannt, wie es ihr dann zuerst begegnet war, wie es sich Einlaß in ihr Leben erzwungen hatte. Die Frau geriet dabei in großen Eifer und suchte sich auf jede kleine Einzelheit zu besinnen, damit die Geschichte auch ganz wahrhaftig würde. Ununterbrochen schrieb sie den ersten Tag, und als sie sich abends zu Bett legte, war sie so müde, daß sie gleich fest einschlief. Sie hatte auch in der Nacht keine quälenden Träume, aber schlafend mußte sie doch weiter an die Vergangenheit gedacht haben, denn als sie am Morgen erwachte, waren ihr daraus wieder eine Menge Dinge eingefallen. Die schrieb sie gleich nieder. Sie erzählte von allen, die mit ihrem Herzeleid zu tun gehabt hatten. Sie versuchte genau anzugeben, wie und durch wen es gekommen war, wer es verschlimmert und wer sich gemüht hatte, es ihr zu erleichtern.

Aber je mehr sie nachsann, um über die Anderen zu schreiben, desto mehr sah sie ein, daß sie nur wenig über sie so ganz genau sagen könne. Vieles,

was ihr bis dahin ganz klar und zweifellos erschienen war in der Entstehung ihres Herzeleids, das sah jetzt nicht mehr so sicher aus, da sie es in eine ganz aufrichtige Geschichte aufnehmen wollte. Auch die Frage, ob es nicht alles hätte anders kommen können, wenn die Anderen nur gewollt, machte ihr viele Mühe; früher hatte sie diese Frage in ihren Gedanken immer bejaht, jetzt schien ihr das nicht so einfach — wie wenig hatte sie selbst doch im Leben vermocht; vielleicht konnten andere auch nicht viel mehr.

So schrieb sie denn am meisten über das, worüber sie am meisten wußte — das war sie selbst und ihr Herzeleid. Sie sagte, wie sie all die Jahre zusammen gelebt, wie sie beide eigentlich eins geworden seien. Wie das Herzeleid gewachsen war, wie es alles verdorben und vernichtet hatte, und wie es allein noch ihre ganze Welt ausfüllte. Das alles sagte sie, und an diesem Teil schrieb sie lange, denn es war ja auch eine lange Geschichte. Und da war jedes Wort wahr.

Während sie schrieb, mußte sie sich oft die Augen wischen, denn sie erlebte es alles noch einmal, sah vor sich auferstehen, was sie verloren, und begrub es wieder in den beschriebenen Seiten. Das geschriebene Herzeleid wuchs und wuchs dabei, bis es zu einem großen Buche ward und währenddessen schrumpfte das wirkliche Herzeleid mehr und mehr zusammen. Von Tag zu Tag nahm es ab, ward kleiner und stiller.

Und eines Abends war das Buch fertig. Alles, was sich über das Herzeleid sagen ließ, stand auf den beschriebenen Bogen. Die Frau, die vor dem Schreibtisch saß, schaute sich suchend im Zimmer um, ob vielleicht noch irgendwo in einem Winkel etwas davon versteckt geblieben sei, — aber es war fort.

Da nahm sie einen großen weißen Bogen, legte die vielen beschriebenen Seiten hinein und schrieb darauf:

Hier ruht mein großes Herzeleid.

Später einmal ward das Buch gedruckt. Viele tausend Menschen kauften es und lasen es. Und einer, der im ersten Stock desselben großen Hauses wohnte, in dem das Buch hoch oben unter dem Dach geschrieben worden war, der sagte, nachdem er es gelesen hatte: „Wie weisheitsvoll war es doch gefügt, daß gerade die Frau das große Herzeleid gehabt, die das Buch daraus machen konnte! Ich wüßte gar nicht, was ich mit solch einem großen Herzeleid anfangen sollte."

Das weiß mancher nicht.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller.

Herausgegeben und erläutert
von
Albert Köster.

III.

Vom 13. bis 16. September 1881 hielt sich Paul Heyse in Hademarschen auf und konnte also Storms Geburtstag (14. September) mitfeiern. An diesem Tage müssen die Freunde eine gemeinsame Karte nach Zürich gesandt haben, die der nächste Brief voraussetzt, die aber sich nicht erhalten hat.

Keller an Storm.

Zürich, 25. September 1881.

Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister! Endlich danke ich Ihnen für Buch[1]), Gruß und Geburtstagskarte, und daß Sie an diesem Tage und in so guter Gesellschaft und Freundesgegenwart auch meiner haben gedenken mögen. Freund Petersen hat mir eine ausführliche Beschreibung des Tages gewidmet, so daß man sich in die Zeiten versetzt sehen konnte, wo die Goetheaner und Jakobiten ihre Besuchs- und Feiertage hielten, und sogar Misels und Mädgens fehlten nicht, da Sie ja vier Stück derselben zum Feste lieferten, die ich schönstens grüße samt ihrer verehrlichen Frau Mama. Gewiß wird Ihnen ein schönes Lebensjahr werden, nachdem Ihnen die Götter einen so trefflichen neuen Schauplatz gegeben haben.

In Ihrem „Herrn Etatsrat" hat mich zunächst wieder der an sich meisterliche Vortrag mit seinem feinen Liquorgeschmack erquickt, sodann aber auch die Kunst erbaut, mit welcher Sie aus dem Allerabsonderlichsten und Individuellsten heraus das rein Menschliche so schön und rührend darstellen. Und doppelt dankbar empfinde ich das, da Sie offenbar dadurch, daß Sie mit dem häßlichen Dämon in seiner betrunkenen Nudität, mit der abscheulichen und unbestraften Schändung seines armen, unreifen Kindes u. dergl. mich in meiner Zerknirschung über meine drei zusammengebundenen Kuhschwänze ein wenig trösten und aufrichten wollten, wie oftmals kleine Kinder, die einander durch Schläge oder Stöße zum Weinen gebracht haben, sich selbst schlagen oder am Haar zupfen, um das Kamerädchen zu trösten[2]).

[1]) Das „Buch" muß die Novelle „Der Herr Etatsrat" gewesen sein.

[2]) Der Ernst hinter diesen Späßen ist der, daß in der Tat Storm sich niemals Keller mehr genähert hat als in der Erfindung des Etatsrats, dieses grotesken alten Trunkenbolds.

Und wie virtuosisch haben Sie das zarte Lebensglück, welches dem Kinde gewinkt hat, zu ersticken und die arme Willi zu beseitigen gewußt! Fort mit der Bestie! Nun, trotz dieser meiner schlechten Scherze denke ich doch ernstlich über das Rätsel des melancholischen Schicksals nach, das Sie schildern, und dieses Warum, das man sich stellt, ist ja schon eine affirmative Kritik.

Von unserm Paul, wenn er wirklich ungeheilt dem Winter entgegengeht, möchte ich anfangen zu glauben, daß er eben ein bißchen die Gicht hat, wie bei nicht mehr jungen Herren zuweilen gebräuchlich. In diesem Falle müßte er vielleicht lieber das Ungeheuer ruhig in seinem Zimmer bändigen oder austoben lassen, als den kalten Wasserkünsten nachzulaufen. Doch will ich nichts dreinreden! Vielleicht auch wären heiße Heilquellen gut für ihn, die weitaus den meisten Gliederleidenden so wohl bekommen. Leben Sie selbst aufs beste und erfreuen dadurch

Ihren Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, 27. November 1881.

Lieber Freund Keller!

Der stattliche Band Ihres „Sinngedichts" hat mich aufs angenehmste aus meiner Schreibfaulheit aufgejagt; ich danke Ihnen recht dafür; es ist mir immer eine Freude, ein liebes Werk nun so sicher in Buchform eingeheimst zu haben; habe es mir auch schon für meinen trefflichen Schwiegersohn, den Pastor in Heiligenhafen, der für einen Priester nur vielleicht ein zu großes Stück unbefangenes Menschentum mit sich führt, als Weihnachtsgabe bestellt. Er wird dann bald völlig „kellerfest" sein — ob er schon ganz „stormfest" ist, weiß ich nicht —; gegenwärtig ist er mit dem „Grünen Heinrich" befaßt, den ich ihm schicken mußte, nachdem er die „Seldwyler" gelesen hatte.

Von meiner Seite werden Band XI/XII und XIII/XIV der Gesamtausgabe bei Ihnen anlangen, die denn, bis auf den „Etatsrat", diese Ausgabe für jetzt vollständig machen. Daß letzterer, der fortdauernd bei Frauen und feinen Leuten Entsetzen erregt, wenigstens bei Ihnen die Wirkung einer Tröstung gehabt hat, freut mich ungemein. — Ja, diese drei Kuhschwänze! Bisher hatte ich immer gedacht, ein Mann, dessen geliebtes Weib vor ihm ein anderer besessen, der müsse unablässig darauf sinnen, jenen aus der Welt zu schaffen, jedes Atom seines Leibes, wie sein Gedächtnis, das ihm sein Ehebett beschmutzt. Nun, Meister Gottfried, ich ziehe in Ehrerbietung meinen Hut; Sie wissen das; und meine Freude an dieser mir besonders lieben Dichtung bleibt dieselbe.

Daß in Ihrem neu geplanten Werke starker Toback geraucht wird, kann mir schon gefallen; nur rauchen Sie nicht, wie Konditor Pahl in Husum, in der Stube, wo die Marzipane liegen. Herzlich freut es mich, daß Sie wieder etwas auf der Leinwand haben. Auch ich tue, was ich kann; bei einem erquicklichen Besuche, den ich September bis Oktober im Heiligenhafner Pfarrhause in Begleitung meiner dreizehnjährigen Jüngsten abstattete, habe ich mir von dort auch einen Stoff mitgebracht[1]); ob es was Rechtes wird, ist mir noch nicht ganz sicher.

Heyses Besuch (13. bis 16. September) war eine rechte Freude und wäre es noch mehr gewesen, wäre er körperlich so frisch wie geistig gewesen. — — — Trotzdem sind wir recht heiter zusammen gewesen. Er hat ja zu seiner herzlichen Treue auch noch die glückliche Gabe schlichter Liebenswürdigkeit, die das Leben so anmutig macht. Seine neue Novelle „Ein geteiltes Herz" und sein „Alkibiades", letzterer wenigstens bis etwa auf den letzten Schluß, scheinen mir zu dem Besten seiner Arbeiten zu gehören. Bei der Novelle darf man sich freilich durch den Titel nicht verführen lassen, die Darstellung einer Doppelliebe zu erwarten (obgleich der Ver-

[1]) Die Novelle „Haus und Heinz Kirch", in der das Heiligenhafener Lokal mit dem Grasweder gegenüber durchaus gewahrt ist.

fasser dies — ich möchte glauben — beabsichtigt hat); das Thema ist eben nur der Kampf einer neuen Leidenschaft mit einer ruhig gewordenen Liebe und der Sieg dieser, vor allem durch den Mut der Wahrheit. Die ganze Novelle aber scheint mir so recht reif und vollausgetragen. Mögen diesen guten Dingen noch manche gleich wertvolle folgen. Aber ich bin nicht ohne Sorge.

28. November.

Da las ich neulich in der Zeitung von Temmes Begräbnis [1]) und auch, wie Kinkel dabei geredet. Was mir bei unserem Korrespondieren ganz leis entschwunden war, stand plötzlich vor mir, daß Sie nämlich in Zürich eine große Stadt, gar mit einer Universität, hinter sich haben. Und aus Ihren Briefen spricht doch ein gewisser — wie soll ich sagen? — Menschenmangel. Ist C. F. Meyer, der Verfasser des „Heiligen", nicht ein Zürcher? Der Mann gefällt mir wohl; auch sein Letztes, „das Brigittchen von Trogen" [2]). Recht nachfühlen kann ich Ihnen den Mangel eines Menschen, dem Sie beim Produzieren einmal das zu Papier Gebrachte lesen oder lesen lassen könnten. Meine Frau mit ihrem schlichten Wesen und Verstande, aber freilich mit dem „doch willst du wissen, was sich ziemt" ꝛc. muß — wenn ich es ihr nicht vorlese — alles lesen, was und während ich es schreibe; ich sitze ihr dann wohl gegenüber und suche es ihr vom Gesicht zu lesen, ob es ihr munter eingeht, oder ob es nicht recht vorwärts will; dann ruf ich „Halt" und katechisiere, bis ich ihre Meinung oder meist ihre Empfindung in casu quo deutlich vor mir habe; so ist noch zuletzt in den „Etatsrat" eine Stelle hineingekommen, wo ich in der Tat zu sprunghaft verfahren war. Das so Hinzugekommene ist der Brief an Archimedes' Vater während dessen Krankheit. — Auch schon mit der Mutter meiner sieben ältesten Kinder verhielt ich es so, die einst, nun fast vor einem Menschenalter, mit mir aus der Heimat wandern mußte, und die nach der Rückkehr so bald in deren Schatten zur ewigen Ruhe ging — wenn wir das „Ruhe" nennen dürfen. — „Vorbei, vorbei!" pflegte mein alter, darüber sonst wortkarger Vater auszurufen, wenn ihn zu mächtig die Vergangenheit überfiel.

Von Freund Petersen, der ja neulich wieder in Berlin war, höre ich, daß Sie doch Ihre alte Wohnung mit der schönen Aussicht, aber der mehrberedeten Winterluftigkeit behalten haben; hoffentlich sind Sie als das Gegenteil des sprichwörtlich „gebrannten" Kindes bedacht gewesen, daß nicht wieder die Verklommenheit der Finger den Fluß der Produktion unterbreche, worüber ich gelegentlich eine Beruhigung erwarte. Ich meinerseits, obgleich mein Haus überraschend warmhaltig ist — nicht nur infolge des Windfangs vor der Haupttür, sondern weil durch glücklichen Zufall an zwei Wänden des oberen und unteren Flurs täglich gebrauchte Schornsteine hinaufgehen —, lasse doch jetzt für die Zeiten des durch die feinsten Ritzen gehenden Ostwindes überall (auch in meiner Stube) nach der Ostseite Doppelfenster setzen. So soll's schon gehen!

Nun kommt die liebe Weihnachtszeit, und das Haus ist schon voller Geheimnis; leider muß mein Jurist, der Erfinder des Märchenzweiges, mit seiner Liebsten bei deren Eltern sein; nur der Jüngste, der Musiklehrer in dem oldenburgischen Varel, wird wohl kommen, wenn zum erstenmal im geräumigen neuen Hause — ich fürchte immer, daß die Götter den vermessenen Frevel des Neubaus an dem alten Menschen strafen werden — sich der Baum entzündet, in dem für mich noch immer die Flocken von den Kinderträumen hängen. Genug für heute. Schreiben Sie einmal im Fest; ich tu es auch. Und empfehlen Sie mich Ihrem treuen Geschwister. Das Haus grüßt. Ihr alter Th. Storm.

[1]) J. D. H. Temme (H. Stahl), der fruchtbare Kriminal-Novellist, war in Zürich, wo er von 1853—1878 Professor der Jurisprudenz gewesen, am 14. November 1881 gestorben.

[2]) Die humoristische Novelle, in der Meister Poggio selbst erzählt, wie er dem Brigittchen von Trogen, der höchst unheiligen Appenzeller Äbtissin, ihren Plautus-Kodex abgeschwindelt hat, war zuerst in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XXIX, S. 169—188, November 1881) erschienen. Sie trägt jetzt die Überschrift „Plautus im Nonnenkloster".

Keller an Storm.

Zürich, 29. Dezember 1881.

Lieber Freund und Mann zu Hademarschen!

Ihrem frohgemuten Briefe vom 27. November sind bald die beiden Doppelbände der Gesamtwerke nachgefolgt, und ich habe die einzelnen mir schon bekannten Kleinode aufmerksam gezählt und beguckt, eh' ich sie zu den übrigen in den Schrein stellte. Die Erinnerungen an Mörike las ich freilich vorher durch, da sie mir so gut wie neu waren. Wie gewohnt, wenn die Rede von ihm ist, lief ich wiederholt nach seinen Bänden, um mich dieser und jener Stelle gleich zu versichern und halbe Stunden lang fortzulesen. Die melancholische Frage der „kleinen Gemeinde"[1]) haben Sie trefflich ergänzt; freilich erscheint in dieser Beziehung mit jedem neuen Forschungsresultat der Defekt unsers allgemeinen Bildungszustandes nur um so größer.

Ihre Weihnachtsfreuden haben Sie nun hinter sich und das behagliche Wohlleben der Neujahrstage u. s. f. noch vor sich, wozu ich meine Glückwünsche rück- und vorwärts beitrage. Was Ihre römischen Abende vorstellen, weiß ich noch nicht; Petersen schreibt mir auch davon in der Voraussetzung, daß ich es wisse. Item, es wird etwas ebenso Vergnügliches als Unschuldiges sein.

Auch zu dem Herrn Pastor, Ihrem Schwiegersohn, gratuliere ich schönstens. Ein solch stattliches Familienstück gehört unter die Johann Heinrich Voßschen Himmelsstriche.

Was Sie mir als Menschenmangel anmerken wollen, versteh ich nicht recht. Ich lebe gesellschaftlich mit allerlei Leuten alten und neueren Datums. Das sogenannte Handwerk allerdings vermeide ich, wenn es nicht mit der erforderlichen einfachen und loyalen Menschennatur verbunden ist. So war ich in Verlegenheit, mit welcher der gelehrten und ungelehrten Gesellschaften Zürichs ich den üblichen Neujahrsschmaus einnehmen wolle, und habe mich für das Artilleriekollegium entschieden, jene zweihundertjährige Gesellschaft, die im Eingang der „Zürcher Novellen" geschildert ist und mich dafür zu ihrem Mitglied ernannt hat[2]). Ich habe auch schon zweimal im Juni mit den Herren aus Mörsern (Kruppschen) nach der Scheibe geschossen und ein paar gute Schüsse abgegeben, die man mir natürlich gerichtet hat. Da werde ich am 2. Januar, dem Berchtoldstage, der ein uralter Freudentag hier ist, mitten unter alten und jungen Artillerieoffizieren sitzen und Rheinwein aus silbernen Pokalen trinken. Heut abend soll ich zu einer großen Liedertafel gehen, die ihren vierzigjährigen Bestand feiert; und so ist immer was los, wenn man Lust hat.

30. Dezember.

Ich war gestern dort und habe gesehen, wie 300 Leute sich während einiger Stunden selbst rühmten, wenn auch nur in Gestalt eines Kollektivbegriffes; das ist aber am Ende eine allgemeine Menschentugend.

Soeben erhalte ich von Paul Heyse bessere Nachricht. Der Arzt in Cannstatt hat ihm mit der Elektrizität das Hinken in drei Tagen vertrieben, und er ist seit Wochen wieder in München. Am 3. Januar will er wieder hingehen und die Kur beendigen, um nachher den Süden aufzusuchen. So wollen wir guter Hoffnung sein. Der „Alkibiades" hat auf mich einen durchaus stimmungsvollen Eindruck gemacht, aber leider scheinen die Bühnengewalthaber nicht anbeißen zu wollen. Und doch bin ich überzeugt, daß ein paar von den Virtuosenweibern und ein genialer Mann in dem Stück so gut brillieren könnten als in den Grillparzer-Tragödien „Medea" u. s. w.

Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Züricher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahr alt, hat vor wenigen

---

[1]) Mit Storms Worten (S. W. Bd. XIV, S. 149): „Die Frage, woher kommt es, daß Mörike selbst in Betreff der Gedichte noch heute ein so kleines Publikum hat?"

[2]) Näheres bei Baechtold, Bd. III, S. 454 f.

Jahren erst geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet. — — — Meyers Bedeutung liegt in seinen lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.

Ihr Konditor Pahl in Husum hat mich lachen gemacht. Es handelt sich jedoch mit dem starken Toback nicht um jenen, den Sie meinen, sondern um etwas anderes, Ernsteres, das ich leider nicht näher beschreiben kann, weil das Papier zu Ende ist. Und so muß ich auch das übrige ungeschrieben lassen. Leben Sie glücklich in das neue Jahr hinein mit allen Ihrigen. Der alte G. Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, 3. Januar 1882 [1]).

Weder untreu noch tot bin ich, liebster Freund, aber krank, recht von den Beinen, war ich zwischen dem Fest, und deshalb konnte ich mein Versprechen nicht erfüllen, während Sie meiner Bitte durch Ihren heute morgen angelangten Brief so schön nachgekommen sind. Das eigentliche Fest, wozu ich mir doch meinen Jüngsten, den Musiklehrer in Varel, eingeheimst hatte, hat's aber nicht gestört, und jetzt geht's schon wieder, so daß ich übermorgen mit meiner Frau die jährliche Husumfahrt anzutreten wage, wo man uns nicht eben viel Ruhe gönnt, zumal der von mir vor etwa sechzehn Jahren gestiftete und dirigierte Gesangverein in einem Konzerte mir auch eine neue Komposition meiner „Schneewittchen-Szene" (für Frauenchor von Erler in Berlin) vorführen wird. — Heyse schreibt mir am 22. Dezember per Karte seine glückliche Ankunft in München und daß Lewinsky in einem acht Seiten langen, überschwänglichen Briefe die von Wilbrandt gegen den „Alkibiades" erhobenen (praktischen?) Bedenken bekämpft habe; aber von der glücklichen Kur schreibt er nichts, aus Cannstatt kam nur eine Klage. Hoffen wir also, daß der Freund genese; der gute Erich Schmidt meint übrigens, ein tüchtiger Theatererfolg würde mehr helfen als alle elektrischen Kuren.

Daß meine Mörike-Erinnerungen Ihnen seine Bände wieder in die Hand gebracht, freut mich; mir geht's ebenso in solchen Fällen. Nach seinem Tode war es mir sehr recht, daß ich mir — ganz gegen meine „Gepflogenheit", wie unsere österreichischen Brüder sagen — damals [2]) auf der Rückfahrt von jenem Besuche (mit Vater, Mutter und Schwester, alle verstorben, über Heilbronn den Neckar hinab nach Heidelberg) sogleich vollständige Notizen machte; denn Mörike führte wirklich ein halbverborgenes Leben. Seiner dafür so dankbaren Witwe schreib ich alle Jahre noch einmal, schicke ihr auch von meinen Sachen. Spaßhaft war, wie sie mir auf jenen Aufsatz schrieb, es sei alles so schön ꝛc., nur hätten sie und seine Freunde sich darüber gewundert, daß ich ihn Dialekt sprechend eingeführt; er habe sich gerade durch das Gegenteil ausgezeichnet. Ich schrieb ihr wieder, es nehme mich keineswegs wunder, daß ein Schwabe den andern nicht schwäbeln höre; er selbst habe es ja aber durch sein: „möcht's doch nit misse!" zugestanden. Später sagte man mir übrigens, daß auch Auerbach ihn ebenso einführe, wenn er von ihm erzähle. Die gute Frau beruhigte sich denn auch.

In puncto des vorausgesetzten „Menschenmangels" dachte ich nicht an den absoluten, sondern an Mangel von Menschen, die für uns speziell passen, deren Gegenwart uns eine Ergänzung oder eine Erquickung, nur das Bewußtsein, daß sie für uns erreichbar sind, schon eine angenehme, reicher machende Beruhigung gewährt. Ich habe aus Ihren Briefen geschlossen, daß Sie solche dort nicht hätten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

[1]) In der Handschrift: 3./2. 1882.

[2]) Im August 1855, als Storm von Heidelberg aus Mörike in Stuttgart aufgesucht hatte.

Von C. F. Meyers Lyricis sah ich nur ein kaltes, klangloses Gedicht „Einer Toten" in Avenarii „Lyrik der Gegenwart seit 1850". Ein formell schönes Liederbuch haben wir auch schon aus Leutholds, des Armen, Nachlaß; aber, wie er selbst sagt [1]), ihm fehlt das „Tirili", der schmackhafte Herzschlag, mit dem auch die Lerche ihr Lied herausjubelt und die Nachtigall es herausklagt; und wo der nicht ist, fehlt auch der volle Klang, ohne den ich keine Lyrik anerkenne.

Ad vocem Avenarius, wenn Sie in seiner trefflich ausgestatteten Anthologie dem Kerne nach nur mein Hausbuch wiederfinden, so wundern Sie sich nicht, ich hab ihm gesagt, er möcht's nur immerhin auskaufen. Wenn er dann nun so schön in der Vorrede sagt, hätte ich, d. h. Th. St., mehr Raum für die Gegenwart gehabt, so wäre sein Buch nicht entstanden, so ist es interessant, zu sehen, was von neuen Poeten er da noch herbeigetragen hat. Interessiert haben mich ein paar Sachen von Vischer, D. Fr. Strauß und „Saumroßleute alter Zeit" von Meißner. Des trefflichen K. Stieler eigentliche Kraft, die nicht im Empfindsamen, sondern im humorischen (so!) Hinstellen von Gestalten aus dem Volke liegt, des „alten Wirts", der kartelnden Honoratioren, der Miedl', deren Mann so ungeschickt stirbt, des schneidigen Burschen „Musikanten, jetzt wirf i zwoa Markstückl auf!" [2]) — hat er natürlich ganz verkannt. Eins hat er gut gemacht: er hat von seinen Gedichten nur das eine, das ich ihm bezeichnete, aufgenommen, das eine wirkliche poetische Anschauung enthält.

Doch, lassen wir die jungen Herren!

Aus Ihrem Briefschluß darf ich wohl ersehen, daß Sie das, worin es stark hergehen soll, schon in der Arbeit haben. Möge es denn im neu begonnenen Jahre frisch und fröhlich zu Ende kommen und alle guten Genien des Lebens Ihnen dabei zur Seite sein, die nicht bloß im Zug der grünsten Jugend ziehen. Gelegentlich höre ich wohl einmal, ob Sie schon einen Termin der Vollendung in Gedanken haben. Ich hoffe, im Februar mit meiner Heiligenhafner Geschichte zustande zu kommen, die denn demnächst wohl der „Rundschau" zugehen wird.

Doch — für heute Schluß! Mein ganzes Haus, das auch seinen Anteil von Ihnen haben will, grüßt Sie mit mir zum neuen Jahr. Ich speziell bitte, mich Ihrem treuen Geschwister zu empfehlen.

Wie immer und hoffentlich noch eine hübsche Weile

Ihr alter und getreuer
Th. Storm.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 20. April 1882.

Lieber Meister Gottfried!

„Auf rosenfarbnem Gewölk, mit jungen Blumen umgürtet,
Sank heut der Frühling vom Himmel" [3]) —

und ich habe seinen „göttlichen Odem" verspürt, habe die Doppelfenster und unten in der auf die Terrasse führenden Stube den Wintervorsatz von der Tür entfernen

[1]) Leuthold spricht in dem Gedichte „Lerchen und Unken" (Gedichte, 4. Aufl., S. 11) nicht von sich selbst, sondern von einem beliebigen unfähigen Lyriker, der sich abquält, das Tirili der Frühlingsboten, „diesen süßen Ton voll Seele", nachzusingen.

[2]) Der alte Wirt in „A scharfe Eintehr" (Um Sunnawend'), die Miedl in dem Gedicht „Ung'schickt" (Weil's mi freut!), die Honoratioren in dem kleinen Situationsbild „'s Karteln" (Habt's a Schneid!?). Den schneidigen Burschen kann ich nicht nachweisen.

[3]) Der „Frühling" von Ewald von Kleist hebt nach dem Prooemium an:

Auf rosenfarbnem Gewölke, bekränzt mit Tulpen und Veilchen,
Sank jüngst der Frühling vom Himmel.

lassen und bin in der Stachelbeerenallee im Gemüsegarten spazieren gegangen und habe den Sommerharfenton der wühlenden Bienen genossen; nun möchte ich aber auch noch zum vollen Genuß der jetzt zu hoffenden guten Tage mir einen Gruß von Ihnen einkassieren, so eine kleine Notiz, nicht nur daß, sondern auch wie Sie leben, ob Sie den großen Roman auf dem Webstuhl haben, ob Sie vor lauter Arbeit stumm sind, ob Sie Ihre etwas winterkalte Wohnung, die Freund Petersen — er ist ja jetzt wieder gen Süden — bei jedem Besuche so entzückt, behalten haben oder was Sie sonst mir gönnen wollen.

Heyse, nachdem wir von Cannstatt auf hier und retro nett gebriefwechselt, ist mir auch plötzlich stumm geworden. Da man seit einiger Zeit anzufangen scheint — Sie schrieben es einmal an Petersen[1]), und jetzt schreibt Dr. Tönnies mir, daß es jetzt wieder in den „Grenzboten" geschehen — uns drei gewissen Fabrikanten in poesi entgegenzuhalten, so klammere ich mich nun auch an und will so gute Gesellschaft keineswegs fahren lassen. Drum also! Neulich — und es wird Ihnen auch wohl widerfahren sein — erhielt ich von Vater und Sohn Heinze ihren Musenalmanach pro 1882: alle Dichterfürsten der Gegenwart seien darin, nur ich fehlte (Sie und Heyse etwa und glücklicherweise denn nicht auch?), ob es denn Grundsatz sei, daß ich ihre Briefe immer nicht beantwortet, sie bäten doch herzlich ꝛc. Ich habe nicht grob freilich, aber mit der unumwundensten Unumwundenheit geantwortet, und da der Brief gewiß zirkulieren wird, so werde ich eine hübsche Meute gegen mich in Bewegung gebracht haben. Bitte, lesen Sie doch, wenn Sie dieser Bettelchronik habhaft werden können, die Gedichte von dem berühmten Heinrich Hart an seinen Bruder, an sein Lied und an seinen Leib, beiläufig auch an oder über Gott (S. 41 ff.). Man sieht den jungen Dichter rollenden Auges und gesträubten Haares mit weiten Schritten in seinem Zimmer auf und nieder dichten. Mir und meinem guten Ferdinand Tönnies, der im März mit seiner Schwester, einer trefflichen Sängerin, eine Zeitlang bei uns war, hat die unfreiwillige Komik dieses Dichterfürsten einen heiteren Abend gemacht, als ich vorlesend (S. 45) an die ungeborenen Kinder kam, sagte er ganz wehmütig: „Ach, nun kann er die armen Stackels auch nicht mal in Frieden lassen!"

Was ich noch sagen wollte — erzählen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe doch auch wieder ein wenig von Ferdinand Meyer. Daß so viel und anderseits so wenig an und in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, anderseits geht es mir nach wie eine Kuriosität. Was er letzthin in der „Rundschau" hatte[2]), war wieder recht respektabel.

Lieber Freund, es ist 10 Uhr abends; etwas wie Gewittersturm scheint sich vorzubereiten; ich aber will schlafen gehen, obgleich der beste Blitzableitermacher Schleswig-Holsteins erst in vierzehn Tagen seine Stangen auf mein Dach pflanzen wird. Wenn man so in einer Gewitternacht von seinem Zimmer aus fünf Brände am Horizont hat aufleuchten sehen, dann — läßt man sich Blitzableiter machen. Also — eine „gute Nacht" durch Sturm und Wetter nach Zürich hinüber!

22. April.

Haben Sie schon einmal einen Hagedornzaun geklippt! Das tat ich gestern zum ersten Male selbst; das Winterhaar und desfallsigen Bart mir zu stutzen überließ ich dagegen dem Barbier; doch mußte ich freilich mit dabei sein; wegen dieser Frühlingsarbeiten ist dieser Brief noch nicht fortgegangen. Wenn Sie noch an Ihrem Romane

---

[1]) Baechtold, Bd. III, S. 486.

[2]) „Was C. F. Meyer letzthin in der ‚Deutschen Rundschau' hatte", bezieht sich einerseits auf die mit Proben aus der Dichtung reichlich ausgestattete Anzeige von „Huttens letzten Tagen", die Adolf Frey ins Oktoberheft 1881 eingerückt hatte, anderseits auf Meyers Novelle „Das Brigittchen von Trogen" im Novemberheft 1881 (vgl. Storms Brief vom 27. November 1881).

sitzen, dann beneide ich Sie inständigst; denn meine Novelle „Hans Kirch und Heinz" ist seit Wochen abgeliefert (wird aber erst im Oktoberheft von Westermann erscheinen), und so bin ich recht verwaist; denn einen neuen, konvenablen Stoff einzufangen, da mir im Winter keiner gekommen, ist bei dieser Frühlingswirtschaft rein unmöglich. Dieser Stoffhunger ist das einzige, das mein Behagen etwas stört, zumal da Hademarschen plötzlich eine Art höhere Töchterschule erhalten, nun vorläufig meine Lektionen an meine Jüngste aufgehört haben. Zaunklippen mag ich auch nicht mehr; es gibt immer solchen Stoß in den Unterleib, und die Arme sind mir auch geschwollen. Wenn wir nur erst Pfingsten gehabt haben, wo mein Bruder Medikus in Husum nebst Familie sich für die Festtage auf seine beiden brüderlichen Familien hier verteilen wird — kämen doch auch Sie so einmal! — dann werde ich meinen Sohn Ernst zum erstenmal auf seiner Amtsrichterei in Nordschleswig, in Toftlund — ich war nie dort — besuchen. Er hat Amtswohnung; es soll ein großes, halbbäuerliches Haus sein, in dem auch schon die jetzt ausgestorbenen oder gestrichenen Hardesvögte des alten régime gehaust haben, mit großem, wüstem Garten. Außer dem Amtsgericht bei Tage haust er noch als Junggeselle des Nachts allein darin. Schon seit Jahren hat es den Ruhm, daß es darin, und zwar ganz energisch, spuke; und das hat denn der Ernst auch schon erfahren; wenn er z. B. mit dem jungen Doktor in seinem langen, wunderlichen Zimmer griechischen Wein trinkt und der Doktor dabei im Lehnstuhl einnickt, so fährt er plötzlich in die Höhe und fragt ganz verbast: „Wo ist denn der dritte Mann?" Und kommt auch noch der alte Inspektor und trinkt griechischen Wein, so druselt auch der ein und fragt dann auffahrend nach dem vierten Mann. Das müßte doch mit dem Leibhaftigen zugehen, wenn in solcher Atmosphäre nicht etliche Dunstbilder schwebten, die es nach leibhaftiger Gestaltung verlangt.

So, lieber Freund, nun habe ich in Gedanken Ihnen ein wenig vorgeplaudert, und das nur war der Zweck dieses Briefes.

Die Meinen, da sie inne werden, an wen ich schreibe, lassen sich Ihnen freundlichst empfehlen. Meinen Gruß an Ihre treue schwesterliche Gefährtin, die in diesem Frühling voraussichtlich eine rechte Genugtuung in puncto ihres Winterholzes gehabt hat — ich kann das so mitfühlen — bitte ich redlich zu bestellen.

Ihr alter und getreuer
Th. Storm.

Es ist allgemein bekannt, wie engbegrenzt und rigoros die Forderungen Theodor Storms hinsichtlich der Lyrik waren; was über den Kreis des Volksliedes und über die Grenzlinien hinausging, die etwa Uhland, Eichendorff und Mörike sich gesteckt hatten, verdammte er eigenwillig. Gerade den universalsten Lyrikern konnte er daher nicht gerecht werden; und vollends die Bemühungen der jungen Generation, die — freilich oft genug mit unzureichender Kraft — neues Land erobern wollte, schalt oder verspottete er. Wie ein Sabbat Macbethscher Hexen mochte ihm oft das Treiben vorkommen, bei dem alles, woran er von Jugend an geglaubt, auf den Kopf gestellt zu sein schien: „Schön ist häßlich, häßlich schön." Daß er in dem Briefe vom 20. April 1882 gerade die Brüder Hart aufs Korn nimmt, darf man nicht allzu persönlich nehmen; sie sind ihm Vertreter des gesamten jüngsten Deutschlands jener Tage. Julius Hart hat ja übrigens später heimgezahlt, indem er in seiner Geschichte der Weltliteratur ebenso eigensinnig-schroff über Heyse, Storm und Keller absprach.

Die Anthologie, von der Storm dem Freunde berichtet, war der „Musenalmanach für 1882. Eine Sammlung von Originalpoesien. Herausgegeben

von Alfred Heinze und Paul Heinze. Dresden-Striesen, Paul Heinzes Verlag. (Mit Porträt von Carmen Sylva.)" Das ist nun freilich ein jammervoller Blütenstrauß. Es sind allerdings vertreten Bauernfeld, Dahn, Geibel, Groth, Hamerling, Jensen, Kinkel, Lingg, aber mit äußerst dürftigen Beiträgen. Da nimmt sich Heinrich Hart schon stattlicher aus. Von ihm enthält der Almanach „Mein Lied", „Alleins", „Ich bin es nicht" (worin Gott als das unergründlichste, menschlicher Vernunft unfaßbarste Rätsel besungen, befragt wird), „Sommertag", „Meinem Bruder Julius" und „Fluch diesem Leibe". Dies letzte Gedicht besonders hat es Storm angetan; hier, wo der Dichter der Sklaverei der Sinnenlust absagt, heißt es:

Ich will keinen Platz
Am Mahle der Lebenden,
Wo, im glitzernden Licht,
Schwarzäugiger Frauen
Heiße, lodernde Blicke
Die Seele versengen.
Ich lausche den Toten
Und horche, was sie verkünden,
Und ich suche die Ungebornen,
Daß ich wisse,
Was war und was sein wird.

Keller an Storm.

Zürich, 5. Juni 1882.

Liebster Freund und Richter!

Richten Sie nicht zu streng wegen meines langen Schweigens, es ist eine Schwäche und keine Bosheit! Den ältesten und besten Freunden beiderlei Geschlechts habe ich seit Weihnachten nicht geschrieben, ausgenommen Paul Heyse, der nichts arbeiten durfte und daher lange Weile hatte. Er wird Ihnen seither auch berichtet haben, daß es ihm besser geht und er ein neues Drama in Angriff nimmt.

Ihrem frohen Frühlingsbriefe wird hoffentlich ein heller Sonnenaufgang gefolgt sein, und nach durchgenossener Pfingstzeit erproben Sie jetzt vielleicht den Spuk des dritten Mannes im alten Amtshause zu Toftlund. Da können Sie leichtlich eine Ihrer geheimnis- und reizvollen Hausgeschichten ausbrüten, nur darf es keine ernstliche, wenn auch pur mythologisch gemeinte Geistergeschichte sein; dergleichen soll man in dieser Zeit des Spiritistenunfuges und der Schwachköpfigkeit unterlassen [1]).

Sind Sie wirklich dort, so bitte ich, den Herrn Sohn, den mit griechischem Wein selbander wohnenden Junggesellen, schönstens von mir zu grüßen.

Zäune zu klippen, ist mir, der ich nichts einzuzäunen habe, nicht vergönnt; wäre es aber, so würde ich es erst recht nicht tun.

Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde, und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen. Die von mir darin enthaltenen ungefügen Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und

[1]) Keller faßte als echter Schweizer das Amt des Dichters stets ein wenig pädagogisch auf: er soll nachdenkliche Stoffe wählen und momentan schädliche meiden. Es hat daher Widmann zu Kellers siebzigstem Geburtstage mit Recht an dessen Dichtungen das Volkserzieherische betont.

intraitable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich-mausig-machen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.

Ihre neue Novelle, deren Titel ich nicht recht verstehe (ich lese „Hans, Kirch und Heinz"), soll mir sehr willkommen sein; gewiß werden Sie bald auf einen weiteren Stoff verfallen, und geschieht es nicht, so seien Sie deswegen dennoch vergnügt!

Meinen Roman habe ich zurückstellen müssen, da er noch nicht reif ist, wie es sich beim Schreiben ergibt. Dafür habe ich eine Dreizahl von Novellen, welche seit langer Zeit zu vermeintlich dramatischen Versuchen in meinem Lebensdunste sich umtrieben, als bescheidene Erzählungen aufs Korn genommen. Es handelt sich aber nicht wieder um einen Zyklus und sogenannte Rahmenerzähler, sondern ich erzähle jedes Stück von Anfang bis zu Ende selbst als Autor, um wieder einmal frei werden zu können.

Übrigens bin ich momentan ebenfalls an meiner Gedichtausgabe beschäftigt, schreibe ab, rezensiere während des Schreibens und mache neue Strophen, zuweilen ganze Gedichtchen. Es ist eine nicht unlustige Arbeit und kostet viel Zigarren, da man dabei immer im Zimmer herumläuft und durch Garten und Wiesen.

Außerdem, und das mag auch ein Grund meiner Unlust zum Briefschreiben sein, ist eine kleine verdächtige Bewegung meiner Gedankenwelt im Gange, allerlei Ideen und Projekte zur Produktion scheinen flüssig werden zu wollen, so daß ich gern und viel still mit mir selbst beschäftigt bin, und freilich in lichten Momenten dann befürchten muß, es möchte sich um den Beginn der Alterstorheit handeln, welcher sich in Gestalt eines Nachsommers kleidet mit seinem flüchtigen Sonnenschein.

Die kleinen Leiden mit der aufdringlichen Krapüle und was damit zusammenhängt, gehen auch bei mir immer fort, allein es lohnt am Ende nicht der Mühe, lange davon zu sprechen, ansonst man ja doppelte Beschwernis hat.

Meine Schwester läßt sich vielmals für Ihr freundliches Gedenken bedanken; natürlich hat sie wieder einen artigen Holzvorrat überwintert, d. h. nicht verbrannt. Leider ist sie seit Frühjahr kränklich und will doch nicht still sitzen, so daß ich mit Sorgen in die Zukunft schaue.

Grüßen Sie mir auch recht schön die lieben Ihrigen und vergelten Sie mir nicht etwa mit gleichem in puncto Korrespondenz. Ich werde auch trachten, rascher zuweilen eine kleine Epistel abzustoßen. Ihr getreuer G. Keller.

Das Büchlein, das Keller dem nordischen Freunde mit dem Briefe vom 5. Juni sandte, war das „Züricher Dichterkränzchen, gewunden von Gottfried Keller, Ferdinand Zehender, Ferdinand Meyer für den Bazar des Kinderspitals (Eleonorenstiftung) 15. und 16. März 1882. Als Manuskript gedruckt. Zürich 1882". Von Keller stehen fünf Gedichte darin, die teils in der „Deutschen Rundschau", teils in Spemanns Almanach „Kunst und Leben" (Bd. III) schon gedruckt waren: 1. „Aroleid" (S. W. X, 136 f.), schon in der Umarbeitung, mit Beachtung von Theodor Storms Besserungsvorschlägen; 2. „Ein Schwurgericht" (S. W. X, 148—151); 3. „Has von Überlingen" (S. W. X, 132 f.), beide in einer Redaktion, die zwischen dem ersten und letzten Druck steht; 4. „Ein Berittener" (S. W. X, 123); 5. „Herbstlandschaft" (jetzt: „Land im Herbste", S. W. IX, 68 f.). Dies fünfte Gedicht hat mit jedem neuen Druck eine andere Schlußstrophe erhalten [1]).

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß Gottfried Kellers Gedichte bei neuen Auflagen gründlicher Revision bedürfen. Es erben sich eine ganze Reihe Druckfehler von einer Ausgabe zur anderen fort.

Interessanter sind uns in diesem Falle die Beiträge C. F. Meyers; denn Storm hat diesen Dichter als Lyriker zum erstenmal aus dem „Dichterkränzchen“ kennen und unmittelbar hochschätzen gelernt. Meyer hatte zwölf Gedichte beigesteuert: 1. „Ja“ (Gedichte S. 152); 2. „Lenzfahrt“ (Gedichte S. 46); 3. „Der Heugert“ (Gedichte S. 112—115); 4. „Wunsch“ (jetzt in höchst eigenartiger völliger Umarbeitung als „Die Veltlinertraube“ in den Gedichten S. 72); 5. „Der Blutstropfen“ (Gedichte S. 198 f.); 6. „Weihnacht im Süden“ (stark überarbeitet und erweitert als „Weihnachten in Ajaccio“ in den Gedichten S. 209); 7. „Abschied von Korsika“ (auf doppelten Umfang gebracht in den Gedichten S. 166 f.); 8. „Die Schlittschuhe“ (dies ebenfalls in den Gedichten S. 80—82 erweiterte Werklein hat ganz den Bau und die Art einer Stormschen Novelle im kleinen); 9. „Der Marmorknabe“ (Gedichte S. 13); 10. „Das Zeichen“ (Gedichte S. 290 f. mit der Überschrift „Die gezeichnete Stirne“); 11. „Hochzeitslied“ (Gedichte S. 17); 12. „Die gefesselten Musen“ (Gedichte S. 35 f.). Da Meyer später bei Sammlung seiner Gedichte das innerlich Verwandte zu Gruppen zusammenfaßte, so lehrt schon ein Blick auf die oben beigefügten Seitenzahlen, daß er in der kleinen Auslese mit allen Gattungen seiner Lyrik vertreten war, mit Ausnahme der Romanzen und Balladen.

Storm an Keller.

Hademarschen, 4. August 1882.

Mein lieber, nur gar zu ferner Freund, so gut, wie Sie ihn mir anwünschten, ist mir der Sommer nicht geworden; ein Ding, was die Ärzte mit dem Namen „Magenkatarrh“ abfertigen, hat mich seit lange recht heruntergebracht, daß mir für alle Dinge der entsprechende Nervenschwung fehlt, und ich überdies ein recht mageres und verledertes Aussehen bekommen habe. Ihre Sendung vom 5. Juni nahm ich dem begegnenden Postboten ab, während ich in trübsamem Sinnieren nach dem nahen Hanerau schlenderte; nicht allein zwar, sondern mit meiner lieben Neunzehnjährigen; da war's mir recht, als fiele ein erfrischender Tautropfen mir ins Herz; dann kam abends 6 Uhr noch der gute Petersen, und andern Morgen, da wir in der Veranda eben beim Tee saßen, auch noch ein langer Brief von unserm Paolo, worin er so munter, wie ein Böcklein, schrieb; so hatten wir im Geiste denn auch Sie beide bei uns. Dann ging der gute Tag vorüber, und ich mußte Brunnen trinken ꝛc. ꝛc., wollen darüber nicht weiter Redens machen. Nun bin ich vorgestern von einer mehrwöchentlichen Reise wieder heimgekehrt; sechzehn Tage lang war ich bei meinem judex Ernestus in Toftlund zwischen dänisch redendem Volk und Gesinde; die nächste Eisenbahnstation ist über zwei Meilen entfernt (Wohens); zweihundert Schritt hinter dem jetzt völlig wüsten Amtsgarten liegt aber ein hübscher, kleiner Wald, in dem man spazieren läuft, Kaffee oder Tee trinkt oder, wenn man will, unter einer prachtvollen Buchenwölbung mit den hübschen Töchtern der mehreren dortigen Beamten Kroket spielt, welche idyllischen Freuden außer der letzten, wo ich *vor* den Lampen blieb, ich denn auch mehrfach genossen habe. Den dritten Mann habe ich trotz ernstlicher Bemühungen in dem großen, bei der jetzigen Junggesellenwirtschaft dito wüsten Hause nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber die Überzeugung erhalten, daß die beiden Leute derzeit unabhängig voneinander den betreffenden Eindruck empfangen haben; nicht zu vergessen, daß wir hier an der Grenze Nordfrieslands, wie in Schottland, uns in der Heimat des zweiten Gesichts befinden. Ich stehe diesen Dingen im einzelnen Falle zwar zweifelnd oder gar ungläubig, im allgemeinen dagegen sehr anheimstellend gegenüber; nicht daß ich Un- oder Übernatürliches glaubte, wohl aber, daß das Natürliche, was nicht unter die

alltäglichen Wahrnehmungen fällt, bei weitem noch nicht erkannt ist. Doch — auch dies Kapitel ist zu lang fürs Schreiben. Jedenfalls hielten Vater und Sohn in dem schmalen und tiefen Spuk- und Wohnzimmer behagliche Plauderstunden, worin ich Ihrem jungen Verehrer auch aus Ihren letzten Briefen, die ich zur Beantwortung des allerletzten, in dieser Hinsicht freilich vergebens, mit mir führte, allerlei ihm Behagendes, und darunter auch Ihren freundlichen Gruß, mitteilte, für den ich hiermit den aufgetragenen Dank bestelle.

Eine heimeliche Hausgeschichte habe ich leider in all den öden Winkeln dort nicht gefunden; dagegen habe ich für die Korrekturbogen von meinem „Hans und Heinz Kirch" (Vater und Sohn), die ich auf dem Wege zu dem danach stets so liebenswürdig hungerigen Erich Schmidt durch Heyses Hände passieren ließ, von diesem die schönste Zensur einkassiert. Wenn nur die Freunde zufrieden sind! — Ich denke mir, daß das Oktoberheft von Westermann, da es Probeheft des neuen Jahrganges ist, bald ausgegeben wird, und Sie, wenn Ihnen danach zu Mute ist, es bald in Ihrem Kasino werden lesen können; für die Buchausgabe kommt nur ein Einschiebsel von ein paar Zeilen.

8. August abends.

Daß Sie die Herausgabe Ihrer Gedichte jetzt mit so viel Behagen treiben, freut mich ebenso sehr, als daß Sie sich entschlossen, Ihre aufgespeicherten Dramenthemen novellistisch zu verwerten; so sind Sie — sans comparaison — jedenfalls vor dem Schicksal van der Veldes sicher, der seine Dramen erst in Novellen umschreiben mußte, um beim Publikum damit Beachtung zu finden, bis dann später wieder Leute kamen, die sie in Dramen zurückschrieben; ich entsinne mich noch sehr wohl, wie der rothaarige Hurka mich in meiner Jugend in dem Schauspiel „Die Lichtensteiner nach v. d. V." [1]) gruseln machte. Es ist bei den Bühnendingen ja leider ein Griff, den das pecus imitatorum oft vor den Meistern voraus hat. — Der zurückgestellte Roman wird bei allem anderen, was bei Ihnen nach Gestalt zu ringen scheint, hoffentlich auch unmerklich und in der Stille weiterreifen. Vor dem Altweibersommer, wenn Ihre physische Kraft nur aushält, bin ich bei Ihnen nicht bange; und Sie haben gesparte Kräfte. Aber daß Ihr treues Geschwister kränkelt, das will mir nicht gefallen. Möge sie Ihnen noch lange erhalten bleiben, und grüßen Sie sie freundlichst, wenn nicht an sich selbst, so solle sie an ihren Bruder denken und recht was für sich tun lassen. Man kommt sich ja nicht wieder, wenn man fort ist. Die Proben der Meyerschen Gedichte haben mich freilich auf seine Sammlung neugierig gemacht; ich werde mir das Buch sofort besorgen. Von Ihren Beiträgen war mir die „Herbstlandschaft" fremd, die einen geheimnisvoll melancholischen Reiz hat. Das Wort „wenig Liebe" ist aber, den Verfasser betreffend, je länger, desto weniger richtig; in Toftlund sah ich unter einer Bücherssendung zu meiner großen Genugtuung Ihr „Sinngedicht" schon in dritter Auflage, und wollen Sie Liebe unmittelbar vom Mensch zum Menschen, so schmieren Sie nur Ihre Reiseschuhe und besuchen uns Markomannen hier an der Nordgrenze, und Sie sollen mit Augen fühlen und mit Händen sehen.

In meinem Kopfe haben sich allmählich auch so ein paar Geschichten angesetzt und teilweise auch schon szeniert; nur stehe ich bei der sozusagen fertigsten am Schluß mit noch ganz lichtloser Dummheit; ich kann die Heilung eines Schwersinnigen zwar in puncto des Beginnes vor Augen stellen; aber die nötigen Szenen, wodurch dem Leser das Gefühl der definitiven Heilung gegeben und er damit entlassen wird, das ist der casus cnusus. Nun, vielleicht kommt's einmal im Schlafe. Im übrigen, es lebt sich doch besser, wenn man was auf der Staffelei hat; auch dient es ja das silberne Triebrad des Lebens in Gang zu halten.

[1]) Wahrscheinlich: J. F. Bahrdt, Dramatische Dichtungen, Bd. 1: Die Lichtensteiner. Die Grabesbraut. Leipzig 1834.

Und nun werde ich mit meiner Frau einen Abendgang nach dem Posthause in Hanerau machen und diesen Brief einstecken. Die Dämmerung liegt schon still und feierlich draußen über Wald und Feldern; ich unterscheide nicht mehr die Bilder an meinen Wänden. Seien Sie herzlich gegrüßt, und bitte, schreiben Sie bald einmal auch in puncto Ihres Geschwisters. Ihr Th. Storm.

Die neue, keimende Dichtung, deren Theodor Storm hier gedenkt, ist die Novelle „Schweigen", die dann im folgenden Winter nicht ohne hartes Ringen Gestalt gewann und im Mai 1883 in der „Deutschen Rundschau" (Bd. XXXV, S. 161—202) erschien. Der Dichter hat ganz richtig die Schwierigkeiten vorausgesehen, die er auch bei der Ausführung nicht völlig überwunden hat. Die zunehmende Krankheit Rudolfs hat er realistisch in aller Breite vorgeführt — ja, er hat die Szene, wie dem Gemütskranken im Walddickicht zum ersten Male trotz Annas Gegenwart der Selbstmordgedanke schattenhaft auftaucht, in der Buchausgabe noch erweitert. Dagegen ist die Genesung, hervorgehend aus einer letzten großen Erschütterung, wie etwa bei Goethe die Heilung des Orest, nur auf wenigen Seiten skizziert; sie wirkt daher wie eine bloß symbolische Szene, wie etwas Übernatürliches, wie ein Wunder, Glauben heischend, aber keine Erklärung. Und wieder sucht der Dichter in der Buchausgabe diesen Eindruck zu verstärken, indem er dort das einzige gröbere, realistische Motiv der exaltierten Szene, daß nämlich Anna von der Kugel aus der abgeschossenen Flinte gestreift wird, behutsam entfernt.

Keller an Storm.

Zürich, 22. September 1882.

Sie haben es, trefflicher Freundesmann, nicht gut gemacht mit Ihrem Unwohlsein; hoffentlich haben Sie noch einen Teil des Sommers gerettet, der nach einem Briefe unseres Petersen so schön war in dortigen Landen. Hier ist nichts als Regen und Regen seit Monaten; man bedauert nur die armen Touristen, die nicht so gescheit sind wie Sie und Petersen, und in ihren idyllischen Heimatslandschaften fein zu Haus bleiben. Es kriecht übrigens alles durch das Gotthardloch nach jenseits, wo sie nun auch Überschwemmung haben. Ihren „Hans und Heinz" werde ich mir sogleich zu Gemüt führen, sobald das Heft kommt. Es ist jetzt jedesmal eine Art Lebensfrage bei einer neuen Novelle: Was ist's? Wie ist's? u. s. w. wegen der maßlosen Produktion, die sich jetzt breit macht. Die Quelle originaler Anschauung und Erfahrung, das lebendige Blut fließt zwar nach wie vor selten genug; aber den Duktum hantieren sie bald alle gleichmäßig und schneiden einem dazu noch allerhand Knöpfe vom Rocke, die sie unverfroren auf ihren Kittel nähen. Da frägt man sich oft, ob es noch eine Aufgabe sei, den Kopf aus dieser Sintflut emporstrecken zu wollen. Nun, ich hoffe, mich an Ihrem Novum wieder zu kräftigen und zu erbauen. Am besten macht es Paul der Heyse, der fröhlich mit ganzen Flotillen auf der See einherfährt und das Zeugs unter seine Kiele bringt. Und so lassen Sie sich meine Grübelei auch nicht anfechten. Ihr Schwersinniger wird je nach dem physischen oder moralischen Ursprung des Übels zu heilen sein. Ich schreibe (ebenfalls sans comparaison) in solchen Fällen drauflos bis zu der schwierigen Stelle, und mache dann Anstalt, das Ding einstweilen beiseite zu legen, worauf sich der mehr oder minder gute Ausweg freiwillig zu zeigen pflegt. Übrigens freut es mich, daß Sie einen so hübschen, vollen Rocken aufgesteckt oder „was auf der Staffelei" stehen haben; es lebt sich trotz alledem besser dabei und entschieden gesunder.

Neulich tat ich mir nicht wenig zu gut, als ein Berliner Autor, Heinrich Seidel, mir ein Bändchen „Jorinde" ꝛc. schickte mit der Behauptung, er sei Ihr (Storms)

und mein gemeinsamer Hochschätzer und Liebhaber, und als ich alsdann fand, daß der Mann auch was Rechtes kann und gutgeschriebene kleine Geschichten macht.

Ihr Erich Schmidt ist ein geistiger und liebenswürdiger Gesell. Er gehört zwar zu der Scherersche Germanistenschule, welche auch bei den Lebenden das Gras wachsen hört und besser wissen will, woher und wie sie leben und schaffen als diese selbst. Allein die gleichen Leute haben ein frisches, unparteiisches und doch wohlwollendes Wesen; sie sagen ihr Sprüchlein, ohne sich im mindesten um Dank und Gegendienste zu kümmern, und am Ende haben sie wenigstens einen sicheren Standpunkt und eine Methode, welche besser ist als gar nichts, was bei den meisten Rezensenten der Fall ist.

Mein nebliges Gedicht[1]), dessen Sie erwähnen, ist nicht so persönlich gemeint wie Sie es auffassen. Die Worte „ein wenig Freiheit, wenig Liebe, und um das Wie der arme Streit" beziehen sich auf die öffentlichen Zustände, die Staatsgesellschaften und den ewigen Krieg um die Formalien bei möglichst wenig gutem Willen, bei euch wie bei uns, so weit es die an der Oberfläche Treibenden betrifft, sowie um die Grundlage der verdüsterten Arbeit. Hu hu! werden Sie sagen!

Mit den drei Auflagen des Sinngedichts während des ersten halben Jahres, und zwar zu 1500 die Auflage, hat es seine Richtigkeit, scheint aber jetzt genug zu sein. Der Verleger versteht jedenfalls den Handel und betreibt ihn auch gehörig. Er wird auch die Gedichte drucken. Ich hatte nämlich Heyse gesagt, ich wüßte noch nicht, wem ich sie anbieten solle, worauf Meister Paolo sofort Herrn Hertz aufstachelte, an mich zu schreiben, was er auch ganz zuvorkommend tat. (An diesem „tat" bemerken Sie, daß ich bereits in der neuen Orthographie schwimme!) Leider muß ich jetzt mein armes Manuskript auf Wochen hinaus sistieren, da der Wohnungswechsel vor der Türe steht und schwerfällig genug ausfallen wird für uns zwei alte Leutchen. Die gute Schwester nimmt alles viel zu schwer und zu diskutierlich. Sie befindet sich besser als im Frühjahr; allein sie ist eben im allgemeinen schwächlich geworden und ist puncto alte Jungfer auf die unglücklichere Seite dieser Nation zu stehen gekommen. Ihre freundlichen Grüße tun ihr gut, und sie erwidert dieselben höflichst. Ich muß sie aber jedesmal mit einer gewissen Trockenheit anbringen, wenn sie wirken sollen.

Nun gehaben Sie sich wohl und seien Sie schönstens bedankt für Ihre Teilnahme. Ihr Gottfried Keller.

Keller an Storm.

Zürich, 21. November 1882.

Liebwertester Freund und Storm!

Endlich fließt mein durch allerlei Trubel gestörtes Wässerlein wieder so ruhig, daß auch die leichten Briefblätter darauf schwimmen können wie üblich. Mein Wohnungswechsel verlief widerwärtig und mühevoll. Das Gerümpel eines seit 1817 bestehenden Haushaltes mit noch dreißig Jahre älteren Nichtswürdigkeiten, die sich immer mitschleppen, war wie verhext und von Bosheit besessen. Beim Öffnen einer alten Schachtel fand ich unser ehemaliges Taufhäubchen von rotem Sammet, worin vermutlich die sechs „gehabten" Kinder der Mutter getauft worden sind. Eine dabei liegende dicke, seidene Fallmütze in Form einer Kaiserkrone war mir bekannt, und ich wußte, daß ich sie selbst getragen hatte[2]). Nun gut, eine Stunde später purzelte ich von der Bücherleiter mit einem Arm voll Bücher hinunter und schlug den Schädel beinahe zu schanden; man mußte mir die Schramme zunähen. Es war Sonntags am 1. Oktober, nachdem ich, wie gesagt, vorher meine Kinderfallmütze in der Hand gehabt von anno 1820 oder 21. In diese Ironie des Schicksals mischte

[1]) „Land im Herbste". Das Gedicht war anfangs noch „nebliger", weil in der ersten Strophe ursprünglich von „grauem" Duft und von „Tannen" statt „Bäumen" die Rede war.

[2]) Keller hat beide Reliquien später Wilhelm Petersen geschenkt.

sich noch ein Tropfen Selbstverachtung; denn die Schuld des Sturzes lag in einer meiner Charakterschwächen. Ich war in den Laden eines Schusters gegangen, um ein Paar warme Pantoffeln für den Winter zu kaufen; da er keine passenden von der verlangten Art hatte, ließ ich mir mit offenen Augen ein Paar aufschwatzen, das für meinen Fuß 1½ Zoll zu lang war, eben weil ich nie den Mut habe, aus einem Laden wegzugehen, ohne zu kaufen. In diesen Pantoffeln blieb, wenn ich darin stand, vorn vor den Zehen ein leerer Raum, und auf diesen trat ich, als ich, von der Leiter heruntersteigend, die untere Stufe suchte.

Derlei Ärgernis hat mich denn auch verhindert, vor Mitte Oktober auf das Museum zu gehen und Ihre Kirchs aufzusuchen. Und als ich die Hälfte gelesen und nach einigen Tagen wieder hinging, war der „Westermann des Monats" verschwunden und ein neuer an der Stelle, ganz ausnahmsweise; denn gewöhnlich kommt das Heft immer zu spät. So habe ich einstweilen nur sehen können, daß Sie mit kräftiger Hand, wie immer, geschrieben oder vielmehr geschafft haben, und obgleich ich die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, sonst nicht liebe (als poetische Gestalten), so habe ich doch schon gesehen, daß die Sache hier so sein muß, um die neue Schöpfung Ihrer Resignationspoesie (wie Ihr wackerer Erich Schmidt es so hübsch demonstriert)[1] organisch zu gestalten. Ich habe das Ende der Novelle schnell angesehen und muß nun noch das Zwischenschicksal des Sohnes erfahren. Die Wendung mit dem unfrankierten Brief ist ebenso schauerlich als verhängnisvoll. Man fühlt mit, wie wenn der alte Geldtropf ein Schiff voll lebendiger Menschen in die brandende See zurückstieße. Ich werde mir das Heft nächstens mit Beschlag legen, sobald es der fortschlepperische Verehrer wieder abgeliefert hat.

Nun sind auch die Gedichte von Conrad Ferdinand Meyer erschienen. Sie sollten sich den Band ansehen oder vielmehr fest anschaffen; es würde Sie nicht gereuen, und Sie werden an diesen langen Winterabenden auch Ihre Damen mit mehr als einer guten Vorlesung regalieren können. Auch dem Herrn Sohn, dem Juristen, würden die Sachen Freude machen.

Übrigens wünsche ich Ihnen, wie Freund Petersen, ein ausgiebig genießliches, feierlich geschäftiges Herannahen der Jultage mit hundert Vorschmäcken, namentlich einen gelungenen Märchenzweig, und hoffe, daß das Notwendigste, eine gute Gesundheit, dermalen reichlich vorhanden ist. Schönste Grüße von

Ihrem G. Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 27. November 1882.

Lieber Freund Keller!

Was machen Sie für Geschichten! Aber das kommt, wie Sie sehr richtig sagen, von der Charakterschwäche, und ich glaube, daß diese „Pantoffelschwäche", wie wir sie ja nun kurzweg nennen können, eine richtige Spezialschwäche der Poeten ist: auch ich habe mühsam dagegen kämpfen müssen, bin aber jetzt so weit, daß ich den ehrwürdigsten Männern und den unverschämtesten Damen, wenn sie zu des Kronprinzen silberner Hochzeit sich zehn Groschen oder zu einem Lehnstuhl für Bismarck sich etwas mehr erbitten, in liebenswürdigster Ruhe meine Nichtbeteiligung zu erklären vermag. Eine Schwäche muß man doch wenigstens besiegen; und so hat es bei mir in puncto der Pantoffeln keine Not; aber mit Stiefeln fiel ich einmal von der neuen Treppe; und das war auch Charakterschwäche; denn erst nach diesem Unfall mit zerschundenen Armen richtete ich meine Hausherrlichkeit empor und erließ das Hausgesetz, die Treppen fürder nicht mit Milch zu feudeln. (Pro notitia: das erhält freilich sehr die gefirnißten Dielen ꝛc., macht sie aber gefährlich glatt; bei

[1] In dem Aufsatz über Theodor Storm, der aus der „Deutschen Rundschau" erweitert in den ersten Band der „Charakteristiken" (1886, S. 437 ff.) einging.

Kaisers wird gewiß auch mit Milch gefeudelt.) Nun, wir haben das beide überwunden, und ich darf Sie mir nun für den Winter in einem behaglich erwärmten Quartier denken, wo denn auch die Redaktion Ihrer Gedichte gute Fortschritte machen wird. Die Meyerschen Gedichte standen schon auf meinem Weihnachtszettel. Der „Hans Kirch" ist inzwischen als Buchausgabe angelangt und liegt hier bei. Sie lesen ihn aber nun mir zuliebe noch einmal als Ganzes; eine gewisse Genugtuung ist mir, daß man mir hierbei als Wirkung eine kräftige, tragische Erschütterung zugegeben hat. Von meiner neuen Arbeit[1]) liegen etwa sechzig Seiten Reinschrift dieses Formats vor: die Gemütskrankheit (ich schrieb Ihnen von diesem Stoffe) gibt übrigens nur die Veranlassung zu einer Schuld, und diese, nicht die Krankheit und deren Heilung, was nach meinem Gefühle widerwärtig und für die Dichtung ungehörig wäre, gibt das organisierende Zentrum. — Wenn Sie übrigens sagen, daß Sie die harten Köpfe, die ihre Söhne quälen, nicht lieben, so meine ich doch, daß ein solcher in der Menschennatur liegender Prinzipalkonflikt der Dichtung nicht vorbehalten bleiben darf; nur muß man der harten Kraft oder, wie es sonst richtiger zu bezeichnen ist, des Vaters auch etwas derartiges in dem Sohn entgegenstellen; es scheint mir hierbei wie überall darauf anzukommen, ob's einer machen kann; womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß ich es konnte. Übrigens habe ich den Vater als Hauptperson im Auge gehabt; er sündigt und er büßt; nehmen Sie es nicht zu genau mit diesen spezifisch christlichen Ausdrücken.

Das Weihnachtsfest wird hoffentlich schon geraten; denn ich habe meine Gesundheit wieder; war ich so mager, daß ich Mützen auf meine Knochen hängen konnte, so würde das jetzt das allergrößte Kunststück sein; sogar etwas von dem Klange meines einst silbernen Tenors ist wieder in meiner Stimme. Der Märchenzweig soll nicht fehlen; ja es wird noch etwas ganz Neues zwischen den dunkeln Tannenzweigen zu sehen sein: ich werde ein Dutzend künstlich gemachter Vögel — ich muß unserm Petersen noch schleunigst diese Quelle nachweisen — aus Gotha beziehen; und am 21. Dezember schreibe ich an Gottfried Keller.

Gestern Abend übrigens kam ich mit meiner Frau nach neuntägigem dortigen Aufenthalte aus Hamburg, wo wir erst einige Tage im Hotel[2]), dann bei Freunden, wahren Elitemenschen, zubrachten. Heiter fuhren wir aus, und ebenso sind wir in unser behagliches Heim zurückgekehrt.

Heinrich Seidel, den Sie in Ihrem Briefe vom 22./9. d. J. erwähnen, ist mir auch lieb; seit einer langen Reihe von Jahren schickt er mir seine Bücher, und obgleich ich nach bestem Wissen oft recht scharf mit ihm ins Gericht ging, ist er mir immer anhänglich geblieben; er ist ein fein und gesund empfindender Mensch, und fast jedes seiner Bändchen bringt etwas Liebenswürdiges; so früher „Daniel Siebenstern" (zuerst in der Gartenlaube), „Die Nebeldroschke", das plattdeutsche „Hans Peiter Semmelmann" ꝛc. Was Sie von Erich Schmidt sagen, hat mich auch gefreut; er ist im Leben wie in der Wissenschaft ein tüchtiger und durch und durch wahrhaftiger Mensch, dabei sieht er frisch und teilnehmend aus seinem Studierstubenfenster in die flutende Welt hinaus; er wirft sich auch selber mit in den großen Strom. Das alles ist schon etwas.

Unser Paolo, der ganz lebensmutig zu sein scheint, schrieb mir vor meiner Hamburger Reise, Sie würden ihn in München besuchen; scheint ja denn aber nichts davon geworden zu sein, von wegen der zu vielen $1^1/_2$ Zoll-Pantoffeln.

— — Eben erzählt mir meine siebzehnjährige Gertrud, die in unserer Abwesenheit mit Dodo, der jüngsten, im brüderlichen Hause hier in Kost und Pflege war, sie habe dort das „Sinngedicht" gelesen. „Ich mochte es furchtbar gern lesen; aber einige Scheußlichkeiten sind darin," sagte sie ganz fröhlich, während noch der Nach-

[1]) Von der Novelle „Schweigen".

[2]) Am 16. November ist laut Fremdenliste Amtsgerichtsrat Theodor Storm nebst Frau in Meyers Hotel in Hamburg abgestiegen.

genuß von ihrem jungen Gesichtlein leuchtete; und ich freute mich, daß sie an diesem braven Stück solch redliches Gefallen hatte. Unser Paolo sagt von der Jugend: „Die müssen wir festhalten," und hat damit ja nicht ganz Unrecht. (NB. Ich bin immer zweifelhaft, ob ich das letzte Wort groß oder klein zu schreiben habe; beides ist wohl zu rechtfertigen.) — — —

— Erfreulich war Heyses neuer Novellenband[1]), der mir außer Bekanntem „Unvergeßne (so!) Worte" bringt, die hoffentlich munden werden.

Also machen Sie's gut, wie der Eichsfelder sagt, und lassen Sie mich im nächsten Briefe etwas Näheres von Ihren Arbeiten hören; auch wie Ihr altes Geschwister den Umzug mit seinen unliebsamen Verzierungen überstanden hat; sie sollte noch ein rechtes Stück Weges mit Ihnen aushalten. Meine Frau und Ihre junge Verehrerin, die Gertrud, denen sich aber auch das Nestküken Dodo anschließt, empfehlen sich freundlichst. Die zwanzigjährige Elsabe (Ton auf der ersten Silbe) ist bei der Schwester Lisbeth im Heiligenhafner Pfarrhause, wo mir eine Großvaterschaft erblüht ist.

Wie immer, lieber Freund, Ihr Th. Storm.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 22. Dezember 1882.

Da bin ich, lieber Freund, um Ihnen, so gut es durch so viel Ferne geschehen kann, zu dem mir ewig jungen Kindheitsfeste die Hand zu schütteln. Unten spielt meine Jüngste allerlei süße Melodien, und im ganzen Hause weihnachtet es sehr[2]). Zwei Tage lang nichts als Kisten gepackt und Pakete gemacht und Weihnachtsbriefe an Alt und Jung in alle Welt gesendet; ich habe diesmal nur meine zwei Jüngsten, die Gertrud und Dodo, zu Haus, und morgen kommt aus Varel noch mein Musikus, das heißt Musiklehrer. Aber die breitästige, zwölf Fuß hohe Tanne, steht schon im großen Zimmer, an den letzten Abenden ist fleißige Hausarbeit gehalten: der goldne Märchenzweig, dito die Traubenbüschel des Erlensamens und große Fichtenzapfen, an denen diesmal lebensgroße Kreuzschnäbel von Papiermaché sich anklammern werden, während zwei desgleichen Rotkehlchen neben ihrem Nest mit Eiern im Tannengrün sitzen, feine weiße Netze, deren Inhalt sorgsam in Gold- und andere nach Lichtfarben gewählte Papiere gewickelt ist, alles liegt parat, und morgen helfe ich den Baum schmücken.

Wenn dann aber am Weihnachtsabend die Lichter brennen und die Kinder ihr Weihnachtslied anstimmen, dann überfällt's mich doch: Wo sind sie alle, die sich einst mit mir gefreut? — Antwort: wo auch ich bald sein werde. — Und das Geschick deiner Lieben? — Ein ewiges Dunkel für dich.

Lieber Freund, ich werde sentimental, und das schickt sich eigentlich nicht für alte Leute. Also will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich mir C. F. Meyers Gedichte und, um ihn nach Gebühr zu ehren, auch seinen Jürg Jenatsch zu Weihnacht geschenkt habe. Letzteren habe ich noch nicht, in ersterem aber schon manches und mit rechter Freude gelesen, auch wiederholt schon vorgelesen, wozu sich die Sachen, wie Sie schon schrieben, teilweise besonders eignen. So von dem Wenigen, was ich noch gelesen, „das Münster", „der Hengert", „Erntegewitter"; es wird sich noch manches finden. Wenn Sie aber früher meinten, der Band werde eins der formell schönsten Liederbücher werden, so werden Sie jetzt, wo es vorliegt, wohl anders denken: Ein Lyriker ist er nicht; dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Aus-

[1]) Im Herbst 1882 erschien mit der Jahreszahl 1883 Heyses fünfzehnter Novellenband, der „Unvergeßbare Worte", „Die Eselin", „Das Glück von Rothenburg", „Geteiltes Herz" enthält.

[2]) „Es weihnachtet sehr" — das liebe Wort klingt noch aus dem Jahre 1864, aus Storms Heimweh-Novelle „Unter dem Tannenbaum", herüber.

druck der Empfindung, oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst. Sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage, so in dem Gedichte „Die gezeichnete Stirn", auch trefflich zum Vorlesen. Mich freut der Besitz dieses Buches, man hat doch einmal wieder etwas in der Hand, was bei einer Gedichtsammlung lange nicht der Fall gewesen ist. Sorgen Sie nur, daß die Ihre wenigstens im nächsten Jahre kommt; ich bin um so neuer dazu, weil ich die beiden Bände von 1846 und 54[1]) besitze.

Doch genug für heute. Die Meinen grüßen Sie mit mir. Möge auch über Sie die Märchenstille dieses Festes kommen, einerlei ob von dem Kinde in der Krippe oder von unsern alten schönen Götterfrauen, die in den Zwölften Umzug halten! Vor allen Dingen auch möge Ihr treu Geschwister sich mit Ihnen in gefestigter Gesundheit der Festesruhe freuen!

Ich grüße Sie herzlich. Ihr Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 5. Januar 1883.

Lieber Freund! Endlich komme ich auch nachgehumpelt mit meinen Rückständen, wozu ich die Glückwünsche pro 1883 für Sie und Ihr ganzes Haus nicht rechne, da sie zwölf Monate lang und wieder in das neue Jahr hinein gelten sollen. Aus Ihrem Novemberbriefe hab ich ersehen, daß auch Sie einen Fall getan haben, zu dessen Ungefährlichkeit ich nachträglich Heil wünsche; ferner, daß man dort die Treppen mit Milch wäscht oder bohnt, was man hier im Alpenlande ungefähr so ansehen würde, wie wenn ein reicher Herr in Rheinwein badet, um seine Beine zu stärken.

Für das schön geratene und geputzte Buch der beiden Kirchs danke ich bestens; es ist nun alles in der Ordnung und die Erzählung trotz der energischen Steifstelligkeit von Vater und Sohn eine recht nachdenkliche und elegische. Das arme treue Kind in seiner einsamen Stellung auf der Grenze der Anrüchigkeit erregt ein echtes Mitgefühl ꝛc. Nun erwarten wir mit frohem Mute das Nächste.

„Einer *hat* Unrecht, hab ich, glaub ich, auch immer groß geschrieben, nicht aber „es *ist* unrecht". Jetzt scheinen aber alle solche Formen als Composita behandelt zu werden, wie standhalten ꝛc. Es geht indessen in den alten Tagen mit der neuen Schmierage leichter als ich geglaubt habe. Ich lasse die Th's in Briefen oft schon absichtlich noch stehen, zu meinem Privatvergnügen. Ich erinnere mich genau, wie man uns in der Kinderschule eines Tages eröffnete, daß das Ypsilon in frei, sei, bei ꝛc. nun abgeschafft sei, und wie ich fast von Stund an keine Rückfälle that oder tat. — —

Heyse beklagt sich über die wachsende Belästigung, und was mich an meinem geringen Orte betrifft, so erdulde ich das Schändlichste in letzter Zeit. Immer sind zwei bis drei alte Kerle und noch etwa ein halb Alter vorhanden, die nach erfüllten Berufs- und Lebenspflichten vom Teufel geplagt werden, mich zur Geltendmachung ihrer poetischen Velleitäten zu benutzen, sich nicht abmahnen oder beruhigen lassen, sondern mich zu mündlichen und schriftlichen Disputationen zwingen wollen, um meine Meinung, daß es nicht opportun sei, zu beweisen und abermals zu beweisen, und schließlich in allerhand Anzüglichkeiten verfallen, nachdem sie mich erst gelobt haben. In München bin ich allerdings nicht gewesen, werde aber dafür im Frühsommer hingehen, wo dann große Gemäldeausstellung ist und die Tage länger sind. Paul Heyse schrieb mir übrigens dieser Tage plötzlich wieder von Schmerzen, die er erleide. Nichtsdestoweniger ist er immer tätig und hat wohl auch recht (sehen Sie, das kleine „recht" kam mir nun doch unbewußt, also gewohnheitsmäßig). Er könnte noch lang herum liegen, und am Ende vergeht das Übel von selbst.

[1]) Die Ausgabe der Kellerschen Gedichte von 1854 ist die sogenannte zweite Auflage der „Neueren Gedichte".

Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck jedenfalls aus Versehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der Jenatsch wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famosen Stoff ist alle Ehre angetan, bis auf den dämonischen Ritt der rächenden Mörder an dem Fastnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anschauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilhieb des Frauenzimmers am Schlusse. Die Überlieferung sagt zwar neben dem historischen Teil von etwas dergleichen; allein dort ist nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein ist, sondern bloß von einer derben Bluträcherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat.

Von Heyses neuen Novellen waren mir die zwei ersten, die unvergeßbaren Worte und die Eselin noch unbekannt. Beide haben mir sehr gut gefallen. Die „Worte" sind eine fein gedachte und gegebene Geschichte, die an die reinen Proportionen jener Villa Rotonda bei Vicenza erinnert, von welcher sie ausgeht. Ich habe das Gebäude in einem Bilderwerk aufgesucht. Heyse hat auf seiner letzten Reise mit seiner Frau für den Palladio geschwärmt und also die Novelle sozusagen auf der Durchreise abgepflückt, trotz der ungeheilten Schmerzen. Die Eselin ist mir lieb, weil sie zu den wenigen guten Produktionen gehört, welche von dem leidenden Tiere handeln. In einer neugegründeten „österreichischen Rundschau" hat er schon wieder den Anfang einer neuen Novelle von origineller Erfindung[1]), so viel ich beurteilen kann. Es scheint mir überhaupt, daß er mit Plan darauf ausgeht, in dieser Form ein umfassendes reiches Weltbild zu liefern, was ihm gewiß gelingen wird, wenn er es auch nicht auf die Hundert bringt.

Jetzt muß ich aber noch an unsern Regieriger von Schleswig schreiben. Er hat mir seine Weihnachtstage und namentlich auch die Ausrüstung seines Christbaumes ausführlich dargestellt, so daß ich den fernen nordischen Julschein zu sehen glaubte; dies alles in einem großen Brief auf einem alten Kanzleifoliobogen, den er mir unverschlossen übersandte, wahrscheinlich aus einem uralten nordischen Aberglauben.

Dagegen hat Ihr Heinz Kirch-Paketchen einen andern Zauber entwickelt. Weil es versiegelt war, so kostete es das Porto von zwanzig Briefen. Sie hätten den Brief extra adressieren und das Paketlein bloß mit einem Zwirn oder Kreuzband umwickeln sollen. Das lassen Sie sich aber nicht den Kaffee verderben. Ich sage es nur, weil ich hoffe, noch manche Edition von Ihnen zu bekommen, und damit alsdann die dienstbaren Elfen, die dergleichen wahrscheinlich besorgen, eine kleine Erfahrung gewonnen haben. Oder sind Sie selbst der jugendliche Heißsporn und Ignorant unserer heilsamen Postanstalten? Doch nicht! Denn bisher haben Sie alle Bücher vortrefflich kreuzbandmäßig und wohlbehalten überliefert. Aber genug des Gebelfers!

Freuen Sie sich Ihrer Tage und genießen Sie die Familien- und Freundesgastereien recht ausgiebig, in denen Sie jetzt vermutlich begriffen sind. Aber jedes Jahr etwas vorsichtiger! Ich weiß nicht, wie Sie's selber halten; ich weiß nur, daß sich die guten Leute beim Entrainieren und Aufnötigen den Teufel um unsere alten Häute kümmern. Und nun leben Sie wohl bis zum nächsten Mal und seien Sie gegrüßt von

Ihrem Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen-Hanerau, 13. März 1883.

Lieber Freund Keller!

Der Grund meines egoistischen Schweigens lag in der düsteligen Winternovelle, die diesmal gar nicht von den Fingern lassen wollte; nicht mal einen Titel konnte

[1]) In der „Österreichischen Rundschau", Monatsschrift für das gesamte geistige Leben der Gegenwart. Herausgegeben von Anton Edlinger, Erster (einziger) Band, Wien 1883, beginnt S. 97 Heyses Novelle „Grenzen der Menschheit".

ich ihr ersinnen und schrieb schließlich, als ich sie Sonnabend an die „Deutsche Rundschau" abschickte, als Nottitel „Schweigen" darüber, obgleich ich dafür halte, daß man keine das Thema andeutenden Titel wählen soll, da sie den Leser hindern, der Darstellung unbefangen zu folgen; aber es hat mir bis jetzt nichts Konkretes passen wollen. Wenn Sie das Machwerk demnächst lesen, so halten Sie, bitte, mit dem Derbsten nicht zurück; ich glaube, es wird mir jetzt wohltun, einmal recht geschüttelt zu werden; vielleicht sehe ich dann: war es der spröde Stoff, oder war es die sinkende Kraft? Vielleicht war es ja beides.

Sie sehen wohl, lieber Freund, daß ich mit Zögern nur mich dem Bekenntnis meiner sündigen Dummheit nahe; das mit der kostbaren (d. h. für Sie) Paketsendung; ich war es selbst, wohl auch ein lapsus senilis, und ich weiß kein Mittel dagegen, als daß Sie die Geschichte durch recht viele unfrankierte Briefe nach Hademarschen wieder ins Gleiche bringen. Ich will's übrigens nicht wieder tun; aber — bei Ihrer guten Schwester, bei der ich mich jetzt um allen Kredit gebracht zu haben fürchte, müssen wirklich Sie, der Geschädigte selbst, ein gutes Wort für mich einlegen. Ich möchte auch Ihr treu Geschwister mir dauernd freundlich wissen; ich habe in der Beziehung meine Schwächen.

Ihr Kampf mit den alten Feierabendsdichtern ist ja sehr ergötzlich; nun bin ich aber endlich begierig, wie es denn mit den ipsissimis operibus steht: die Gedichte, der Roman, die in Novellen zu verwandelnden Dramen-Embryonen! — ein beneidenswerter Reichtum; lassen Sie bald einmal hören, wie eins oder anderes gediehen ist. — Bei Erledigung der Gedichte wird ja nun der junge Lenz bald helfen. Haben Sie auch in Ihrer neuen Wohnung Reben, die Ihnen in die Fenster duften werden? Ich habe vor diesem letzten hahnebüchenen Froste schon meinen Garten mit einem Apfelbaum, zwei Birken, einer eßbaren Kastanie und drei kräftigen Geißblattsträuchern, die ich besonders liebe, vermehrt.

Am Sylvesterabend traf denn richtig der Erich Schmidt ein, frisch und kindlich wie ein Student, und blieb auch noch den Neujahrssonntag Wir empfingen ihn — der Zug kommt hier nachmittags sechs Uhr — am Weihnachtsbaum, der noch in seinem vollen Schmuck bewahrt gehalten war, und an dem alle (neuaufgesteckte) Kerzen brannten. Und sichtbar empfing ihn der „nordische Juulschein" wie ein Zauber, der augenblicklich heimisch macht. Wir kannten uns freilich von Würzburg in Person; aber die Wirkung war eine völlig allgemeine. Ich fand wieder bestätigt, was ein innerlich bescheidener, herzerquicklicher Mensch dieser junge Freund Erich ist[1]).

Aber — Ihr alle, die Ihr mir die Liebsten seid, lebt in fast unerreichbarer Ferne, und — nun, ich bin ja doch wenigstens seit dem letzten Briefe auch noch meines lieben Meister Gottfrieds Maximiliansbruder geworden, wobei natürlich Heyse den Draht gezogen. Hab mich auch schön bei ihm bedankt.

In betreff „Eselin" und „Unvergeßbaren Worte" stimme ich mit Ihnen unter dem Vorbehalt, daß mir jene „Worte" selbst aber bei dem Charakter der Heldin nicht recht möglich sind; sie scheinen mir vor der Novelle dagewesen und dann an den dazu gefertigten Platz hineingesetzt zu sein; ich habe mich gegen dies Gefühl nicht wehren können. Die „Worte" aber zugegeben — wie die mir immer gewaltsam scheinende Exposition des „Lear" — dann ist alles in Ordnung, oder vielmehr sehr schön.

Also — vom 5. bis 17. Januar waren wir, ich cum uxore und die Dodo, der Backfisch, in Husum; ich hatte aber vorgewirkt, daß alle die guten Freunde die „Storm-Saison" etwas sachte angehen ließen, und so bin ich leidlich durchgekommen und hoffe auf einen besseren Sommer, als den vorigen. Augenblicklich ist ein Neffe, ein netter Realprimaner bei uns auf Winterfrische, und wir haben die fünfaktige

[1]) Erich Schmidt selbst hat diesen Besuch im Nachwort zu seinem Storm-Aufsatz beschrieben. Charakteristiken 1886, S. 474—479.

Tragödie „Kasimir oder Jaromir", eine Kartoffelkomödie, weil nämlich weder Menschen noch Puppen, sondern Kartoffeln die Schauspieler sind, schon dreimal, jedesmal mit größerem Erfolge, aufgeführt. An grotesker Lebendigkeit übertreffen diese Schauspieler das beste Policinelltheater.

Nun aber vertreibt hoffentlich bald die Gartenarbeit solche hochromantische Beschäftigungen.

Den „Jenatsch" erhielt ich neulich von meinem Tostlunder Amtsrichter, dem ich ihn vor dem Selbstlesen geschickt hatte, zurück. „Ich beneide dich um den Genuß", schrieb er, „der dir noch bevorsteht, wenn er in seiner dunkelglühenden Majestät auf mächtigem historischem Schauplatz an dir vorüberschreiten wird." Besonders imponiert hat ihm die Szene mit dem spanischen Statthalter in Mailand[1]; nur das Ende gefällt ihm nicht.

Nun habe auch ich das Buch in der Familie gelesen und sage auch: eine grandiose Leistung, vorbehältlich — wie ja jeder fühlen muß, des Schlusses. Der ganze äußerliche Apparat mit dem Karnevalsbären ist mir schon zu gekünstelt für eine Schlußszene, die zu dieser Geschichte notwendig groß und einfach verlaufen muß. Dann, abgesehen von der Roheit dieser richtigen Fleischhauertat gegen den blutend zu Boden liegenden, mutet uns der Verfasser, nachdem er die Rächerpflicht mehrmals etwas kühl in der Heldin hat auftauchen lassen, auch noch zu, ein anderes Motiv damit zu kombinieren: das der Liebe, welche den Geliebten, da es nun einmal zu Ende muß, wenigstens von eigener Hand und nicht von Mörderfaust will sterben lassen. — Der Verfasser hat sich hier offenbar zwischen dem (nach Ihrer Mitteilung) Gegebnen und seiner eigenen Umbildung desselben in der Klemme befunden. Trotzdem ist es für mich weitaus sein Bestes; aber es kommt dem Dichter auch nicht immer, vielmehr recht selten, ein so ihm mundgerechter Stoff.

Man müßte ihm sagen, er müsse einen besseren Schluß schaffen; es ist zu schade um das schöne Werk.

„Die Gedichte sind mäßig," schreibt mein kritischer Filius; ich hab ihm geschrieben, er soll sie nochmals lesen. Richtig ist, daß man in vielen, vielleicht der Mehrzahl, noch die Arbeit fühlt. Aber, trotzdem —. In dem Abschnitt, er ist ja wohl „Liebe" betitelt (das Buch ist noch in Tostlund) habe ich das meiste mir Zusagende gefunden.

Eine neue Art Arbeit für mich ist ein dann und wann aus Dänemark eintreffender und von mir zu beantwortender Fragebogen, von dem Übersetzer meiner Novellen, von denen in diesem Jahr der erste Band erscheinen soll[2]. Ich bekomme sogar pro Bogen 10 Mk. Honorar, während man unserm Heyse dort seine beiden Romane so unter der Hand weggedruckt hat. Der liebenswürdige Übersetzer ist Realschuldirektor in Lemwig und hat seine Knabenzeit in Husum verlebt, wo sein Vater an unserer danisierten und in eine Realschule verwandelten alten „Gelehrtenschule" (jetzt Gymnasium) Lehrer war. Diese Korrespondenz mit dem gewissenhaften und recht findigen Übersetzer ist mir ganz angenehm; augenblicklich liegen mir auch Korrekturbogen vor. „Die große liberale Partei des Volkes," schreibt er mir, „sieht jetzt vernünftigerweise ein, wie sehr wir in Deutschland wurzeln, und streckt gern die Hand zur Freundschaft aus."

Doch für diesmal genug; geben Sie bald ein Lebenszeichen, zu meiner und der Meinen Freude, die Ihre Grüße aufrichtig erwidern.

Ihr Th. Storm.

---

[1]) Drittes Buch. Zwölftes Kapitel.

[2]) Th. Storm, Fire Noveller. Overs. ved J. Magnussen. Kjøbenhavn, Schou. 1883. 1885 erschien noch eine zweite Sammlung: Fem Noveller u. s. w.

Storm an Keller. (Postkarte mit Antwortskarte.)

Hademarschen, 5. Mai 1883.

(Geburtstag einer geliebten Toten[1]).

Lieber Freund Gottfried, mich verfolgt wespenartig ein beunruhigender Gedanke und deshalb muß ich diese Karte schreiben: nämlich der, daß es mit meinem Briefe vom 14. März an Sie wieder einmal nicht richtig sein könne, daß er zu dick oder, Gott weiß was gewesen. Bitte, schonen Sie mich nicht, sondern lassen Sie mir auch die fürchterlichste Wahrheit auf der Antwortskarte breviter et distincte zukommen. Gewißheit geht doch über alles. Könnte ich dazu auch noch etwas über Sie erfahren, so würd ich's mir zum reinen Gewinn rechnen und jedenfalls über Verdienst. — Sollten Sie in der „Deutschen Rundschau" mein „Schweigen" gelesen haben, was vielleicht mit einem gegen mich gerichteten Ausrufungszeichen zu versehen wäre, so nehmen Sie es bitte, noch nicht ganz sicher für den hereingebrochenen Altersbankerott. Ich muß fiedeln noch 'nen Zug. Die Mängel freilich liegen obenauf. — Der Frühling kommt sehr langsam, mit Eis in den Nächten; aber er kommt! Am letzten April sah ich mit Dunkelwerden aus meinem Zimmer meilenweit hinaus die Maifeuer brennen; unbewußt opferte das Volk seinen alten Göttern; heut morgen im Garten hörte ich lange dem Gesang des rotbrüstigen Hänflings zu, der in einem jungen Apfelbaume saß; und dann kam sie selbst, die Nachtigall und sang und singt noch jetzt zum erstenmal in meinem Garten, und mir ist, als müßte ich zu meiner toten Mutter laufen und ihr das erzählen. Ich grüße Sie herzlich. Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 19. Mai 1883.

Lieber Freund! Ihr Zwangsmittel mit der Antwortkarte hat, wie Sie gesehen, nichts geholfen. Da die Schreibeseite der Karte von Poststempeln und den ungewaschenen Händen der überliefernden Kräfte beschädigt war, konnte ich sie nicht benutzen und kam daher von der Idee der umgehenden oder postwendenden Antwort ab.

Die Geschichte wegen des Portounfalles hätte ich Ihnen gar nicht schreiben sollen: es geschah auch nur, weil ich um die gleiche Zeit ein Büchlein ganz auf gleiche Weise aus Berlin zugeschickt erhielt, das ich für das erlaufene Porto gerade dreimal zum Ladenpreise hätte kaufen können. Das hatte aber ein junger Buchhändler und Geschäftsmann getan, woraus Sie zu Ihrem Troste ersehen, daß nicht Altersschwäche der Grund des Unglückes ist, sondern jugendlich rosige Unaufmerksamkeit gegenüber den heilsamen Institutionen der Weltpoststaaten, die hoffentlich das Vorspiel der einstigen Weltrepublik sind.

Altersspuren kann ich auch in Ihrer neuen Novelle nicht entdecken, die ich nun mit großem Behagen gelesen habe. Es ist ja alles mit sicherer Hand und Lebendigkeit gezeichnet. Vom ärztlichen Standpunkt aus könnte man vielleicht sagen, der Held sei ja in der Tat nicht geheilt, so lang er zum Selbstmord greife; allein durch das Dunkel, in welchem Sie den früheren kranken Zustand lassen, ist für die nötigen Voraussetzungen freier Raum gewonnen. Sie haben ganz recht, nicht eine psychiatrische Studie zu liefern, sondern sich an die allgemein poetische Darstellung eines seelischen Vorganges zu halten, die nicht für eine medizinische Zeitschrift bestimmt ist.

Von Paul Heyse werden Sie das „Buch der Freundschaft" auch erhalten haben. Es sind wieder drei trefflich symmetrisch gebaute Geschichten. Nur hätte ich in der ersten die gänzliche Erniedrigung der Karyatide durch den schlechten Kerl

[1]) Geburtstag von Storms erster Frau, Constanze.

lieber vermieden gesehen [1]). Aber so sind wir: gewisse Geschäftsverletzungen tadeln wir immer an andern und begehen sie selbst.

Zu dem Maximilians-Orden wünsche ich Ihnen schönstens Glück, da die Art, wie man ihn erhält, eine wirklich artige ist, nämlich rein durch freundschaftliche oder genossenschaftliche Neigung. Ich selber habe ein paar Unannehmlichkeiten dabei gehabt, indem sozialdemokratische Schimpfblätter mich, als ich mich in irgend einer Sache mußte vernehmen lassen, sofort einen Ordensjäger und Fürstendiener nannten, obgleich ich auf eine erste Anfrage Heyses, als ich noch im Amte war, die Sache umgehend abgelehnt hatte, ohne ein Wort darüber verlauten zu lassen.

Ich habe immer noch mit dem Druck der Gedichte zu tun, deren letzte von den zirka dreißig Bogen noch im Satze sind, und kann daher erst in ein paar Wochen mit ungeteilter Kraft an den Roman gehen, der jetzt wieder obenauf ist. Ich muß vor der Hand abbrechen, werde mich aber bald wieder einstellen. Die unfreiwillige Korrespondenz mit den Faiseurs [2]) und Querulanten aller Art verbittert einem das Leben. Freund Petersen, den ich dies Frühjahr erwartet, habe ich auch noch nicht zu sehen bekommen. Leben Sie fröhlich mit den Ihrigen in Ihrem Besitztum. Die Schilderung der Aussicht Ihres Fensters macht mir immer den Mund wässerig. Vielste Grüße von Ihrem G. Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen bei Hanerau, 13. September 1883.

Ich weiß nicht, lieber Freund, ob Sie sich in währender Zeit einmal nach mir umgesehen, wo ich etwa möge geblieben sein; jedenfalls bin ich heute wieder da. Der Sommer beginnt zu herbsten, vor mir im Glase steht ein Strauß, von meiner Fünfzehnjährigen, der Dodo, mir gepflückt, der das bezeugt: zwischen Farrenkraut die schönen, glasroten Beeren des wilden Schneeballs und Eichenreiser mit schon großen Eicheln; auch sind die Besuchswellen vorläufig etwas verrauscht und die Reisen abgetan; die zu den liebsten Gästen gehören würden, Freund Heyse und Frau, werden wir wohl erst erwarten können, wenn „Das Recht des Stärkeren“ [3]) über die nachbarliche Hamburger Bühne geht: da können sie denn am Ende, wie der Erich Schmidt, Sylvester bei uns feiern. Und was die beiden Weltendpunkte „Zürich“ und „Hademarschen“ anbelangt, die kommen wohl nicht mehr zusammen.

Ich sitze hier oben in meinem mattresedagrünen Zimmer, schaue unterweilen einmal ins weite Land hinaus und muß an meinem Tische schon vor der goldenen Septembersonne retirieren, wenn ich mir nicht durch Herablassung des hellen Rollvorhangs „Sonnenschatten“ schaffen will; ich bilde mir ein, dies gute Wort gemacht zu haben. Bald — denn es ist noch vor zehn Uhr vormittag — kommt von Osten

[1]) Die erste der drei Novellen in Heyses „Buch der Freundschaft“ ist die Erzählung „David und Jonathan“, in der der treffliche Johann Jonathan seinem vermeintlichen Freunde Eduard alles, schlechthin alles opfert: er setzt sein Leben aufs Spiel, vergißt das Totenbett der eigenen Mutter u. s. w. Dies Motiv hat der Dichter bis zum äußersten durchgeführt: der Unwürdige macht dem ahnungslosen Freunde die Braut, Gesine das schöne Wäschermädchen, die „Karyatide“, nicht nur abspenstig, sondern verführt sie, um ihr dann den Laufpaß zu geben, während Jonathan endlich die Gefallene doch noch zu seinem ehelichen Weibe macht. Hier dürfte mancher Leser, auch wenn er Heyses künstlerische Absicht durchschaut, mit Keller im Gefühl zusammentreffen.

[2]) Faiseurs sind in Kellers Sinn die federflinken Literaturhandwerker, gemäß dem Heyseschen Epigramm:

ποιητής, Schöpfer, — so ungefähr
Dacht ich, daß das ein Dichter wär.
Du hast's Französisch dir übersetzt,
So viel wie faiseur bedeutet's jetzt.

[3]) 1883 erschienen als elftes Bändchen der dramatischen Dichtungen.

aus den Wäldern der Bahnzug herauf, und wenn er auf ein halbtausend Schritt dort unten mir vorbeifährt, schießt er zum Gruße seinen gellenden Tonpfeil in die Luft. Morgen wird der Zug mir, hoffe ich, dennoch ein paar liebe Freunde bringen: unseren „schwarzen Peter" aus Schleswig (Sie kennen doch diesen seinen landläufigen Namen?) und den Husumer Landrat, den überaus trefflichen Grafen Ludwig Reventlow mit seinem Sohne, dem Münchener stud. jur., der auch im Heyseschen Hause wohl gelitten ist. Sie kommen, weil ich morgen — wenn noch eine Nacht bestanden ist — die 66 geholt haben werde. Als Vorfeier schreib ich heute diesen Brief an Sie und habe meine neue Arbeit „Grieshuus" oder „Zur Chronik von Grieshuus", die gestern bis zu einem ersten Ruhepunkt geführt wurde, beiseit gelegt. Ob es was wird, steht noch dahin; den Boccaccioschen Falken laß' ich unbekümmert fliegen und verliere mich romantisch zwischen Wald und Heidekraut vergangener Zeiten[1]). — Nun muß ich doch Sonnenschatten machen; die Sonne scheint mir gerade aufs Papier. —

So. — Nächstens hoffe ich Ihnen den „Kirch" und das „Schweigen" vereint in der Oktavausgabe schicken zu können, wobei kein Malheur wieder passieren soll. Sie haben übrigens ganz recht mit Ihrem Einwand, daß (im „Schweigen") der Held den Lesern gleichwohl nicht als geheilt erscheinen möge; das scheint mir aber nicht in dem beabsichtigten Selbstmord, zu dem auch andere Leute greifen, sondern mehr noch darin zu liegen, daß ich die Szene, wo er Abends allein in seinem Zimmer ist, etwas zu scharf hinaufgetrieben und dann wohl die Wendung zum Heile nicht genügend vorbereitet habe. Der Vorwurf bleibt auch für die Buchausgabe, obgleich Sie sonst einige Änderungen darin finden werden.

Was sagen Sie zu „Don Juans Ende"?[2]) Nach der Wirkung, die ich beim Vorlesen damit erzielte, und der Art, wie ich als Vorleser mich dazu verhalten mußte, glaube ich, daß das Stück sich mehr als seine meisten anderen für die Bühne eignen werde, abgesehen von dem mir im Gedanken ganz richtig scheinenden Ausgange, richtiger: der allerletzten Szene, über deren wirkungsvolle Darstellung ich mir kein Urteil bilden kann. Die Konzeption scheint mir recht glücklich: die Klippe des Faustischen ist vermieden, die Liebe zum Weibe und zum Kinde liegen beide im Bereich auch des selbstsüchtigen Genußmenschen. Zwar merkt man im Anfang die Arbeit, und der Leporello und die Geschichte mit dem Kapuziner sind mir etwas schwach; aber der Gang der Handlung wird doch immer kräftiger. Wie ich höre, ist in Wien zur Aufführung Aussicht. In dem „Recht des Stärkeren" ist die poetische Beredsamkeit eine durchweg größere; mich stoßen darin nur die sich nur von der Karikaturseite zeigenden guten Damen[3]), und daß der arme Fernow, der einmal recht stark hervortritt, doch gar zu schlecht fortkommt; nicht besser als mein Bernhard[4]),

---

[1]) Der „Falke", den Heyse einmal im Hinblick auf die bekannte Erzählung Boccaccios von jeder Novelle verlangt hat, ist ein nur ihr gehöriger individueller Stoff, die Speisung mit einem Tropfen des eigenen Herzbluts, dem köstlichsten, das der Dichter opfern kann. Storm will also in seiner Briefstelle sagen: solch ein eigenes inneres Erlebnis trage er in der Grieshuus-Novelle nicht vor, sondern gestalte einen fernher gewonnenen Stoff.

[2]) „Don Juans Ende" war 1883 als dreizehntes Bändchen von Heyses dramatischen Dichtungen erschienen.

[3]) Heyse hat im „Recht des Stärkeren" vor allem die Madame Toutlemonde aus den moralischen Novellen, die Personifikation aller Lästerreden, auf die Bühne gebracht.

[4]) Bernhard ist in der Novelle „Schweigen" der Mitbewerber um Annas Hand, ein männlich verzichtender, aufopfernder Freund, den aber Rudolf in seinen Wahnvorstellungen immer noch als gefährlichen Nebenbuhler ansieht. Man begreift, wie schwer es dem Dichter wurde, diesen lieben, frischen Menschen als Nebenfigur resolut in den Hintergrund zu schieben. Und nun meint Storm: gerade so hätte Heyse in seinem Schauspiel den Professor Fernow als Nebenperson behandeln müssen. Man erwartet allerdings nach der Rolle, die dieser in den ersten beiden Akten spielt, er werde der glückliche Bewerber um Candidas Hand und Herz sein. Und schließlich ist er nur der confident, der leer ausgeht.

den ich aber nach Möglichkeit im Hintergrund zu halten suchte. Freilich läßt Heyse sehr richtig seinen Fernow das Ungemach humoristisch nehmen.

Ihre 30 Bogen Gedichte haben mir imponiert; hoffentlich sitzen Sie schon kräftig im „Roman" und korrigieren von den Gedichten zwischenein nur noch die letzten Bogen; es verlangt einem allmählich, daß Sie die Stille einmal wieder unterbrechen.

Von mir will ich noch sagen, daß alles um mich munter ist; zu Anfang August, wo auch meine Heiligenhafener Pfarrfrau mit unserem einzigen Enkelkinde, einem braunäugigen, freilich erst zehn Monate alten Prachtmädel, hier war, reisten wir selbsiebent gen Norden nach Tondern und verheirateten dort unseren Ernst, den Amtsrichter zu Toftlund, mit seiner kleinen, tapferen Braut; und da es doch bei den zehn hübschen Brautjungfern und der Trauung in der alten Kirche durch den zweiundsiebzigjährigen Propsten, einen prächtigen, jugendlich empfindenden alten Herrn, zugleich tüchtigen Forscher unserer Heimatsgeschichte — auf eine gewisse altväterliche Feierlichkeit abgesehen war, so hatte auch ich, um meiner unbedeutenden Person zu Hilfe zu kommen, mich mit dem schmucken Maximilian und dem bescheidenen roten Adler aufgeputzt, zum Vergnügen der jungen Frauenzimmer, auch in dem ruhigen Bewußtsein, daß ich das nachgerade schon riskieren könne, ohne wie Sie darum bespuckt zu werden. Freilich, wir haben keine Republik; aber die Auflehnung gegen Gnadenzeichen (der Max ist freilich von Ihnen richtiger als Freundschaftsorden bezeichnet) steckt doch bei uns im Volke, und das möcht ich auch nicht anders wissen.

Doch nun Schluß für heute; noch etwas in den Sonnenschein hinaus. Frau und Töchter grüßen den Meister Gottfried und würden sich mit mir freuen, bald von ihm zu hören. Vergessen Sie dabei nicht zu melden, wie es Ihrer treuen Schwester geht, der ich mich freundlichst zu empfehlen bitte.

Ihr alter und getreuer Th. Storm.

Keller an Storm.

Zürich, 21. September 1883.

Es ist schön von Ihnen, liebster Freund und alter Lebensmeister, daß Sie meinen versprochenen Supplementbrief, der nicht zur Erscheinung kam, nicht abgewartet haben, ohne zu schreiben, und stolz bin ich darauf, daß Sie es am Vorabend des Geburtsfestes taten. Wäre es nicht zu spät gewesen und hätte ich gewußt, ob man Ihnen telegraphieren kann, ohne die Absendung eines Expressen (von Hanerau?) zu verursachen, so hätte ich's getan, um mich auch in die Gesellschaft einzuführen. Nun, meine guten Wünsche waren doch dort! Der Waldstrauß des Dodofräuleins, die Hochzeit mit den zehn Ehrenjungfrauen und dem Pegasusorden ꝛc. sind ja alles herrliche Dinge; nur der Sonnenschatten, d. h. das betreffende Fenster, will mir nicht recht gefallen im Resedazimmer. Wenn ich die Wahl hätte, so würde ich nur Nordlicht in einem Arbeitszimmer haben, wie die Maler, so daß aller Glanz, Licht und Wechsel der Naturstimmung draußen liegt zur gefälligen Einsicht vom ruhigen Schattensitze aus. Doch soll dies kein Gemäkel an Ihrem Vergnügen sein!

Den Namen des „schwarzen Peter" habe ich noch nicht gekannt; er ist gut, wie alle solche Schnacken, die keinen Sinn haben und nur des Mutwillens wegen da sind.

Nun haben wir uns also auf das „Grieshaus" zu freuen, über welchem Sie hoffentlich Ihre Skrupel wegen des „Schweigens" begraben werden. Sie werden sich so recht behaglich auf den Spazierwegen Ihrer alten Herrendomäne ergehen und dabei immer neu sein.

Im neuesten Rundschauheft hat Heyse eine schöne, neue Freundschaftsnovelle von eigentümlichem Reiz, der auf die übrigen Stücke begierig macht. Sie wissen wohl auch, daß er einen zweiten Band Freundschaftsgeschichten ausgeheckt hat?

Bedenklich ist mir bei obiger Novelle, daß er eine extra Reise zur Besichtigung der Stadt Limburg unternommen hat, obgleich die Lokalfarbe sehr gut wirkt. Aber wohin soll eine solche Praxis führen? Wenn sie auch zeitweise verjüngt, so fürchte ich, daß es sich schließlich damit verhalten könnte wie mit allen anderen Verjüngungsmitteln. Das ist freilich eine allgemeine Bemerkung, die ich um keinen Preis Freund Paul persönlich sagen möchte; denn er versteht im Punkte seines Fleißes keinen Spaß.

Seine neuen Dramen habe ich zum ersten gelesen und werde nächstens die zweite Lesung vornehmen. Bis jetzt ist mir das „Recht des Stärkeren" ein klein bißchen zu Gutzkowsch, was ich jetzt nicht definieren kann. Der „Don Juan" wird mit seinem Schlusse schon wirksam sein; wenn er szenisch gut arrangiert wird, so ist dieser Schluß glücklich und großartig gedacht, wie die ganze Idee. Der Umstand, daß ich kein Bedürfnis nach einem anderen „Don Juan" empfand als dem Mozartschen, wird freilich für mich durch die beste Tragödie nicht gehoben, was gewiß barbarisch ist. Allein ich kann mir nicht helfen: wenn die Librettisten hinter den Dichtern herlaufen, so sehe ich nicht ein, warum diese es jenen gegenüber ebenso machen sollen. Übrigens muß ich, wie gesagt, den neuen „Don Giovanni" Szene um Szene erst noch bedächtlich und mit Pietät mir aneignen.

Zu Ihrem dänischen Übersetzungsvergnügen gratuliere ich bestens; ich bin auf einer ähnlichen Station angelangt, da der Däne Holger Drachmann den „Grünen Heinrich" übersetzt hat, dessen Ausgabe im Oktober beginnen soll[1]). Ich bekomme aber nichts dafür, wogegen ich auch keine Arbeit zu leisten habe, was schon wegen Unkenntnis der Sprache nicht möglich wäre. Man sollte aber nachgerade dieselbe noch lernen, obgleich mir die neuesten Genies trotz allen Talentes nicht sympathisch sind. Es fehlt mir die Charis, die Sonnenwärme.

Die Gedichte sind nun glaube ich auf dem Wege der Versendung, wenigstens ist das Zirkular des Verlegers versandt. Ihr Exemplar wird Hertz Ihnen wohl demnächst schicken; es sind zweiunddreißig kompresse Bogen geworden, die keineswegs ein Kompendium der Logik enthalten, was ich absichtlich so gelassen habe, da das Leben mir so gewesen ist. Dafür sind's Verse! Aber was für welche, das ist die Frage; ich mache mir keine Illusionen über die nächste Aufnahme.

Der Roman ist ernsthaft in der Mache; die Wendung zum Schlusse schwebt aber mit ihrer Gestaltung noch immer in den Nebeln des Werdens, trotzdem die Lokalitäten und begleitenden Phänomene sichtbar sind. So kann ich die Vollendung bei ein paar Monaten auf oder ab nicht zeitlich bestimmen.

Soeben (25. September) hat mir Rodenberg vom Genfersee aus auf morgen seine Durchreise in Zürich angemeldet; er wird auch nach dem Buche sehen wollen.

Diesen Sommer war der neue Stern Ernst v. Wildenbruch bei mir und hat mir seither fünf Stück Dramen geschickt, die allen Respekt einflößen. Sie machen den Eindruck, als ob sein seliger Mitbürger Heinrich von Kleist auferstanden wäre und mit gesundem Herzen fortdichtete.

Meine Schwester dankt sehr für die Nachfrage; sie ist leider öfter leidend und wird jedesmal etwas schwächer, als sie vorher gewesen ist. Doch kann es, wie ich hoffe, immerhin wieder besser werden, wenn sie sich dauernd schont.

Sollten Sie den Regieriger von Schleswig baldigst sehen oder brieflich berühren, so bitte ich, ihn zu grüßen; nachher werde ich ihm selber schreiben.

Bitte auch angelegentlichst, mich im Damenzimmer resp. dem Frauenzimmer schönstens zu empfehlen als den Allen ergebensten

Gottfried Keller.

---

[1]) Den gronne Henriks Roman af Gottfried Keller. Autoriseret Oversættelse ved H. Drachmann. Kjøbenhavn 1883.

Keller an Storm.

Zürich, 23. November 1883.

Lieber Freund und Meister! Ich habe gestern endlich die Gedichte an Sie abgesandt, nachdem ich wegen des Modus in einige Konfusion geraten war, im Glauben, der Verleger würde es tun. Leider konnte ich Ihnen kein gebundenes Exemplar schicken, trotz des schönen Bandes, den Sie mir unlängst geschenkt und für welchen ich herzlichst danke.

Paul Heyse scheint auf seiner Theaterreise begriffen zu sein; sollte er bei Ihnen vorsprechen, so grüße ich einmal beide Herren zusammen aus der Ferne.

Die Widmung Ihrer „Zwei Novellen" an Do ist ganz allerliebst, wozu auch das Geheimnisvolle mitwirkt. Das Töchterchen muß ja unter dem Kränzlein ordentlich wachsen, und die ganze Herrschaft lacht gewiß vor Vergnügen, wenn sie sich die Neugierde der Welt, was die Silbe Do bedeute, vorstellt.

Doch will ich Sie jetzt Ihren Weihnachts- und Julfestprojekten überlassen, mit denen Sie ohne Zweifel schon eifrig beschäftigt sind, und wünsche tausend neue Ideen und gesunde heitere Tage dazu als

Ihr altes Inventarstück
Gottfried Keller.

Storm an Keller.

Hademarschen, 22. Dezember 1883.

Dank, lieber Freund, für Ihr gewichtiges Buch, das am 24. November mit mir von Hamburg reiste und dann allein weiter nach Husum, wo ich ihm zur Lebensstärkung den Rücken mit gutem Leder steifen ließ, so daß es mir nun schon halten soll. Ich habe zunächst meine Lieblinge darin aufgesucht und gesehen, wie die Wochenpredigt jetzt überall gehalten werden kann. Im übrigen sind S. 33, 64, 179, 410, 43 und etwa 379 meine Lieblinge bis jetzt geblieben. Das scheinen mir Sachen ganz für sich zu sein. Aber alle, denen aus Ihren Prosasachen der Dichter und der Mensch wert geworden, müssen Ihnen für das Buch dankbar sein, denn man wandelt an demselben durch Ihr Leben; man sieht, wie Sie überall teilgenommen und doch überall der ganze ungeteilte und in gewissem Sinne einsame Mensch geblieben sind (S. 2 ff.). Es ist schön, daß jetzt alles so beisammen ist; ich danke Ihnen herzlich für dieses Buch.

In Hamburg sah ich mit Paul Heyse die erste Aufführung seines „Recht des Stärkeren". Ich hatte auch meine Bedenken gegen das Stück und sie auch gegen den Autor vorher geäußert, insonders gegen die ganz unnötigen, schlechten Manieren der guten Gesellschaft contra die arme Candida; aber, wenn man mir später auch darin andererseits beifiel, so entschied der Erfolg doch glänzend für den Autor; freilich war das Spiel sämtlicher Damen, für mich insonders die „Maja", meisterhaft; auch das des „Konsul Koopmann"; „es ging ganz ohne Erdenrest auf", wie Heyse sagte.

Übrigens ist mir, als hätte ich ihn und Frau kaum gesehen; nur zwei Tage vorher haben wir eine Stunde vertraut geplaudert; es waren zuviel Menschen um ihn, um mich. Nach Neujahr soll das Stück ja denn auch in Berlin vor sich gehen: möge es ebenso gelingen; wenn die Maja nicht so besetzt ist, wie in Hamburg, scheint mir der letzte Akt gefährdet, wovon freilich der alte Maurice nichts wissen wollte.

Eine Korrektur: nicht meiner fünfzehnjährigen Dodo, sondern meiner Frau: Do (Dorothea) ist das Buch gewidmet; und da Sie Interesse daran genommen, so will ich Ihnen hinschreiben, was ich zuerst hingeschrieben, dann aber wegen zu großer Intimität zurücknahm:

Man warnt, das Glück bei Namen nicht zu nennen,
Es fliehe leicht und kehre nicht zurück.

Ich tat es dennoch; sterben kann mein Glück;
Doch eines kann es nicht: von mir sich trennen [1]).

Daß ich in Weihnachten sitze, ist außerordentlich wahr; ich habe die letzten Tage nichts getan als packen: Kisten nach Wörth a. Main, Heiligenhafen, Toftlund, Husum ꝛc. ꝛc. Und nun noch einige liebe Kleinigkeiten: heute an Gottfried K.

Wir werden uns, lieber Freund, schwerlich je an Ort und Stelle aufsuchen, und wenn nicht etwa in Berlin oder sonst nördlich, schwerlich je die Hand reichen. Nun bin ich heute so glücklich, Ihnen wenigstens mein Haus in effigie senden zu können. Es ist eine Seitenansicht; die Front (Süden, etwas westlich) nach der zwischen Hanerau und Hademarschen liegenden Chaussee nicht sichtbar, obgleich dort hinaus die zwei Wohnzimmer liegen; das dritte, das Eßzimmer (nach Osten, etwas südlich), liegt vor Ihnen und öffnet eine Tür nach der an der Veranda liegenden Terrasse, zwei Fensterflügel nach der dunklen Nordostseite offen. Zwischen dem Hause und den davorstehenden Tannen ist ein Zwischenraum von 60—70 Fuß, ein großer Rasen zwischen zwei breiten Steigen; dicht an der Veranda und Terrasse fünf junge Linden; gegenüber (nicht sichtbar), links eine (⌒) gebogene Planke mit gleichfalls fünf Linden; die Schieferbekleidung des Hauses haben die zwei nicht sichtbaren Seiten; doch sehen Sie den Anfang rechts, das Helle. Vor der nicht sichtbaren Seite nach Südost ist ein etwa 45 Fuß breiter Platz, von der Chaussee außer durch den Graben auf meinem Grundstück durch Hagedornzaun, eine Tannen- und eine Birkenreihe getrennt. Hinten schließen sich Wirtschaftsgebäude unmittelbar ans Haus. Der Garten geht rechts von Ihnen hinunter. Oben, wo das Fenster offen steht, mit dem Fenster links daran und das einflügelige (Aussicht auf den Wald und ins Gieselautal hinab) Fenster, das ist mein Zimmer, und ich hatte mich darin unweit des offenen Fensters gesetzt, bin aber nicht mitgekommen. Unten, hinter dem offenen Fenster, ist die Haustür. — Und nun schauen Sie sich's an und denken meiner freundlich.

Ich habe von Kindern nur meine 20jährige Elsabe und die 15jährige Dodo für den Weihnachtsabend; aber ein netter Schwager und Frau, ein Sanitätsrat, kommen, und Donnerstag nach Weihnacht kommt unser junges Ehepaar aus Toftlund, die die erste Weihnacht alleine wollten. So ist bis dahin alles gut.

Grüßen Sie Ihre Schwester und lassen Sie in nicht zu ferner Zeit von sich und Ihrer Arbeit hören! „Grieshuus" ist S. 86.

Ihr Th. Storm.

Während Keller gegen Ende seines Lebens immer unbeweglicher wurde, hat Theodor Storm sich nach Monaten einsamen Schaffens in seinem stillen Dorfe immer wieder durch kleine Reisen erfrischt. Weit haben sie ihn zwar nicht geführt. Die Aufenthaltsorte der Kinder und sonstiger Verwandten, Husum und Hamburg wurden gern besucht; und nur einmal, im Jahre 1884, hat sich der Dichter bis nach Berlin gewagt.

Der Besuch in Hamburg, dessen er am 22. Dezember gedenkt, hatte im November stattgefunden. Er galt dem Zusammentreffen mit Paul Heyse und der ersten Aufführung von dessen „Recht des Stärkeren". Dies Schauspiel mußte Theodor Storm besonders fesseln, denn es ist in einem Hauptmotiv

[1]) An die Stelle dieser Verse setzte Storm jene Widmung, die er auch in die Gesammelten Schriften (Bd. XVII, S. 15) aufnahm:

Du fragst: „Warum? — Was uns zusammenhält,
Was soll damit, was kümmert das die Welt?"
— „Ich denke: nichts; und doch, die Lust fühlt ich entbrennen,
Den lieben Namen laut vor ihr zu nennen."

und in der Gruppierung der Personen verwandt mit seiner Novelle „Von Jenseit des Meeres“: eine Hauptrolle spielt die Tochter eines überseeischen, europäischen Kaufmanns, deren Mutter nicht als Ehefrau anerkannt worden, weil sie eine farbige Eingeborene von drüben ist. Nur läßt es Heyse zu einer sehr rührenden Legitimierung der alternden Hindumutter Maya kommen, während Storm zwanzig Jahre früher durch einen humoristischen Schluß seiner Erzählung die gesellschaftlich unmögliche Kreolin bei Seite geschoben hatte.

Die Hamburger Aufführung ist einer der schönsten Bühnenerfolge Heyses gewesen. Außer der Burg in Wien vermochte keine Bühne dem Schauspiel eine so glänzende Besetzung zu geben, wie das Thaliatheater, das damals unter dem alten Chéri Maurice noch in seinem höchsten Glanze stand. Wenn man hört, daß Mittell den Konsul Koopmanns, Clara Horn die Liddy, Frau Siegmann die Maya, Fräulein von Pistor die Candida Lenz spielte, daß nicht nur die Frau Toutlemonde, die Baronin Brettenberg und die übrigen größeren Rollen, sondern sogar der stumme Statist Leutnant von Mollwitz mit allerersten Kräften besetzt waren, dann begreift man den unbestrittenen Erfolg des 17. November, der sich darin kundgab, daß man das Stück am 18., 20., 22., 26., 30. November, am 8. Dezember und 18. Januar 1884 wiederholte.

Keller an Storm.

Zürich, 26. März 1884.

Verehrter Freund, ich habe seit Weihnachten schon im Briefschreiben für das reine Vergnügen gestreikt und bin erst jetzt daran, das entstandene Gebirglein von Versäumnis und Undank völlig abzutragen. Jüngst war Petersen ein paar Tage hier; ich muß doch machen, daß mein Brief noch vor seinen mündlichen Grüßen bei Ihnen eintrifft.

Vor allem danke ich für das Bild Ihrer Behausung, das mir eine willkommene Vorstellung von Bewegung und Ruhe gibt, deren Sie sich erfreuen; ich sehe Sie ebenso deutlich um die Ecken des Hauses und aus den Gebüschen hervorkommen als hinter den Fenstern gemütlich sitzen oder stehen, im Winter sich des Schutzes des warm und fest gebauten Hauses versichern. Die Vegetation wird dies Jahr schon wieder einen artigen Schritt weiter gehen, und Sie werden noch vor dem siebziger Geburtstag auch einen schönen Schatten an warmen Sommertagen genießen.

Eine gute Ergänzung des Bildes war mir die Schilderung seines Besuches bei Ihnen, die mir Erich Schmidt aus Wien sandte, und ich habe den Aufsatz zweimal gelesen, da er eine so belebte Beschreibung Ihres Lebens während den „Jultagen“ enthält und sogar den goldenen Märchenzweig erglänzen läßt.

Von Paul Heyses Theaterfahrten werden Sie wohl das Weitere vernommen haben. Sofern ihn glückliche Erfolge offenbar beleben und gesund machen, wäre die Sache gut und schön; da das Ding aber launenhaft wechselt und eine jedesmalige Reaktion auch nicht fehlen wird, so wünschte ich ihm etwas mehr Gleichmut, d. h. ich wundere mich ein wenig, daß er nicht genug Philosophie zu besitzen scheint, um die Dramen rüstig fort schreiben und sie dann ruhig laufen lassen zu können, wohin sie wollen. Freilich spreche ich wie ein Blinder von der Farbe, da ich in diesen Apfel nie gebissen habe und nicht weiß, falls ich es noch tun sollte[1]), ob das Sprichwort: „Alter schützt vor Torheit nicht“, mich nicht auch noch träfe.

[1]) Keller hat nie, bis in seine letzten Jahre nicht, die Jugendhoffnungen auf einen Erfolg im Drama aufgegeben. Er spielte mit dem Gedanken gar zu gern. Vgl. Baechtold, Bd. III, S. 571.

Übrigens ist und bleibt Paulus auch auf den Brettern immer der Dichter par excellence.

Was meine eigene gereimte oder geverste Dichterei betrifft, so hat dieselbe unerwarteterweise ein ziemliches Geräusch gemacht und in der Beurteilung fast noch mehr Widersprüche erfahren, als sie selbst enthält, so daß das böse Gewissen, das mich plagte, gerade hierdurch einigermaßen beruhigt wurde. Das Richtigste, ohne es zu wollen, sagte einer am Schlusse seiner Kritik in der Konservativen Monatsschrift: Die Meinung, das Buch sei zu dick, d. h. ohne Auswahl zusammengestellt, sei nicht haltbar; denn es sei alles so gleichmäßig schlecht, daß entweder alles oder nichts habe gedruckt werden müssen. Hingegen sagt neulichst ein Berliner Gymnasiarch, ich hätte zu vieles beseitigt, was hoffentlich sowieso wieder aufgebracht werden würde. Letzteres Diktum hat mich mehr geärgert als das erstere[1]).

Meine Arbeiten haben sich bisher ziemlich auf dem Fleck herum gedreht, indem ich bald dies bald jenes vornahm und wieder liegen ließ. Der Grund ist, daß der Roman oder die größere Novelle, wie man es nennen kann, noch nicht klar und reif genug war und ich doch darauf sehen muß, nicht schon zu sehr abzufallen durch unbedachtes Abschließen. Jetzt wird letzteres aber doch in den kommenden paar Monaten stattfinden.

Leben Sie nun frisch und gesund in den anbrechenden Frühling hinein und gedenken Sie auch wieder des faulen Korrespondenten,

Ihres getreulichen Gottfried Keller.

---

[1]) In der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland", Jahrgang 41. 1884. Erste Hälfte. S. 369 f., hat O. K. (Otto Kraus?) die Gesammelten Gedichte besprochen in Sätzen wie: „. . . Unter all den vielen Gedichten findet sich nicht ein einziges, welches in der Erinnerung des Lesers haften bleibt! . . . Kalte, nüchterne Reflexion hatte alle Wärme der Poesie verdrängt, von poetischer Glut findet sich kaum eine Spur." Die antikirchliche, die revolutionäre Gesinnung des Dichters erhält ihr Teil, nur drei Gedichte werden als „lobenswert" bezeichnet. — Der Berliner Gymnasiarch aber, der die Sammlung aus Kellers beiseite geschobenen Jugendbänden bereichern wollte, war Paul Nerrlich (Otto Sievers' „Akademische Blätter". 1884. S. 173—178).

(Schluß folgt im nächsten Hefte.)

Das Heidelberger Schloß.

Von
Carl Neumann.

Vor achtzehn Jahren brachte die „Deutsche Rundschau" einen Aufsatz von Herman Grimm: „Die Vernichtung Roms." Es war der Notschrei eines Herzens, das an Rom hing, und die überlegte Äußerung eines Mannes, der sich auf Kulturwerte verstand, was jenem Aufsatz sein Gepräge gab. Die Villa Ludovisi war eben zerstört und in Baustellen zerteilt worden. Nach Möglichkeit sollte verhütet werden, daß sich Ähnliches wiederhole. Der Aufsatz ist damals sogleich ins Italienische übersetzt worden.

Das Heidelberger Schloß hat in der jüngsten Zeit schwere Befürchtungen geweckt. Auf die erregten Stürme der öffentlichen Meinung in den Jahren 1901 und 1902 ist eine dumpfe Stille gefolgt. Sie erklärt sich nicht durch ein Erlahmen des öffentlichen Interesses, sondern durch die Tatsache, daß der badische Landtag nur alle zwei Jahre zusammentritt und über die Vorschläge der Regierung debattiert. Niemand weiß außerhalb, welche Anträge für das Heidelberger Schloß an die Kammer kommen werden, die diesen Winter zusammentritt. Nur so viel weiß man, daß eine Partei geschäftig ist, unter dem Vorwand der baulichen Herstellung einen Neubau des Heidelberger Schlosses ins Werk zu setzen; auch ist bereits damit begonnen worden. Bis jetzt hat die badische Regierung auf der Seite dieser Partei gestanden.

Wir wollen die Tatsachen ins Gedächtnis rufen.

I. Die Partei des Neubaues des Heidelberger Schlosses.

Das Heidelberger Schloß ist Eigentum der badischen Domäne. Die Domäneneinkünfte fließen seit dem Übergang der Domänen an den Staat in eine besondere Kasse; die Verwendung ihrer Mittel ist an die Zustimmung des Landtages gebunden. Würde es nur auf den Pegel der Domänenkasse ankommen, so wären die Millionen, die der Neubau des Schlosses fordert,

zur Verfügung. Ob man sie diesem Zwecke überläßt, hängt aber mit der allgemeinen Finanzlage zusammen.

Die badische Seite der Sache ist nur eine Voraussetzung. Ein Land, das in entscheidenden Augenblicken weltgeschichtliche Zeugnisse gemeindeutscher Gesinnung und hohen Opfermutes gegeben hat, ist durch eine große Überlieferung gebunden, wo es sich um einen Wert vom Rang des Heidelberger Schlosses handelt, sich nicht nur auf den Karlsruher Standpunkt zu stellen.

Gleichwohl lassen wir zunächst der Auffassung der badischen Regierung das Wort.

Der Finanzminister, als der in Domänensachen verantwortliche Fachminister, hat der Kammer in einer Rede am 13. Februar 1902 seine Meinung und seine Absicht mitgeteilt. Die Grundgedanken sind folgende: Die öffentliche Meinung werde darin irregeführt, daß man es als eine Sache des guten oder bösen Willens betrachte, ob man das Schloß im dermaligen Zustande erhalten oder nicht erhalten wolle. Nicht um ein Wollen, sondern um ein Erhalten-können handele es sich. Die Technik in erster Linie und ausschließlicher Weise habe ihr Urteil abzugeben, ob eine Erhaltung möglich sei. Alles andere seien Stimmungsäußerungen und akademische Betrachtungen. Der Technik das Wort zu lassen, sei das einzig Praktische. Werde nun das technische Gutachten dahin ausfallen, daß mit Flick- und Konservierungsmitteln nicht auszukommen sei, oder daß die Schutzarbeiten den Bau entstellen würden, so daß sie nicht „ästhetisch vertretbar" seien, so müsse durchgegriffen werden. Der Ruinencharakter werde dann geopfert werden; aber man werde für den Verlust romantischer Reize durch den Gewinn architektonischer Reize entschädigt werden. Nicht nur der Ottheinrichsbau, sondern der ganze Schloßhof müsse seinen alten, imposanten Charakter wiedergewinnen, und diese Herstellung in alter Pracht werde das Äquivalent für die Ruinenromantik sein. In diesem Gedanken habe das Ministerium Pläne und Vorschläge für die Herstellung ausarbeiten lassen, die im einzelnen und ganzen noch nicht bindend seien. So weit das positiv Geäußerte. Danebenher ging eine ironische Kritik verschiedener Standpunkte der Kunstgelehrten, die entweder 1. als Fatalisten die Zufälligkeit des gegenwärtigen Ruinenzustandes als heilige Notwendigkeit zu erhalten für Pflicht erklärten. Diese komischen Leute würden mit demselben Eifer, wäre die Ruine zufällig noch im Besitz ihrer Giebel, wie der Friedrichsbau, auch diesen Zustand für unantastbar erklären. Oder 2. es seien bequeme Egoisten, die den gewohnten Anblick für sich weitergenießen wollten, ohne an das Recht der Zukunft zu denken. Oder 3. solche Kunstgelehrte, die, abgeschreckt durch so viel mißlungene Restaurierungen, jeder solchen Tätigkeit grundsätzlich feind geworden seien. Diese übersähen, daß es schlechte und gute Arbeiten der Art gebe, und daß wir im badischen Lande „eine Restaurationskraft ersten Ranges" besäßen.

In der Form dieser ganzen Rede ist die Absicht, nicht aufregend zu wirken, bemerklich. Es ist von Restaurieren, auch von durchgreifendem Restaurieren die Rede. Das Wort „Neubau" wird nicht gebraucht. Es wird versichert, man wolle nicht „zerstören", sondern dauernd erhalten, vorausgesetzt,

daß hervorragende Techniker nach eingehender Prüfung es für möglich erklärten.

Im Verfolg dieser Absicht, die technischen Sachverständigen zu hören, traten am 17. und 18. April 1902 unter Vorsitz eines Geheimen Oberfinanzrats aus Karlsruhe sieben Architekten zu einer Konferenz zusammen, worunter fünf von der Regierung gewählt waren. Die Regierung hatte 21 technische Fragen formuliert, zu denen sich die Teilnehmer der Konferenz zu äußern hatten. Die Fragen betrafen den Ottheinrichsbau, als die dringendste Sorge der ärztlich bemühten Regierung. Auffällig war, daß außer der Protokollierung der Meinungsäußerungen, die nach Personen und innerem Gewicht äußerst verschieden wogen, zu jeder Frage abgestimmt wurde. Auffällig, weil die Majorität der Konferenzteilnehmer von der Regierung ausgewählt war.

Der sozusagen politische Unterschied von Debatte und Abstimmung ist, daß die Abstimmung mit der Wucht der Zahl die Qualität der Stimmenden zudeckt.

Ein Beispiel. Die 17. Frage lautete:

Ist das Aufbringen eines Daches und der Verschluß der Fenster ein geeignetes Mittel, der Verwitterung des Steinwerkes auf längere Zeit vorzubeugen? Haben diese Mittel auch einen Nutzen für die Erhaltung der Fassade des Ottheinrichsbaues?

Es war die Kernfrage, ob die Fassade durch ein Dach wirklich gesichert werde. In der Debatte wurde geäußert, der jetzigen Fassade nütze ein Dach gar nichts. Wenn man aber etwa zwei Drittel der Steine der Fassade erneuere, dann sei ein Dach gut. Hiermit ist bestätigt worden, was schon 1890 die technischen Gutachten dem Ministerium als Vorbedingung eines Ausbaues des Ottheinrichsbaues bezeichnet hatten: daß nämlich die beiden oberen Geschosse erst abgetragen und dann neu gebaut werden müßten. Ich führe das an, damit man es nicht für eine agitatorische Übertreibung halte, von der Partei des Neubaues des Heidelberger Schlosses zu reden. Zwei Drittel des Ottheinrichsbaues neu bauen und dazu ein Dachgeschoß, also drei Viertel: dies nennt kein Mensch „restaurieren".

Um aber auf die 17. Frage zurückzukommen, so ist das Resultat der Abstimmung also formuliert: „Die Hauptfrage wird allseitig mit Ja beantwortet; es wird dabei vorausgesetzt, daß eine gelinde Heizung der Räume stattfindet. Dagegen wird von der Minderheit der Kommission der Anbringung eines Daches für den derzeitigen Zustand der Außenseite der Hofmauer nur ein geringer Nutzen beigemessen." Auf diese Weise wird in der Form der Abstimmung sanft verhüllt, daß die Voraussetzung eines Dachbaues ein Dreiviertel-Neubau der Palastfront ist.

Was diese Abstimmungen bedeuten können, läßt sich an einer vorläufigen Probe sehen. Das Protokoll der Konferenz vom April 1902 ist im Januar 1903 im Druck veröffentlicht worden. Sofort faßte ein offiziöses Blatt, die „Süddeutsche Reichskorrespondenz", indem es die Fragen der Regierung und die Antworten der Abstimmungen zusammenstellte, die Resultate dahin zusammen: die „Mehrheit" der Kommission habe entschieden, daß nur Be-

dachung und innerer Ausbau vom bautechnischen Standpunkte aus die dauernde Erhaltung des Ottheinrichsbaues gewährleisten.

Hält man mit dieser Auffassung, wonach die Ansicht der Mehrheit einer Kommission, von deren sieben Teilnehmern fünf von der Regierung gewählt waren, das Gutachten der technisch Sachverständigen darstellt, die Rede des Herrn Finanzministers zusammen, die ein technisches Gutachten als entscheidend für den Weg ansieht, den die Regierung gehen will, so ist klar: der Ottheinrichsbau wird neu gebaut; und in weiterer Perspektive: auch der ganze Schloßhof wird neu gebaut werden.

Man fragt sich, welches die Gründe sein können, die einen Minister der Finanzen, der an Rechnen und Überlegen gewöhnt ist, zu so radikalen Entschließungen treiben. Und man könnte sich sagen: Nachdem jahrzehntelang sehr viel Geld fast in jeder Budgetperiode auf die Erhaltung des Heidelberger Schlosses verwendet worden ist und diese Anforderungen immer nicht aufhören, — sollte ein fürsorglicher Verwalter der Staatskasse nicht auf den Gedanken kommen, ein einziger großer Aufwand sei besser als das ewige Flicken, und die Verzinsung dieses Kapitals möge zwar mehr erfordern als jene Einzelposten; aber sie sei gegenüber der Rechnung mit unbekannten Größen doch eine feste Summe? Ein solcher Gedankengang ist möglich. Aber er erschöpft die Sache nicht. Wer die Rede des Herrn Ministers gelesen hat, weiß sofort, daß hier Einflüsse und Infektionen ganz anderer Ordnung Ansicht und Absicht bestimmt haben.

Wir fragen, um diesen Motiven auf die Spur zu kommen, zunächst ganz einfach: Ist denn die Voraussetzung, mit der jene ganze Rede steht und fällt, überhaupt haltbar, nämlich der Glaube, daß es einzig und allein Sache der Techniker sei, über das Schloß zu entscheiden? Ist es wirklich an dem, daß ein höchst gefahrdrohender Zustand des Baues nur eben Zeit läßt, die Leute des engsten Faches zu Hilfe zu rufen? Oder verbirgt sich in dieser Auffassung Politik und Interesse?

Es ist nicht anders. Man will die unbequemen Laien und Fachgenossen, Kunstfreunde und Architekten gegnerischer Gesinnung beiseiteschieben, indem man den lokalen Sachverständigen, die aus mehrjähriger Praxis den Bau allein genügend zu kennen behaupten, das Recht, zu raten und zu entscheiden, vorbehält. Man will neu bauen, und das sofort; deshalb wird behauptet, nur die Hausärzte verstünden etwas von der Sache, und außer Technikern könne niemand urteilen.

Was wir hier sagen, ist kein privater Verdacht.

Der Münchener Gabriel Seidl, der Erbauer des dortigen Nationalmuseums, hat öffentlich gesagt:

> Ich für meinen Teil kann mir nicht anders denken, als daß — getrieben von der verlockenden und prächtigen Idee des Ausbaues — die statischen Bedenken stärker in den Vordergrund gedrängt werden als es gerade notwendig wäre. Es glaubt jeder schließlich gern an das, was ihm erwünscht und förderlich erscheint.

Und eine zweite Äußerung desselben:

Wenn der bauleitende Architekt einen vollständigen Neubau herstellen will, kann er schließlich jeden Stein als schadhaft und ersatzbedürftig bezeichnen [1]).

Steht es nun so, daß der „bauleitende Architekt" schwarz malt, um schnell nach seinen Wünschen neu bauen zu können, steht es so, daß diese den Architekten und seine Genossen beherrschende Vorstellung den entscheidenden und verantwortlichen Kreisen suggeriert ist, so handelt es sich nicht mehr um „spezialtechnische Gutachten", sondern um Parteimeinungen, denen gegenüber jede andere Parteiansicht vielleicht nicht die gleiche Macht, jedenfalls aber das gleiche gute Recht hat.

Indessen, statt Herz und Seele dieser Kreise zu prüfen und ihre geheimen Gedanken zu raten, gibt es ein sicheres, einwandsfreies Mittel, ihre Meinung zu erkunden. Man braucht nur zu beachten, was bis heute auf dem Schloß geschehen ist. Hier kann man sich an die Sprache der Tatsachen halten.

Die Regierung hat den Friedrichsbau restaurieren lassen. Dieses Vorgehen stieß nicht auf sonderlichen Widerspruch; denn dieser Palast war, weil er im Erdgeschoß die Schloßkapelle enthält, das ganze 19. Jahrhundert durch unter Dach gewesen und hatte praktischen Zwecken gedient. Ja, diese Benutzung war es, die den Vorwand zum Neubau geliefert hat; denn die Sammlungen, die hier untergebracht waren, hatten keinen genügenden Raum, und es hieß zunächst, das nächstobere Geschoß solle, hergestellt, die fehlenden Räume liefern. Es war ein Vorwand; denn so wie der Palast jetzt ausgebaut ist, kann er überhaupt keine Sammlungen mehr aufnehmen, und es muß nach einer ganz neuen Unterkunft dafür gesucht werden. Der Friedrichsbau also wurde zur Herstellung ausgeliefert. Wir werden später noch einmal auf diese Leistung zurückkommen. Hier nur so viel, daß das Dach um mehrere Meter erhöht wurde, was für die Gesamtproportion des Palastes, sofern man ihn für sich und ohne Rücksicht auf die dermalige Umgebung betrachtet, richtig war. Als die Gerüste entfernt waren, erregten die neuen weißen Kaminöffnungen des Dachs und die neuen Dachluken große Überraschung. Man ärgerte sich in Heidelberg; jeder Fremde stellte die Einheimischen zur Rede über den „Skandal" dieser weißen Kamine, als wenn die Heidelberger etwas dafür könnten; schließlich petitionierte man, und die Kamine wurden grau gefärbt. Es ist meine Ansicht, daß der allgemeine Unwille sich über die wahren Gründe des Ärgernisses getäuscht hat, und daß die Ursachen des Auffälligen und Störenden anderswo liegen als in der weißen oder grauen Farbe. Die Störung ist nur insofern behoben, als Grau weniger leuchtet; geblieben ist die zappelnde Unruhe der neuen Dachsilhouette, deren Linie mit allen Luken und Kaminen in ein Pizzicato verwandelt worden ist. Diese Unruhe stört, weil die meisten anderen Bauten des Schlosses, die Mauern und Türme, in dem Ruinenzustand eine völlig beruhigte Silhouette darbieten, aus der charakteristisch lediglich

[1]) Seidl, Die Ausbaufrage des Heidelberger Schlosses. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 14. Januar 1902, Nr. 10. — Die Verhandlungen der Heidelberger Schloßbaukonferenz vom 15. Oktober 1901, S. 34.

der hohe Küchenkamin der Ostseite herausragt. Der Neubau des Daches am Friedrichsbau hat also mit all dem Gelichter von Schornsteinen und Dachfenstern die Gesamtsilhouette des Schlosses empfindlich unterbrochen und einen Mißton geschaffen. Daß der bauleitende Architekt das nicht empfunden hätte, ist ausgeschlossen. Hat er also die Disharmonie geschaffen, so hat er sie mit Grund geschaffen. Mit anderen Worten: Diese Disharmonie ist beabsichtigt. Sie ist die Bedingung, sie ist der Grundstein zum gesamten Neubau des Schlosses. Man fängt mit sogenannten Restaurierungen an, man schafft eine vollendete Tatsache nach der andern, man fügt Ring auf Ring zur Kette. Sind erst zwei Bauten erneuert, so wird die Disharmonie mit den übrigbleibenden Ruinen dermaßen schreiend, daß den geschehenen Tatsachen gegenüber dann selbst die Feinde nicht mehr anders als Amen sagen und sich der Konsequenz des Neubaus nicht mehr entziehen können. Nachdem die Gestaltung des Friedrichsbaues diese Politik für jeden Sehenden vollkommen enthüllt hat, ist es unmöglich geworden, sich zu täuschen. Man kann nicht weitere Versuche geschehen lassen, als wären sie unverbindlich. Sondern hier gilt es, grundsätzlich Stellung zu nehmen.

Man hätte den Friedrichsbau auch anders, dezenter, harmonischer mit seiner Umgebung restaurieren können. Daß das nicht geschehen, daß dieser Palast neu gemacht worden ist, als stünde er an einer ganz beliebigen Stelle und nicht im Heidelberger Schloßhof, beweist, daß man darauf ausgeht, den Genuß der anderen Bauten, der Ruinen, durch diese Konkurrenz zu verekeln. Der Mißton soll so lange schreien und immer quälender werden, bis die Gegner rufen: jetzt lieber alle Bauten neu machen.

In der Tat teilte die Regierung in ihrer Denkschrift vom August 1901 „über die Fortsetzung der Wiederherstellungsarbeiten" mit, daß ihr Vertrauensmann empfohlen habe, „die den Schloßhof einschließenden" Gebäude „restaurieren" zu lassen.

Im Druck dieser Denkschrift wurde der folgende Satz ausgelassen:

Von der Wiederherstellung wären danach im allgemeinen die Festungswerke und die Gartenanlagen grundsätzlich auszuschließen, dagegen vom Wiederaufbau des Krautturms aus ästhetischen Gründen abzusehen.

Der Krautturm ist der gewöhnlich sogenannte gesprengte Turm, dessen halbe Schale malerisch in den Graben gesunken ist.

Die Meinung ist also, die gesamte Wohn-, die eigentliche Schloßanlage mit Ausnahme jenes Eckturms, des sogenannten gesprengten Turms, neuzubauen. Mit dieser architektonischen Neuschöpfung des Schloßhofs würde, wie der Minister sich 1902 ausdrückte, ein Äquivalent für den Verlust romantischer Reize gegeben sein. Die Einheit und Harmonie des Schloßhofs wäre dann auf einer anderen Stufe wiedererreicht. Wie die Ruine des „dicken Turmes" an der Seite des hergestellten „Englischen Baues" sich ausnehmen würde, welchen Eindruck dann die wundervolle Steinkaskade seiner Trümmer gegen den hergestellten Nachbarbau machen würde, das wird nicht gesagt.

Sehen wir aber von diesem unharmonischen Gemenge der so veränderten Schloßansicht nach der Stadtseite ab und bleiben wir bei dem einheitlich neugebauten Schloßhof, welches Bild haben wir zu erwarten, wenn von einem modernen Architekten Friedrichsbau und anstoßender Saalbau im Stil des 17. Jahrhunderts, Ottheinrichsbau im Stil des 16. Jahrhunderts, die gotischen Bauten gotisch komponiert neu erbaut sind?

Wir brauchen unsere Phantasie nicht anzustrengen. Überall in Deutschland stehen ja fix und fertige Beispiele stilvoller Restaurationen und Neubauten. Wir sehen kirchliche Gebäude in romanischen, gotischen, Renaissanceformen ergänzt oder von Grund auf neu aufgeführt, gleich als wäre Religion ein Überrest, eine Restempfindung Vergangenheit, die man nur in ein altmodisches Gehäuse stecken und als Empfindung nur in solcher Umgebung beleben könne. Wir sehen Universitäten in gotische Hüllen gesteckt, als wären chemische Retorten noch Alchemistenwerkzeug, und als hätte nicht längst die neue Wissenschaft die enge Klosterhaft zersprengt. Ganze Städte, die an Altertümern reich sind, lassen sich, um „im Stil zu bleiben", Bahnhöfe und Postgebäude gotisch kostümieren, auch Börsen- und Bankgebäude (wie, wenn man mit der Gotik und dem Mittelalter Ernst machte und das Zinsennehmen verbieten wollte! —); in romanischen Posttürmen, in deren Schallöffnungen keine Glocken etwas zu künden hätten, sind die Telephondrähte mit ihren Porzellanglöckchen eingespannt, und geht man die Frontseite solcher Gebäude entlang, so sieht man allerorts den gleichen Hieb moderner Steinarbeiter, die auf ihre romanische Grammatik gedrillt sind, alle Fensterlaibungen und Säulen völlig wie aus einer Form gegossen. Echte Werke alten Stils sind im Detail lebendig; denn die sie machten, empfanden etwas dabei und verstanden sich darauf. Unser Zeitalter der Maschine aber verleugnet sich nirgend (und es ist ganz gut so). Unsere Arbeiter kann man zu jedem Stil anlernen und geschickt machen; das Werk wird bestenfalls geschickt, aber nie künstlerisch gut. Denn das Herz der Menschen ist nicht bei solchem altfränkischen Tun.

Es konnte für den Ausbau des Kölner Domes, der Marienburg politische Gründe geben; der König von Preußen wollte den rheinischen Katholiken seine von protestantischer Befangenheit freie landesväterliche Fürsorge, er wollte den Polen die Unerschütterlichkeit deutscher Kulturmacht in Lapidarschrift deutlich machen. Künstlerische Gründe dafür gab es und gibt es niemals, niemals.

So oft man von der Rheinbrücke in den Kölner Hauptbahnhof einfährt und der neuen Domtürme ansichtig wird, empfindet man diese grammatikalisch korrekten, abstrakt und leblos wirkenden Turmhelme ästhetisch als wertlos, historisch als eine Fälschung. Der alte Domkran, wie man ihn auf den früheren Abbildungen über den Dachfirst aufragen sieht, dicht am modernen Bahnhof, hätte etwa so gesprochen: Meine alten Steine sind von einer neuen Zeit überrascht worden; wir geben das Zepter aus der Hand; was wir wollten, war groß; aber wir konnten es nicht mehr. Seht ihr zu, ob euer Wollen so groß ist, wie das unsrige war, und versucht ihr, euren Babelturm in den Himmel zu bauen. Jede Zeit beginnt solche Werke und verblutet sich daran. Aber das neue Blut der neuen Zeit baut sich seinen eigenen Körper und gibt

seine beste Kraft nicht her zur Scheinbelebung der vergangenen. Es wäre auch nutzlos. — Das oder viel Eindringlicheres hätte der alte Domkran geredet, wenn man ihn gelassen hätte. Was sagen aber die neuen Türme? Sie sagen, daß dieser Dom und dieser Bahnhof nicht zusammengehören, daß wir Karnevalshelden und Virtuosen sind, die sich von ihren eigenen Lügen anführen lassen, daß wir von einer Rolle in die andere schlüpfen und vor lauter Komödie nicht mehr wissen, welche Haut uns angewachsen ist. Eine kommende Zeit wird sagen, wir hätten in der Kunst keinen Schatten werfen können, weil wir keinen Körper besessen hätten, und die Kunstwerke, die wir geschaffen, seien Schemen und Gespenster vergangener Stilperioden. Ist es dasselbe, ob das 19. Jahrhundert den Kölner Dom ausbaut oder das 13. und 14.? Ist es dasselbe, ob das 19. Jahrhundert den Donau-Mainkanal baut, oder ob Karl der Große es vermocht hätte, so wie er es gewollt hat? Was damals eine Anspannung aller Kräfte, das Sinnen aller Köpfe, das Trachten der Herzen gewesen wäre, reduziert sich für unsere Zeit auf die einzige Geldfrage. Ist das Geld zur Verfügung, so kann es sich Virtuosen bezahlen, die ohne Überzeugung und lediglich auf Verlangen ihre Repetitionen längst erledigter Kunstpensa zum besten geben. Die Kunstgeschichte wird solche Werke einmal gänzlich beschweigen oder mit einem mitleidigen Achselzucken erwähnen.

Vielleicht würden die Freunde des Neuaufbaues des Heidelberger Schlosses an dieser Stelle einwenden, alles das möge so sein, aber der bauleitende Architekt der Großh. badischen Regierung sei ein Mann höchsten Vertrauens; wenn sonst keiner, so werde der gewiß etwas bauen, das nicht als tote Sprache, nicht als gut erlernter gotischer oder Renaissancedialekt klinge, sondern wie eine lebendige Kunstäußerung.

Der bauleitende Architekt ist Oberbaurat Karl Schäfer, Professor an der technischen Hochschule in Karlsruhe.

Oberbaurat Schäfer ist keine geheimnisvolle Größe wie der Retter Lohengrin aus Gralsland. Seine Werke stehen an verschiedenen Orten Deutschlands. Man rühmt seine, 1879 fertig gewordene Universität zu Marburg in Hessen.

Sie gliedere sich in ihrer Gotik gut dem schönen Städtebild ein. In der Tat, sie ist ein gut hingesetzter Prospekt, eine treffliche Kulisse, und die Marburger Professoren mögen das als Trost dafür nehmen, daß der Architekt seinen Willen durchgesetzt hat, den Bau der Hörsäle an der lärmendsten und verkehrsreichsten Ecke der Stadt zu errichten. Die Korridore im Innern sind klosterartig gotisch; sogar die Steinsitze an der Hofseite fehlen nicht; nur daß wir nicht mehr die dicken Wollkutten der Mönche anhaben und auch sonst nicht kasteit genug sind, um diese Steinsitzgelegenheiten zu benutzen. An den Wänden, die die gotischen Gewölbe tragen, laufen in rührender Modernität die Röhren der Dampfheizung, und Thermometer verkünden den empfindlichen Körpern heutiger Menschheit, daß die gotische Zivilisation nicht zu wörtlich genommen wird. Riesige Wasserspeier schmücken das Dachgesimse; zu speien haben sie freilich nichts, denn unmittelbar daneben laufen die modernen Ablaufröhren, die das Wasser der Dachrinnen in den Kanal führen; einerlei, die Wasserspeier markieren den Stil; es sind dekorative Wasserspeier. Ihre Fratzen

gelten dem Bestreben aller guten Baukunst, welches im Unterschied von dem Marburger Fall darin besteht, schöne Formen, charakteristische Gestalt für das konstruktiv Notwendige, das praktisch Nötige zu erfinden.

Es ist nicht geboten, von Marburg zu sprechen. Auch ist das ja lange her, und den Stilpurismus z. B., den Schäfer am Marburger Schloß vertrat, hat er selbst korrigiert. In der Denkschrift über das Heidelberger Schloß hat er beruhigend versichert, er werde im gotischen Ruprechtsbau die Renaissancezutaten belassen, wie er auch im Friedrichsbau ein stilwidriges Türgestell, nachdem es einmal, wohl seit dem 17. Jahrhundert, dagewesen, nicht entfernt habe. Vielleicht also täte man dem Künstler unrecht, ihn heute nach Marburg zu beurteilen, und vielleicht würde er sich in Heidelberg in gesteigerter Kraft und Einsicht bewähren. Dazu kommt, daß in Heidelberg die Aufgabe anderer Natur ist und, wennschon Neubau, doch „stilvollen" Neubau fordert.

Wie gern würde man das Beste glauben, wäre nicht der eben außen und innen fertiggestellte Friedrichsbau vor aller Augen.

Dieser ganze Palast ist im Innern völlig im Stil seiner Erbauungszeit (erstes Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts) neu dekoriert worden. Mit fürstlicher Pracht. Fußböden, Decken, seidenbespannte Wände, riesige Kamine in Steinarbeit, Malerei und Farben, Stuck und Holz; Türumrahmungen in farbigen Hölzern eingelegt und verziert (eine solche Umrahmung im Wert von 3—4000 Mk.), geschnitzte Türen, Kunstschlösser und Beschläge; an passenden Stellen Verse im Stil der Butzenscheibenlyrik:

Was man in diesem Hause
Von Schreiners Kunst erschaut,
Nach alter Meister Regel
Ist es mit Fleiß erbaut.

Es ist von Oberbaurat Schäfer und seinen Gehilfen wirklich ein unendlicher Fleiß, eine Unsumme historischer Kenntnisse verwendet worden, bis in jedes Detail, bis auf die Wappen, für die man die Bibliothekare gequält hat, um die Blasonnierung in der Farbe heraldisch richtig herauszubekommen, — und der Erfolg?

Im August 1903 erschien, an halbamtlicher Stelle, ein Artikel von Herrn Professor Ratzel in Karlsruhe, einem Schüler Schäfers, eine begeisterte Schilderung des hergestellten Friedrichsbaues. Das Lob mit vollen Händen gespendet. (In einem Punkt wenigstens empfindet diese Schule sehr modern: sie versteht die Reklame.) Der Schlußsatz lautet: „Die Wiederherstellung des Friedrichsbaues darf als eine künstlerische Tat ersten Ranges bezeichnet werden."

Ich bezweifle, daß es viele Künstler gibt, die dieses Urteil sich aneignen würden.

Die Architektur mit der aus ihr herauswachsenden Dekoration ist ihrer Natur nach eine langsam sich entwickelnde Kunst. An die Schwerkraft ihres Materials gebunden, pflegt sie im Erfassen neuer Gedanken und Ziele den leichterbeschwingten Künsten, der Kunst des Worts, der Poesie, auch der Malerei und Skulptur, den Vortritt zu lassen. Dies ist kein Vorwurf; es ist nicht immer so gewesen, aber es ist zu begreifen. Daß aber die Architektur

so über die Maßen rückständig ist und altfränkisch sein kann, das hat erst der Friedrichsbau in Heidelberg gezeigt.

Die Literatur ist über Ebers und Eckstein hinausgewachsen; diese ägyptisch, römisch und in Renaissancekleidern maskierten Romane, einst auf dem Wunschzettel aller Weihnachtstische, liegen jetzt antiquarisch für geringes Geld als Ladenhüter da. Wo wären die jungen Maler, die heute noch den Ehrgeiz hätten, altvenezianisch oder holländisch zu malen, die den „Galerieton" suchten? All das war da und ist unter bitterem Hohn gegangen, vergangen. Niemand wünscht es zurück.

Und da kommen Architekten, bauen für eine halbe Million einen Palast im Stil von 1610 und preisen es als „künstlerische Tat ersten Ranges", wenn sie — was bei Gott niemand verlangt — Romane von Georg Ebers und Gedichte von Julius Wolff in Stein gebaut haben.

Man greift sich an den Kopf und fragt sich, wie es heute noch möglich ist, für einen solchen Mummenschanz eine halbe Million Staatsmittel zu verbauen. Ein Kostümfest für reisende Engländer! Es ist gebaut und dekoriert worden um des Dekorierens willen. Einen anderen Zweck hat die Sache nicht. Man gehe in die Zimmer im Stil von 1610: früher waren Sammlungen in diesen Räumen aufgestellt; heut würde das gar nicht mehr möglich sein. Die Kamine mit ihren Seitenpfosten und Mänteln springen so weit in den Raum vor, daß man in den stark verengten Räumen um Ausstellungskästen und Gestelle kaum mehr zirkulieren könnte. Auch ist davon abgesehen worden; es sollten intime Wohnräume werden. Nun verstehen wir die Kamine. Aber nein! Ein Blick in die Rauchfänge lehrt uns, daß sie zugemauert sind. Die Kamine sind dekorative Kamine. Es sind genau die Wasserspeier der Marburger Universität, die nichts zu speien haben. Nun wissen wir, woran wir sind. Das Terrain wird uns bekannt. Neben den Kaminen stehen Öfen, genau wie in Marburg neben den gotischen Wasserspeiern die Abflußröhren zum Kanal!

Was soll uns diese zwecklose Maskerade? Wir untersuchen gar nicht, ob diese Leistung stilistisch und in künstlerischer Anempfindung richtig und gut oder unrichtig und nicht gut sei. Nicht ob sie gut oder schlecht ist, kommt in Frage und macht für uns einen Unterschied; sie kann unseretwegen sehr gut sein. Daß überhaupt so etwas mit ungeheurem Aufwand gemacht werden konnte, ist, was uns ein Rätsel aufgibt.

Wir sind glücklich so weit gekommen, daß der Privatgeschmack sich davon abwendet, seinen Ehrgeiz im Renaissance- oder Rokokozimmer zu suchen, und nun kommt der Staat und gibt Mittel her, um eine abgestorbene Mode zu beleben. Jeder würde glücklich sein, für wirkliche Kunstzwecke bedeutende Mittel flüssig zu sehen. Was hat aber die Kunst mit solchen Kostümfexereien zu tun, die wir heut — das sei zugegeben — täuschender, echter zuwegbringen als vor fünfzig Jahren? Der Geist dieser historischen Romane in Stein ist darum kein anderer geworden.

Auch ist besonders schmerzlich, daß ein solches Werk gerade von Baden geschehen ist. Ein Land, das in Dingen deutscher Kultur immer gern die

Spitze nimmt, das Land der Kilometerhefte und jedes besonnenen Fortschreitens, dieses Land wartet uns mit so rückständiger Bauerei auf, fällt an diesem Punkt in ein vieux jeu zurück![1])

Die Karlsruher haben einmal einen künstlichen Berg erbaut und ihn, einen verdienten Bürgermeister zu ehren, Lauterberg genannt. Wenn sie nun gern den Schäferschen Neubau des Heidelberger Schlosses hätten, so laßt sie einen neuen Berg errichten, einen Schäferberg, und dahinauf ihr gewünschtes Schloß stellen. Aber in Karlsruhe. Das Schloß in Heidelberg möge man mit dem Millionensegen verschonen.

II. Was wir meinen und wünschen.

Es ist an der Zeit, daß wir *unsere* Vorschläge machen und begründen. Mit der Negation kommt man nicht vorwärts. Sehr zu unserem Bedauern sind wir in die Opposition gedrängt und müssen den auf dem Heidelberger Schloß eingeschlagenen Weg für einen unheilvollen, völlig verkehrten erklären. In einem aber müssen wir dem Vorgehen des Finanzministeriums Beifall schenken: es ist sich seiner allgemeinen Verantwortlichkeit bewußt und weiß, daß etwas geschehen muß. Die Frage ist, *was* zu geschehen habe.

Um den *Ottheinrichsbau* dreht sich alles. Wird er erhalten, ähnlich, wie er jetzt ist, so ist der Schloßhof gerettet. Wird er neu gebaut, so folgen ihm die übrigen Teile des Schloßhofs unweigerlich nach.

Die Mauern des Palastes Ottheinrichs sind in keinem gesicherten Stand. Der Winddruck ist den freistehenden Fassadenwänden, die durch keine Quermauern, durch kein Dach zusammengehalten werden, gefährlich. Man sagt noch mehr: die Steine seien mürb; die kranken Steine steckten die gesunden an; auch sei die ganze Fassade in Bewegung, was sich in immer neuen Rissen verrate. Diese letzten Behauptungen werden von fachkundiger Seite stark bestritten; sie gelten denen, die nicht von dem Wunsch des Neubaues und der Leidenschaft, die Ruinen für unheilbar verfallen zu erklären, besessen sind, als Übertreibungen. Es gibt in jedem Bau gute und schlechte Steine, so wie es gesunde und kranke Menschen gibt. Wo es sich um ornamentalen Schmuck handelt, haben die Bildhauer oft den weichen Stein vorgezogen, der der weniger widerstandsfähige ist. Aber die Regel ist es nicht; es gibt ausgezeichnet frischerhaltene skulpierte Stücke genug. Oft ist an einem und demselben, vielleicht einen Meter langen Stein das eine Ende hart, das andere weich. Auch ist die Verwitterung ganz willkürlich, und von einer Ansteckung gesunder Steine durch angefressene kann nur in ganz beschränktem Maße die Rede sein. Sonst wäre ja unerklärlich, daß trotz einzelner Löcher, z. B. durch Leberstellen, oder trotz Zangenlöchern, aus denen der Gips, mit dem die Öffnung verschmiert war, herausgegangen ist, und wo also die Feuchtigkeit sich sammeln

[1]) Ich hoffe, man wird nicht fragen, ob es denn wünschbar gewesen wäre, den Friedrichsbau im „Jugendstil" zu dekorieren. Die Sache ist sehr einfach. Gar nichts hätte man machen und den ganzen Riesenaufwand der Innendekoration sparen sollen.

und schädlich um sich greifen könnte, der ganze übrige Stein in der Regel gesund ist. Sollte man nach den Behauptungen der Eiferer erwarten, daß sich große durchlaufende Sprünge über die Fassade zögen, so ist das eben nicht der Fall. In den Rissen fehlt dieser Zusammenhang, und das merkwürdige ist, daß die stärksten Sprünge nicht an der Hofseite der Fassade, sondern an der Rückseite im obersten Geschoß sind, wo der Druck doch viel schwächer ist als an den unteren Geschossen.

Die Frage ist, was angesichts dieses so oder so bemessenen Verwitterungszustandes und besonders gegen die Gefahr des Winddruckes geschehen kann, um die Fassade, wie sie ist, zu halten. Es lag nahe, darüber Fachleute zu hören, und natürlich solche, von denen zu erwarten stand, daß sie unangesteckt von der Leidenschaft, im Interesse des Neubaues den bestehenden Zustand schlechtzumachen, ruhig und mit gutem Willen prüfen würden. Der Heidelberger Schloßverein hatte eine solche technische Prüfung in Aussicht genommen und wünschte, fachmännische Gutachten zu gewinnen, die von dem Parteistandpunkt der Regierung unbeeinflußt seien.

Und nun geschah etwas Unerwartetes. Das Gesuch des Schloßvereins, daß sein Vertrauensmann — es war der Geheime Oberbaurat Eggert in Berlin — die Gerüste am Ottheinrichsbau für seine Untersuchung zur Erstattung eines Gutachtens benutzen dürfe, ward vom Finanzministerium abgelehnt und dem Sachverständigen das Betreten der Gerüste nur gestattet, wenn er zu jener Konferenz komme, die dann, wie erwähnt, im April 1902 stattfand, und auf der die Minorität niedergestimmt wurde[1]). An einer von der Regierung berufenen Konferenz teilnehmend, hat der Genannte seine Vorschläge zur Erhaltung des Ottheinrichspalastes gebracht, und im Verfolg ist er dann aufgefordert worden, seine Ansichten in einer genaueren Denkschrift zusammenzufassen. Wie man hört, wird das Ministerium diese Denkschrift der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Dann würde wenigstens ein technischer Vorschlag zur Erhaltung ohne Neubau vorliegen, und er würde ein besonderes Gewicht in der Autorität seines Urhebers finden, da Geheimer Oberbaurat Eggert der Erbauer des Frankfurter Hauptbahnhofes ist und also in statischen Fragen erheblich größere Erfahrung besitzt als viele Architekten. Nach unserer Meinung wäre indessen die Frage damit noch lange nicht spruchreif. Nachdem Anfang 1902, wie gesagt, die Möglichkeit, unabhängige technische Gutachten zu erlangen, vom Finanzministerium vereitelt worden, ist das Ministerium, lediglich um der Gerechtigkeit willen, und um dem bösen Schein parteiisch-willkürlichen Vorgehens auszuweichen, jetzt noch in der Lage, das Versäumte nachzuholen. Unser Wunsch und unsere Bitte wäre also, daß eine Anzahl von solchen Fachleuten, die bekundet haben, daß sie guten Willen für die Erhaltung des Ottheinrichsbaues tragen, also unbefangen prüfen können, nach Heidelberg berufen wird, um in Wahrheit ein technisches Urteil abzugeben. Bekanntlich

[1]) Dies ist der genaue aktenmäßige Hergang. In den Zeitungen ist gelegentlich versucht worden, diesen Hergang zu verschleiern. Ich habe die betreffenden Schreiben schwarz auf weiß gelesen.

ist nur, wo der Wille ist, der Weg. Neben Eggert wären also etwa Ihne, Messel, Sehring oder andere zu fragen; denn ich glaube, man darf ruhig sagen, die ersten Baukünstler Deutschlands stehen auf dieser Seite. Man lasse sie nur ihre Vorschläge machen, d. h. man gebe ihnen Gelegenheit, das Objekt zu untersuchen.

Wir meinen, eine Technik, die den Simplontunnel und den Eiffelturm baut, kennt schwierigere Aufgaben, als die Fassade eines alten Schlosses aufrechtzuhalten. Die Technik muß Mittel dafür haben, und auch „ästhetisch vertretbare" (damit diesem Einwand begegnet wird). Im Punkt künstlerischer Erhaltung ist all die Jahre her am Heidelberger Schloß manches gesündigt worden. Nicht am finanziellen Aufwand hat es gefehlt, aber an der richtigen künstlerischen Aufsicht. Man hat fast 200000 Mk. allein für Entwässerung des Schloßgebietes ausgegeben, man hat zahlreiche Zementfußböden gelegt, Sockel mit Zement abgedeckt, wuchernden Efeu von den alten Mauern entfernt — und hat den Anblick des Schlosses so verhäßlicht, daß nun die Eiferer des Neubaues kommen und sagen: besser als solch entstellendes Flickwerk und Verbandzeug ist der Neubau. Das wäre ganz richtig, wenn der Fehler nicht in der Art jenes Restaurierens läge, das ganz untergeordneten Kräften überlassen worden ist. War es nötig, jenem verstümmelten Flußgott, der vor den Grotten so malerisch in seinem wuchernden Schilf lag, sein Wasserbecken in korrekte Zementbettung zu legen? Mußten überall in den Wegen Deckel mit der Aufschrift „Kanal" eingelassen werden? mußte der Pflanzenwuchs so radikal entfernt werden? u. s. f. Vieles von dem, was so ausgeführt worden ist, erinnert an die Tätigkeit des kleinen Moritz, wo doch an der Stätte des Heidelberger Schlosses es gar keine Nebendinge von anscheinend geringer Bedeutung geben sollte, die nicht eine Künstlerhand forderten. Aus dieser Erfahrung heraus muß gesagt werden: Eine ästhetisch vertretbare Restaurierung der Bauteile muß den Künstlern gelingen, sofern man nur ihren guten Willen in Anspruch nimmt, sofern man nicht Leute ans Werk stellt, die keinen anderen Gedanken haben, als die Häßlichkeit jeder „Flickarbeit" zu demonstrieren. Das Radikale ist zu allen Zeiten keine Kunst gewesen.

Erklären aber trotz allem die Leute, in denen guter Wille und gutes Können vereinigt sind — solche Leute sind, wir wiederholen es, bis jetzt kaum gehört worden —, erklären sie, es gebe wirklich gar nichts, womit man das Schloß, nicht ewig, aber in vernünftigem Sinn dauernd erhalten könne, dann erst wäre der Frage eines Aufbaues näherzutreten.

Ehe wir diese Erörterung beginnen, ist indessen zu erklären, warum wir denn so nachdrücklich für Erhaltung des Bestehenden eintreten. Beide Probleme stehen in engem Zusammenhang. Wissen wir, was wir an dem Bestehenden besitzen, so ist es leichter, über notwendige Änderungen zu beraten, die ein Aufbau mit sich bringen würde, und die Bedingungen festzustellen, unter denen einem Aufbau zugestimmt werden könnte.

Es ist, wie früher erwähnt, den Liebhabern der Heidelberger Schloßruine vorgeworfen worden, sie fänden das Schloß schön, wie und weil sie es so

gewohnt seien. Das heutige Aussehen sei das Ergebnis rein zufälliger Umstände, keines künstlerischen Willens. Allgemein hat in Heidelberg ein Karlsruher Ausspruch die Runde gemacht, das Schloß sei wie eine ausgebrannte Fabrikruine; Ruinen aber seien an sich etwas Unkünstlerisches; in diesem Punkte müsse dem Laienpublikum der Star gestochen werden.

Hierauf ist nachdrücklich zu erwidern, daß es die tatsächlichen künstlerischen Werte des gegenwärtigen Ruinenzustandes sind, wofür wir eintreten, und die wir nicht gegen unsichere Möglichkeiten preisgeben wollen. Nicht aus Ruinenromantik verteidigen wir, was da ist, sondern aus dem Gefühl eines unbezahlbaren Kunstwertes. Es scheint nötig, daß gewissen Künstlern gezeigt wird, worin dieser Kunstwert besteht. Wir berühren kurz die Entstehung des einzigen Gesamtbildes.

Der Anfang des 16. Jahrhunderts hat das Schloß als Festung neu geschaffen; die riesigen Wallmauern und Türme gaben ihm seinen neuen Charakter. Die gotischen Wohnbauten standen gegen den Luxus der Befestigungsbauten gewissermaßen bescheiden zurück. Sie sind nicht in der noch heute so prachtvoll erhaltenen Quaderverblendung der Wälle und Türme, sondern in Putzbau aufgeführt; die Hausteinquader sind, wie das beim Putzbau die Regel ist, auf die Ecken der Hausmauern beschränkt. Auch wo zuerst ein prachtvolles italienisches Motiv auftritt, die offenen Säulengänge in mehreren Geschossen übereinander, wie an den Korridoren italienischer Palasthöfe — in jener berühmten malerischen Ecke neben dem späteren Ottheinrichsbau — da ist die Wand des Hauses keine Quaderfront, sondern verputzt. Erst die Neubauten, Ottheinrichsbau, Friedrichsbau, Englischer Bau, haben in der Verwendung echten Materials wie in der künstlerischen Durchbildung und Belebung den Geist fürstlicher Vornehmheit, reicher Eleganz und Majestät, den Geist der Renaissance, gebracht und aus der Burg der pfälzischen Kurfürsten das Heidelberger „Schloß" geschaffen. Die Bilder vom Ende des 16. Jahrhunderts zeigen hochgegiebelte Wände, überragt und unterbrochen von den in ruhiger Zeltform ansteigenden Turmbedachungen (den schiefergedeckten sogen. blauen Hüten). Diese ruhigere Silhouette wich im 17. Jahrhundert den neumodischen Dachformen, den plumpen Hauben und den geschweiften Linien. In dieses barocke Gemenge verschiedenster Stile trafen die Kanonen des Dreißigjährigen Krieges und die zweimalige Brandfackel des Orleanischen Krieges von 1689 und 1693. Die Festungswerke des Schlosses wurden durch Pulver gesprengt und sind nie mehr hergestellt worden. Wohl aber einige der Paläste, indessen die übrigen Wohnbauten zumeist in Trümmern blieben. Indessen, hergestellt oder nicht, — für die Augen des beginnenden 18. Jahrhunderts war dieses Schloß völlig altmodisch. Seit der Typus von Versailles die Norm des italienischen Renaissancepalastes popularisiert hatte, seit man sich an die gerade anlaufenden Treppen und ihre „salita dolce" gewöhnt hatte, war ein Schloß wie das in Heidelberg unmöglich. Der Junker von Pöllnitz, der es damals sah, wunderte sich über diese Residenz. Der Ottheinrichsbau hat kein eigenes Treppenhaus außer der Freitreppe bis zum Erdgeschoß; bei den anderen Gebäuden müssen überall Treppentürme und Schneckentreppen der Verbindung der Geschosse dienen. Wirklich dachte man eine Weile daran,

einen neuen, zeitgemäßen Palast außerhalb des Schloßhofgebietes zu bauen; dann aber ward die Residenz nach Versailler Vorgang in die Ebene, nach Mannheim, verlegt und das dortige Riesenschloß gebaut. Noch einmal war davon die Rede, das Schloß zu Heidelberg für den Hof instandzusetzen, als 1764 Blitzschlag und Feuersbrunst die Halbruine des Schloßhofes, indem auch die hergestellten Bauten zerstört wurden, zu einer völligen Ruine machten und so das Werk von 1693 besiegelten.

Das Heidelberger Schloß hat in allem Unglück Glück gehabt. Es ist in der Zerstörung schöner geworden. Lassen wir darüber einen Künstler reden:

Der Brand ist eine wahre Befreiung für die Architektur des Ottheinrichsbaues gewesen. Der Bau, der zuvor unter der steilen Höhe seines Daches erdrückt war und seufzte (genau wie heute noch der Flügel Franz' I. am Schloß zu Blois oder die Seineseite des Louvre in Paris gegenüber der Hofansicht), ist mit einem Schlag geadelt worden. Die, die die Tuilerien vor und nach dem Brand gekannt haben, müssen sich besinnen, wie auf einmal die Fassaden sich verklärten, Schwung und Majestät gewannen, als die hohen und schweren mittelalterlichen Dächer verschwunden waren, die nicht zur antiken und Renaissancegliederung paßten. Es gibt Ruinen, die, wenn man sie neu baut, gewinnen, und solche, die verlieren. Das Heidelberger Schloß würde unsäglich an Schönheit und Kunstwirkung verlieren, wenn man je daran dächte, ihm seine ursprüngliche Gestalt zurückzugeben. Und dies lediglich wegen der ordinären und schlechten Form seiner alten Dächer, sowohl der Türme wie des Ottheinrichsbaues, dessen Fassadensystem und Gliederungen von Modellen stammen, die die sanfte Dachneigung italienischer oder südfranzösischer Bauten besaßen.

Dies ist zu lesen in einer Schrift von Baron Heinrich v. Geymüller, dem berühmten Verfasser des Werkes über die ursprünglichen Entwürfe für St. Peter in Rom, und zwar in einer Schrift, die für den Neubau der Hohkönigsburg eintritt. Man kann also, wie gesagt, an einer Stelle für Herstellung des ursprünglichen Bestandes eines Schlosses und an einer anderen Stelle absolut dagegen sein. Unsere gemeinsame Überzeugung ist die, daß der Kunstwert des jetzigen Zustandes der höchste ist gegenüber allen früheren Zuständen; nicht weil eine Ruine schöner wäre als ein Ganzes — diese Meinung liegt uns sehr fern —, sondern weil die starken stilistischen Kontraste der Teile, die den Schloßhof und seine Gesamtwirkung bilden, durch den Ruinencharakter wunderbar ausgeglichen und dadurch erst zu einer Einheit der Wirkung gebracht sind. Als Grundfehler der Neubauidee will uns also erscheinen, daß man jeden Bau nach seinen eigenen Stilanforderungen ausbauen will. Damit würde das Gesamtresultat eine wahre Janitscharenmusik werden.

Wir prüfen zunächst das Gesamtbild, um uns danach zum Ottheinrichsbau zu wenden.

Es sind nicht die stilistisch verschiedenen Einzelformen, die Dissonanzen hervorbringen; Häuser mit gotischen Portalen und Fenstern, solche mit Renaissanceformen, Rokokowerk — alles das geht herrlich zusammen und bringt mit den wechselnden Giebel- und Dachsilhouetten eine reiche malerische Wirkung hervor. Dagegen lassen sich Baucharaktere, die einen ganz verschiedenen Geist in sich haben, schwer zusammenfügen. Hier handelt es sich nicht um dekorativen Schmuck, sondern um organische Gestaltung. Dies ist der Grund, weshalb

z. B. am Mailänder Domplatz die Fassade des Doms und die Front der Galleria Vittorio Emmanuele so schlecht und unverträglich nebeneinander aussehen, und weshalb man immer wieder anfängt, an der Fassade des Doms kurieren zu wollen. Die Renaissance- und die gotischen Formen am Dom wären zu ertragen; erst der fremdartige Nachbar bringt die grobe Störung hervor. So werden im Heidelberger Schloßhof die Kontraste, sobald man sämtliche Bauten herstellt, nicht eine „imposante architektonische Gesamtwirkung" schaffen; sie werden einfach unberechenbar sein. Man überlege, daß es keine Kunst gibt, die so malerischen Sinnes feilt und retuschiert, wie die Jahrhunderte es tun. Die Horizontallinien der Dachgesimse ohne Dächer — in der Ausgleichung der Linien, die unvergleichlichen Lasuren, die die Zeit anbringt — in der Farbe — wo ist der menschliche Künstler, der so etwas vermöchte? Wer nichts davon versteht, mag das Romantik nennen; die Leute, die Augen haben, mögen etwa die Hauptfassade der Markuskirche in Venedig, die noch ihren alten Marmorbelag trägt, mit der neugemachten Südseite (gegen die Piazzetta) vergleichen und sie werden beobachten, daß wie beim Wein auch bei der Architektur im Alter eine Magie liegt, die man leichtsinnigerweise zerstören, aber nie ersetzen kann. Alle die natürlichen Schroffheiten, die entstehen, wo Bauten, die bei allem Schmuck der Kunst doch zunächst Nutzwerke sind, willkürlich einer zum andern gefügt werden, nach wechselndem Bedürfnis oder Geschmack, sie werden gemildert und verschwinden, wenn die Benutzung aufhört und das Notwendige der Freiheit weicht.

Warum paßte der Friedrichsbau ohne Schornsteine auf seinem Dach so viel besser in den Schloßhof? Natürlich, weil diese Gebrauchsdinge, diese Zeugen menschlicher Bedürftigkeit (Heizen, Kochen, Ventilieren), die die schöne Umrißlinie durchkreuzen, die Freiheit der Ruinenwelt stören. Solche flackernde Silhouetten, wie sie unseren alten Giebelumrissen eigen sind, können an ihrer Stelle sehr gut wirken; nichts ist charakteristischer für unsere alten Städte als diese wilde Silhouettierung. Will man aber nicht das ganze Heidelberger Schloß künstlich zu diesem jetzt rein willkürlichen alten Bild zurückwandeln, so ist der Friedrichsneubau ein enormer Fehler, ein verhängnisvolles Präjudiz für den ganzen Schloßhof gewesen. An die Freiheit dieser Ruinenwelt anders zu rühren, als soweit es ihre Erhaltung fordert, ist eine Vermessenheit sondergleichen und ein Hochmut, um den wir niemandes Einbildung beneiden würden. Die Schönheit dieser Ruinenwelt verkennen, läßt wirklich am Vorhandensein künstlerischer Organe zweifeln. Es mag Menschen geben, auf die Ruinen nur als Zeugnisse der Vergänglichkeit, nur als sentimentale Dichtung wirken. Daneben aber gibt es eine rein ästhetisch wirkende Ruinenschönheit, die eine Kunstmacht ersten Ranges ist. Ich weiß wirklich nicht, ob man einen Architekten belehren muß, daß die Trümmer römischer Wasserleitungen in der Campagna künstlerisch wertvoller sind, als wenn ihr Gefüge unzerstört erhalten wäre. Jeder Landschaftsmaler zumal weiß es wie das ABC, weshalb eine abgebrochene, sich versteckende, wieder auftauchende Linie künstlerisch mehr Spannung und Reiz enthält als eine ununterbrochen verlaufende. Selbst in die Architektur spielt das, z. B. in

die Psychologie gebrochener Giebelverdachungen, herein, wie denn überhaupt große Architekten alle Zeit der malerischen Einzel- und Gesamtwirkung Rechnung getragen haben. Aber es wäre ein langes Kapitel, von malerischer Architektur und von der Ästhetik der Ruinenschönheit zu reden.

Der Ottheinrichsbau und der Friedrichsbau sprechen eine recht sehr verschiedene Sprache. Der eine ist vergleichsweise still und ruhig und fein und zurückhaltend. Der Friedrichsbau dagegen ist ein derber, robuster Geselle. Wenn man so beobachtet, wie all seine Glieder sich drängen und überschneiden, hat man den Eindruck, als sei das ein Gewühl, wo alles die Ellbogen einstemmt, um sich Platz und Luft zu schaffen. Im Anfang des 19. Jahrhunderts nannte man das kurz und bündig „schlechte Architektur", während man den Ottheinrichsbau dem Michelangelo, dem Cellini oder gar griechischen Mustern zu verdanken meinte. Seitdem hat sich der Geschmack geändert, und Bauten wie der Friedrichsbau haben oft die modernen Architekten zur Nachahmung gereizt. Würde man diesen Stil der Übersaftigkeit, dem der große Aderlaß des Dreißigjährigen Krieges folgte, sich ganz korrekt und echt aussprechen lassen, so müßte man so viel Gold und Polychromierung hinzufügen, wie man an den Altären und Grabdenkmälern jener Zeit, die noch in den Kirchen sich unberührt erhalten haben, sehen kann. Aber unsere Kunstnerven würden dieses dicke Auftragen, dieses Renommieren nicht aushalten, und der bauleitende Restaurator des Friedrichsbaues hat sich weislich gehütet, die Hoffassade nach dieser Richtung stilecht zu machen. Alle Welt würde geschrieen haben. Die Kamine sind uns nicht geschenkt, aber die Buntheit ist dem Schloßhof erspart worden.

Und nun frage man sich, wie der Friedrichsbau, als er 1610 neu war, neben dem Ottheinrichsbau ausgesehen hat. Sein Meister hatte den natürlichen Ehrgeiz, es dem Ottheinrichsbau zuvorzutun; in einigem waren auch bessere Kräfte zur Verfügung, wie denn z. B. die Figuren, nicht in ihrer dekorativen Wirkung, aber als Einzelplastik betrachtet, besser sind als die des älteren Palastes. Der Friedrichsbau hat einfach den Ottheinrichsbau niedergeschrieen; er hatte eine ganz andere Konstitution und trat anders auf. Der Lebende hatte recht, und sicher ist die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg mit diesem Palast ebenso charakteristisch und mächtig verkörpert als mit dem Ottheinrichsbau der italianisierende Humanismus in Deutschland. Wir sind uns der Kunsteigenschaften des Friedrichsbaues vollkommen bewußt, aber wir fragen: ist es wünschbar, diesen historischen Unterschied, der künstlerisch eine gellende Dissonanz bedeutete, der Milderung wieder zu berauben, die die Jahrhunderte verschönernd geschaffen haben? Ist es wünschbar, den künstlerischen Frieden der Ruinenwelt zu untergraben, die prachtvollen Ausgleichungen und Lasuren zu zerstören, die unvergleichliche Kunsteinheit der Wirkung zu zerreißen, um dafür etwas hinzustellen, was den Interessen und dem Geschmack des Publikums von Castans Panoptikum entspräche?

So viel, leider nicht genug von dem Gesamtkunstwert des Ruinenzustandes des Schloßhofes! Und nun der Ottheinrichsbau, das Schmerzenskind so viel leidenschaftlichen Streitens. Wiederholt sich nicht bei ihm, was wir von dem

Schloßhof als Ganzem zu rühmen hatten? Eine seltene Gunst des Geschickes hat die Ruine des Schloßhofes geschaffen und mit der ewigen Natur ein Kunstwerk vollbracht, das die einstige, intakte Wirklichkeit weit hinter sich läßt. Genau ebenso hat der Ottheinrichsbau — wenigstens nach der Ansicht vieler — erst als Ruine seinen wahren Geist enthüllt, und dies ist der Grund, aus dem diese Vielen sprechen, er könne von Haus aus nicht anders als mit dieser horizontalen Abschlußlinie geplant gewesen sein.

Hören wir, wie der bauleitende Architekt sein Aufbauprojekt mit zwei gewaltigen Giebeln verteidigt, so ist sein Hauptmotiv, daß diese „glanzvolle Idee" „urdeutsch" sei (eine Motivierung, die in der Rede des Herrn Finanzministers wiederkehrt: „ein Dach in der alten, echt deutschen Form"). Die Frage ist aber, ob dieser urdeutsche Dachabschluß zum Charakter der Fassade paßt, einerlei, ob er einmal so und ähnlich da war oder nicht, oder ob er, wie wir Herrn von Geymüller hatten sagen hören, gegen den Geist der Fassade geht und sie zerdrückt. Der bauleitende Architekt kann eine Vorliebe für „urdeutsche Bauformen" haben und den Ottheinrichsbau damit beglücken wollen. Die Frage ist aber, was zum Bau paßt, und nicht, was einem Architekten paßt. Diese Frage muß ruhig geprüft werden, und ich kann das um so leidenschaftsloser, als ich gegen jedes Mißtrauen, eine Vorliebe für italianisierende und antikisierende Kunst zu haben, geschützt bin.

Für die Entstehungsgeschichte des Ottheinrichsbaues versagen die geschriebenen Urkunden. Die alten Akten sind nicht vorhanden. Als man ein halbes Jahrhundert nach dem Ottheinrichsbau den Friedrichsbau errichtete und die Forderungen des Bildhauers seiner Fürstenstatuen hoch fand, schlug man in den Akten nach, was der figurale Schmuck vor fünfzig Jahren gekostet habe, und kopierte das betreffende Aktenstück. Diese Kopie ist der einzige Urkundenrest zur Geschichte des Ottheinrichsbaues; es ist darin von dekorativem Bildhauer- und Steinschnitzwerk die Rede, worüber mit einem niederländischen Künstler ein Lieferungsvertrag geschlossen wird. Da somit über die Architektur kein Zeugnis vorhanden ist, sind wir auf Stilanalyse angewiesen. Höchstens noch eines steht quasi urkundlich fest: In der alten Gemäldesammlung des kurfürstlichen Schlosses hingen zwei Porträts mit den Daten 1554 und 1556. Eines stellte laut Inschrift einen Römer Albertus vor, das andere einen Kaspar Fischer. Da nun ein Kaspar Fischer als kurfürstlicher Baumeister in dem erwähnten Vertrag mit dem Niederländer als Zeuge genannt ist, so ist der Schluß wohl nicht zu kühn, daß, wenn das Porträt dieses Architekten in die Schloßgalerie zu hängen kam, er ein bedeutender Mann, d. h. wohl der bauleitende Architekt gewesen sein muß. Daß er jenen Italiener Alberto zur Seite hatte, ist möglich; doch ist der Name sonst nicht nachgewiesen. Das Datum seines Porträts 1554 (Kurfürst Ottheinrich ist erst 1556 zur Regierung gekommen) würde eine Stütze für die neuerdings zutagtretende Neigung abgeben, die Anfänge des Baues in die Regierung des Vorgängers zu verlegen.

Es wurde damals beim Bauen in anderer Weise verfahren, als wir es heute gewöhnt sind. Ebenso wie ein Maler wohl Entwürfe machte, die dann ein Bildhauer in die Sprache seiner Kunst zu übersetzen hatte, so konnte auch

eine Architektur vom Geschmack des Bauherrn oder von irgend einem fremden Künstler sozusagen diktiert werden. Es konnte ein gezeichneter Fassadenplan zu grunde liegen, nach dem die am Ort ausführenden Kräfte sich wohl oder übel zu richten hatten. Ottheinrichs italianisierend-humanistische Interessen sind bekannt genug. Unter dem Wenigen, was von seinen Sammlungen erhalten geblieben, ist ein großer, auf die Heidelberger Universitätsbibliothek gelangter Band, mit seinem Wappen geziert, in dem italienische Kupferstiche von (antiken) Architekturen und Architekturteilen zusammengebunden sind. Daß die Kaisermedaillons in den Fenstergiebeln des Erdgeschosses seines Palastes aus einem Buch über die römischen Kaiser von 1525 stammen, hat neuerdings Professor Haupt in Hannover bemerkt. Wir sehen da in einen Herd kunstgeschichtlicher Studien hinein, deren Richtung klar ist und ebenso klar am Ottheinrichsbau zutage tritt. Souveränität der Künstler ist überhaupt eine ganz moderne Erscheinung. Wenn selbst die Größten im 16. Jahrhundert sich an Programme binden lassen, sich anhaltend hereinreden lassen mußten, weil dies selbstverständlich war, um wie viel größer ist in gewöhnlichen Fällen der Anspruch des Dilettanten auf Mitwirkung anzuschlagen! Man muß bei dem Ottheinrichsbau mit sehr verschiedenen Kräften rechnen. Alles ging weniger diszipliniert, weniger einheitlich, weniger bureaukratisch zu als heute. Die Ausführung gar weist sehr verschiedene mitwirkende Hände auf. Das große, reiche Portal, mit dem man neuerdings gern die Giebelhypothese stützen möchte, ist allerdings gleichzeitig mit dem übrigen Erdgeschoß gebaut worden. Wer will aber sagen, ob nicht schon dieser Teil der Bauausführung eine Abänderung des älteren Planes voraussetzt? Von Haus aus waren die Ordnungen der drei Geschosse doch wohl *genau* achsial geplant, und daß das Portal in seiner Anlage eine *Korrektur* ist, kann man eigentlich beweisen. Die Höherrückung der mittleren Nischenfigur des zweiten Geschosses ist ja nur durch das Portal veranlaßt worden; es ist ein sehr notdürftiger Ausgleich, daß diese Figur (entgegen dem abnehmenden Figurenmaßstab des Portals) als Portalkrönung in Anspruch genommen worden ist, wofür ihre Maße viel zu groß sind. Hier kann man den Finger auf das Kompromiß legen und behaupten: Es gab einen Plan, der noch kein so hohes Portal hatte, daß es den Horizontalgurt zwischen erstem und zweitem Geschoß überschnitt; einen Plan, der noch ausschließlicher horizontal gerichtet war als die gegenwärtige Fassade.

Wir brechen mit diesen Einzelbetrachtungen ab. Die Ausführung zeigt verschiedene Hände. Da ist der niederländische Einschlag mit seinem charakteristischen Stil; da sind deutsche Kräfte — alles das ändert aber nicht die Grundtatsache, daß die Gliederung der Fassade, ihr Verhältnis von geschlossener Mauerwand und Fensterdurchbrechung nach Italien weisen. Ist es denn ein Zufall, daß die gewichtigsten Stimmen, die über den Stilcharakter des Ottheinrichsbaues sich geäußert haben, die italienische Anregung immer als das Hauptingrediens dieser deutschen Renaissance bezeichnet haben, immer und immer wieder? Welches die direkten italienischen Vorbilder sind, möchte ich nicht so bestimmt behaupten, wie andere in geistreichen Hypothesen versucht haben; die Certosa di Pavia mit ihrem Mosaik kleinplastischer Motive ist es

jedenfalls nicht gewesen. Auch die Beweisversuche, daß der horizontale Hauptgesimsabschluß noch nachweisbar sei, möchte ich nicht annehmen. Aus all diesen Bemühungen, sowohl den horizontalen Oberabschluß zu beweisen als das italienische Gesamtfassadenmuster herauszuschälen, möchte ich nur so viel entnehmen, daß die stilistische Grundempfindung, die all diese Betrachtungen leitet, die von der italianisierenden Natur der Ottheinrichsfassade ist, und das genügt. Hierin herrscht ein solcher universalis consensus, daß man zu folgendem Schluß getrieben wird.

Wenn im 16. Jahrhundert auf die Fassade des Ottheinrichsbaues „urdeutsche" Giebel und bei späteren Erneuerungen wieder Giebel, wenn auch weniger urdeutsche, gesetzt worden sind, und man will heute damit einen Neubau mit Giebeln begründen, so heißt das, eine Dummheit und Geschmacklosigkeit, die einmal früher begangen worden ist, zum Vorwand einer abermaligen, aber noch viel größeren zu nehmen. Die früheren Zeiten, in ihrer glücklichen Kunstnaivität, hatten nicht nur eine Entschuldigung, sondern ein Recht, ihre Giebel zu bauen. Sie fanden sie schön. Selbst das Häßlichste und Dümmste kann man als schön gelten lassen, sofern man daran glaubt. Die Heutigen glauben weder an Gotik noch an Renaissance, noch Barock; aber sie machen alles, wenn's verlangt wird, nach der Grammatik toter Sprachen, die sie gelernt haben.

Will man also nicht, daß der gesamte Heidelberger Schloßhof einem willkürlichen Neubau ausgeliefert werde, so ist beim Ottheinrichsbau der Riegel vorzuschieben. Kann er nicht so erhalten werden, wie er ist, so baue man ihn der Natur seines Stils entsprechend und im Einklang mit dem Gesamtruinenbild mit Schonung, Dezenz und Pietät aus. Zu selbständigen Künstlertaten, zur Entfesselung architektonischer Ruhmsucht sind wohl andere Bauterrains als der Bereich des alten Heidelberger Schlosses zur Verfügung.

Die Regierung mag noch so oft sagen: „Wir wollen nicht grundsätzlich einen Aufbau, wir sind keine Restaurationsfanatiker." Ein bauleitender Architekt kann mächtiger werden als seine Regierung.

Am 27. Oktober 1894 kam eine Kommission von Sachverständigen im Auftrage des Ministeriums nach Heidelberg, um die Skulpturen des Ottheinrichs- und Friedrichsbaues in Augenschein zu nehmen, und im Zusammenhang damit über die bauliche Restauration zu beraten. Damals wurde beschlossen, nicht mehr die Originalstatuen an die Fassaden zu setzen, sondern die Kopien und diese künstlich zu patinieren.

„Der Bau," hieß es sodann im Protokoll über den Friedrichsbau, „darf auch nach den Restaurationsarbeiten den Charakter des Alten nicht verlieren, und es wird kein besonderes Gewicht darauf gelegt, alle kleinen Beschädigungen peinlich auszubessern; im Gegenteil mögen manche dieser bestehen bleiben; einige Kartuschen sollen erneuert werden."

Ich habe nach den Akten zitiert. Und nun sehe man den Friedrichsbau, wie er jetzt ist, an. Alle jene Mahnungen und Beschlüsse sind nicht ein-

gehalten worden. Natürlich fehlt es nachträglich nicht an Gründen. Wir haben schon früher die Äußerung von Gabriel Seidl angeführt: Wenn ein Architekt neu bauen wolle, könne er jeden Stein für schadhaft und ersatzbedürftig erklären.

Was kann man diesen Tatsachen gegenüber von den Versicherungen glauben, die für die Herstellung der noch nicht geopferten Bauobjekte erteilt werden? Es heißt da, der gegenwärtige Stand solle „sorgfältig erhalten werden"; „eine Anzahl verwitterter und mechanisch beschädigter Steine soll ausgestemmt und durch neue Stücke ersetzt werden"; „der Zustand der Mauerpfeiler ist ein solcher, daß, die genannte Restauration vorausgesetzt, die langen Fronten durchaus imstande sind, die Last eines neuen Daches und neuer Dachgiebel zu tragen." So sagt man vorher der Regierung und dem Publikum. Nachher baut man das ganze Haus zu drei Vierteln neu; dies habe sich, sagt man dann, während der Arbeit als notwendig ergeben, als ob nicht seit 1890 die aufrichtigen technischen Gutachten es ausgesprochen hätten, daß man, um ein Dach aufzusetzen, den Ottheinrichsbau bis zum Erdgeschoß abtragen und neu bauen müsse.

Als wir noch Schulkinder waren, führte man uns vor die Fassade des Friedrichsbaues und ließ uns auf die Figur des Johann Kasimir merken, deren Oberkörper, von einer Schwedenkugel weggeschossen, rückwärts in die Nische gesunken war. Weiter oben stand von der Statue Friedrichs II. gar nur das Untergestell; der Rumpf lag mit einem Stück des Bartes, weggeschossen, auf dem Pflaster der Kapelle; der Kopf fehlte.

Jetzt ist das alles ergänzt und in Kopien neu und ganz gemacht. Man kann der Jugend an dieser Stelle nicht mehr so drastisch vom Dreißigjährigen Krieg erzählen. Kleinigkeiten sind das nicht. Wer dazu raten und helfen konnte, daß jene so ausdrucksreichen Spuren vertilgt worden sind, muß von der Bedeutung des historisch-politischen Kapitals, das in alten Erinnerungen und in alten Kunstwerken eines Volkes steckt, keine Ahnung haben, auch wenn er den Mund von „urdeutscher" Bauherrlichkeit noch so voll nimmt[1]).

Wenn solche Eingriffe im Interesse des Neumachens an Stellen vorkommen, wo man doch genau wußte, was da war, auf was muß man gefaßt sein, wo man nicht weiß, was da war, oder wo das Dagewesene nicht das Ursprüngliche ist?

Als Herr Oberbaurat Schäfer seiner Zeit Vorschläge für die Herstellung der Marienkirche in Gelnhausen, eines prachtvollen Werkes des Übergangsstils, machte, schrieb er, der Zustand sei zu erneuern, in dem sich das Monument am Ende des Mittelalters befunden habe oder „befunden haben könnte"[2]).

Für den Ottheinrichsbau auf dem Heidelberger Schloß sollen angeblich die Verhältnisse günstiger liegen. Wenn man sich auf den (doch ganz willkür-

[1]) „Denk ich an Deutschland und seine Geschichte, so steht das Heidelberger Schloß blutrot vor meiner Seele." So schrieb Ernst Förster, der Schüler von Peter Cornelius. „Aus der Jugendzeit", S. 345 f.

[2]) Bickell, Die Bau- und Kunstdenkmäler im Regierungsbezirk Kassel. I. Kreis Gelnhausen. Text S. 67.

lichen) Standpunkt stellte, das Bild herzustellen, das die Hoffront vor dem Dreißigjährigen Kriege bot, so schienen die alten Stiche der Zeit eine Unterlage zu bieten. Darauf entstand der Restaurationsentwurf von Herrn Oberbaurat Schäfer. Abgesehen vom grundsätzlichen Widerspruch erregte die enorme Höhe des geplanten Aufbaues vielfache Kritik. Man stritt über die richtige Interpretation der alten Stiche. Auf einmal fand sich in Wetzlar in einem alten Skizzenbuch, das Architekturen vom Anfang des 17. Jahrhunderts enthielt, eine Giebelzeichnung des Ottheinrichsbaues, die eine schärfere Kritik des Schäferschen Entwurfes war, als sie bis zu dem Augenblick von irgend einer Seite geübt worden war. Denn sie schlug auf dem eigensten Boden der Auffassung, man solle das herstellen, was gewesen ist, das Schäfersche Projekt tot. Nach der Wetzlarer Zeichnung erwies sich der Maßstab der Giebel als viel kleiner; die Dekoration war anders; die vielbestrittene Verwachsung der untersten Giebelgeschosse war nun urkundlich widerlegt. Mit erstaunlicher Schnelligkeit fand sich der Urheber des völlig widerlegten Entwurfes mit der neuen Sachlage ab: er erklärte ebenso pontifikal wie von seinem früheren Projekt, die Wetzlarer Zeichnung stelle den ursprünglichen und ersten Entwurf dar; der ganze Bau *mit diesen* Giebeln sei das Werk *eines* Architekten!

Daß diese Siegerpose über die Schlappe der Karlsruher Restaurationsprojektenmacherei täuschen könne, ist schwer zu denken. Der ganze Standpunkt ist ein verkehrter.

Will man den Standpunkt gleichwohl festhalten, so ist klar: der Ottheinrichsbau muß dann nicht nur aus neuen Steinen neu gebaut werden; er wird nicht nur im Material, sondern auch in Form und Geist willkürlich *modernisiert*.

Der angeblich feste Boden der Herstellungsentwürfe hat sich als trügerisch erwiesen. Ob der Giebel der Wetzlarer Zeichnung stilistisch mit der Fassade des Ottheinrichsbaues zusammengehe, hierüber sind, gelinde gesagt, die Meinungen sehr geteilt.

Somit weist auch von hier alles eindringlich mahnend zur Vorsicht. Keine „imposante Architektur", die, stilistisch affektiert, weder echt alt noch modern ist! Ihre Wirkung ist nicht zu berechnen; ganz sicher ist aber, daß dieses Unternehmen die vorhandenen wirklichen Kunstwerte in ihrer Harmonie und Schönheit unwiederbringlich zerstören würde. *Die Zerstörung von Kunst wäre das Gewisse*, ein Gewinn an Kunst das Ungewisse, Fragliche, Unwahrscheinliche.

Man muß es aussprechen: all die Kreise im weiteren Deutschland, die sich für das Heidelberger Schloß interessieren, würden es als Erlösung von einem Alpdruck empfinden, wenn in den Entschließungen und ausführenden Arbeiten an diesem herrlichen Werk solche Kräfte die Oberhand gewännen, die nicht den wilden Ehrgeiz des Bauteufels im Leibe haben, sondern die von Respekt vor dem Gegebenen und seiner Schönheit beseelt sind.

Herder als Freiwerber.

Ungedruckte Briefe Herders und seiner Gattin aus den Jahren 1775 und 1777.

Von

G. Jansen (Weimar).

Betrachtungen über Herders Bedeutung als Theologe und Philosoph, als Erzieher, als Geschichtsforscher und Dichter, werden aus Anlaß der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages — 18. Dezember 1803 — in diesem Jahre noch manche berufene Feder beschäftigen. Was an dieser Stelle als Herdererinnerung geboten werden soll, gehört keinem dieser Gebiete an, sondern soll die Persönlichkeit Herders in der Eigenschaft eines hilfreichen Freundes, eines erfolgreichen Vermittlers in einer Herzensangelegenheit vor Augen führen. Der Ort der Handlung ist Darmstadt.

In seiner Stellung als Hofprediger und erster Geistlicher der Grafschaft Schaumburg-Lippe hatte Herder auch nach der Begründung eines eigenen Heims durch seine Vermählung mit Caroline Flachsland nicht die Befriedigung gefunden, die er bei seiner Berufung nach Bückeburg für sich erhofft hatte. Dem hochgebildeten und weltkundigen, schon damals berühmten Manne konnte der enge Gesichtskreis der kleinen Residenz auf die Dauer nicht zusagen, in seiner amtlichen Wirksamkeit fehlte es nicht an wenig erquicklichen Reibungen und Hemmnissen, und auch das persönliche Verhältnis zu dem menschlich von ihm hochverehrten Landesherrn, dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, blieb von allerlei Klippen nicht frei. So schaute er im stillen wohl schon bald nach einer Lösung aus, wie sie ihm in nicht ferner Zeit das warme und tatkräftige Eintreten seines Freundes Goethe für seine Berufung nach Weimar brachte.

In diesen Stimmungen konnte Herder es nur als einen Lichtblick in dem täglichen Einerlei seines Bückeburger Daseins begrüßen, als im Sommer 1775 ganz unerwartet die Einladung zu einer Reise nach Darmstadt an ihn herantrat. Zwar war die Veranlassung keine erfreuliche. In Darmstadt hatte sich sein früherer Zögling, der Prinz Peter Friedrich Wilhelm von Holstein-Gottorp,

welcher inzwischen zu der Würde eines Koadjutors des Bistums Lübeck und zum Erbprinzen des neugeschaffenen Herzogtums Oldenburg emporgestiegen war, wohl mehr dem dringenden Wunsch der fürstlichen Eltern als dem Zuge des eigenen Herzens folgend, mit der Prinzessin Charlotte, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm, verlobt, und die Vermählung war für einen nahen Zeitpunkt in Aussicht genommen. Je näher aber der festgesetzte Tag rückte, um so seltsamer machten sich die Eigentümlichkeiten des zu krankhaften Grübeleien neigenden Prinzen geltend, und es ward in letzter Stunde zweifelhaft, ob aus der Sache überhaupt etwas werden könne. Mit Herder war der junge Prinz auch nach der schroffen Trennung in Straßburg in steter Verbindung geblieben, und es bestand bei den gegen die Wunderlichkeiten des Sohnes nicht blinden fürstlichen Eltern in Eutin die Meinung, daß, wenn irgend jemand auf die absonderliche Gemütsart des Sohnes Einfluß üben könne, dies Herder sei. In der verzweifelten Darmstädter Situation wendete sich deshalb der alte Fürstbischof Herzog Friedrich August an Herder und ließ ihn dringend bitten, an Ort und Stelle seinen Einfluß zu versuchen, um wenn irgend möglich, die unglückliche Angelegenheit noch zum guten zu wenden. Herder konnte bei seinen Verpflichtungen gegen den Eutiner Hof sich diesem Ansinnen nicht wohl entziehen, wenn er bei seiner genauen Kenntnis der Persönlichkeit des Prinzen sich auch sagen mußte, daß hier wohl Hopfen und Malz verloren sei; andererseits aber eröffnete dieser fürstliche Auftrag ihm und seiner Gattin eine lockende Aussicht auf eine längere Unterbrechung der Bückeburger Einsamkeit, auf ein Wiedersehen mit den Verwandten und Freunden, auf die unmittelbare Berührung mit den großen geistigen Strömungen der Zeit. So machte er sich denn in den letzten Tagen des Juni mit Weib und Kind frohen Herzens und in gehobener Stimmung auf den Weg nach Darmstadt.

In Darmstadt scheiterte, wie er vorausgesehen hatte, seine nächste Aufgabe völlig. Der krankhafte Starrsinn des von seltsamen, insbesondere religiösen Wahnideen beherrschten Prinzen erwies sich als unbeugsam, die Vermählung mußte aufgegeben werden, und der Prinz kehrte nach vollständigem Fiasko in seine Eutiner Heimat zurück. Der Aufenthalt Herders und seiner Gattin in Darmstadt dehnte sich bis zum Ende Juli aus, und es waren dies glückliche Wochen, welche man nach so langer Entbehrung eines ausgedehnten, anregenden Verkehrs im Kreise der Verwandten und Freunde verlebte und voll auskostete, alte Beziehungen pflegend, neue anknüpfend.

Zu den neuen Bekanntschaften Herders während dieses Darmstädter Aufenthaltes gehörte auch diejenige des dem Gefolge des Prinzen von Holstein angehörigen Justizrats Johann Conrad Georg. Dieser — jetzt dem Prinzen als Lektor und Reisekassenführer beigegeben — war in gewissem Sinne Herders Nachfolger gewesen, indem er nach der verfrühten Rückkehr des Prinzen von seiner verunglückten großen Reise nach Frankreich und England zunächst an Herders Stelle zu dessen Erzieher ernannt worden war. Zwischen beiden Männern bildete sich rasch ein nahes freundschaftliches Verhältnis, an welchem eine Herzensangelegenheit nicht ohne Anteil war.

Unter den Häusern, welche in Darmstadt der Bewegung der Geister beim Beginn der klassischen Literaturepoche sich am meisten erschlossen und für die Pflege der neuen Ideen gesellschaftlich und geistig einen Mittelpunkt bildeten, ragte dasjenige des Geheimen Rats Hesse, eines Mannes von hochangesehener Stellung im hessischen Staatsdienst, hervor. Hier verkehrten Merck und Leuchsenring als Hausfreunde, Goethe ging bei seinen häufigen Anwesenheiten in Darmstadt dort aus und ein, Wieland, Gleim, Sophie von Laroche werden unter den Besuchern genannt. Auch Herder hatte, als er im Jahre 1770 den Prinzen von Holstein auf der Reise nach Straßburg begleitete, in diesem Hause die erste Bekanntschaft Caroline Flachslands, einer jüngeren Schwester der Geheimen Rätin Hesse, gemacht.

Im Hesseschen Hause hatte — sei es durch Herder eingeführt oder schon vor dessen Ankunft — auch der Justizrat Georg Zutritt gefunden und dort die jugendliche und anmutige Tochter des Hauses, Christel Hesse, kennen gelernt, welche ihm eine tiefe Zuneigung einflößte, die von seiten der jungen Dame nicht unerwidert blieb. So bedeutete denn nach dem Zusammenbruch der Verlobung des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm der Abschied von Darmstadt auch für ihn eine ihn innerlich bewegende Trennung, und die dadurch hervorgerufenen Empfindungen waren es, welche zur Aussprache drängten und ihn dem Herderschen Ehepaare näher brachten.

Dem Gedanken an eine Heirat wagte Georg zu jener Zeit aus einem doppelten Grunde noch nicht näher zu treten. Zunächst war bei der ungewissen Zukunft des unglücklichen Prinzen, an welchen sein Lebensschicksal einmal geknüpft war, seine eigene Lebensstellung keineswegs so gesichert, daß er daraufhin an die Gründung eines Hausstandes denken konnte. Sodann galt, was auch sonst seine Verdienste gewesen sein mögen, der Vater der jungen Dame, der Geheime Rat Hesse, für einen schwer zu behandelnden Charakter, mit dem, wie zu ihrer Zeit auch Herder und Caroline Flachsland genugsam erfahren hatten, vor allem in Herzensangelegenheiten nicht leicht zu verkehren war. Hätte Georg diesem schon jetzt seine Wünsche und Absichten offenbaren wollen, so würde dadurch — das galt für sicher — mehr verdorben als gewonnen worden sein. So durfte sich denn die wechselseitige Neigung des jungen Paares noch nicht an das Licht des Tages wagen, und nur Herder und seine Gattin wurden und blieben die Vertrauten dieses Herzensbundes.

Mehr als anderthalb Jahre verstrichen inzwischen, ohne daß in Georgs Verhältnissen eine Änderung eintrat. In diese Zeit fällt die entscheidende Wendung in Herders Leben, seine Lösung von Bückeburg und seine Berufung nach Weimar, welche ihn auf das Piedestal seiner weltgeschichtlichen Wirksamkeit und Berühmtheit stellte. Endlich fand dann auch das Familiendrama im Oldenburgischen Fürstenhause, in welches Georgs persönliche Geschicke verstrickt waren, seinen Abschluß.

Nachdem im Februar 1777 die Ausschließung des Prinzen Peter Friedrich Wilhelm von der Thronfolge unter den Auspizien der Schutzmächte Oldenburgs, Rußland und Dänemark, zur Gewißheit geworden war, erreichte damit die bisherige Stellung des Justizrat Georg beim Prinzen ihr Ende, und der

Herzog Friedrich August, dessen Wohlwollen und Vertrauen sich Georg in den schwierigen und undankbaren Verhältnissen der letzten sechs Jahre erworben hatte, ernannte ihn unter günstigen Bedingungen zum Mitgliede des Regierungskollegiums in Oldenburg. Damit war endlich für ihn der Augenblick eingetreten, in welchem er auf die Erfüllung seiner Herzenswünsche zurückkommen zu dürfen glaubte; aber wie der Vater des jungen Mädchens seine Bewerbung aufnehmen würde, lag noch im Dunkeln. Welche Pläne hatte er mit der Hand seiner Tochter? Würde er sich entschließen, sie in das entlegene Oldenburg wegzugeben, welches den Bewohnern der Bergstraße damals als eine kimmerische Ferne erscheinen mußte? Und wenn die erste Anfrage fehlschlug — war bei der Persönlichkeit des Geheimen Rat Hesse auf eine Umstimmung dann jemals zu rechnen?

Alle diese Fragen bewegten Georgs Gemüt und in dieser Lage beschloß er, seine Sache in Herders Hand zu legen, indem er diesen bat, die Vertretung seiner Bewerbung bei seinem Schwager, dem Geheimen Rat Hesse, zu übernehmen. Herder willigte — von seiner Gattin begeistert unterstützt — von Weimar aus freudig und zuversichtlich ein. Es zeigte sich aber bald, daß die Sache, wenn auch schließlich zu glücklichem Ende geführt, doch keinen so ganz glatten Verlauf nehmen sollte.

Über den Gang der Angelegenheit von ihren Anfängen an geben die Briefe — acht an der Zahl — Auskunft, welche wir nachfolgend mitteilen und welche, wenn auch das junge Liebespaar selbst nicht im Vordergrunde des literargeschichtlichen Interesses steht, doch bei den namhaften Persönlichkeiten der Briefsteller und als abgerundetes Bild der Entwicklung einer Herzensangelegenheit im Zeitalter der Empfindsamkeit mit gelegentlichen Ausblicken auf die eigenartigen sozialen und politischen Verhältnisse der Zeit immerhin einiges Interesse für sich in Anspruch nehmen mögen.

I.

Caroline Herder an Christel Hesse.

Bückeburg, den 5. August 1775.

Sie werden schon von meiner Schwester gehört haben, liebste Freundin, daß wir unsere Reise glücklich zurückgelegt haben. Wir ruhen schon acht Tage aus und können uns noch nicht erholen, wenigstens ich nicht von der Leibes- und Seelenstrapaze, die ich in Darmstadt und auf der Reise ausgestanden. An meines Gottfrieds[1]) Gesundheit habe ich auch noch zu doktern, seine gesunde Farbe will noch nicht wiederkommen, das wäre ein Verlust, worüber ich diese Darmstädter Reise in Ewigkeit bereuen würde. Gott wird vielleicht noch helfen — auf allen Seiten helfen!

Ihnen, liebste Freundin, danke ich noch tausendmal für Ihre Liebe und aufrichtiges, schönes Herz, das Sie uns geschenkt haben — ich darf es Ihnen nicht mehr wiederholen, wie herzlich wir beide Sie lieben. Oft, oft haben wir seit unserer

[1]) Des Herderschen Kindes.

Reise an Sie gedacht und wie es Ihnen jetzt gehen mag. Briefe von Ihrem edlen Freund werden Sie schon aus Eutin erhalten haben. Vorgestern bekam mein Mann einen Brief von ihm, und ich schreibe Ihnen hier eine Stelle ab, die Sie angeht.

„Bei meinem jetzigen traurigen und stillen Leben habe ich inzwischen Zeit genug, den unersetzlichen Verlust zu beklagen, den ich durch meine Abreise von Darmstadt erlitten habe. Ich würde untröstlich sein, wenn mich nicht auf der einen Seite das vortreffliche Herz meiner zärtlichen Freundin und die in ihrer einmal gefaßten Zuneigung ihr eigene standhafte Gesinnung, auf der anderen aber der Gedanke, daß meine gegenwärtige Trennung von ihr den Grund zu unserer baldigen Vereinigung legen soll und muß, wiederum aufrichtete."

Ja, liebste Freundin, stärken Sie Ihr Herz durch diese Worte und den edlen Charakter eines Mannes, den Ihnen Gott zum treuen Führer durchs Leben zugeführt hat. — Wenn Sie etwas Gutes tun, Ihr Herz veredeln oder sich von allem dem entwöhnen, worinnen keine wahre innere Glückseligkeit besteht, so denken Sie, daß Sie's für Ihren künftigen Gatten tun, den Sie allein durch Güte und vernünftiges Handeln glücklich machen können, und das wird Ihnen alle Mühe erleichtern, dazu Ihnen Ihre schöne, gute Natur so reichlich zu Hilfe kommt. — Denken Sie auch noch an das Wort, was ich Ihnen in Ansehung Ihrer Eltern mündlich sagte — suchen Sie ihr Herz durch Nachgeben, Gehorsam und Liebe zu gewinnen, es ist nicht allein gut, sie in die Einwilligung Ihres Glücks geneigt zu machen, sondern Sie gewöhnen sich auch zu den Haupttugenden eines braven Weibes gegen ihren Mann — o wie viele häusliche Glückseligkeit hängt vom Nachgeben und stillem Gehorsam ab. Aber was schwätze ich Ihnen viel da vor — halten Sie sich in allem an Ihren einzigen Freund und Vater jetzund, den lieben Hoffmann[1]). Er hat Erfahrung der Welt und ein edles Herz, und arbeitet mit Eifer an Ihrer Glückseligkeit — er wird Ihnen wie ein Engel raten und beistehen, folgen Sie ihm ganz. Sagen Sie ihm, wie aufrichtig wir ihn lieben und verehren, und ich werde der paar Augenblicke Herzensaufrichtigkeit, die er mir gezeigt, besonders des Abschieds am grünen Platz, nie vergessen.

Küssen Sie die liebe Hoffmann mit ihren Mädchen für mich.

Gehen Sie bald nach Dornheim?

Verzeihen Sie dies lange Geschmiere — ich wollte mich recht ausschreiben, weil ich in den ersten vier Wochen nicht wieder schreiben kann, ich habe meine Hände voll Arbeit gefunden!

Mein Bruder Ferdinand, der noch sechs Tage bei uns bleibt, empfiehlt sich Ihnen.

Adieu, liebes Mädchen, die Engel Gottes bewachen Ihren Körper und Ihr unschuldig liebendes Herz! H.

Guten Abend, liebe, gute Schwester Christel, blüh fort, sei fröhlich und guten Muts, der Himmel wird Dir geben, was Dein Herz wünscht[2]). H.

II.

Herder an Justizrat Georg.

6. August 1875.

Tausendmal willkommen in Eutin. Ich war über Ihre Reise, von der die Zeitungen schwiegen und die Fama viel Schreckliches schwatzte, sehr unruhig. Glücks Gott also, daß Sie wenigstens in Eutin, im Kloster sind.

Jetzt muß der Prinz *ruhen, warten*, z. E. auch schreckhaft warten, was seine Eltern verhängen; alles, was *Religion* ꝛc. ist, muß jetzt im Munde anderer

[1]) Leibmedikus in Darmstadt, ein Hessischer Hausfreund.

[2]) Nachschrift von Herders Hand.

Menschen für ihn wie in der anderen Welt sein, Lethe ist sein Fluß jetzt. In acht Tagen schreibe ich an ihn.

Kein Übel ist also Übel, daß es nicht was Gutes brächte — die Bekanntschaft mit Ihnen, hochgeschätzter Freund, gehört unter die Versüßungen meiner Darmstädter Reise. Wir sind nach Ihrer Abreise oft mit N. N. in Gesellschaft gewesen, und haben — zu unseren Lustbarkeiten, Landpartien mitgezogen, Himmel, Morgenröte und Sie leben in der Seele. Segne Sie Gott.

Viel Geduld in Ihrer jetzigen Situation, das ist doch der beste Wunsch, den man Ihnen jetzt tun kann. Viel Empfehlung von meiner Frau, Ihrer besten Freundin. Adieu. Behalten Sie mich etwas lieb, wie ich Sie gewiß halte.

Sie geben mir doch zu Zeiten vom Prinzen Nachricht. Herder.

III.

Herder an den Geheimen Rat Hesse.

Weimar, den 4. März 1777.

Wohlgeborener Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat!

Das erstemal, daß ich ganz unvermutet an Euer Wohlgeboren zu schreiben die Ehre habe, betrifft zugleich eine so wichtige Sache, wo von dem glücklichen Erfolg meines Schreibens, der auf einer geneigten Antwort Euer Wohlgeboren allein beruht, das Glück und die Zufriedenheit mehrerer Personen auf ihre ganze Lebenszeit abhängt.

Als ich zum letzten Male in Darmstadt war, ward ich, wiewohl nur wenige Tage, mit einem Manne bekannt, der sogleich das erste- und zweitemal, daß ich ihn sah, mein ganzes Zutrauen auf seine Redlichkeit, Wahrheit und Herzensgüte hatte — es war der Justizrat Georg, damaliger Begleiter des Prinzen von Holstein. Schon vor seiner Abreise vertraute er mir seine ganze aufrichtige, herzliche Neigung zu Euer Wohlgeboren Mademoiselle Tochter mit einer Wahrheit und Stärke, die vom Innersten seiner Seele zeigten; noch aber, was er ebenso schmerzlich fühlte, mußte sein Plan, der Gedanke seiner Glückseligkeit aufs ganze Leben mein Geheimnis bleiben, weil er nicht wußte, wie lange ihn sein Mißgeschick noch beim Prinzen hielt. Jetzt ist er seiner Befreiung nahe und sein erster Gedanke ist dahin, wo so lange, auch in der Entfernung, sein Herz gewesen, bei der, die er so innig liebt. Unvermutet empfange ich ehegestern von ihm einen Brief, worin er mich angelegenst und mit der ganzen Offenheit eines entschlossenen Mannes bittet, bei Euer Wohlgeboren für ihn zu sprechen und Ihre liebenswürdige Jungfer Tochter aus väterlicher gütiger Hand für ihn zum Glück seines Lebens zu erbitten.

Nun ist dies die erste Freierei, mit der ich in meinem Leben zu tun habe, wenn ich aber alle Umstände und Personen betrachte, die sie betrifft, so glaube ich auch, daß sie die glücklichste sein würde, die gestiftet werden kann, und da ich mit so rechtschaffenen, hell- und edeldenkenden Eltern zu tun habe, als das Paar selbst treu und rechtschaffen gegeneinander ist, was sollte mich in dem Gedanken eines glücklichen Fortganges meiner Werbung stören? Über die Person, den edlen, festen Charakter des Bittenden ist alles Bürge; er steht bei seinem Hofe, seinem Minister und allen, die ihn kennen, in Liebe und Achtung; alle Nachrichten und Zeugnisse, die ich von dort aus gehört, und ohne daß man glaubte, daß ich sein Freund sei, vielfältig habe hören können, sind hierin einig. In Betracht seiner äußeren Umstände, von denen doch in diesem Leben alles mit abhängt, hat er mir in seinem letzten Briefe, wie er's selbst nennt, vollständige und aufrichtige Beschreibung gemacht, die ich nicht besser kann als mit seinen eigenen Worten anführen: „Ich stehe in Oldenburg an fixer Besoldung und anderen Beneficiis über 1000 Reichstaler dortigen Geldes, das ist, den Louisdor zu 5 Taler gerechnet, und mit meiner Anciennität in

dem Kollegio werden sich diese Einkünfte noch vermehren. Dieses kann ich allenfalls, wenn es erfordert würde, durch meine Bestallung und durch das Zeugnis unseres dirigierenden Ministers bestätigen. Ich hoffe also, gegen mein Etablissement ist nichts einzuwenden. Mein gegenwärtiges Vermögen ist zwar nicht groß, aber hinreichend, die ersten häuslichen Einrichtungen zu bestreiten, und meiner Geliebten ein ehrliches Auskommen, auch nach meinem Tode in einer sicheren Witwenkasse, zu verschaffen. Ich wünsche mir nichts als die Person meines Mädchens und die Erlaubnis, sie so glücklich zu machen, als in meinen Kräften steht, und als man es von der Vereinigung zweier Personen, die sich so herzlich und mit so geprüfter Treue lieben, erwarten kann. Das sind nun meine Umstände. Der Plan der Ausführung wäre folgender: Nach Ostern gehe ich, wenn nicht ganz außerordentliche Hindernisse vorfallen, nach Oldenburg, bringe die ersten drei Monate daselbst mit Einrichtung meiner häuslichen Angelegenheit zu, um meine Geliebte in ein mit allen Notwendigkeiten versehenes und völlig möbliertes Haus einführen zu können, sodann u. s. w."

Euer Wohlgeboren sehen die edle Absicht und den treuen, wahren Charakter des Mannes, welches doch immer die einzige Grundlage alles Glückes in der Welt ist, das Eltern und Kinder freut. Ich habe Ihre Mad. Tochter so lieb, ich schätze sie in ihrer Unschuld und Rosenblüte so hoch und wert, daß mir das Herz aufgeht, wenn ich denke, mit diesem Brief etwas zu ihrer künftigen lebenslangen Glückseligkeit beizutragen, und daß ich aus meiner eigenen Empfindung das Zutrauen fasse, wie unendlich glücklich Eltern sein müssen, die Zufriedenheit und Glückseligkeit ihrer Kinder also gepflanzt zu sehen.

Freilich empfinde ich ebenso tief den Kampf und die Aufopferung, ein so liebes Kind aus seinen Augen, so weit von sich zu geben und an ihrer Glückseligkeit als Augenzeuge so wenig Anteil nehmen zu können. Ich denke mir völlig die Freude des Patriarchenglücks, seine Kinder um sich zu sehen und als Vater, als Mutter, die Früchte edler Erziehung selbst mitgenießen zu können; ich kann mir also völlig vorstellen, was insonderheit im weichen, mütterlichen Herzen der Frau Geheimen Rätin vorgehen muß, sobald sie nur von diesem Antrage höret, zumal bei dem Ansehen, dem Rang und den vorteilhaften Glücksumständen Euer Wohlgeboren, auch den Eigenschaften und Tugenden Ihrer Mad. Tochter derselben eine vorteilhafte Heirat auch in Ihrer Nähe, unter den Augen der sie liebenden Eltern so gewiß ist, als etwas gewiß sein kann. Allein ich weiß auch zugleich, daß Euer Wohlgeboren hierin als edler Vater und die Frau Geheime Rätin als edle Mutter denken, die ihre eigene Freude dem Besten und der lebenslangen Freude ihres Kindes aufopfern. Es ist doch nun einmal so das Schicksal, daß Eltern ihre besten Kinder so wenig für sich erziehen, und es liegt etwas Göttliches in dem sich also aufopfernden Schicksal. In der Fremde geht es uns meistens wohler, als in unserem Vaterlande, und in den Armen eines so braven, liebevollen, gesetzten Mannes wird es Ihrer Christel nicht anders als wohl gehen können. Die Welt rückt zu unserer Zeit näher zusammen, und man ist beieinander, ohne daß man's dem Leibe nach ist. Der Spruch ist jetzt umgekehrt, daß der Mann dem Weibe anhangen soll, das Weib hanget dem Manne an und befindet sich dabei (wie auch meine Frau ja eine gute Vorgängerin gewesen) bei einem wohlplazierten, vernünftigen Manne, eben in der Fremde, wo alles neu bildet, sehr wohl. — Doch was schwatze ich davon einem Manne von Ihrer Einsicht und übersehenden Stärke? Mich dünkt, ich bin von der väterlichen und mütterlichen Güte der edlen Eltern, die ich im Namen meines Freundes aufs inständigste um ein so schönes Geschenk des Lebens bitte und imploriere, nach überwundenem ersten Kampfe einer baldigen, gütigen, willfährigen Antwort und Entschließung gewiß, um meinem Freunde, der gewiß Tage und Stunden zählen und so unruhiger sein wird, je stärker und wahrer er liebt — um ihm eine Freude machen zu können, über die nichts geht. In zutrauensvollster Erwartung dieser Güte bin ich mit der größten Hochachtung und Anteilnehmung

E. W. gehorsamster Diener Herder.

IV.

Caroline Herder an Justizrat Georg.

Weimar, den 5. März 1777.

Verehrungswürdiger Freund!

Nur mit zwei Worten will ich Ihnen melden, daß wir Ihre lieben Briefe nebst dem nach Darmstadt vorgestern abend erhalten haben. Wenn Sie wissen, vortrefflicher Mann, wie wir Sie und Ihre Geliebte lieben und hochschätzen, so kennen und fühlen Sie unsere Freude und Anteil bei dem Inhalt Ihrer Briefe — mein Mann übernimmt mit guter Ahndung und aufrichtiger Liebe zu Ihnen das aufgetragene Freundschaftsgeschäft sehr gern, er schreibt eben an den Herrn Leibmedikus und sendet Ihren Brief zugleich mit, und tut gewiß alles, was er tun kann, um das Jawort zu erhalten, woran wir auch gar nicht zweifeln. Ihre Liebe zu dem liebenswürdigen Mädchen, Ihr edler, rechtschaffener Charakter und die anständige Versorgung, die damit verbunden ist, sprechen zu sehr auf Ihrer Seite. — Der beste Gott segne und belohne Ihre reine Absicht und Liebe und erfülle Ihre Wünsche.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen aufs herzlichste. Sie verzeihen, daß er nicht selbst ein Wort schreibt, er will aber warten, bis er das Jawort hat. Diesen Brief schreibe ich Ihnen nur darum, damit Sie wissen, daß Ihre Briefe richtig angelangt sind und nun eben mein Mann nach Darmstadt schreibt. Ich habe auch einen großen Brief an meine Schwester in dieser Sache geschrieben, und sie wird gewiß an ihrem Teil alles tun. — Seien Sie ruhig und ohne Sorgen, liebender Mann, Ihr Antrag wird gewiß gut aufgenommen werden.

Leben Sie wohl und harren Sie noch die kurze Zeit geduldig aus.

Ich bin mit wahrer Freundschaft und Verehrung
Ihre ergebenste Dienerin und Freundin
M. C. Herder.

V.

Caroline Herder an den Leibmedikus Hoffmann.

Weimar, den 14. April 1777.

Verehrungswürdiger Freund!

Sie haben uns und besonders mich durch Ihren lieben Brief und gute Nachricht und Hoffnung darinnen aus einer wahren Sorge und Verlegenheit um unseren armen Georg gerissen, und ich sage Ihnen tausendmal Dank dafür. Einigen Nachrichten von meiner Schwester zufolge gaben wir alle Hoffnung auf, und ich habe darüber viel gelitten um den guten Georg und sein Kleinod. — Nun ist's meinem Herzen wieder wohl, daß die Sache nun einen langsam guten Weg nimmt. Lebhaft genug kann ich mir Ihre fatale Lage und Mißmut über die sonderbar kalte Aufnahme und Behandlung dieser in so vielem Betracht vorteilhaften Anwerbung vorstellen, und ich muß sagen, daß das über unser aller Erwartung war. Wenn das nicht versorgt heißt, eine Tochter in die Arme eines edlen, rechtschaffenen und mit Würde bekleideten Mannes zu geben, so weiß ich nicht, was glückliche Verbindung heißt. Mich freute unendlich Ihr letzter Ausguß gegen den Vater, voll Wahrheit und Bestimmtheit, der denn auch seine gehörige Wirkung tat, und zweifle ich nun nicht mehr an dem völlig guten Ausgang der Sache, und Ihnen allein hat alsdann Georg und unser aller geliebte Freundin ihr beiderseitiges Glück zu danken — und Sie dürfen nicht ungewiß noch zweifelhaft sein, das Glück zweier edlen Liebenden befördert zu haben!

Über das sonderbare Betragen und System der Unparteilichkeit meines Schwagers und Schwester weiß ich kein Wort zu sagen — es mag freilich Sr.

Exzellenz[1]) nicht behagen, daß ein schönes, liebenswürdiges Mädchen aus der Nachbarschaft kommen soll — und meine Schwester, die ohnehin kein Gewicht in keiner Sache hat, ist zu furchtsam, etwas zu sagen — es wird vermutlich nicht auf diese zwei ankommen. Es wird hinlänglich sein, daß Sie der Schutzengel dieser Liebenden gewesen sind.

Geben Sie doch ja dem lieben Georg von Zeit zu Zeit von dem Fortgang Nachricht, damit er sich doch an etwas halten kann — wenn mein Mann ihm nur bald das fröhliche Ja schreiben kann!

Umarmen Sie herzlich in unser aller Namen das liebenswürdige Bräutchen — inniglich freute mich's, was Sie von ihrer Seele und Charakter geschrieben. Gott wird das Band knüpfen und segnen, was in Unschuld und reiner Liebe angefangen ward.

Leben Sie wohl, vortrefflicher Mann, mit Ihrer Geliebten, der wir uns alle und Ihnen als ihrem Hausgott herzlich empfehlen. Genießen Sie beide die häusliche Glückseligkeit in vollem Maße, und jeder Frühling bringe die schöne Brautliebe wieder!

An unseren zwei Bubens hängt ganz unser Herz; wir haben einen großen Garten hinter dem Haus, und soviel als es in einer Stadt sein kann, wollen wir patriarchalisch darin leben. — Den guten Claudius[2]), unseren treuen Freund, und seine Unschuldfamilie wird Gott begleiten und für ihn sorgen.

Mit wahrer herzlicher Freundschaft und Verehrung
Ihre ergebenste Freundin und Dienerin
M. E. Herder.

VI.

Herder an Justizrat Georg.

18. April 1777.

Hier, mein Lieber, ist endlich ein Brief von Ihrem vorsichtigen Herrn Schwiegervater, und er ist, wie er von ihm sein mußte. Befriedigen Sie ihn, so gut Sie können, und durch Mittel, die Ihnen Liebe und Lage am besten in Kopf und Hand geben wird. Bedenken aber machen Sie sich nicht, denn, mich dünkt, es ist das letzte Sträuben des politischen und ökonomischen Gewerbmannes. Eilen Sie und schicken mir bald Antwort, Zusicherung u. dergl. Ich will sie nachher, wie billig und recht, mächtig begleiten und Torheit und Ungrund zeigen. Leben Sie wohl und ruhig im Herzen, der Himmel wird gewiß Ihren Weg und Ihre Ehe segnen. Ihre Braut soll blühen wie eine Rose und Ihr Leben wird ähnlich sein, dem was sie ist. Gott befohlen! Herder.

VII.

Herder an den Geheimen Rat Hesse.

Weimar, den 1. Juni 1777.

Wohlgeborener Herr, Hochzuehrender Herr Geheimer Rat,
Hochgeschätzter Herr Bruder!

Eine fatale Krankheit, von der ich noch kaum heute das erste Ausgehen leidlich gehabt habe, hat mich bisher gehindert, die Sache meines Freundes fortsetzen und Ew. Wohlgeboren auf die Bedenklichkeiten Ihrer letzten gütigen Briefe die Antwort

[1]) Darnach scheint der Geheime Rat Hesse für seine ablehnende Haltung auch auf das Urteil des Ministers (Friedrich Carl von Moser) sich berufen zu haben.

[2]) Matthias Claudius hatte eine Stelle im hessischen Dienst, welche er Herders Vermittelung verdankte, schon vor Ablauf eines Jahres wieder aufgegeben.

erteilen zu können, die mir sein schneller Brief vom 25. April bereits an Hand gab. Ew. Wohlgeboren verzeihen meiner Unpäßlichkeit, teils diese unwillkürliche Säumnis, teils, daß ich ihn, so viel möglich, mit seinen eigenen Worten sprechen lasse, in einer für ihn so wichtigen Sache.

Er sieht nämlich völlig ein, aus wie edlen Gründen bei Ew. Wohlgeboren diese väterliche Unruhe und Sorgnis komme, und gesteht, daß er auf keinerlei Weise nur den ersten Gedanken würde gefaßt haben, an das Glück einer solchen Verbindung zu denken, wenn ihm nicht über sein künftiges Schicksal alle menschliche Gewißheit dabei vorgeschwebt hätte, da wirklich einem Ehrenmann, geschweige einem liebenden, hierin Sorgsamkeiten aufzustoßen pflegen, über die er mit großer Strenge richtet. Von seiner Seite indes sei hierüber alle Sorgnis unstatthaft. Er habe die Bestallung sowohl als die vidimierte Abschrift der Versicherung des Herzogs über seine Zulage Ew. Wohlgeboren einhändigen lassen und vermutete, daß schon durch diese die väterlichen Zweifel Ew. Wohlgeboren zum Teil und über eine fortdauernde Lage seiner Umstände würden gehoben sein. Denn da er ebenbenannter Bestallung zufolge in einem „Landes-Collegio" stehe und nicht etwa durch den Schatten eines vorüberstreichenden Glückes an die Person eines Fürsten gebunden sei: so habe er alle die Gewißheit, die sämtliche Mitglieder der Landeskollegiorum haben — und mich dünkt, daß in all diesem viel Gewicht liege. Im südlichen Deutschland ist hier ein anderer Zustand, der auf Norddeutschland nicht trifft. Dort glaubt jeder neuregierende Herr die vorigen Diener mähen zu müssen (und doch trifft's auch dort mehr Lieblinge, Minister, seiner Person oder Favoritneigungen attachierte Personen, als Regierung, Justizkollegien und Landespersonen), im Sächsischen, Hannöverschen und im Oldenburgischen am meisten ist so etwas ganz unerhört. Da stehen die Landeskollegia und sämtliche Glieder in ihnen wie Mauern; und im Hannöverschen sowohl als Oldenburgischen würde man jeden Zweifel eines Mitgliedes hierüber als immane et inauditum quid ansehen. Die Glieder der Landeskollegien lassen sich Hof und Ministerium verändern, wie es Gott und dem jungen Rehabeam gefällt, sie sind mit beiden unverbunden, und also unerschütterlich jedem Sturme. — Ich wollte, daß ich Ew. Wohlgeboren hierüber alle die Anschauung mitteilen könnte, die ich, der in diesen Ländern so umhergestrichen, als erste Erfahrung gesammelt habe: auf Stabilität der Landeskollegien beruht da der ganze Gang aller Regierung und Geschäfte. — Was nun überhaupt gilt, würde von Oldenburg sensu eminentissimo gelten, wenn man sich über solche Sachen nur ausdrücken könnte. Das Holsteinische Haus ist weltbekanntermaßen das gütigste und geduldigste von allen; es läßt sich treten und tritt keinen Wurm; es wird von anderen richtig gemißbraucht und tritt nicht dem Geringsten zu nahe. So ist der Grundcharakter des Herzogs, des Prinzennachfolger im eminentesten Grade und selbst wenn dieser nicht als Nachfolger gerechnet würde, des Prinzen-Koadjutors[1]) (ob ich diesen gleich nicht persönlich kenne) nach dem einstimmigen Zeugnis. Und was überhaupt gilt, wenn dies fürstliche Haus schon an sich nie ohne sonderbar bewegenden Grund ändert, das ist bei H. J. R. Georg noch zehnfach gewisser, da er eben seiner Verdienste wegen um das fürstliche Haus selbst in seiner Bestallung hierüber einen Nagel der Sicherheit mehr erhalten, als jeder der sichersten Landesdiener. Ließe sich über die Lage dieses fürstlichen Hauses überdem alles schreiben, was man sachte weiß und leise spricht, so würde dieser Gewißheit, selbst Prinz Peter mitgerechnet, ein Grad zuwachsen, den zu detaillieren aber mein Werk nicht ist und den auch Euer Wohlgeboren nicht also detailliert fordern: sowie Sie selbst einsehen, daß andere dokumentierte Bestätigungen der Art auf die Zukunft entweder unmöglich sind oder gerade das Gegenteil argwöhnen lassen als was sie erproben sollen. „Urteilen Sie selbst," schreibt H. J. R. Georg, „ob ich mich nicht bei dem ganzen

[1]) Des späteren Herzogs Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg.

fürstlichen Hause lächerlich oder verhaßt machen würde, wenn ich bei Lebzeiten meines jetzigen gütigen Landesherrn der einzige von allen Dienern sein wollte, der beim Nachfolger um die Bestätigung seines Dienstes anhielte. Kein einziger im ganzen Lande läßt sich so was einfallen, und würde nicht ein solcher Schritt in jedem Lande übel aufgenommen werden? Zuverlässig. Ich hoffe also, daß die übersandten Urkunden, die alle mögliche Gewißheit enthalten, die sich, zusammengenommen mit unserer Landesverfassung, nur denken läßt, hinreichend sein werden, die gerechte Vorsorge eines Vaters über das Wohl seiner Tochter zu befriedigen u. s." — und in der Tat läßt mich die Einsicht und der prüfende genaue Blick Euer Wohlgeboren in das Verhältnis und die Lage der Sachen ein gleiches nicht bloß hoffen, sondern gewiß glauben. Sie sind ein zu übersehender gerechter Wäger aller dieser Umstände, als daß Sie nicht von der Wahrheit der Sachen, der inneren Stabilität einer solchen Verfassung und dem edlen interesselosen Charakter Ihres zukünftigen Herrn Schwiegersohnes (zutrauend und prophetisch wage ich's ihn so zu nennen) überzeugt, Ihren Segen und väterliches Ja zu einem Bande geben sollten, das zwei edle Seelen lebenslang glücklich machen wird und Sie beide liebende und glückliche Eltern mit ihnen. Die Sorgsamkeit und männliche Gründlichkeit meines Freundes Georg in diesem wie in allen Punkten, der Entwurf seines zukünftigen Glückes — wie wünschte ich, daß sie bei Euer Wohlgeboren den Eindruck machen möchte, den sie auf mich macht; so dürfte ich mich bald eines gütigen javollen Schreibens erfreuen, auf welches der edle Anwerber Stunden und Tage zählet. In sicherster Hoffnung desselben und allem Anwunsch, daß der Höchste selbst Ihnen und Ihrer besorgten Frau Gemahlin den Weg zeige, den er zum Wohl Ihres Kindes weiset, und Ihnen beiderseits Mut gebe, diesem Wege mit einer Aufopferung, die sich in Freude enden muß und wird, zu folgen, verharre ich in wahrster Hochachtung

Euer Wohlgeboren

gehorsamster Diener
Herder.

VIII.

Herder an den Justizrat Georg.

Weimar, den 15. August 1777.

Verzeihen Sie, schätzbarster Freund, daß ich Ihnen so spät Glück wünsche. Herr Etatsrat Sturz[1]) wird Ihnen gesagt haben, daß ich, meiner Krankheit wegen, in Pyrmont war, und daß man Sie daselbst alle Tage erwartete. Da wollte ich Sie also selbst erhaschen und Ihnen den Glückwunsch nach Darmstadt mitgeben; Sie kamen aber nicht, und so hat sich's verspätet.

Genießen Sie, liebster Georg, mit Ihrer Freundin alles Glück des Lebens, was Ihr beide wünscht, hofft und verdient, mehr kann man Verliebten doch nicht wünschen und sagen. Zeitlebens werden wir (Mann und Weib und Euch jetzt Bruder und Schwester) teil an Eurem Glück und Eurer Freude nehmen.

Auch verzeihen Sie, bester Herr Bräutigam, daß meine Krankheit Ihrem reißenden Liebesstrome nicht so geschwind nachschwimmen konnte und also vielleicht die letzte Antwort mit hat verzögern helfen. Da bekanntermaßen die Ehen im Himmel geschlossen werden, so war's ohne Zweifel oben noch nicht fertig, deswegen ich die Gelbsucht kriegen mußte und bin also unschuldig. Gott bringe es Ihnen wieder ein.

Viel Glück zur Reise und Ehe. Lieben Sie uns, wie wir beide Sie beide lieben[2]).

Herder.

---

[1]) Helfrich Peter Sturz, oldenburgischer Etatsrat, bekannter geistreicher Schriftsteller, Verfasser der „Reise nach dem Deister".

[2]) Der Justizrat Georg starb nach dreißigjähriger Ehe als Vizedirektor des Regierungskollegiums in Oldenburg am 23. März 1807, seine Gattin überlebte ihn viele Jahre und starb am 15. Oktober 1825.

Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen

unter weiland Sr. Kaiserl. Hoheit Großfürst Konstantin Nikolajewitsch (1863).

Persönliche Erinnerungen

von

J. von Verdy du Vernois.

(Schluß.)

Dienstag, den 14. April.

„Ich habe Dir vorgestern von der Amnestie geschrieben, die in der Osternacht hier eingegangen ist. Ich brauche wohl nicht erst zu erwähnen, daß dieser Akt der Gnade und Milde des menschenfreundlichen Zaren seine Absicht bei der Verfassung, in welcher sich die Polen hier befinden, gänzlich verfehlt. Im Gegenteil bereiten sie sich, nachdem während der Feiertage von ihnen Waffenruhe gehalten worden ist, zu neuen Kämpfen in möglichst umfassendem Maße vor. Emil Wittgenstein hat schon gestern wieder ein Gefecht gehabt, und heute mußte sogar von hier aus ein kleines Detachement unter unserem Freunde, dem Generalmajor von Krüdener, gegen eine in der Nähe von Warschau aufgetretene Schar entsandt werden. Heute abend, als wir uns wieder bei den Herrschaften befanden, kam die Meldung Krüdeners von deren Zersprengung an, leider aber auch die Nachricht, daß ein junger Offizier der Grodnoer Husaren, Leutnant Römer, dabei geblieben war, mit dem ich gestern noch mich in dem Park von Lazienki unterhalten hatte." —

Ich benutzte bei den Herrschaften in den Soireen immer die Gelegenheit, um mir von unseren Damen einige russische Phrasen einlernen zu lassen. „Heute," so heißt es in einem Briefe vom 20. zum 21. April, „hatte die jüngste Tochter der Madame Lazareff die Mentorrolle bei mir übernommen. Ich wollte, daß sie mich lehrte: ‚Ich freue mich, die Damen so munter zu sehen.' Sie übersetzte dies sofort und ließ mich die Phrase, die zu behalten mir übrigens sehr schwer wurde, ein paar dutzendmal wiederholen. Endlich war sie zufrieden. ‚So, jetzt ist es gut, nun sagen Sie, was ich Sie gelehrt, aber auch den Damen vor; ich will mit Ihnen Staat machen.' Wir treten

also zu der übrigen Gesellschaft heran, und nach entsprechender Einleitung muß ich meinen Vers aufsagen. Aber statt des erwarteten Lobes erschallt ein allgemeines Gelächter. Ich erstaune und gebe meinem Erstaunen Ausdruck. Alle rufen mir zu: ‚Wissen Sie denn, was Ihre russischen Worte auf Deutsch heißen?' Ich erzähle, was ich hatte sagen wollen. Erneutes Gelächter, bis schließlich eine der Damen mir erklärt, mein Satz laute: ‚Aber meine Damen, was ist das heute in Ihrer Gesellschaft wieder langweilig!' Nun konnte ich wenigstens mitlachen!"

Was ich weiterhin von der Familie Lazareff, zu der die kleine Hexe gehörte, niedergeschrieben habe, sei hier mitgeteilt.

„Die Mutter ist die Witwe des Admirals, dem vorzugsweise die Entstehung der Pontusflotte zu danken war; sein Andenken lebt noch heute nicht nur in der Marine, sondern auch im ganzen russischen Reiche. Da er wenige Jahre vor Ausbruch des Krimkrieges starb, wurde ihm der Schmerz erspart, die durch diesen Krieg erfolgte Zerstörung seines Werkes zu erleben. Als während der Belagerung Sebastopols die Mannschaften der Marine so ruhmvolle Dienste leisteten, befanden sich an ihrer Spitze die Admirale Nachimoff, Korniloff und Istomin. Erstere beide hatten rechts und links von dem Grabe Lazareffs, als dessen alte Freunde, ihre Ruhestätte infolge seiner Bestimmung reserviert erhalten. Korniloff füllte die seinige bald aus; er starb den Heldentod auf der nach ihm benannten Bastion; ihm folgte zunächst der tapfere Istomin. Da meldete Nachimoff dem Kaiser: ‚Istomin hat sich so als Held erwiesen, daß ich ihn nach seinem Tode nicht besser ehren konnte, als daß ich ihm die für mich bestimmte Grabstätte zur Seite Lazareffs überlassen habe.' — Es war dies wohl das größte Opfer, welches Nachimoff, auch im Vorgefühl seines Todes, zu bringen vermochte, aber es beweist, in welchem Ansehen das Andenken Lazareffs stand. Bald darauf raffte auch Nachimoff die feindliche Kugel fort. —

„Du kannst Dir denken, daß ich den Hinterbliebenen eines solchen Mannes eine besondere Zuneigung entgegenbrachte. Hatte ich seiner doch schon in einem kleinen Epos, zu welchem mich die heldenmütige Verteidigung Sebastopols seinerzeit begeisterte, in dem Gebet der Matrosen an seinem Grabe gedacht. Die persönliche Bekanntschaft mit seiner Witwe und ihren Töchtern erfreute mich daher im höchsten Maße.

„Die Mutter, welche jetzt interimistisch die Stelle einer Oberhofmeisterin der Großfürstin einnimmt, macht den Eindruck einer würdigen Matrone, die, bei einer gewissen Bestimmtheit, stets sich doch in den Grenzen echter Weiblichkeit bewegt.

„Die älteste Tochter, Tadjana, Ehrendame der Kaiserin, ist zwischen einundzwanzig und vierundzwanzig Jahr alt; eine merkwürdige Erscheinung, wie sie mir selten vorgekommen ist. Als ich diesem Gedanken letzthin Ausdruck gab, äußerte der kluge Graf Osten-Sacken: ‚Allerdings eine Erscheinung, die im sonstigen europäischen Leben eine Seltenheit, wohl aber in der russischen Welt zu finden: das Kind des mittäglichen Rußlands, die Tochter der Steppe!' Siehst Du Dir die (mitgeschickte) Photographie an, so wirst Du schwerlich etwas

besonders Anziehendes an ihr entdecken, aber sicher bin ich, wenn sie Dir gegenüberstände, Du würdest sagen: Welch ein entzückendes Wesen! Vor allem ist es dieser halb träumerische Blick aus den mandelförmigen, braunen Augen, welche sie, ohne den geringsten Anflug von Koketterie auf jedem, mit dem sie spricht, lange haften läßt, der so seltsam wirkt. Dazu drückt der leicht bräunlich angehauchte, samtartige Teint der Physiognomie ein eigenartiges Gepräge auf. In ihrem ganzen Naturell aber spricht sich ein tiefes Fühlen aus, ein gewisses stilles Sehnen, aus welchem heraus sie nur in vereinzelten Fällen sich zu größerer Lebhaftigkeit emporschwingt. Immer aber besteht eine volle Harmonie zwischen ihrer Herzensgüte und der echt weiblichen Art ihres Auftretens.

„Einen größeren Gegensatz als zwischen der zarten, fast leidend aussehenden Tadjana und ihrer jüngeren Schwester Anna oder, wie sie sich selbst nennt, der ‚dicken Anna', kann es zwischen Geschwistern kaum geben. Gutherzig wie jene, ist sie ein Bild von Gesundheit und Lebensfrische, immer neckisch gestimmt, wovon ich ja vorhin schon ein Beispiel gegeben habe. Ihre natürliche Begabung läßt sie trotz ihrer Jugend gar manches richtig erkennen; sie möchte so gerne alles, was in ihr liegt, auch aller Welt an Lust und Freude bereiten. Aber zu ihrem eigenen Leidwesen muß sie sich dem Zwange des Hoflebens unterwerfen und dort ein ernstes Gesicht machen, wo sie am liebsten lachen möchte. ‚Mit meinen siebzehn Jahren ist meine Erziehung noch nicht vollendet, pflegt sie öfter mit komischem Ernst zu sagen. Indes, diese Erziehung war jedenfalls so gediehen, daß alle wohl die junge Dame darum sehr lieb hatten und wir uns an ihr recht erfreuen konnten. Aber die Frau Mama erlaubte ihr anfangs nur ausnahmsweise, an den Soireen teilzunehmen."

Sie hat sich späterhin sehr glücklich verheiratet und als Frau ihre heiteren und verständigen Eigenschaften weiterentwickelt, ruht jetzt aber leider schon längst im Grabe.

Graf und Gräfin Kryptowitsch hatten inzwischen Warschau unter besonderen Verhältnissen verlassen. Als wir eines Abends nach dem Schlosse kamen, hatten wir den Eindruck bei der Umgebung der Herrschaften, daß etwas Unangenehmes vorgefallen sei. Es ergab sich denn auch, daß die gute Gräfin, wahrscheinlich in einer Anwandlung von Migräne, in einem Briefe sich nicht sehr glücklich über den Großfürsten und die Großfürstin ausgedrückt hatte, der Brief aber in die Hände der Insurgenten gefallen und von diesen veröffentlicht worden war. Obwohl die Herrschaften hiervon soeben Kenntnis erhalten, blieben sie in ihrem Benehmen der Schuldigen gegenüber unverändert; aber auf die Dauer war die Stellung derselben am Hofe nicht mehr haltbar, und so ging ihr Mann mit ihr alsdann ins Ausland. Der hochgeachtete Graf starb in hohem Alter in Baden-Baden, welches er zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, und wo ihm seine Gemahlin ins Jenseits vorausgegangen war.

Freitag, den 24. April.

„Wittgenstein ist gestern aus dem Gouvernement Kalisch zurückgekehrt, überaus unglücklich über den dort kommandierenden General, den er für un-

fähig hält, wie er sich selbst durch ihn in seiner Tätigkeit gefesselt glaubt. Gar zu schlimm wird es nun wohl nicht werden, denn schließlich sind übergenug Streitkräfte dort vorhanden, mit denen die Polen doch nicht fertig werden. Was den General aber anbetrifft, so habe ich allerdings bereits am 28. Februar berichtet, daß es mir scheine, als ob er seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Wie überhaupt im ganzen Lande die kleinen Rencontres ihren Fortgang nehmen, so wird dies auch im Gouvernement Kalisch geschehen; dort vielleicht in einem etwas größeren Maßstabe. Es ist erklärlich, daß sich die Insurgenten stets dahin ziehen, wo ihnen ihr Auftreten durch falsche Maßregeln erleichtert wird ... Hier wird immer die Möglichkeit eines Krieges mit Frankreich erörtert, und man glaubt, daß auch wir in einen solchen hineingezogen würden ...

„Mit dem ‚Sohn der Berge', dem Kommandanten der beiden kubanischen Kosakensotnien habe ich besondere Freundschaft geschlossen; Sultan Abdil Gihrey ist Muselmann, ein ernster, schweigsamer Herr, wie seine braven Kosaken es auch sind, ein Mann, dem man es ansieht, daß sich auf seine Treue der Großfürst in allen Lagen unbedingt verlassen kann. Er hat einige Kenntnis vom Französischen, aber er versicherte mich, er spräche es fast nie; nur mit mir mache er eine Ausnahme.

„Seine kubanischen Landsleute hatten etwas außerordentlich Sympathisches; schöne, hochaufgeschossene Gestalten, welche die hohe Fellmütze noch größer, das lange, dunkle Kostüm noch ernster erscheinen ließ. Sie tragen keine Lanzen, wie die Donschen Kosaken, sondern nur Säbel, Gewehr und Pistolen. Ihr Kasernement lag am Fuße der Schloßterrasse in dem schmalen Raume, der dort bis zur Weichsel blieb, wo wir ihr Leben und Treiben von oben genau beobachten konnten. Sie hielten sich in strenger Abgeschlossenheit von allen anderen Truppenteilen, wohl in Rücksicht auf ihren Glauben, und erwiesen sich in strengster Beobachtung seiner Vorschriften wie in jeder anderen Beziehung als äußerst gewissenhaft. Oft lauschten wir von der Terrasse aus ihren melancholischen Gesängen, zu denen sie sich jeden Abend versammelten. Von ihrer Todesverachtung im Kampfe wie von ihrer strengen Disziplin hörte man viel Rühmliches." —

Dienstag, den 5., abends.

„Meine Schuld ist es nicht, daß Du so lange ohne Nachricht geblieben bist. Auf die Meldung, daß die Bande, die an der Bromberger Bahn umherstreifte, zerstreut worden sei, schickte ich Heinrich (meinen Diener) mit unseren Briefen und Berichten ab. Er kehrte aber am Abend wieder und war nur bis Lowicz gelangt; von dort bis Kutno war die Bahn von den Insurgenten zerstört. Nun wollen wir sehen, ob Heinrich morgen über Kattowitz nach Schlesien gelangt. Die Züge gehen zwar unter starker Bedeckung, doch kann man nicht dafür einstehen, daß nicht plötzlich eine Unterbrechung stattfindet; angebrannte Brücken gibt es auch auf dieser Linie. Die größte Bedeutung liegt augenblicklich noch immer im Gouvernement Kalisch; Verstärkungen sind dort eingetroffen, und die jetzt ergriffenen Maßregeln erscheinen

auch zweckmäßiger eingeleitet ... Laß Dich durch diese Bahnstörungen übrigens nicht vom Schreiben abhalten; die preußische Post findet immer Mittel, Briefe hierher zu befördern ... Warum die Insurgenten nicht schon längst sämtliche Bahnlinien gründlich zerstört haben, verstehe ich nicht. Die Mittel dazu besaßen sie ...

„Heute war der Namenstag der Frau Großfürstin. Sämtliche Offiziere, die auf dem Schloß versammelt waren, wurden zum Handkuß zugelassen; als erster trat an ihrer Spitze hierbei der Großfürst selbst in ritterlicher Weise heran. Mir sagte, als ich an die Reihe kam, die hohe Frau: ‚Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind; von Ihren guten Wünschen wäre ich auch sonst überzeugt geblieben.'

„Einen lieblichen Eindruck machten die großfürstlichen Kinder, die Kleinsten in Matrosenkleidung; sie sahen alle herzig aus... Nach der Zeremonie begab sich der Großfürst mit seiner Gemahlin in den Saal, in welchem die Offiziere versammelt waren, und hielt ihnen eine Rede, die mir ungefähr folgendermaßen verdeutscht wurde: Seiner Majestät dem Kaiser würden in dieser schweren Lage von allen Seiten Adressen überreicht, die seinem Herzen auf das äußerste wohltäten; es wäre nun in Anregung gebracht worden, ob die Offiziere der Armee in Polen nicht auch eine derartige Adresse erlassen sollten. Er, der Großfürst, erachte dies aber für unnötig, da besser, als je Worte es vermöchten, die Taten der Armee es hier bewiesen, wie ein jeder einzelne zu seinem Kaiser und Herrn in unentwegter Treue bis in den Tod halte. Die von Herzen kommenden und mit enthusiastischer Wärme gesprochenen Worte entfesselten einen Sturm der Begeisterung; die Käppis wurden in die Luft geschwenkt, und nicht enden wollende Hurras brausten empor. Aus den Augen der Großfürstin aber flossen heiße Tränen herab, ein beredtes Zeugnis ihrer Gesinnungen für den Kaiser und ihrer warmen Teilnahme an den rühmlichen Taten seiner Krieger." —

15. Mai.

„Hier ist alles beim alten. Dann und wann kommen noch Nachrichten von Scharmützeln. Unter der Ermutigung des Aufstandes ist man polnischerseits zur Fortsetzung des Kampfes bereit. Die Polen behaupten, man sage ihnen unter der Hand von Paris aus: ‚Setzt den Kampf nur fort; es wird doch der Moment kommen, wo wir euch helfen werden.' Und die Ärmsten glauben an solche Vorspiegelungen, die sich doch nicht verwirklichen werden, da ein europäischer Kampf bei der Einmischung der Weltmächte in Aussicht stände, ein Kampf, der weit über die Bedeutung hinausgeht, welche die polnische Frage für alle Großstaaten Europas hat. Und da bei der Erbitterung der Polen, vor allem aber durch den Druck des auf ihnen lastenden Terrorismus ihrer demagogischen Führer der Augenblick völliger Erschöpfung ihrer eigenen Kraft noch nicht eingetreten ist, so wird dieser unglückselige Kampf noch fortgesetzt werden, ohne daß sich ihre Wünsche realisieren, und immer weiter wird unsägliches Elend und furchtbarer Jammer auf das arme, in seinem Bestreben nach Unerreichbarem verblendete Volk sich häufen."

19. Mai.

„Denke Dir, ich bin inzwischen in Thorn gewesen! Aber bei der Schnelligkeit, wie dies gekommen, ist mir das ‚Wie?' und ‚Warum?' eigentlich noch ein Traumgebilde. Ich hatte letzthin gegen 9 Uhr Abends das letzte Wort meines offiziellen Berichtes geschrieben, als Graf Berg Treskow und mich noch zu sich bitten ließ. Sehr dringend eröffnete er uns seinen Wunsch, ich sollte seine Gemahlin, die nach Wien gehen wollte, per Schiff bis Thorn begleiten. Selbstverständlich willigte Treskow ein; nur mit dem Notwendigsten versehen, begab ich mich sofort auf das Schiff, welches unweit von der Zitadelle vor Anker lag. Die Abfahrt war mit dem tiefsten Geheimnis umgeben worden, wohl damit die Insurgenten nicht etwa einen Anschlag auf die Gemahlin ihres gefährlichsten Feindes zu planen vermochten. Die Thorner Bahn war zerstört, die nach Wien direkt führende Linie konnte jeden Augenblick zerstört werden, — so blieb nur noch der Weg zu Wasser übrig.

„Der Großfürst hatte zur Fahrt ein ihm zur Verfügung stehendes Dampfschiff bestimmt, welches, von Rosental in Thorn gekauft, zu einer Art von Kriegsschiff für Verwendung auf der Weichsel umgestaltet war. Zur Bemannung stand ein Detachement von fünfzehn Mann der Garde-Marine-Equipage unter dem Befehl eines Kapitäns bereit, während weiter ein Detachement von einem Offizier und zwanzig Mann der Gardeschützen von Zarskoi-Selo zur Besatzung kommandiert war. Zwei kleine Schiffskanonen und ein Raketengestell bildeten die Armierung. Schon um 5 Uhr früh erschien die Gräfin auf dem Schiff, eine sehr verehrungswürdige ältere Dame, eine Italienerin, geborene Gräfin Cigogna, begleitet vom Kammerherrn Baron Mengden, dem Direktor der polnischen Lotterie, einem Neffen des Grafen.

Um 6 Uhr wurden die Anker gelichtet und die Fahrt angetreten, welche bei den äußerst schwierigen Stromverhältnissen der Weichsel nur langsam vor sich ging, aber von dem Kapitän der Garde-Marine-Equipage mit großer Gewandtheit geleitet wurde[1]). Die Gräfin verweilte während der ganzen Zeit in ihrer Kajüte, größtenteils im Gebet; sie war eine sehr fromme Dame. Gegen 4 Uhr aber, dicht vor Plock, waren auch wir genötigt, uns in die unteren Schiffsräume zu begeben, da ein heftiges Gewitter aufzog und sich mit starkem Hagelschlage entlud. Dies ward die Veranlassung, daß man uns am Tage darauf in Wloclawek von einem harten Kampfe bei Plock erzählte: man habe den ununterbrochenen Geschützdonner bis dorthin gehört; einen Tag weiter in Thorn aber wurden wir förmlich mit Einzelheiten von diesem Gefecht überschüttet, das nur in der Phantasie sich aus dem Kampf der Elemente herausgearbeitet hatte.

„Unser erstes Reiseziel war Plock, das wir in der Frühe des anderen Morgens wieder verließen; auf dem Wege zum Schiffe sahen wir die Vorbereitungen zu einer Exekution: ein Führer der Insurgenten, namens Podlewski, sollte hier erschossen werden.

---

[1]) Ich habe ihn später als Marineattaché bei der kaiserlich russischen Botschaft in Berlin wiedergesehen.

„Schon um 2 Uhr mittags langten wir, nach kurzem Aufenthalt in Wloclawek, in Thorn an. Unsere Gardeschützen, welche preußisches Gebiet nicht betreten sollten, hatten wir unweit der Grenze auf einer der vielen kleinen Inseln (Cämpen) mitten in der Weichsel abgesetzt. Von Insurgenten bekamen wir nur einige Reiter zu sehen, welche bald nach der Abfahrt von Plock vom linken Weichselufer aus unsere Fahrt beobachteten; einer von ihnen verschwand nach kurzer Besprechung mit den anderen im nahen Walde, den er in gestrecktem Galopp erreichte. Bei uns entstand infolgedessen einige Bewegung; die Mannschaften holten ihre Patronentaschen herbei und verteilten sich unter Deckung von Sandsäcken auf der betreffenden Bordseite; auch an den Geschützen wurde Munition niedergelegt. Aber auch diese kleine Aufregung ging ohne weitere Erlebnisse vorüber.

„In Thorn gab es noch einige Schwierigkeiten zu überwinden. Unsere Zollbeamten wollten das Schiff revidieren, der Kapitän sie dasselbe nicht betreten lassen. Ich begab mich schnell zum Kommandanten und mit diesem dann zum Oberzollinspektor, mit dessen Hilfe diese Angelegenheit in befriedigender Weise gelöst wurde.

„Die Frau Gräfin konnte ihre Reise sogleich fortsetzen. Kaum war sie abgereist, als sich das Gerücht verbreitete: es wäre die Großfürstin gewesen, welche aus Warschau entflohen sei. Man kannte eben die Frau Großfürstin nicht, sonst hätte man ihr dies nicht angedichtet."

Freitag den 22. Mai.

„Im Lande rauft man sich weiter und, wie es scheint, augenblicklich mehr als zuvor. Von den bekannten Offizieren hier verschwinden alle Augenblicke einige, und wenn sie wieder kommen, haben sie in der Zwischenzeit irgendwo ein kleines Gefecht gehabt, was aber immerhin eine Anzahl von Menschen kostet. Es scheint mir ein Fehler zu sein, daß sich alles so en passant abspielt. Für mein Empfinden kehren die Truppen zu früh von den Expeditionen zurück; sie begnügen sich, die Banden zu schlagen und zu zersprengen. Wenn man diesen nicht bis auf den letzten Mann auf dem Pelz sitzt, haben sich die meisten der Insurgenten nach ein paar Tagen wieder zusammengefunden, und dann fängt die Geschichte wieder an einer anderen Stelle an. Vorgestern ist 2½ Meilen von hier eine halbe Ulanenskadron in einen Hinterhalt gefallen und hat sich durchhauen müssen mit einem Verlust von 9 Mann; ihre beiden Offiziere hatten einige Sensenhiebe erhalten, aber die Sense erweist sich als keine gefährliche Waffe."

Freitag den 5. Juni.

„Am Mittwoch Parade von vier neuerrichteten Grenadier- und einem Festungsbataillon. Beim Hertransport des letzteren hatten die Insurgenten die Schienen aufgerissen, diese aber wieder hingelegt. Der Zug entgleiste infolgedessen, und das Bataillon erlitt dabei einen Verlust von 15 Toten und Verwundeten.

Mittwoch den 10. Juni.

„Wohl habe ich Dir manchen heiteren Zug aus unseren Privaterlebnissen erzählen können, aber alles spielt sich nur auf dem düsteren Hintergrunde

der großen Begebenheiten ab, Ernst und Scherz treten abwechselnd dabei in den Hintergrund, wie ja manche Shakespearsche Tragödie nicht der Komik entbehrt. So spielte sich gestern im Park von Lazienki eine recht betrübende Szene vor unseren Augen ab. Während die Herrschaften mit uns in einzelnen Gruppen promenierten, drang plötzlich die Mutter eines gewissen Leon Frankowski, der gefangengenommen war und, aus irgend einem besonderen Grunde kriegsrechtlich verurteilt, erschossen werden sollte, aus einem dichten Gebüsch hervor, warf sich der Großfürstin zu Füßen, umklammerte deren Kniee und bat um Gnade für ihren Sohn. Wie die arme Frau in den scharf abgesperrten Park gekommen ist, blieb unaufgeklärt. Als der Begleiter der Großfürstin, Herr von Haurowitz, sie aufheben wollte, rief sie ihm zu: ‚Stoßen Sie mich lieber nieder, Sie haben ja einen Dolch an Ihrer Seite!' (Herr von Haurowitz ist Marinearzt und trägt die Uniform der Marine, zu der der Dolch in kleinem Anzuge gehört). Der weitere Verlauf wie der Erfolg dieses Vorfalles ist mir nicht bekannt.

„Kaum aus dem Garten nach der Schloßterrasse zurückgekehrt, erfuhren wir, daß der Großfürst die Meldung erhalten habe, die Bank oder die Nationalkasse — ich kenne den offiziellen Namen des Instituts nicht — sei um mehrere Millionen am hellen, lichten Tage beraubt worden, auf Anweisung des Nationalkomitees; man spricht von 4 Millionen Rubel. Der Diebstahl war durch das Zusammenwirken mehrerer Kassenbeamter und Bediensteter erfolgt und in einer Art und Weise öffentlich betrieben worden, daß das Herausnehmen und Aufladen des Geldes einen völlig offiziellen Charakter trug. Für den Unbeteiligten mischte sich in dies Ereignis ein Zug von Komik dadurch hinein, daß erzählt wurde, Mannschaften der zur Sicherung der Kassen im Gebäude kasernierenden Kompagnie hätten infolge der Anweisung der Beamten geholfen, das Geld auf die Wagen zu laden. Ob letzteres wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das Geld verschwunden" Die russische Regierung hat nie wieder etwas von demselben zu sehen bekommen.

„Die Soiree dauerte bis nach 1 Uhr. Die Frau Großfürstin sagte: ‚Ich muß Sie heute so lange hier behalten, denn ich bin zu angegriffen, um Ruhe zu finden.' Mit Gewißheit sah sie voraus, daß dieser unglückliche Vorfall wieder Anlaß zu erneuten heftigen Angriffen auf ihren Gemahl geben würde. Wie man mir mitteilte, gäbe es einflußreiche Kreise in Rußland, die den Großfürsten mit ganz besonderem Haß verfolgten, und zwar infolge seiner früheren Tätigkeit als Präses der Kommission für die Emanzipation der Bauern, einer Tätigkeit, gegen die man wahrlich keine Vorwürfe richten dürfte. Sein einziger Halt hier ist das große brüderliche Vertrauen, welches ihm Seine Majestät der Kaiser entgegenbringt. In Erfüllung des kaiserlichen Wunsches die Statthalterschaft übernehmend, hatte der Großfürst Lebensverhältnisse geopfert, in denen er sich glücklich fühlte. Immer und immer kann ich nur jeden darauf hinweisen, wenn die Rede auf die lange Dauer der Insurrektion und auf die darüber in Rußland herrschende Gärung kommt, daß man die

[1]) Die russische Regierung hat nie wieder etwas von demselben zu sehen bekommen.

Schuld nicht im Großfürsten, sondern in der ihm gestellten Aufgabe zu suchen habe. Wie ein Murawieff in Litauen verfährt, war für den Bruder des Kaisers in Polen ausgeschlossen."

Ein Brief vom 15. Juni benachrichtigt meine Frau, daß in den nächsten Tagen die kleine Großfürstin Vera im Hotel der russischen Gesandtschaft in Berlin eintreffen werde. „Der König von Hannover, dessen Gemahlin die Schwester unserer Großfürstin ist, geht nämlich auf einige Zeit nach Goslar, wo der Wunderdoktor Lampe sein Wesen treibt. Da dies gleichzeitig auch die Absicht von Frau von Minckwitz, der Gemahlin des hiesigen Generalstabschefs ist, hat man sich entschlossen, ihr die kleine Großfürstin mitzugeben, der Berg- und Waldluft dienlicher sein wird, als die hiesige Atmosphäre. Fräulein von Rantzau wird sie dorthin begleiten, und da diese nicht weiß, ob sie Gelegenheit findet, das Haus verlassen zu können, läßt sie Dich bitten, sie aufzusuchen. Die Reise soll aber vorderhand noch ein Geheimnis bleiben."

Der nächste Brief, den ich von meiner Frau erhielt, schilderte ihr Zusammentreffen in Berlin mit der Großfürstin Vera und den sie begleitenden Damen. „Ich habe noch am Abend des Tages" — so schrieb ich am 26. Juni nach Berlin — „als ich Deinen Brief empfing, der Frau Großfürstin einiges aus demselben auf der Terrasse vorgelesen, da sie mich bei meinem Eintritt gleich fragte, ob ich schon von Dir Nachricht hätte. Sie beauftragt mich, Dir ihren herzlichen Dank für den Brief auszusprechen, da es ihr sehr viel Freude gemacht, etwas Näheres über den Aufenthalt ihrer Tochter in Berlin erfahren zu haben. ‚Ich kann es mir recht lebhaft vorstellen, wie die Vera ankam, ihrer Frau das Patschchen zu geben.'

Dienstag, den 30. Juni.

„In vergangener Woche waren wir an einem Tage um 7 Uhr nach Lazienki und um 3/4 10 Uhr nach dem Schloß geladen. In Lazienki wünschte die Frau Großfürstin ihrem ältesten Sohne wie der Großfürstin Olga einmal eine besondere Freude zu bereiten, indem sich beide dort in kindlichen Spielen umhertummeln sollten. Es waren noch einige Familien geladen, meist junge Frauen, sowie auch die Offiziere der beiden dicht am Schlosse liegenden Garde-Kavallerieregimenter. Da habe ich mich ein wenig träniert mit Katze- und Mausspielen, mit „Plumpsack geht herum" ꝛc., aber dabei büßte ich auch einen Teil meines schwarzen Uniformüberrockes ein, den ein Oberst der Gardeulanen als Katze mir vom Leibe trennte, als man an einer Stelle mich als Maus aus Versehen nicht durchließ. Zum Glück ließ sich das Unheil schnell wenigstens insoweit reparieren, daß es meine weitere Teilnahme an den Unterhaltungen nicht hinderte, wenngleich mein Rock jetzt vielfach mit mißtrauischen Blicken angesehen wurde.

„Am Abend saßen wir auf der Terrasse, auf welcher nach der Stadtseite lange spanische Wände als Windschirme aufgestellt waren, vor denen sich eine Anzahl kleiner Tischchen mit großen, vasenförmigen Lampen befand. Plötzlich erhob sich ein leichter Luftzug, aber er war so stark, daß sich die Schirme oben überneigten, dann die Balance verloren, auf Lampen und Tische fielen

und diese mit furchtbarem Gepolter auf den Boden schleuderten, wo die schönen Vasen mit ihren Glocken und Zylindern in tausend Stücke zersprangen. Wir alle waren plötzlich in völlige Dunkelheit gehüllt. Der an diesem Abend mit anwesende Rechenberg aber sagte zu mir: ‚Sehen Sie, in Polen ist alles mit Umsturzideen erfüllt — selbst die Windschirme!' Da will ich mich denn auch nicht mehr darüber wundern, daß Mengden auf der Fahrt nach Thorn in die Kajüte gestürzt und Anna Michailowna mit mir im Sächsischen Garten mit der Bank eingebrochen ist!

„Zur Charakteristik der hiesigen Verhältnisse kann ich heute noch folgendes beitragen: Am Sonnabend hatten wir doch Heinrich (meinen Diener) nach Thorn geschickt, um unsere Briefe dort abzugeben. Schon am Tage vorher erzählte mir Rechenberg: das Nationalkomitee habe eine strengere Überwachung und Durchsuchung aller auf der Eisenbahn verkehrenden verdächtigen Personen angeordnet. Dessenungeachtet gelangte Heinrich glücklich nach Thorn und gab seine Briefschaften dort ab. Bei der Rückfahrt aber gewann er schon von der Grenze an den Eindruck, als ob er scharf beobachtet würde, namentlich von dem Zugführer. Verschiedentlich wurden auch Versuche gemacht, ihn zu bewegen, in ein anderes Coupé einzusteigen, was er jedoch ablehnte. Endlich nun, noch zwei Stationen von Warschau entfernt, öffnete sich die Türe während der Fahrt, und zwei Personen stiegen ein, die ihm sagten, sie hätten vom Nationalkomitee den Auftrag, ihn zu untersuchen, weil er verdächtig wäre, Depeschen der russischen Regierung zu überbringen. Er möge nur die Depeschen herausgeben, da sie telegraphisch über seine Person genau unterrichtet seien. Das eigentümliche war, daß dies in einem Zuge geschah, zu dessen Bedeckung sich 1 Offizier und 40 Mann in den Waggons befanden. Die polnisch gesprochenen Worte wurden von den beiden Individuen durch Drohungen mit Revolver und Dolch begleitet. Heinrich verstand von den Worten keinen einzigen Laut, mutmaßte aber aus den Gesten sehr wohl, was die beiden wollten. Dies wurde ihm bestätigt, indem eine außer ihnen im Coupé noch befindliche Dame die Anforderungen übersetzte. Heinrich sagte: er habe keine Depeschen; sie könnten ihn ruhig untersuchen. Dies geschah denn auch; selbst die Stiefel mußte er ausziehen; auch von zwei mächtigen Pfefferkuchen, die wir uns aus Thorn hatten mitbringen lassen, brachen sie die Kisten auf. Trotz alledem fanden sie aber nicht einmal einen Brief, den ihm mein Schwiegervater in Thorn an mich mitgegeben hatte, obwohl sie mit den Händen wiederholt in die Brusttasche hineinfuhren, in welcher er sich befand. Nach diesen verfehlten Recherchen verließen sie den Zug, noch während derselbe sich in voller Fahrt befand. Nach einiger Zeit aber kehrten sie zurück und sagten wieder, er wäre bestimmt der, den sie suchten, das Coupé wäre ihnen durch den Telegraphen nochmals ganz genau bezeichnet worden, beruhigten sich jedoch endlich bei seinen Versicherungen und untersuchten dafür einen inzwischen eingestiegenen Polen. Dann entfernten sie sich, höflich Heinrich um Entschuldigung bittend, daß sie ihn in Verdacht gehabt, schrieben sich aus seinem Paß noch den Namen auf und sagten ihm, daß er hierüber schweigen solle; er würde unausgesetzt von ihnen beobachtet werden.

„Die auf meine Anzeige von dem Vorfall erfolgten Recherchen hatten die Arretierung des Zugführers zur Folge.

„Die fremden Mächte sollen in St. Petersburg Noten abgegeben haben, in denen sie zum Teile fordern, was längst hier besteht. Man ist auf die Antwort gespannt; ich wüßte, was ich ihnen antworten würde." —

Der oben erwähnte Vorfall nötigte zu noch größerer Vorsicht beim Absenden unserer Berichte und sonstigen Korrespondenzen. Vielfach konnten wir aber unsere Briefschaften Offizieren mitgeben, die ins Ausland gingen, und fast alle, die dabei Berlin berührten, hatten die Liebenswürdigkeit, meine Frau aufzusuchen, so daß wir in steter Verbindung auch auf diesem Wege blieben.

4. Juli.

„Hier gibt es nichts Neues oder überhaupt nichts Außergewöhnliches, denn daß zur Abwechslung ein Kassierer der Post mit 46000 Rubel durchgegangen ist, kann man nicht zu dem Außergewöhnlichen rechnen. Nur die Bezeichnungen für solche Vorfälle sind verschieden zwischen hier und uns. Der Pole findet sie erhaben, patriotisch u. s. w.; wir haben jedenfalls andere Worte dafür.

„Unsere Terrasse am Schloß hat eine hübsche Veränderung erfahren, indem auf etwa einem Drittel derselben ein großer Pavillon entstanden ist. Als wir an einem der letzten Abende aus Lazienki, woselbst ein kleiner Ball improvisiert worden war, nach zehn Uhr dorthin kamen, gewährte von diesem Pavillon aus die Gegend einen überraschend schönen Anblick. Die Bekleidung des lichten Baues besteht aus einem weiß und rot gestreiften Leinwandzelt, dessen Seitenwände durch die das Dach tragenden Stützen auf jeder Seite in vier offene Felder getrennt sind. So bildeten diese breit drapierten Stützen den Rahmen für wunderhübsche, geradezu überraschende Bilder von Landschaften, die gefälligerweise — ein jedes für sich — vollständig abgeschlossen waren. Die frühere, auch recht schöne allgemeine Rundsicht blieb erhalten, sobald man aus der schmalen, nach der Weichsel zu gelegenen, offenen Seite des Pavillons hinaustrat; jetzt aber hatte man außerdem noch eine ganze Reihe konzentrierter kleiner Gemälde von Kirchen und Klöstern, Palästen und alten Gebäuden, unterbrochen durch zahlreiche parkähnliche Gärten, welche die nach der Weichsel abfallenden Hänge und Terrassen bedeckten, und durch die rastlos sich bewegenden Fluten des Stromes; ein jedes dieser Bilder hatte seinen eigenartigen Reiz. Alles dies im Scheine des Mondes gesehen, scharf begrenzt auf dem diesseitigen Ufer, auf dem jenseitigen sich verlierend in den bläulichen Konturen weithin sich erstreckender Waldungen. Manchmal hatte man den Eindruck, als ob man das Meer vor sich sähe, und vielfach wurde die Ansicht laut, daß eine täuschende Ähnlichkeit mit einem reizenden Punkt in der Gegend von Palermo vorläge. Allerdings fehlt der Ätna, aber den kann man in Polen schon entbehren: Feuer und Verderben speit das Land an und für sich schon genug. — Ich habe Dir diese lokale Schilderung hier hingestellt, da jener Pavillon voraussichtlich unser ständiger Aufenthalt des Abends sein wird."

9. Juli.

„Gestern war der Geburtstag der Frau Großfürstin. Tresckow und ich hatten einen mächtigen Pfefferkuchen aus Thorn kommen lassen, den wir als

Geschenk darbrachten." Nachmittags Parade der Grodnoer Husaren und einer reitenden Gardebatterie, welcher die Großfürstin zu Pferde beiwohnte, dann längerer Spazierritt und schließlich Tanz im Lazienki-Schloß.

Der Brief enthält ferner noch Notizen über einen Erlaß des Geheimkomitees, nach dem die polnischen Damen sich des Tragens aller Luxusgegenstände entschlagen sollten; namentlich wären auch die Krinolinen abzulegen. Hiergegen wurde die Damenwelt aber doch etwas aufsässig und wandelte ruhig weiter mit diesem unschönen Bekleidungsstück. Das aber hatte ein strenges Vorgehen seitens des Komitees zur Folge, indem seine Leute mit unglaublicher Roheit die Durchführung des Gebotes zu erzwingen suchten. Die Polizei erwies sich hierbei um so machtloser — sehr natürlich, da sie zahlreiche Agenten des Komitees in sich schloß. Am Ende aber rief dieses Verhalten doch eine so allgemeine Entrüstung hervor, daß sich dieses zur Aufhebung seines Ediktes entschließen mußte. Doch unterließ es hierbei nicht, die ganze Maßregel derart hinzustellen, als ob sie von den Spionen der russischen Regierung ausgegangen wäre, in der Absicht, überhaupt Unordnungen hervorzurufen, welche ein schärferes Eingreifen dann motiviert hätten.

12. Juli.

Ein kurioser Brief! Ich hatte alle meine dienstlichen Berichte nochmal durchgelesen und gab meinem Erstaunen (oder meiner Eitelkeit?) in diesem Schreiben an meine Frau darüber Ausdruck, daß ich bis dahin alles richtig beurteilt hätte. Dabei ist er angefüllt mit inzwischen erlangter militärischer Weisheit, ein Merkstein des eigenen Werdeganges! So heißt es in demselben: „Überhaupt, hat man Zeit, so renkt sich im Kriege schließlich alles von selbst ein, weil doch endlich einmal das Vernünftige durchdringt; aber da man die Zeit nicht immer hat, so handelt es sich stets um den Moment, in welchem man zur Einsicht gelangt. Der Vorteil ist daher ein unendlich großer, wenn man von vornherein mit der richtigen Einsicht auftritt! Ich habe mich seit geraumer Zeit schon mit den Verhältnissen des großen Krieges beschäftigt; es war eine gute Vorbereitung, aber immer nur eine Kritik des Geschehenen, eine Theorie ohne wirkliches Leben, wenn auch aus dem Leben geschöpft. Jetzt bewege ich mich dagegen in der viel schwierigeren Kritik in Bezug auf die zukünftigen Folgen, welche der Gegenwart entkeimen werden. Alles gipfelt immer in den Fragen: Was muß geschehen? was für Resultate können die betreffenden Anordnungen haben? Und diese Zukunft ist nichts von vornherein Feststehendes, wie bei dem bereits Geschehenen; der Gegner wirkt ein und bildet sie nach seinen besten Kräften. So tappt man selbst in der weiten Welt des Möglichen und Wahrscheinlichen umher! Und schließlich gelangt nur der zu den beabsichtigten Ergebnissen, der Menschen und Verhältnisse richtig zu beurteilen versteht und mit dieser Klarheit die höchste Energie in der Durchführung verbindet.

„Außerdem sind für mich die Einblicke wertvoll, die ich dann und wann in die Politik zu tun in die Lage komme. Der bekannte Satz: Es ist unglaublich, mit wie viel Dummheit die Welt regiert wird, reicht nicht aus; man darf dreist hinzusetzen: mit wie viel Leichtfertigkeit oder sogar auch mit

viel Niederträchtigkeit! Erfreulich ist es für mich, übersehen zu können, daß gerade in dieser polnischen Angelegenheit wenigstens unsere vaterländische Regierung vom ersten Augenblick an im Prinzip ehrlich gewesen ist und offen Farbe bekannt hat. Ihr Urteil über die Bedeutung des Aufstandes war richtig, und in ihrer Haltung ist sie konsequent geblieben.

„Gestern hatten wir das Regimentsfest des Garde-Grenadierregiments Kaiser Franz. Jedes Regiment hat seinen besonderen Festtag, der vom Zaren selbst bestimmt ist, und der sich auf irgend einen Heiligen bezieht oder an einen historischen Vorgang anlehnt. Es fand dazu auf der Zitadelle feierlicher Gottesdienst im Freien statt, welchem der Großfürst mit zahlreicher Umgebung beiwohnte. Da man während der ganzen Zeit mit entblößtem Haupte dastehen muß, brannte die Mittagssonne ganz barbarisch auf die kahlen Köpfe verschiedener alter Herren. Nach dem Gottesdienst fand feierliche Speisung im nahen Lager statt, woselbst auch für die Gäste ein großes Zelt aufgeschlagen war und uns ein üppiges Dejeuner serviert wurde. Dann aber mußten wir uns beeilen, um dem Diner im Schlosse beizuwohnen, welches die Herrschaften dem Offizierkorps gaben. — Es scheint mir, daß die erste Bedingung für das erfolgreiche Ausfüllen einer Stellung, wie ich sie hier einnehme, das Vorhandensein eines tüchtigen Magens ist. Die an denselben gerichteten Ansprüche sind doch recht bedeutende.

In der Nacht vorher war eine der großen Baracken am Fuße des Schlosses vollständig niedergebrannt."

17. Juli.

„Marquis Wielopolski ist gestern von hier wirklich abgereist; der erste Schritt zu einer Besserung der hiesigen Verhältnisse ist damit getan." — Ich bemerke hierzu: Wielopolski wurde von uns für einen durchaus loyalen Mann gehalten, der das Heil des Landes in Herstellung einer innigen Verbindung von Russen und Polen erblickte und alle seine Kräfte der Verwirklichung seines Ideals in voller Aufopferung widmete. Sein Volk verstand ihn nicht oder wollte auf anderem Wege seine eigenen Phantasiegebilde erreichen; so scheiterte seine Mission. Das Gerücht verbreitete sich, daß Graf Berg der Urheber gewesen sei für die Entfernung des Markgrafen von seinem Posten.

Ein Brief vom Freitag, den 24. Juli, enthält eine Schilderung des Regimentsfestes der Grodnoer Husaren, dann über eine Besichtigung von Abteilungen, die aus den letzten Expeditionen zurückgekehrt waren, und Verteilung von Georgskreuzen. Zu jenen Detachements gehörte auch eine halbe Eskadron der Gardeulanen unter dem Kommando meines Freundes Baron Offenberg, welcher mit seinen 42 Reitern im kritischen Moment eines Gefechtes eine glänzende Attacke auf eine Abteilung von 400 Sensenmännern gemacht und diese auseinandergesprengt hatte. Ferner ist in Bezug auf die inzwischen erfolgte russische Antwort auf die Note der Westmächte gesagt: „Alle Zeitungen hallten in der letzten Zeit von Friedenshoffnungen wider, an die, wie Du weißt, ich nicht geglaubt habe. Jetzt, mit der russischen Antwort, scheint die Welt aus dem Schlummer zu erwachen, und im Umsehen weht ein gewaltiger kriegerischer Sturm durch die Luft."

Mittwoch, den 30. Juli, früh.

„Der älteste Sohn des Großfürsten ist abgereist, um von Kronstadt aus seine alljährliche Seereise zu unternehmen, mit ihm sein Erzieher, Herr v. Mirbach nebst Gattin. Als wir am Tage vorher uns zur Soiree begaben, begegneten wir Mirbach im Korridor. Auch diese Reise wurde geheimgehalten, und wir wußten noch nichts von ihr. Wir sprachen, da wir es eilig hatten, mit Mirbach nur en passant. Dabei fiel es uns auf, daß, als wir uns getrennt hatten, er mehrmals wieder kehrt und ein paar Schritte in Richtung auf uns zu machte, uns immer wieder von neuem die Hand gab, so daß wir uns fragten: ‚Was bedeutet das eigentlich?' Eine halbe Stunde später, als uns der Großfürst das Geheimnis der Reise anvertraute, wußten wir dies freilich: Der gute Mirbach, ein lieber, prächtiger junger Herr, hätte uns so gerne ein ‚Lebe wohl!' gesagt, aber er konnte dies nicht aussprechen, da er das Geheimnis zu hüten hatte.

„Am Montag war ausnahmsweise keine Soiree, da spät abends noch eine Revue über drei neueingetroffene Kavallerie-, sowie zwei Kosakenregimenter und eine Kosakenbatterie abgehalten wurde, die frisch vom Don ankamen. Höchst amüsant war der Parademarsch der Kosaken; im Trabe ging es noch so ziemlich; als aber ein zweiter Vorbeimarsch im Galopp befohlen wurde, rasten die 1200 kleinen Pferde, in eine Masse zusammengeballt, unaufhaltsam vorüber, in eine Wolke von Staub eingehüllt. Es war aber auch nicht mehr zu verlangen; die Regimenter waren eben erst ausgehoben worden, und auf dem Marsch hierher hatten sie anderes zu lernen als Parademärsche auszuführen. Die Kosakenbatterie machte einen sehr guten Eindruck; man erzählte uns, sie schösse vortrefflich, aber ihre Bedienung verschmähte dabei alle vorschriftsmäßigen Instrumente und benutzte zum Richten nur ein eigens dazu verfertigtes Kerbholz.

„Gestern war für die neuangekommene Kavallerie um 5 Uhr ein Diner im Schloß. Ich hatte zum Nachbarn rechts einen Kosakenoberst, und da ich schon manchen Beweis von der Intelligenz der Bewohner des Dongebietes erfahren hatte, dachte ich: du willst es versuchen, mit ihm dich zu verständigen, obwohl er mir sofort, als wir Platz nahmen, durch seinen anderen Nachbar, den Adjutanten Grafen Kamorowsky, Bruder der Hofdame, hatte sagen lassen: er bedaure, nicht mit mir sich unterhalten zu können; er wäre ein Sohn der Steppe, spräche weder Preußisch noch Französisch! Nun aber wagte ich doch die Konversation ohne fremde Unterstützung, und ich kann Dir versichern, daß wir über eine Stunde, die das Diner dauerte, uns unterhielten und stets völlig verständigt haben! Ein paar Dutzend russische Worte waren mir schon geläufig. Diese, wie „kommen", „gehen", „feindlich" u. s. w. wurden in Zusammenhang mit irgend einem Namen genannt und das übrige durch Pantomimen übersetzt. Der Großfürst beobachtete uns auf das höchste erstaunt mehrmals und sagte nach Tische zu mir, ich hätte wohl bisher nur geheuchelt, daß ich das Russische nicht verstände. Als der Oberst und ich nun aber eine Probe gaben, wie wir uns unterhielten — die Pantomimen hatte der Fürst wegen vorstehender Blumenarrangements nicht gesehen — wollte sich der hohe

Herr vor Lachen schütteln, denn mancher Unsinn aus Mißverständnis mag dabei doch wohl zutage gekommen sein; nur wir beide am Gespräch Beteiligten merkten es nicht."

Der nächste Brief vom 31. Juli mag mannigfach nicht Zutreffendes enthalten; trotzdem gebe ich den größten Teil desselben hier wieder, da er die Anschauungen darlegt, welche ich damals als junger Generalstabsoffizier, der inmitten der Ereignisse stand, über die Verhältnisse gehabt habe. Und wenn ich in den vorliegenden Blättern so mancher heiteren und gesellschaftlichen Szene mit froher Erinnerung gedacht habe, so wird doch vielleicht manche Andeutung nicht unbemerkt geblieben sein, aus der hervorgeht, daß diese kleinen Erlebnisse sich auf einem Hintergrund abgespielt haben, der von uns auch ernst genug behandelt worden ist. Nur war es nicht meine Absicht, wie ich von vornherein bereits bemerkt habe, diesen ernsten Hintergrund hier geschichtlich gründlich zu bearbeiten; ich konnte dies um so weniger, als ich nicht ausreichend genug mit authentischem Material versehen war. Die betreffenden Stellen des Briefes vom letzten Tage des Juli lauten:

„Ich will Dir aus den verwirrenden Eindrücken, welche die Behandlung der polnischen Angelegenheiten hervorruft, noch einmal den Kern herauslösen. Bei den meisten Nationen konnte man zur Zeit auf gewisse Mißgunst gegen Rußland rechnen, und so fand das Aufflackern des Aufstandes weithin auch bei den Fremden um so mehr einen sympathischen Boden. Viel mag auch das früher in diesem Lande von den Russen angewandte System, wie es den Augen des Auslandes erschien, dazu beigetragen haben. Aber es wäre wohl an der Zeit gewesen, daß diese Erregung gegen Rußland sich zurückgedämmt hätte, statt ihr in den Polenkreisen neue Nahrung zu geben, und so mit beizutragen, das unglückliche Volk in noch größeres Elend zu stürzen. Und zwar war es an der Zeit, daß man auch die Persönlichkeit Kaiser Alexanders II. in Betracht gezogen hätte. Dieser wahrhaft edle Monarch bekundete bereits seit seiner Thronbesteigung die humanen Gesinnungen, welche ihn beseelten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft gab hierfür einen beredten Beleg. Polen gegenüber aber fingen seine wohlwollenden Absichten an, sich bereits zu realisieren. Inwieweit auch den Leiden Polens in der Vergangenheit Mitleid zugewandt sein mochte, jetzt, wo sich dem Lande eine neue und glücklichere Zukunft eröffnete, wurde jede Sympathie für die Revolution ein schwerer Fehler und mußte selbst, indem man sie moralisch unterstützte, zum Verbrechen werden! Wie oft wird nicht die Menge zu Kindern, die nur ihren Gefühlen und den Anschauungen ihrer noch engbegrenzten Welt folgen, ohne imstande zu sein, ihren Ausbrüchen durch Vernunft einen Regulator zu geben!

„Diese allgemein ungünstige, ja feindliche Stimmung gegen Rußland gab sich in fast allen Journalen der Welt und selbst in den Kammerdebatten kund. Es schimpft sich so leicht auf andere, wenn man von Mitgefühl für die von ihnen angeblich Unterdrückten erfüllt ist und — keine Verantwortung hat! Auch wir haben in unserem Abgeordnetenhause manche phrasenreiche Deklamation von der Tribüne herab zu hören bekommen. Es sprach nicht für die politische Reife dieser Herren, ganz aus dem Auge zu lassen, daß das offen-

kundige Ziel der Polen die Wiederherstellung des Polenreiches war, und daß ein solches nach den Lehren der Vergangenheit auch für uns eine Quelle steter Beunruhigungen werden mußte. Die polnische Emigration mit ihren gewichtigen Verbindungen, die Gewalttaten der geheimen Regierung, welche ihre zerstörenden Tendenzen unter dem Schleier des Patriotismus zu verbergen verstand, die lügenhafte Verbreitung von Siegen der Insurgenten und von Schandtaten der Russen trugen das Ihrige dazu bei, die unselbständige öffentliche Meinung irrezuführen. Gar manche Staatsmänner aber blickten mit Befriedigung darauf hin, wenn dem mächtig aufstrebenden Rußland Schwierigkeiten bereitet wurden, die seine ungestörte Entwicklung beeinflußten. Wohlgefällig ließen sie die öffentliche Meinung sich erhitzen. Aber bald waren sie nicht mehr ausreichend Herr der Bewegung in den Staaten des Westens, so daß sie sich genötigt sahen, selbst mit dem Strome zu schwimmen. So kam es zu den ersten politischen Schritten, ob unfreiwillig oder ob man sich über die innere Lage Rußlands täuschte, von dem man annahm, daß genug Zündstoff angehäuft sei, um bei einem Brande in Polen mitzuexplodieren. Ende März erfolgte die Absendung der ersten Noten von England, Frankreich und auch Österreich; noch in mildem Tone gehalten, wiesen sie auf die Notwendigkeit der Pazifizierung Polens hin im Vertrauen auf das Wohlwollen des Zaren.

„Preußen scheint hierbei nicht zu dem gemeinschaftlichen diplomatischen Vorgehen aufgefordert worden zu sein, weil es vom Beginn der Insurrektion an offen Stellung gegen sie genommen hatte. Es tut mir wohl, sagen zu können, daß unsere Staatsmänner eine völlig richtige Ansicht von der Sachlage hatten, auf ehrliche Weise mit derselben sofort hervortraten und bis jetzt ihre Haltung eine völlig konsequente gewesen ist[1]). Gebe der Himmel, daß dies auch ferner geschehe! Wir bedürfen eines klaren und energischen Verhaltens schon um unser selbst willen, auch auf die Gefahr hin, dadurch in einen schweren Kampf verwickelt zu werden.

„Als die betreffenden Noten in St. Petersburg eintrafen, eröffnete sich der russischen Diplomatie die Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu betätigen. Es erschien dieser Großmacht unwürdig, anderen Staaten eine Beeinflussung der inneren Verhältnisse einzuräumen und somit ein Präzedenz für die polnischen Angelegenheiten für alle Zeiten zu schaffen. Anderseits wollte man aber doch auch einen Krieg vermeiden — vielleicht war man zu einem solchen in den drohenden gewaltigen Dimensionen noch nicht bereit genug. Jedenfalls bedurfte man der Zeit; je länger man solche zur Verfügung hatte, desto größer war die Aussicht, inzwischen mit der Insurrektion fertig zu werden.

„Die russische Antwort erscheint mir als ein Meisterstück. Sie erkannte mit Dank die freundliche Teilnahme der Mächte an. Es war dies eine Phrase, die, wenn sie nicht von den Umständen in ihrer Höflichkeit diktiert worden

[1]) Daraus ersieht man, daß dieses Gefühl öfter durchbricht (vergl. Brief vom 12. Juli), wie groß die Befriedigung war, eine andere Rolle zu spielen als 1850, deren Druck bei dem einzelnen bis dahin noch nicht gehoben war; den Tag von Bronzell hatte ich selbst miterlebt.

wäre, gewiß die innere Stimmung in einer ganz anderen Weise zum Ausdruck gebracht hätte. Sie versicherte weiter, daß alles getan werden solle, um Polen zu beruhigen und glücklich zu machen, aber die in diesem Lande ausgebrochene Revolution könne das Gouvernement nur als einen Ausfluß der über ganz Europa verbreiteten revolutionären Strömung ansehen. Sie fordere daher schließlich zur Bekämpfung derselben und zum Hervortreten mit praktischen Vorschlägen auf.

„Diesem Anliegen konnten sich die Mächte, nachdem sie sich nun einmal in die Angelegenheit eingemischt hatten, nicht entziehen. Man war in allen Ländern der öffentlichen Meinung gefolgt, aber nur Österreich hatte dabei ein lokales greifbares Interesse. Inwieweit Kaiser Napoleon Rücksichten auf die Umsturzparteien aus früheren Beziehungen noch zu nehmen hatte oder weitergehende Absichten verfolgte, mag dahingestellt bleiben. Aber die augenblickliche Lage war zur Zeit zum Entflammen eines größeren Krieges nicht günstig. Der Krieg in Mexiko hatte eine unerwartete Wendung genommen; das Bestreben, die kleineren deutschen Staaten von Preußen abwendig zu machen, hatte keinen Erfolg gehabt; zudem waren die Neuwahlen in Frankreich nicht nach Wunsch ausgefallen. Ich denke, hätte der Kaiser sich jetzt noch zurückziehen können, so würde er jede dazu sich bietende Gelegenheit gerne ergriffen haben. Aber — der aufgehobene Fuß mußte niedergesetzt werden; er konnte nicht in der Luft schwebend verbleiben; in irgend einer Weise mußte daher auf das russische Verlangen eingegangen werden. Einige Aussichten auf glückliche Lösung waren bei der Friedensliebe des Zaren noch vorhanden, und man zieht sich nicht von selbst so leicht zurück, wenn man damit eine Niederlage eingesteht.

„So traten nunmehr die Mitspieler in den zweiten Akt. Die Einleitung desselben beweist überzeugend, daß es doch an allseitiger Erwägung gefehlt hatte, als der erste Schritt von den drei Mächten getan wurde. Denn es bedurfte eines Zeitaufwandes von fast drei Monaten, bevor sich diese darüber einigten, welche praktischen Ziele sie ihrer allgemeinen Andeutung geben sollten! Wohl der sicherste Beweis, daß man über das Erreichbare von vornherein sich nicht klar gewesen war.

„Als Ende Juni endlich die Antwortnoten in St. Petersburg übergeben wurden, wiesen sie Einzelheiten auf, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprachen. Man konnte zweifelhaft sein, ob diese absichtlich ignoriert wurden, oder ob man so schlecht unterrichtet war, sie nicht zu kennen. England forderte einen Waffenstillstand, die anderen Mächte hielten ihn für erwünscht. Die Insurgentenbanden waren aber doch keine kriegführende Macht, mit der Rußland hätte paktieren können! Dazu kam, daß die drei Staaten sechs Punkte bezeichneten, durch welche die Polen befriedigt werden sollten. Sicher aber war, daß dies niemals der Fall gewesen wäre und die Polen daraufhin die Waffen nicht niedergelegt haben würden. Denn die sechs Punkte berührten Angelegenheiten, die zum Teil schon vor der Revolution geregelt worden waren, zum andern Teil alsbald geregelt werden sollten. Überdies waren es meist solche Forderungen, die von den Polen als völlig ungenügend

angesehen wurden. Nur die Herstellung eines selbständigen Polenreichs hätte sie — aber wohl auch nur vorläufig — befriedigt[1]).

„Bei diesen Vorschlägen erlangte Rußland die Oberhand, dies um so mehr, als die militärischen Vorbereitungen für einen Krieg wohl inzwischen zum Abschluß gelangt waren. Dabei hatte sich des gesamten Rußlands eine so gewaltige enthusiastische Stimmung bemächtigt und gleichzeitig eine so patriotische Abneigung gegen jede Nachgiebigkeit, daß alles, was hierüber in die auswärtigen Journale gelangt ist, noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt . . .

„Mitte Juli erfolgte die Antwort. Fürst Gortschakow kanzelte darin die fremden Diplomaten wegen ihrer Idee eines Waffenstillstandes gründlich ab; die sechs Punkte behandelte er nur ganz nebensächlich, bemerkte jedoch, er habe in seiner ersten Note zur gemeinschaftlichen Bekämpfung der europäischen Revolution aufgefordert, müsse sich aber verbitten, daß Forderungen gestellt würden, die sich auf die inneren Angelegenheiten Rußlands bezögen. — Ins Deutsche übersetzt, konnte man sehr wohl daraus lesen: ‚Ich habe genug von euch. Bekümmert euch um eure eigenen Angelegenheiten und laßt mich fernerhin ungeschoren.'

„Jedenfalls war die Antwort eine Rußlands würdige und den Verhältnissen entsprechende. Rußland kann und wird keinen Schritt zurücktun . . ." —

Bei dieser Sachlage habe ich damals die Möglichkeit eines Krieges von großen Dimensionen als ziemlich nahegerückt angesehen. —

Sonnabend, 8. August.

„Der Großfürst muß das Bett hüten, ebenso unsere liebliche Olga, wegen leichter Fieberanfälle. Wahrscheinlich weil wir jetzt immer bis nach 9 Uhr in Lazienki bleiben und die dortigen Seen Fieberluft verbreiten. Die kleinen Soireen im Pavillon der Schloßterrasse nehmen jedoch ihren Fortgang.

„Letzthin — es war gegen Mitternacht — hörten wir plötzlich den Knall zweier Schüsse. Ich trat aus dem Zelt bis an die abschließende Balustrade der Terrasse und bemerkte gleich darauf das Aufsteigen mehrerer Raketen, etwa aus der Gegend von Lazienki, die mit scharfem Geräusch am Nachthimmel explodierten. Gleich darauf ertönten von allen Seiten Trommelwirbel wie die langgezogenen Töne von Signalhörnern und Trompeten, welche die Truppen auf die Alarmplätze riefen. Die Offiziere, die bei uns waren, verließen die Terrasse eiligst, die Frau Großfürstin begab sich zu ihrem noch im Bett befindlichen kranken Gemahl, die Soiree war aufgehoben, und wir konnten somit nach Hause gehen. Treskow schlug mir noch vor, nach Lazienki zu reiten, aber ich, fest überzeugt, daß es entweder ein Übungsalarm wäre oder ein Mißverständnis vorwalte, erklärte ihm, daß ich ganz zufrieden sei, einmal frühzeitig zu Bett zu kommen.

---

[1]) Die sechs Punkte umfaßten die Amnestie, Bildung einer Nationalvertretung, nationale Verwaltung, Freiheit der katholischen Kirche und Festlegung eines Rekrutierungssystems.

„Am anderen Tage erfuhren wir, daß diese Alarmsignale mit den Raketen zur Beunruhigung der Truppen von Polen ausgegangen wären, Patrouillen aber die betreffenden Anstifter eingefangen hätten."

Mittwoch, den 12. August.

„In einem der letzten Briefe schrieb ich von dem Alarm durch die Raketen. Die Zeitungen haben ein Gefecht am Mokotower Schlage daraus gemacht. Ebenso war letzthin in Thorn die Nachricht von einem Aufstande in Warschau so bestimmt verbreitet, daß die Eisenbahnpassagiere ihre Fahrt nicht fortsetzen wollten! — Dagegen hat am 8. im Lublinschen Gouvernement zum ersten Male ein Gefecht stattgefunden, das für die Russen recht unglücklich ausgefallen ist. Ein Geldtransport von 200000 Rubel wurde unter Bedeckung von einer Kompagnie Sappeure und einer Kompagnie des Festungsbataillons nebst zwei Geschützen von der Festung Iwangorod nach Lublin geschickt. Auf dem Wege wurde das nur 300 Mann zählende Detachement von 3000 Insurgenten umzingelt und scheint, nachdem es sich in einem vierstündigen Gefecht bis auf die letzte Patrone verteidigt hatte, vernichtet worden zu sein. Nur 3 Offiziere und 91 Mann haben sich bis jetzt gerettet, davon sind die Offiziere und 57 Mann blessiert. Die beiden Geschütze und das Geld fielen in die Hände der Insurgenten."

Der Brief enthält eine eingehende Schilderung des Nationalcharakters der Russen; dieser entnehme ich: „Wir sehen den gemeinen Russen zwar hier nur im Soldaten vertreten, aber dieser charakterisiert die ganze untere Volksschicht, aus der er hervorgegangen ist. Seine Physiognomie ist im höchsten Grade vertrauenerweckend, es liegt Treue und Willigkeit, Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl darin. Dabei ist er äußerst bescheiden in seinen Ansprüchen, verträglich und unverdrossen, sein Körperbau ist kräftig und großen Strapazen gewachsen. Allerdings sind in einem so gewaltigen Reiche jedenfalls auch beträchtliche Unterschiede zwischen den Bewohnern der verschiedenen Provinzen vorhanden, und so spreche ich auch nur von denjenigen Leuten, die ich hier vorwiegend zu sehen bekomme."

Bis zum 30. August liegen mir noch fünf Briefe vor, aber sie enthalten nur eine Mitteilung von Interesse; in dem Briefe vom 25. August heißt es: „Das Neuste, was ich von hier berichten kann, ist, daß der Großfürst gestern früh, einer Aufforderung des Kaisers zu einer mündlichen Besprechung folgend, nach St. Petersburg abgereist und die Dauer seiner Abwesenheit vorläufig auf vierzehn Tage festgesetzt ist. Über die Tragweite dieser Konferenz mag ich hier mich nicht in Vermutungen aussprechen. Nur so viel scheint sicher, daß eine große Partei in Petersburg und in dieser Mitglieder der kaiserlichen Familie den Wunsch hegen, es möge der Großfürst selbst dem Kaiser die Bitte um seine zeitweilige Enthebung vom Statthalterposten aussprechen; es liegt mithin der Gedanke nahe, daß mündlich alles aufgeboten werden wird, um ihn hierzu zu bewegen."

Montag, den 31. August.

„Ich weiß nicht mehr, was für Bemerkungen ich in dem einen Brief über die Reise des Großfürsten gemacht habe, ich weiß nur, daß ich mich hier

mit Treskow vielfach über das Ergebnis stritt, das sie haben dürfte. Während ich der Ansicht war, der Großfürst sei nur nach Petersburg berufen, um ihn mündlich zum Rücktritt zu bewegen, vertrat Treskow die Ansicht, daß diese Reise eine völlige Aussöhnung aller Differenzen mit sich bringen würde.

„Trügen mich alle Anzeichen nicht, so behalte ich recht. Denn obwohl noch nichts bekannt ist, scheint es mir doch so, als ob der Großfürst mit seiner Familie wirklich Warschau verlassen wird; vorläufig dürfte die Abwesenheit auf sechs Wochen fixiert sein; und man wird vielleicht durchblicken lassen, ihn nach Ablauf dieser Zeit, deren ungestörten Genusses seine durch übermäßige Arbeit und ewige Sorgen und Verdrießlichkeiten angegriffene Gesundheit auch wohl dringend bedarf, wieder auf seinen hiesigen Posten zurückkehren zu sehen, indem man hofft, daß das Notwendigste bis dahin hier geordnet sein würde. Doch denke daran, was ich jetzt sage: Bleibt Graf Berg hier, so kommt der Großfürst auch nicht nach sechs Monaten zurück.

„In Bezug auf den Abgang des Großfürsten stütze ich mich auf folgende Indizien: 1. Daß der hohe Herr, dessen Reise auf vierzehn Tage festgesetzt war, bereits am nächsten Donnerstag hier wieder erwartet wird. 2. Daß Madame Lazareff aus dem Seebade die Reise hierher unter Zurücklassung ihrer Kinder plötzlich angetreten hat und am Sonnabend hier erschienen ist, um ihren Dienst wieder zu übernehmen. 3. Die Wolken, welche seit kurzem die Physiognomien einzelner Mitglieder des Hofpersonals umschatten; sie scheinen Besorgnisse für ihre Zukunft zu haben.

„Indes — das sind ja alles noch Mutmaßungen. Sprich Dich also nicht zu anderen darüber aus.

„Treskow glaubt, daß, wenn meine Ansicht sich bewahrheite, es auch mit unserem Kommando ein Ende nehmen würde. Da gehen wir aber wiederum auseinander. Unsere Abberufung hätte, meiner Meinung nach, doch nur Sinn, wenn wir zu nichts anderem hier gewesen wären, als um den Soireen des verehrten großfürstlichen Paares beizuwohnen. Da ich mir aber bisher eingebildet habe, daß auch noch andere Gründe dafür maßgebend gewesen sind, ich auch recht redlich durch sie in Anspruch genommen worden bin, so denke ich mir, daß die Abreise des Großfürsten auch nicht den geringsten Anlaß zum Auflösen unserer Mission geben dürfte. Die Verhältnisse, welche diese hervorgerufen haben, sind doch nicht aus der Welt geschafft!

„Allerdings wird die Abreise des fürstlichen Paares eine tiefe, für uns nicht auszufüllende Kluft hinterlassen . . .!"

Ein dem Briefe am Dienstag um 8 Uhr früh hinzugefügtes Blättchen enthält noch folgendes: „Gestern abend in der Soiree hat Ihre Kaiserliche Hoheit es erzählt, daß sie auf sechs Wochen nach der Krim fahren würde; Du kannst also auch darüber sprechen. Zu Treskow und mir aber sagte sie scherzend: ‚Ich werde beantragen, daß Sie beide so lange nach Hause gehen, als wir fort sind; denn allein lasse ich Sie nicht hier; Sie dürfen aber auch erst wieder kommen, wenn wir zurückkehren.'"

Eine Randbemerkung berichtet ferner noch: „Gestern früh kam Ivan Ivanowitsch (ein mir befreundeter Oberst der Grodnoer), um mir mitzuteilen:

sie hätten eben ein Telegramm erhalten, nach welchem Rittmeister von Grabbe von seinem Regiment mit 40 Kosaken bei der Verfolgung von Reiterei der Insurgenten in einem Dorfe von ein paar tausend Insurgenten umzingelt worden wären und, da sie sich nicht ergeben wollten, den Tod gefunden."

Mittwoch, den 2. September.

„Gestern abend hat Tresckow Befehl aus Berlin erhalten, sofort dorthin zur mündlichen Berichterstattung an Seine Majestät den König abzureisen. Ich begleite ihn heute früh zur Bahn, und er nimmt diesen Brief mit. Er wird sich in Berlin erkundigen, wie lange man uns noch hier zu belassen beabsichtige. Sollte sich meine Anwesenheit voraussichtlich noch auf mehrere Monate ausdehnen, so bitte ich Dich, den Gedanken in Erwägung zu ziehen, wie es mit einem vierwöchentlichen Abstecher nach Warschau stände. Nur bemerke ich, daß fast die gesamte Damenwelt mit dem Fortgange des Hofes hier zu verschwinden beabsichtigt."

Sonnabend, den 5. September.

„Tresckow benachrichtigt mich in Eile, daß Seine Majestät wünsche, er solle sofort nach Warschau zurückkehren, um die großfürstlichen Herrschaften durch das preußische Gebiet zu begleiten. Er setzt hinzu: ‚Dann werde ich wohl noch einmal nach Berlin zu den Manövern müssen.'

„Du wirst wohl nicht so weit vom Ziele geschossen haben, wenn Du glaubst, nun würde ich allein hier bleiben; meinerseits verdenke ich es Tresckow gar nicht, wenn er jetzt sein möglichstes tut, heimberufen zu werden. Für unsere militärische Aufgabe genügt einer von uns. — Eben habe ich an ihn folgendes Telegramm (nach Verabredung) abgelassen: ‚Zahlen Sie gefälligst am 8. d. M. 1030 Taler an meine Mutter, die dazu wahrscheinlich nach Berlin kommen wird.' — Übersetzt hieß dies: ‚Der Großfürst reist am 8. d. M. 10 Uhr 30 Minuten früh über Thorn ab und geht wahrscheinlich über Berlin.'

„Wenn Tresckow jetzt recht viel Angenehmes in Berlin über seine hiesige Tätigkeit hören sollte, so würde mir dies eine große Freude sein, denn der Generalstabsoffizier ist doch nur der unselbständige Gehilfe seines Vorgesetzten und kann nie eine größere Belohnung empfangen als die, daß man mit dessen Verhalten zufrieden ist.

„Sollte Tresckow nicht wieder hierher kommen, so würde ich jetzt nach Weggang des Hofes ziemlich vereinsamt stehen und einen Kreis verlieren, in dem ich mich wie in einer Heimat bewegen durfte; anderseits würde ich aber dafür in eine selbständige Stellung gelangen, nach der ich mich von ganzem Herzen sehne, indem man ja nur *dort* seine Kräfte stählt und überhaupt erst erkennt, was man zu leisten vermag, wo man eine eigene Verantwortlichkeit zu tragen hat.

„Zwar würde vieles schwieriger als früher werden, wo uns die Hofkreise manche Quellen eröffneten; es gilt dann, sich neue Orientierungskreise zu verschaffen. Doch, je größer die Schwierigkeiten, desto mehr wächst die Lust, sie zu überwinden!" —

Leider sind aus den letzten Tagen der Anwesenheit unserer Herrschaften in Warschau, sowie über deren Abfahrt die brieflichen Aufzeichnungen nicht

mehr in meinem Besitz, so daß ich hier über Einzelheiten nicht zu berichten vermag. Unvergessen ist mir aber die Stunde des Abschieds auf dem Bahnhof geblieben. Der ganze, weite Platz war mit Offizieren und Mannschaften aller Waffen bedeckt, deren Masse sich weit in die Anfahrtsstraße hineinzog. Vor dem Gebäude selbst standen die Soldaten, welche infolge der Kämpfe dekoriert waren; im Inneren hatten die Damen, sowie alle, welche mit dem Hofe nähere Beziehungen gehabt, unter diesen auch Treskow, der die Herrschaften begleitete, Rechenberg und ich Aufstellung genommen. Alle Welt befand sich sichtlich in gedrückter Stimmung, und nur mit leisem Tone wurden Worte gewechselt. Da erdröhnten gewaltige „Hurras!" von weither; immer mächtiger schwollen sie an, und in dem engen, von den Massen freigelassenen Raum erschienen die treuen Kubaner Kosaken in ihren phantastischen Festanzügen, dann die Equipagen des Herrscherpaares mit ihrem Gefolge, begleitet von den zahllosen berittenen Offizieren der Garnison an ihrer Spitze — wenn ich mich nicht irre — der zweiundsiebzigjährige Feldmarschall Graf Berg.

Als der Großfürst ausgestiegen, rief er seine Grüße den auf dem Platze Stehenden zu und nahm Abschied fast von jedem einzelnen der dekorierten Mannschaften, über deren narbenbedeckte Gesichter warme Tränen herabrollten. Auch die Frau Großfürstin wohnte tief gerührt dieser Szene bei. Dann betraten beide die Räume, in welchen wir uns befanden. Von Herzen kommende und zu Herzen gehende Worte des Dankes wurden an uns gerichtet; für jeden fand die Frau Großfürstin die dem Verhältnis entsprechenden rührenden Ausdrücke. Bald schlug die Stunde der Trennung.

Welcher Unterschied, das Eintreffen des großfürstlichen Paares vor ein paar Jahren in Warschau und jetzt diese Abschiedsstunde! Damals voll freudiger Hoffnung, eine große zivilisatorische Aufgabe durchführen und einem durch sich selbst unglücklichen Volke den Weg zu neuem Aufblühen eröffnen zu können! Und jetzt! Vergeblich alle Arbeit, alles Mühen und Ringen, gescheitert an der Unmöglichkeit der Aufgabe, deren Wert das polnische Volk unter dem Drucke des Terrorismus verkannt und verschmäht hatte — zu seinem eigenen Schaden.

Mögen diese Blätter, welche Gelegenheit boten, die Herrschaften, insbesondere aber die Frau Großfürstin in ihrem reinen, menschlichen Fühlen und Denken, kennen zu lernen, Zeugnis ablegen von der Liebe und Verehrung, welche sie jedem einzelnen, dem es vergönnt war, in jenen für sie so schweren Zeiten ihnen näherzutreten, für immer eingeflößt haben! —

Als der Zug meinen Augen entschwunden war, setzte ich mich in meinen Wagen und durchfuhr die Hauptstraßen, um zu sehen, welche Physiognomie die Stadt jetzt trüge. Und in der Tat, sie war eine gänzlich veränderte; alle Häuser waren geschlossen, an den Fenstern niemand zu erblicken; in den Straßen herrschte eine unheimliche Leere; nur vereinzelte Gestalten huschten scheu und flüchtig umher. Es war, als ob ein schweres Wetter im Aufzuge begriffen und der Tag des Gerichtes gekommen sei. Die Mission des Friedens war gescheitert. Wie wird sich jetzt der Kampf gestalten? — Das war der Eindruck, den — wenigstens in dieser Stunde, nach Abreise des großfürstlichen Paares — Warschau auf mich machte.

Die Feindschaft der Montecchi und Cappelletti ein Irrtum!

Von

Robert Davidsohn (Florenz).

Die Shakespeare-Forschung hat, wie es ihres Amtes ist, zur Genüge aufgeklärt, auf welchem Wege der Stoff vom Liebesglück und Tod Juliens und Romeos aus der italienischen Novellistik in die englische Literatur und zu dem Dichter der Tragödie gelangte. Auf die Frage ist sie aber bisher die Antwort schuldig geblieben, was es mit den Montecchi und Cappelletti für eine Bewandtnis habe oder, wie wir mit Shakespeare zu schreiben hätten, mit den „Montague" und „Capulet". Sie zu erteilen, sind im Grunde die berufen, die ihre Studien dem Chaos blutiger und verwickelter italienischer mittelalterlicher Parteiungen gewidmet haben. Gespalten war im 13. und 14. Jahrhundert die Bürgerschaft auch des kleinsten Ortes im oberen und mittleren Italien, aber man wird die inneren Verwicklungen keiner einzelnen der Städte richtig zu erfassen vermögen, ohne die aller anderen mitzuüberblicken. Verschieden waren innerhalb eines jeden Mauernkreises die Namen der Parteien, ehe die der „Guelfen" und „Ghibellinen" der ganzen Halbinsel gemeinsam wurden, was indes später geschah, als man gewöhnlich annimmt, und dann wieder deckte der gleiche Name abweichende Tendenzen und Ziele. Überall fortwährende Gärung; blitzschnell verdrängt die eine Faktion die andere; oft spaltet sich wiederum die herrschende Partei in zwei Gruppen, die blutig um das Stadtregiment ringen, bis die eine die andere in die Verbannung treibt. Stets demolieren und verwüsten die Sieger Häuser, Türme, Besitzungen der Unterlegenen, konfiszieren ihre Habe und wüten gegen die Besiegten mit Todesurteil und Proskription. Die Nachbarstädte leben in uraltem Hader; Friedensschlüsse unterbrechen wohl, aber beendigen niemals den blutigen Kampf; die geächteten Bürger der einen Stadt suchen Zuflucht bei deren Feinden und kämpfen in vorderster Reihe gegen die eigenen Mitbürger, in der Hoffnung, daß deren Niederlage ihnen als Siegespreis die Rückkehr und die Herrschaft über die Heimat gewähren solle. Und wenn diese errungen, dann beginnt in der gedemütigten und verwüsteten Vaterstadt das entsetzliche Schauspiel mit vertauschten Rollen aufs neue: Ächtung, Vermögenskonfiskation, Flucht derer,

die von Kerker und Tod bedroht sind, zu den nunmehrigen auswärtigen Feinden; denn auch Bündnis und Feindschaft der Städte wechseln jeweilig mit dem Umschwung des Parteiregiments.

In solcher Wirrnis sich leidlich zurechtzufinden, erfordert in einem Zeitabstande von sechs, von sieben Jahrhunderten mühereiche Forscherarbeit. Die italienischen Lokalhistoriker haben aber gewöhnlich nur die eigene Stadt im Auge gehabt; sie haben wohl die Kämpfe überschaut, in die diese verwickelt war, aber für die allgemeinen Verhältnisse, für die Ferne fehlten ihnen Blick und Verständnis. Auch ist kritischer Sinn gegenüber bestehenden Traditionen nie ihre Stärke gewesen, zumal dann nicht, wenn solche als ein Ruhmestitel der Heimat galten. Alessandro Torri, selbst Veroneser, ließ 1831 in Pisa eine kritische Ausgabe der Novelle des Luigi da Porto erscheinen, der im Jahre 1524 zuerst die Geschichte von Romeo und Julia in derjenigen Form erzählt hatte, in der sie durch Shakespeare nachmals der Welt vertraut ward. Torri, der als namhafter Dante-Forscher zur Aufklärung der Frage, die uns hier beschäftigt, berufen gewesen wäre, weiß über sie nur zu sagen: „es sei schwierig, zu entscheiden, ob der Fall der Liebenden als historische Wirklichkeit oder als Erfindung des Luigi da Porto zu betrachten sei; er müsse sich enthalten, ein Urteil darüber auch nur zu versuchen".

Wir, weniger geneigt, auf selbständige Meinung zu verzichten, müssen, ehe wir solche begründen, teilweise Bekanntes über das Vorkommen des Stoffes der Tragödie in der Literatur vor Shakespeare kurz wiederholen.

Die Namen der beiden als die eines in seliger Liebe entbrennenden, unglücklich endenden Paares sind nicht gehört worden, ehe Da Porto seine Erzählung „Giulietta e Romeo" niederschrieb. Er war 1485 in Vicenza geboren, und das Schicksal hat ihn ziemlich umgetrieben. Einen Teil seiner Jugend verlebte er am Hof der Montefeltre in Urbino; später trat er in venezianische Dienste, und in reiferen Jahren kehrte er nach Vicenza zurück. Seine Novelle läßt er sich von einem fünfzigjährigen Veroneser berichten, mit dem er, durch vom Kriege verwüstetes Gebiet, die Reise von Gradisca nach Udine macht. Diese Einkleidung ist keine zufällige, denn eben in Udine lebte der einzig übriggebliebene Zweig des vormals glänzenden Hauses der Montecchi unter dem Namen „Monticoli di Verona", und dieser Name „Monticoli" entspricht durchaus der Benennung des Geschlechtes in Veroneser und anderen oberitalienischen Chroniken des 13. Jahrhunderts. Er läßt den Veroneser Gefährten seiner mühevollen Reise die Geschichte des Liebespaares, wie folgt, beginnen:

Zu jener Zeit, als Bartolomeo dalla Scala, ein Herrscher voll Leutseligkeit und Menschenliebe, die Zügel in meiner schönen Vaterstadt führte und sie nach seinem Belieben bald fester anzog, bald lockerte, lebten dort (wie mein Vater sagte, daß er es erzählen hörte) zwei sehr edle Familien in Feindschaft gegeneinander, die entweder aus dem Gegensatz der Parteien, denen sie angehörten, oder aus persönlichem Haß entstanden war. Die eine Familie hieß die Cappelletti, die andere die Montecchi ... und obwohl ich in gewissen alten Chroniken gelesen habe, daß diese beiden Familien einer und derselben Partei zugehörten, will ich die Geschichte dennoch so, wie ich sie vernommen habe, ohne etwas daran zu ändern, Euch vortragen.

Die Begegnung zwischen Romeo und Giulietta findet bei da Porto auf dem Ballfest im Hause der Cappelletti statt, ganz wie wir sie aus der fünften Szene des ersten Aktes von Shakespeares Dichtung kennen, und der Verlauf des Liebesdramas ist in den großen Zügen ebenfalls der allbekannte. Die Novelle schließt mit dem Satze: „Qui finisce lo infelice innamoramento di Romeo Montecchi e di Giulietta Cappelletti."

Die Erzählung Luigi da Portos machte Glück. Bereits 1535 wurde sie zum zweiten Male gedruckt, und jene kritische Ausgabe von 1831 war ihre siebzehnte Veröffentlichung. Eine italienische Dichterin, deren Pseudonym „Clizia" nicht hat gelüftet werden können, fühlte sich schon 1535 durch den ergreifenden Stoff zu einer Versifikation in ottave rime angeregt; mehrere Jahre später erzählte dann Bandello dem Da Porto die Geschichte der „durch Adel und Reichtümer berühmten Familien Montecchi und Cappelletti", ihrer blutigen Feindschaft und der Liebe, des Todes ihrer Sprößlinge nach. Bandellos Novelle wurde 1560 von Etienne Boiotlas französisch bearbeitet. Zwei Jahre später schuf ein Engländer daraus eine dramatische Dichtung, die trotz ihres Bühnenerfolges, von dem unsterblichen Werke gleichen Inhalts verdrängt, verloren gegangen ist. Arthur Brooke endlich übertrug Bandellos Erzählung in englische Verse, und in der Form dieses Poems gelangte der Romeo-Stoff an Shakespeare. Etwa sechzig Jahre der Wanderung hatte er von Da Porto bis zu dem großen Briten, von Udine oder Vicenza bis London erlebt, ohne, was das Grobe und Äußerliche des Stoffes anlangt, erhebliche Wandlung erfahren zu haben. Doch war in Wirklichkeit Da Porto so wenig wie Bandello Erfinder der Fabel gewesen; schon mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem ersteren (1470) hatte Masuccio von Salerno eine im wesentlichen gleiche Geschichte erzählt, nämlich vom Schicksal zweier Liebenden aus feindlichen Geschlechtern, von heimlicher Trauung, von einer Blutschuld, die der junge Gatte auf sich lädt, von seiner Flucht, von dem harten Vater, der die Tochter zu einer Ehe drängen will, von einem Schlaftrunk, der den Schein des Todes erweckt, von der Heimkehr des Liebenden und seiner Ergreifung, seiner Hinrichtung, während die aus dem Gruftgewölbe Entflohene ihre Verzweiflung in einer Klosterzelle birgt. Bei Masuccio aber ist der Schauplatz des tragischen Geschehnisses das toskanische Siena, die Liebenden heißen statt Romeo und Julia: Mariotto und Gianozza, ihre Geschlechter werden Mignanelli und Saraceni genannt.

Auch hier gilt das Wort, daß das allein nie veralte, was sich nie und nirgend begeben hat. Das Motiv der in Liebe zueinander erglühenden Sprößlinge zweier tödlich verfeindeten Familien muß seiner Natur nach uralt sein. Wenige Stoffe drängen sich so stark, Gestaltung heischend an die Phantasie des Dichters als dieser, daß aus Haß und blutigem Verschulden die Blüte der Liebe erwächst, die Tod und Vernichtung in ihrem Keime trägt. Gewiß hat auch der Salernitaner bereits viele Vorgänger gehabt, die Ähnliches zu berichten wußten, und der ewige Hader der Geschlechter, die sich häufenden Vendette und die Zwangsehen mußten auf dem Boden Italiens dem Stoff eine besondere Gestalt und Färbung verleihen. Doch hat uns dies hier

weniger zu beschäftigen als seine Lokalisierung in Verona und die Benennung der einander bekämpfenden Häuser mit jenen Namen, die so volkstümlich geworden sind, daß sie zur landläufigen Bezeichnung jedes in dauerhaftem, wenn auch noch so banalem Hader lebenden Familienpaares hinabsanken. Die Übertragung der Geschichte nach Verona auf die Montecchi und die angeblichen Cappelletti ist aber das Werk Da Portos und eines Mißverständnisses, das ihm und vor ihm freilich schon einem anderen begegnet ist.

Sehr schnell hat sich dann der Veroneser genius loci des einmal entstandenen Irrtums bemächtigt, und kein Besonnener kann bezweifeln, daß er, ob auch aufgeklärt, für alle Zeiten unausrottbar bleiben wird. Schon etwa siebzig Jahre nach dem ersten Erscheinen der Novelle Da Portos weiß ein Veroneser Geschichtschreiber von dem Sarge zu berichten, der die Asche der beiden Liebenden umschlossen hatte. Man möchte wünschen, daß ihnen zum mindesten eine würdigere Ruhestatt angedichtet worden wäre, eines jener Grabmäler, wie sie die eben zu lichter Höhe aufsteigende Bildnerei in der Zeit des vermeintlichen Ereignisses zu schaffen begann. Aber von den kunstgeschmückten Grüften jener Periode pflegt man zu wissen, wem sie bereitet wurden, und so mußte man sich mit irgend einem Steinsarge begnügen, in dem ein Namenloser geruht hatte, wollte man in naivster Art ein nie Geschehenes durch ein sichtbares Zeugnis beglaubigen. Nicht, wie ein Shakespeare-Forscher meint, als des Briten Name „durch die Welt zu gehen begann und die Reisenden nach Andenken fragten, der Führer- und Trinkgelder halber" ist der Sarkophag Romeos und Juliens erfunden worden, sondern aus dem immerhin höherstehenden Motiv des Lokalpatriotismus, und dies bereits in sehr früher Zeit, ungefähr in derselben, in der Shakespeare sein Gedicht voll Süße und tragischen Schauders schrieb, als man mithin den Namen des Stratforders gewiß noch nie an der Etsch vernommen hatte. Wir erfahren von dem Sarge zuerst durch Girolamo dalla Corto, der seine Istorie di Verona 1596 im Druck veröffentlichte. Er weiß zu berichten, die Ruhestätte des Montecchi und seiner bräutlichen Gattin habe jener Steinkasten gebildet, der zu des Autors Zeit als Brunnentrog im Waisenhaus von San Francesco diente. Solches habe ihm sein Onkel erzählt, und der habe den Sarg vor dessen Degradation an die Wand gemauert bei den Kapuzinern gesehen. Seitdem ist er nun längst wieder zu Ehren gebracht, und feucht wird er nur mehr von Tränen der Rührung, die aus schönen, meist graublauen englischen Augen fließen. Die Zeit der ersten Erwähnung ist zugleich die der skrupellosesten lokalen Geschichtsfälschungen in Italien gewesen, und in Verona bemühte man sich irgend ein Überbleibsel des aus den Novellen bekannt gewordenen erschütternden Vorganges wenn nicht zu finden, so zu schaffen. Seither wußte aber jeder Veroneser Historiker von Romeo Montecchi und Giulia Cappelletti zu berichten; zwar regten sich seit der Mitte des skeptischen 18. Jahrhunderts Zweifel, die sich im 19. sogar hier und da zu offenem Bestreiten der historischen Wahrheit jener Liebestragödie verstärkten, aber zu einer Aufklärung kam es nicht; Behauptung und Anzweiflung standen einander gegenüber. In jener kritischen Ausgabe der Novelle Da Portos ver-

öffentlichte Torri 1831 sogar zu mehrerer Beglaubigung einen Stammbaum des Geschlechtes der Julia. Wer italienische Genealogien älterer und neuerer Zeit kennt, wird sie im allgemeinen auch dann zu würdigen wissen, wenn sie nicht auf Catilina oder auf sonstige altrömische Persönlichkeiten zurückgehen; dieser „albero genealogico“ ist aber in Betracht dessen, was er beweisen soll, besonders naiv, obwohl oder weil Torri, abweichend von anderen, ganz ehrlich verfährt. Denn der Stammbaum hat weder mit der Zeit, in der angeblich die Feindschaft der beiden Häuser tobte, noch hat er mit irgend welchen „Cappelletti“ etwas zu tun. Statt mit dem 13. beginnt er mit dem 15. Jahrhundert, und er bezieht sich nicht auf ein Geschlecht, das Cappelletti hieß, sondern auf eine Familie Dal Cappello, die in wahrscheinlich ehrbarer Bedeutungslosigkeit zu völlig anderen Zeiten als denen des vermeintlichen Liebesdramas in Verona bestand. Als besonders wichtiges Argument wird angeführt, bei jenen Dal Cappello sei der Name Giulia häufig vorgekommen, aber freilich sei er erst seit 1590 nachweisbar. Dies ist indes eben die Zeit, in der man Giuliettas Sarg entdeckte, und in der durch die Novellen der Name der schönen Unglücklichen längst berühmt war. Die historisch bis dahin völlig unbescholtene Familie sonnte sich gewiß in dem ihr plötzlich zugewachsenen Ahnenruhm und ließ fortab öfter für weibliche Sprößlinge den Namen Giulia ins Taufbuch schreiben. Auch eine Straße in Verona ist in neueren Zeiten nach den Dal Cappello benannt worden, doch hat der vorsichtige Consiglio Municipale diesen Namen, nicht den der Cappelletti gewählt.

Das wären denn die Beweise für die Existenz der Familie Giuliettas. Daß sie keine sind, wird selbst ein von städtischem Patriotismus und von Stolz auf die berühmten Landsleute erfüllter Bürger Veronas zugeben müssen. Aber dem nordischen Skeptiker wird er mit siegessicherer Miene einen Namen entgegenrufen, der diesen außer Gefecht setzen, der sein schmähliches Unrecht klar erweisen muß, — den Namen Dante. Und obwohl er etwa als ein selbst im Zorne Maßvoller zugeben wird, daß er sich für die Authentizität der Liebestragödie nicht auf diesen erlauchten Zeugen berufen könne, so wird er doch darauf bestehen, daß solchem Eideshelfer gegenüber jeder Zweifel an der einstmaligen Existenz des von Alighieri genannten Geschlechtes Vermessenheit und Frevel sei. Er kennt wohl gar seinen Dante auswendig und zitiert die Terzinen, in denen Montecchi und Cappelletti im Zusammenhang mit jenen Bürgerkämpfen erwähnt werden, die den Leib Italiens zerfleischten. Und scheint es nicht in der Tat, als weise der Florentiner mit kurzem Wort auf jene Familienfeindschaft hin? Der Gewaltige und Tiefe deutet ja oft genug nur leise an, was ein minder Großer breit und voll ausgeführt hätte.

Gegen die Autorität Dantes in Dingen, die seine eigene Zeit betreffen, wäre der Zweifel in der Tat ohne Berechtigung, mag man auch öfter geneigt sein seine Urteile und Wertungen zu kritisieren. Denn wie er von Selbsterlebtem sprach, so redete er auch zu Hörern, die die Tatsachen gleich ihm auf das genaueste kannten. Wie aber, wenn die für die Zeitgenossen völlig klaren Worte des Dichters nur von später Lebenden mißdeutet wurden? Nicht ein Beweis der Wahrheit, sondern gerade die Quelle des Irrtums ist jene Stelle im sechsten Gesang des „Purgatorio“, an der er Montecchi und Cappelletti nennt.

In leidenschaftlicher Apostrophe wendet sich der Dichter an „Alberto Tedesco“, an den deutschen König Albrecht, Sohn Rudolfs von Habsburg (1298—1308). Mit glühenden Worten tadelt er den Herrscher, daß er Italien sich selbst und der inneren Zerrissenheit überlasse; er weissagt dem Habsburger das „gerechte Schicksal, das die Sterne über ihn verhängten“. Denn obwohl Alighieri die Wanderung durch die drei jenseitigen Reiche in die Ostertage des Jahres 1300 verlegt, waren, als er das „Purgatorio“ schrieb, bereits fünf oder sechs Jahre verflossen, seit der Stahl des Johannes Parricida den Oheim getroffen. Dem König Albrecht und seinem Vater mißt Dante mit starker Ungerechtigkeit des italienischen Patrioten ghibellinischer Färbung die Schuld dafür bei, daß der „Garten des Reiches“ wüst liege. „Komme,“ ruft er ihm zu, „und sieh die Montecchi und Cappelletti, die Monaldi und Filipeschi, die einen schon tief daniedergebeugt, die anderen voll Furcht! Komm, Grausamer, komm und sieh die Not deiner edlen Völker und heile ihre Wunden! Und du wirst sehen, wie sicher Santafiora ist! Komm, sieh dein weinendes Rom, das, einsam und verwittwet, Tag und Nacht ruft: Mein Cäsar, warum bist du nicht bei mir? . . . Voll sind Italiens Städte von Tyrannen, und ein Marcellus dünkt sich jeder Bauer, der durch Parteiung sich emporgebracht . . .“ Und dann ergießt Dante von Zorn und Hohn eine volle Schale über sein Florenz, wo man Gerechtigkeit im Munde führe, ohne sie je zu üben. „Du reiches Florenz, du friedvolles, du scharfsinniges, weises! Was waren Athen und Lacedämon mit ihren alten Gesetzen gegen dich, das du so feine zu spinnen und zu weben weißt, daß sie nicht vom Oktober bis Mitte November halten! . . . Wie gleichest du dem Kranken, der auf den Federn nicht Ruhe findet, und der glaubt, den Schmerz zu scheuchen, wälzt er von einer Seite sich zur andern hin!“

Wir werden weder von den Zuständen der südtoskanischen, am Abhang des Montamiata gegen die Maremma hin gelegenen Grafschaft Santafiora sprechen, noch von den Parteiungen der Monaldeschi in Orvieto, nicht von dem weinenden Rom noch dem fieberkranken Florenz, sondern nur von der einen Zeile, die uns hier beschäftigt (V. 106):

Vieni a vedér Montecchi e Cappelletti

Man wird, wie es sich von selbst versteht, die Chroniken Veronas und etwa die der Nachbarstädte um Auskunft über das angehen, worauf in diesen Worten hingedeutet sein mag. Und aus ihnen strömen uns in der Tat die Nachrichten über die Montecchi reichlich entgegen. In den im 13. Jahrhundert aufgezeichneten „Annales Veronenses“ (man findet sie und die nachfolgend erwähnten Chroniken im 19. Scriptoresbande der „Monumenta Germaniae“) werden sie zu den Jahren 1207—1236 neunmal erwähnt. In den ebenfalls zeitgenössischen Annalen von Mantua sind sie in der Zeit von 1206—1233 fünfmal genannt; in der Chronik des Rolandin von Padua begegnet man ihrem Namen drei-, in den im Justinakloster in Padua entstandenen wertvollen Jahrbüchern des 13. Jahrhunderts fünfmal; wir zählen also zweiundzwanzig Erwähnungen der Montecchi in diesen zeitgenössischen Berichten, stets in enger Beziehung zu den wilden Veroneser Parteikämpfen. Und die Cappelletti? Tiefes Schweigen. Nie hören wir den Namen eines solchen Ge-

schlechtes, nie auch einen ähnlich lautenden; wohl aber werden die wirklichen Gegner der Montecchi ebenso häufig genannt wie sie selbst, und diese waren die Grafen von San Bonifazio. Im Jahre 1206 scheint die schon früher bestehende Parteiung ihren haßerfüllten, ihren tödlichen Charakter angenommen zu haben. Damals war der Markgraf Azo von Este im Einverständnis der Montecchi und der Grafen zum Podestà Veronas gewählt worden. Maßlosen Haß gegen Azo hegte aber Ezelin da Romano, der in der Folgezeit als Tyrann von Padua einen so furchtbaren Namen erwerben sollte; wie Ezelin behauptete, hatte Azo einmal bei scheinbar freundschaftlichem gemeinsamem Spaziergang auf der Piazza San Marco zu Venedig ihn meuchlerisch zu ermorden versucht. Ob wahr, ob unwahr, Ezelin verband sich mit den Montecchi und veranlaßte einen Aufstand gegen den ihm verfeindeten Jahresherrscher Veronas. Der Anschlag gelang, der Markgraf von Este mußte entfliehen, und die Montecchi wurden Herren der Stadt. Die Mantuaner aber wählten, wohl aus Haß gegen die Veroneser Nachbarn, den Vertriebenen zu ihrem Podestà. An der Spitze der eigenen Lehnsmannschaft, seiner Verbündeten und der Mantuaner zog Azo gegen Verona, während den befreundeten Montecchi Ezelin da Romano mit seinen Scharen zu Hilfe eilte. In der Stadt selbst, auf der Piazza Brà, am römischen Amphitheater, kam es zu blutiger Reiterschlacht, in der die Partei der Montecchi und Ezelinos unterlag. Für Azo hatte der Graf Bonifazio di San Bonifazio gefochten, und ihm wurde gemeinsam mit dem Markgrafen von Este die Herrschaft Veronas auf Lebenszeit übertragen; sie vermochten sie zu behaupten, bis im Jahre 1212 beide starben. Die Montecchi aber waren verjagt, ihre Häuser, ihre Türme zerstört worden. Die Vertriebenen hatten sich in die feste Burg Garda geworfen, und bald gelang es ihnen, sich auch Peschieras zu bemächtigen. Von dort bedrohten sie die Heimatstadt, und als Azo und Graf Bonifaz gestorben, hielt des letzteren Sohn, Graf Rizardo von Bonifazio, es für geraten, sich mit den Feinden seines Hauses zu vertragen. Nach mehr als sechsjähriger Verbannung konnten die Montecchi wieder in Verona einziehen, aber schon im folgenden Jahre versuchten sie von neuem, gegen die Vorherrschaft der verhaßten Gegner anzukämpfen. Der Graf vermochte sie für jetzt und für lange zur Ruhe zu zwingen, bis es ihnen 1226 glückte, im Einverständnis mit Salinguerra von Ferrara viele von der Partei des Grafen von San Bonifazio durch Bestechung auf ihre Seite zu ziehen, und nun vertrieben sie Rizardus und dessen Anhang aus der Stadt. Auch Ezelin war nach Verona gekommen, um für alten Schimpf und Mißerfolg am Sohn des Feindes Rache zu nehmen, und in Verona, wo nicht nur die Vornehmen und Ritter, sondern auch die Kaufleute und die Popularen bis zu den untersten Schichten hinab in jene zwei Parteien gespalten waren, hatte die blendende, kriegerische Erscheinung des damals zweiunddreißigjährigen Ghibellinenführers die Leidenschaften auf das wildeste entflammt. „All' arme, all' arme! za, za cavaler Ecelin!“ (Zu den Waffen, zu den Waffen! seht, seht den Ritter Ezelin!) hatte, wie die Chronik des Rolandino von Padua berichtet, das Volk bei seinem Anblick gerufen. Für eine kurze Weile blieben die Montecchi nun alleinige Herren der Stadt, bis

ein Friedensschluß dem Grafen die Heimkehr gestattete, der aber 1230 wiederum verjagt wurde. Drei Jahre später erlebte Verona das merkwürdige und phantastische Schauspiel der Friedensstiftung durch den Dominikanermönch Johann von Vicenza, der sich vermittelst seiner Beredsamkeit und seiner zweifelhaften Prophetenkünste den Ruhm eines Wundermannes geschaffen hatte. Seinem Wort gelang es, den Grafen Rizardus von neuem zurückzuführen; auf der Piazza delle Erbe predigte Johann in leidenschaftlichen Worten vor dem in dichter Masse gedrängten Volk; die jähen Umschwünge der Stimmung sind ein charakteristisches Merkmal dieser religiös erregten Dezennien, und das Friedensbedürfnis lebt schlummernd auch in haßerfüllten Herzen. Als der Prediger der Sehnsucht nach Frieden heiße Worte verlieh, strömten aller Tränen, und man sah — von solcher Anwandlung des Wilden wird nur einmal berichtet — selbst Ezelin weinen. So versöhnte der Mönch die Partei der Montecchi mit der der Grafen San Bonifazio. Das Volk aber jubelte dem Dominikaner zu und grüßte ihn als „Herzog von Verona". Bald gelang es dem Herzog in der Kutte, auch zwischen Verona und den Nachbarstädten Frieden zu stiften. Außerhalb der Stadt, an der Etsch, veranstaltete er eine großartige Zusammenkunft, zu der vierhunderttausend Menschen, zum Teil aus weiter Ferne, herbeigeströmt sein sollen. Doch haben Regungen solcher Art keine Dauer, und die Herrschaft und Herrlichkeit des Friedensfürsten, die im Juli begonnen hatte, überlebte den November nicht. Neu loderte die alte Feindschaft der beiden Parteien empor. Ihren blutigen Spuren weiter zu folgen, ist hier nicht der Ort. Längst nachdem die Scaliger in Verona ihre Tyrannis aufgerichtet, wanderten die letzten Sprossen des zur Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Geschlechtes der Montecchi, wie erwähnt, von Verona nach Udine aus. Die Della Scala hatten eben dadurch ihre Herrschaft annehmbar zu machen gewußt, daß sie der tief erschöpften Bürgerschaft den inneren Frieden sicherten. Unter ihrem Regiment war für die wilden Stadtfehden zweier Geschlechter keine Stätte mehr, während die Dichtung die Feindseligkeiten der Montecchi und Cappelletti gerade in die Zeit der Scaliger verlegt.

Was aber ist es nun mit diesen Cappelletti, von deren Existenz sich auf den authentischen Blättern der Veroneser Geschichte auch nicht die leiseste Andeutung findet, während Dante sie in einem Atem mit den Montecchi nennt, so daß doch auch sie in den Parteikämpfen, von denen er spricht, eine bedeutsame Rolle gespielt haben müssen? In der Tat steht auch dieser Name mit blutiger Schrift in den Annalen italienischer Stadtkämpfe und Bürgerkriege verzeichnet; nur waren die Cappelletti keine Familie, nur hatten sie mit Verona nicht das mindeste zu schaffen, konnten somit auch niemals die Nachbarfeinde der Montecchi sein, und niemals konnte eine Giulietta Cappelletti liebend in die Arme eines Romeo Montecchi sinken.

„Cappelletti" war vielmehr die Bezeichnung einer der beiden Parteien, in die die Bürgerschaft von Cremona gespalten war, und ihre Gegenfaktion führte den Namen der „Barbarasi". Beide Worte sind offenbar von den Erkennungszeichen hergenommen, durch die sich in italienischen Städten des Mittelalters die Parteien voneinander zu unterscheiden liebten, und ursprüng-

lich sind sie vielleicht Spottnamen gewesen. In Toskana hatten die Türme der Ghibellinen andersgeformte Zinnen als die der Guelfen; aus späten Zeiten erfahren wir, daß auf den Tischen der Guelfen Messer, Löffel und Brot anders gelegt wurden als auf denen der Gegner. In Cremona bildete im 13. Jahrhundert das Merkmal der einen Partei ein kleiner Hut, oder es stammt die Benennung vielleicht auch von besonderer Form der eisernen Sturmhaube; die Gegner aber machten sich durch die Bartlosigkeit kenntlich. Von den „Cappelletti" und ihren Kämpfen mit den „Glattgesichtern" geben uns die ghibellinisch gefärbten Annalen von Piacenza und die „Annales Parmenses majores" (beide im 18. Bande der „Monumenta" gedruckt), ferner die Chronik des Minoriten Salimbene Kenntnis, und der letztere sagt uns, daß die „Cappelletti" auch „Cappellini" genannt wurden. Die Spaltung der Bürger von Cremona muß infolge der Kämpfe Kaiser Friedrichs II. gegen die Päpste Gregor IX. und Innozenz IV. entstanden sein; die Barbarasi standen auf kaiserlicher, die Cappelletti auf kirchlicher Seite. Zum Jahre 1249, als der Stern des großen Staufers im Sinken war, erfahren wir von einer Erhebung der Cappelletti in der Stadt gegen die Barbarasi, während der dem Kaiser feindliche Teil der Ritterschaft, von der Reichsacht getroffen, aus Cremona verwiesen, mit Hilfe Brescias, Mantuas und Mailands die Rückkehr zu erzwingen versuchte. Doch wurden die Cappelletti niedergeworfen. Sie werden sich wohl nach dem Tode Friedrichs der Herrschaft bemächtigt haben, müssen aber in den Zeiten Manfreds von neuem verjagt worden sein, denn wir erfahren aus dem Jahre 1266, daß es zwei Legaten Clemens' IV. gelang, die damals vertriebenen Papstgetreuen in die Heimat zurückzuführen. Dante selbst bezeugt uns durch jenen Vers, daß vier Jahrzehnte später noch der Name und daß in voller Stärke die Parteiung in Cremona fortbestand; die seine aber ist die letzte Erwähnung der Cappelletti aus dem Munde eines Zeitgenossen.

Der Dichter der „Göttlichen Komödie" sprach nicht zu zeitlich Fernen, sondern zu Wissenden und Mitlebenden. Er wollte in ihrem Geist ein Bild der wilden Kämpfe erwecken, in denen Italiens Körper sich zu verbluten drohte. Er nannte die Montecchi, und jeder fügte im Geist aus eigener Kenntnis den Namen ihrer Gegner, der San Bonifazio, hinzu, jeder verstand die Hinweisung auf Verona. Er nannte die Cappelletti, und jedem ward Cremona gegenwärtig, jedem deren wohlbekannte Feinde, die Barbarasi. So deutet der Bildner im Relief Züge und Gestalt in wenigen Flächen an, den Sinnen des Beschauers die Ergänzung zur Voll- und Freiskulptur überlassend.

Nichts wechselt so rasch und nichts sinkt schneller in Vergessenheit als Schlagworte und Benennungen der Parteien, mögen sie auch zu ihrer Zeit die Leidenschaften aufs wildeste erregt haben. Wer kennt die blutigen Namen der Insuti von Piacenza, der Zambrasi von Faenza, der Malafucina von Parma, der Bricci von Imola, der Mascarati von Genua und die unendlich vielen anderen? Selbst in dem Florenz des 14. Jahrhunderts wußte man die Worte „Guelfen" und „Ghibellinen" nur noch durch törichte Geschichten und alberne etymologische Spielereien zu erklären, weil ihr Sinn und Ursprung

vergessen waren. Doch findet sich bei zweien der Dante-Kommentatoren des Trecento noch ein verworrener Anklang an die wirkliche Bedeutung des Namens der Cappelletti. Der sogenannte „Ottimo Commento", etwa 1334 verfaßt, nennt die Montecchi eine Partei von Cremona, während er die Cappelletti nach Ancona versetzt. Francesco da Buti, der um 1380 schrieb, macht die einen und die anderen zu Cremoneser Faktionen. Als erster hat dann Benvenuto Rambaldi von Imola, der, gleichfalls um 1380, den ausführlichsten und wohl am meisten benutzten Kommentar zu Dantes Gedicht schrieb, die Cappelletti zu einer Familie von Verona werden lassen, von der er freilich zu erzählen wußte, sie hätte Schulter an Schulter mit den Montecchi gegen die Grafen von San Bonifazio und gegen Azo von Este gekämpft. Luigi da Porto scheint ausdrücklich auf Benvenuto Bezug zu nehmen (obwohl er nicht von einem Dante-Kommentar, sondern von „alten Chroniken" spricht), wenn er sagt, oder wenn er den erzählenden Veroneser sagen läßt: „er habe gelesen, Montecchi und Cappelletti hätten derselben Partei angehört, er aber wolle die Geschichte von ihrer Feindschaft berichten, wie er sie gehört". Jedenfalls scheint später niemand mehr daran gezweifelt zu haben, daß unter den Cappelletti ein Geschlecht der Adigestadt zu verstehen sei, und so fest wurzelte die Überzeugung, daß der Herausgeber des „Ottimo Commento", der mehrerwähnte Alessandro Torri, den Ottimo dahin zu verbessern wußte, daß er zu der betreffenden Stelle anmerkte: „Der Verfasser hätte (statt Cremona und Ancona) sagen sollen von Verona, denn aus dieser Stadt waren die beiden Familien."

Wir können jetzt den allgemein geteilten Irrtum aufwärts bis zu seiner Quelle verfolgen. Bei Dante, der den Italienern stets lebendig und gegenwärtig blieb, fand man Montecchi und Cappelletti gemeinsam genannt; Benvenuto von Imola hatte die letzteren, den ersteren gleich, für ein Veroneser Geschlecht erklärt. Luigi da Porto hörte in Udine, vielleicht auch, wie er's erzählt, schon auf der Reise dorthin von den in dieser Stadt lebenden „Monticoli di Verona", bei denen das Andenken an die Kämpfe der Ahnen in der alten Heimat noch nicht erloschen war. An das ausgestorbene Grafenhaus San Bonifazio aber dachte man nicht mehr; an die Stelle der vergessenen Todfeinde der Montecchi hatten sich durch den Vers Dantes die Cappelletti gedrängt, ein Wort, dessen wahre Bedeutung längst verschollen war. Als nun Da Porto sich anschickte, die von seinem Salernitaner Vorgänger erzählte Geschichte der Sprößlinge zweier tödlich verfeindeten Geschlechter neu zu formen, drängten sich dem Norditaliener jene beide Namen und als Schauplatz das nahe, ihm gewiß wohlbekannte Verona förmlich auf. Melodisch taufte er aus eigener Phantasie den glühenden Jüngling Romeo, das blühende Mädchen Giulia, und wie er die Gestalten benannt hat, auf dem Schauplatz, den er für die vermeintlichen Kämpfe der Montecchi und Cappelletti aus einer mißverstandenen Verszeile Dantes herauszulesen glaubte, leben die beiden, die niemals gelebt, dauert das Geschlecht der Julia, das nie bestand, seit auf manchem Umwege aus der Novelle des Vicentiners die Tragödie Shakespeares ward, unsterblich in der Dichtung fort.

Lucidor der Unglückliche.

Erzählung

von

Otto Hauser.

Vorbericht.

Von allen älteren schwedischen Dichtern war es seit der ersten Zeit, da ich mich mit ihnen beschäftigte, Lucidor der Unglückliche, der mich am meisten anzog. Sein eigentümlicher Name schon und sein noch eigentümlicheres Geschick, wie es mir in Umrissen bekannt ward, mußten in mir den Wunsch rege machen, mich eingehender über sein Leben zu unterrichten. Aber die Quellen fließen spärlich, und Schweden scheint seinen Dichter, den es einen Vorläufer Bellmanns nennt, mehr als gebührlich vergessen zu haben; nur mit Mühe gelang es mir, seiner Gedichtsammlung, unter dem Titel „Helicons blomster“ erst über ein Jahrzehnt nach seinem Tode herausgegeben, habhaft zu werden — ein vergilbtes, zermürbtes Buch mit Gelegenheitsgedichten aller Art, Hochzeitsgesängen, Trinkliedern und geistlichen Psalmen, wohl in sieben verschiedenen Sprachen gedichtet, was mir auffiel, sonst aber ziemlich konventionelle Verse. Darüber enttäuscht, war ich schon gewillt, meine weiteren Bemühungen aufzugeben, als mir ein glücklicher Zufall jenen Freundesbericht über sein Leben in die Hände spielte, den man im folgenden wiedergegeben finden wird. Wer dieser Freund war, dürfte eine Untersuchung für sich erfordern, nur soviel geht aus seinen Aufzeichnungen hervor, daß er Lucidors Begleiter und einige Zeit deutscher Sprachmeister in Stockholm gewesen. Es darf darum nicht verwundern, daß der Bericht in deutscher Sprache verfaßt ist, zumal ja das Deutsche damals, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in Schweden sehr in Aufnahme stand und auch Lucidor deutsche Gedichte schrieb. Was ferner den Text betrifft, so habe ich die alte, umständliche Orthographie der neueren angeglichen, ohne jedoch seinen Wortlaut zu ändern, auch wo fremde Wendungen auffielen; sie schienen mir unlöslich zu dem Ton des Berichtes zu gehören. Der Leser wird über sie hinweggleiten können, um allein seinen menschlich ergreifenden oder dichterischen Gehalt, falls von einem solchen gesprochen werden kann, zu genießen. **O. H.**

I.

Es war in einem Bierkeller auf der Insel Rügen, da ich Lasse zum erstenmal in meinem Leben sah, indem ich dort verweilte, um mit nächster Gelegenheit nach Stockholm mich überfahren zu lassen, woselbst ich als deutscher Sprachmeister mein gutes Auskommen zu finden mir verhoffte, wohl bekannt damit, daß nun das Deutsche des schwedischen Hofes erste Sprache geworden und unter denen Kavalieren und sonstigen Standespersonen viel in Übung war. Doch sollten noch etliche Tage verstreichen, ehe das Schiff abging, und so begab ich mich in besagten Bierkeller, um, bevor ich die Nachtruhe aufsuchte, einiges zu mir zu nehmen.

Ich fand eine Stube, die in ihrem Dunkel, welches in allen Ecken herrschte und daraus gleichsam wie mit Armen gegen die Mitte griff, sehr wohl ein Keller zu nennen war, mit einer schwarzberußten Decke und braunen, kahlen Wänden sonder anderen Schmuck denn einiges Holztafelwerk rings im Gevierte herum. Bänke und Tische abgeschlurft und unsauber von vergossenem Bier. Schlecht gezogene Kerzen mit langen, schwelenden Butzen, welche niemand zu schneiden sich die Mühe nahm, brannten vor etlichen der anwesenden Gäste und beleuchteten nicht viel mehr denn je zuweilen ein Gesicht oder die Hand, welche sich mit dem Becher gegen den Mund erhob. Und außerdem rauchten noch die mehrsten, so daß der blaue Nebel dicht über ihren Köpfen gleich einem Schleier in der Luft hing und mit dem Atem sich hob und senkte. Ich, der ich einsam saß, konnte solche Betrachtungen wohl anstellen, indessen die anderen in steigendem Maße lustig und laut wurden, je mehr sie tranken. Und es war sehr gemischtes Volk hier. Matrosen, welche es immer wie toll treiben, wenn sie auf dem Lande sind, und zotige Späße machen und lärmen und lachen und schreien. Diese saßen an gesonderten Tischen, da kein anständiger Mensch sich setzen möchte. Aber in derselben Stube saßen auch Leute von einiger Valeur, auch sie nicht von hier, wie man leichtlich sah, sondern Schiffspersonen oder Reisende, wie ein solcher ich selbst.

Und da sahe ich, nachdem etliche aufgestanden waren und gingen, an dem einen Tische einen Mann in mittleren Jahren, welchen ich vor einen Kapitän erachtete, vielleicht von einem russischen Schiffe, nach der sonderlichen Weise, wie er sich trug. Er hatte Pelzsäume rings an seinem kostbaren Tuchrock, wie ihn etwan die Nowgoroder Kaufleute tragen, wann sie auf die Messe kommen, und sein grau durchschossener Bart war überaus lang und nicht nach der Mode zugeschnitten. Dieser Mann also trank mit einem jungen Manne sich gegenüber, und hatte es sich partout in den Kopf gesetzt, denselben unter den Tisch zu trinken, wie er solches, wann es bei dem herrschenden Lärmen zu vernehmen war, hoch beteuerte. Und er ließ immer neues Getränke bringen und achtete sorglich darauf, daß der jüngere, welchen er traktieret, nicht weniger in sich tränke denn er. Und er ward zusehends röter im Gesicht, daß es zuletzt schien, als wolle ihm das Blut aus den Wangen und aus den Augen springen, so glühten sie. Ich ließ nun die beiden Männer nicht außer Acht und sahe denn, wie der Kapitän, wenn es ein solcher war, dem Laufburschen, welcher ihm den Becher ab und zu trug, nun den letzten aus den Händen

riß, aufstand und mit beiden Händen, indem er ihn kräftig umfaßte, das Zinn also drückte, daß das Bier zur Höhe schoß gleich wie ein Sprudelquell und dann über seine Finger floß und auf den Boden klatschte. Der Becher aber war verdorben. Er lachte dabei über seine Kraft; denn wohl gehört eine Kraft dazu, solches zu unternehmen. Aber auch der junge ließ sich nun einen Becher geben, blieb indessen sitzen und nahm ihn nur in die eine Hand. Und auch er drückte die Finger zusammen, und höher noch denn bei dem anderen sprang das Getränk. Er aber lachte nicht, warf nur den Becher hin. Dann tranken sie weiter.

Es mochten nicht viele bemerkt haben, was für Proben von übermenschlicher Kraft hier gegeben wurden, denn alle blieben bei ihren Tischen. Aber in der Tat waren auch schon etliche von den Matrosen so volltrunken, daß sie nur mit den Köpfen auf den Tafeln lagen oder mit blöden Augen auf ihre Branntweinnäpfe stierten. Die besseren Leute jedoch hatten sich allmählich zurückgezogen, so daß ich mich von diesen zuletzt mit jenen beiden seltsamen Gegnern allein fand.

Ich hatte bisher des jüngeren wenig geachtet, indem er mir nicht zu Passe im Lichte saß und sich nicht sehr von anderen seines Alters und Standes unterschied, während des älteren sonderbare Tracht mein Augenmerk genugsam auf ihn lenkte. Nun aber saß er also, daß ich ihn voll sah, und auch nur das Licht vor ihm brannte mehr; sonst waren alle erloschen. Die Luft indessen ward, obwohl schwärzer, nun immer reiner, der blaue Nebel der Tabakswolken hatte sich verloren oder so tief gesenkt, daß man ihn nicht mehr sah, und durch ein Fenster, welches von der Schenkstube gegen das Meer ging, glänzten etliche große Sterne herein. Und es war auch bald sehr still. Da nun ruhten meine Augen auf dem jungen Manne und sahen einen schönen Mann von blondem Haar und rötlichem Bart, welchen er kurzgehalten trug nach Art der Schweden, und großen, blauen Augen, wie ich gleiche niemalen bisher gesehen, von so tiefem Glanz und fast wie die eines Weibes. Sonst war er bleich von Gesicht und traurig, so viel er auch trank. Wahrlich, ich sahe noch keinen, der also traurig trank. Und da mochte der andere noch so spaßhaftes Zeug in seinem verwirrten Sinne reden, er lachte auch nicht ein weniges und ließ seine Lippen nicht zucken noch einen Blick zu jenem hinüberspielen. Aber nicht, daß eine Falte oder sonst ein Kummer auf seiner Stirne stand, nur eine gewisse Traurigkeit, wie man sie wohl ingleichen bei Kindern siehet, wenn sie stille sind und sich nicht über etwas freuen noch erbosen. Vielleicht, dachte ich bei mir, ist solches die sichtbar gewordene Tristitia rerum, als von welcher der Dichter spricht. Und lang, sehr lange ruhte mein Auge auf dem schönen, blassen Gesichte und sahe bald nicht den Schenkenraum mehr, sondern nur den Himmel mit den großen, lichtgoldenen Sternen, welcher es rings umgab, soweit das Fenster eben reichte und seine unermessene Weite schauen ließ. Auf diesem Himmel sah ich sein Haupt.

Es geschah aber, daß jener Russe bei einem Becher nur bis zur Hälfte kam, dann ihn fallen ließ und mit ihm unter den Tisch sank wie ein schwerer Sack, also daß er seinen kostbaren Rock im Staube und in dem Biere wälzte.

Da stand der andere auf und sprach mit bitterem Spott:

„Quid facis nunc sub tabula?“

Darauf so ging er, und indem er an mir vorbei kam, sagte er:

„Bruder, wer du auch bist, du hast mich lange genug angesehen, um mich zu kennen. Komm mit mir. Mir ist nicht wohl, allein zu sein.“

Und nachdem ich hierauf nur eilig meine Zehrung beglichen hatte, so folgte ich dem seltsamen Menschen, welcher mich durch sein Wort bezwang, ihm zu folgen, und auch wohl durch seinen Blick allein, so er es wollte; dies merkte ich. Er war gut um eine Spanne größer denn ich in der Statur und von sehr schöner Gestalt, wie er stand. Aus den wenigen Worten aber, die er zu mir geredet hatte, war mir gewiß geworden, es sei kein Deutscher, sondern ein Schwede, indem seine Sprache einen solchen Klang hatte; nicht aber, daß er es sonst mit größerer Mühe und Überlegung sprach als wie einer, der bedacht ist, sich wohl auszudrücken.

Ich folgte ihm, wohin er auch ging. Und es war, daß er zum Meere hinab lenkte, ohne daß er ein Wort sprach. Ich kam mir ganz vor wie in seiner Macht und selbst ohne jeden Willen für mich allein. Und hatte noch, wie wir also gingen, die Empfindung seiner Traurigkeit vor mir, und diese war es, die mich ihm folgen ließ. Solche Traurige sind nimmer gern allein, und sei es ein Tier, das sie um sich haben, es ist ihnen wohl. Und ob sie auch stark sind von leiblicher Kraft, ihre Seele ist bange, wenn sie allein ist.

Da waren wir am Meere. Es lag nur unter dem Sternenschein, denn es war eine Neumondnacht. Überaus ruhig gingen die Wellen in stetigem Schlag, und selbst wo ein weißes Geklipp in die Flut hinausragte, mußten sie sich gefügt haben; denn auch von dort kam kein Laut. Der Wind war weich, daß er nicht anders, wie die Wellen am Strande hin, um unsere Stirnen spielte; er mußte schwer sein von Feuchtigkeit, denn bald fühlte man das im Haar, und die Lippen blieben stets gelinde.

„Es ist eine schöne Nacht,“ sagte der Fremde, indem er sich auf einen der großen Steinblöcke setzte, welche hier am Strande lagen.

„Sie hat so viele Sterne,“ gab ich dagegen und setzte mich nahe zu ihm.

Er sah nur hinaus, und ich hörte sein Atmen. Es ging wie mit dem Wellenschlage der See.

Dann wandte er sich an mich: „Du kennst mich nicht, aber du hast in meinem Gesichte gelesen, Bruder, du hast mir in die Augen gesehen. Und sieh nun, ich hebe meine Hände auf gegen das Sternenlicht und frage dich: Sind sie voll Blut?“

Ich war verwundert über solche unvermittelte Frage. „Nein, nein,“ sagte ich.

Da stand er auf, kniete nieder am Strand und hielt die Hände ins Wasser:

„Sieh, dieses Wasser ist bitter und salzig und frißt sich in die Felsen ein, aber meine Hand greift es nicht an. Das sind die Menschenhände, wenn Blut an ihnen ist, das Meer ätzt es nicht fort von ihrer Haut.“

„Wie redet Ihr doch!“ rief ich. „Sehet, die Nacht ist so beruhigend. Was Ihr auch auf dem Herzen oder der Seele haben möget, lasset es nun sein.“

Da kam er zu mir und sank nieder mir zu Füßen und ergriff mit seinen nassen Händen die meinen.

„Nenn mich Bruder,“ sagte er dann, „so wahr ich nun deine Hände halte, das Schicksal will, daß du mich nicht verlassest. Ich bin ein Unglücklicher, der unter Fremde muß. Was soll ich, wenn ich keinen habe, der mit mir ist?“

„Ja, Bruder,“ sagte ich, von seinen Worten ergriffen, „sag mir, was muß ich tun, um dir zu helfen?“

Und es war doch sonderbar: ich, der ich wohl jünger an Jahren sein mochte denn er und an Kraft und Größe gleichfalls geringer, ich sprach mit ihm, wie man mit einem Schwächeren spricht, der von uns beschützt sein will. Aber ich fühlte es in mir: dieser Mann hatte es not.

„Verlaß mich nicht!“ bat er auf mein Wort.

„Gut,“ sagte ich, „es trifft sich eben wohl, daß ich willens bin, nach Schweden zu gehen, welches ich als dein Vaterland vermute; so können wir zusammen die Fahrt machen. Aber ich bin unkund des Lebens daselbst und werde dir nicht helfen können, indem ich keine sonderlichen Briefe habe.“

Da ließ er meine Hände los. „Ich komme von Schweden und darf nimmer dahin zurück. Ich weiß nicht, wohin. Ich will nach Deutschland. Wenn ich meinen Fuß auf deutsche Erde setze, so bin ich sicher; hier, ob auch ferne von meinem Lande, bin ich noch in der Schweden Gewalt, wenn sie von mir erfahren. Morgen gehet das Schiff.“

„Wie soll ich dann aber dir helfen, welches wohl und wahrlich mein Herzenswunsch ist, so ich es vermag?“

„Geh nicht nach Schweden, Bruder, geh zurück mit mir. Verlaß mich nicht!“

Da wollte ich Gegenvorstellungen erheben; wie mich eben die Mißgunst der Zeiten aus meinem Vaterlande getrieben, dahin, wo ich besseres Auskommen fände und ein reichlicheres Brot, wie ich auch daselbst von gänzlichem Unvermögen sei, ohne hohe Verwandtschaft und Gönner.

Er aber saß mir zu Füßen an der Erde, und es war als hätte er das Deutsche jetzt gar verlernt bis auf die Worte: „Verlaß mich nicht!“ Denn nur diese sprach er, hilflos wie ein Kind, das sich verirrt hat und müde geworden ist und nichts anderes mehr zu sprechen weiß.

Und ich ward von seinen Worten also sehr bis in mein Herz bezwungen, daß mir das Weinen im Halse war und ich nicht weiter zu reden vermochte, und all das Luftschloß meiner Pläne und Träume zusammenstürzen ließ mit einemmal und sagte:

„So will ich denn zurück mit dir, dahin, wo du sicher bist.“

Darauf so ergriff er wieder meine Hände, und sie waren noch immer feucht, aber nun nur ganz wenig mehr wie von Angstschweiß, und wie einen solchen empfand ich ihre Feuchte.

„Nenn mir deinen Namen,“ bat er, „damit ich dir danke.“

„Ludwig heiße ich . . .“

„So will ich dich ‚Love' nennen, denn dies ist der Name bei uns. Du sollst mein Bruder sein, wie von einer und derselben Mutter geboren. Und wie ich dich auf schwedischem Boden fand, so sollst du stets bei mir sein wie ein Stück von meinem Vaterland . . ." Plötzlich brach er ab in seinen schönen Worten, welche mir wie ein gesprochen Gedicht erschienen, ein heftiges Schluchzen übernahm ihn und ließ ihn sein Haupt an meine Hände pressen, welche er hielt. „Was bin ich, Gott!" rief er, „daß du mich in die Fremde schickst, von deinem Angesichte mich verstößest um eines Frevels willen, welchen meine Trunkenheit beging, nicht mein Wille, nicht meine Hand?!"

Da merkte ich, daß eine schwere Schuld auf seiner Seele lag, und indem ich diese seine Worte zusammenhielt mit seinem sonderlichen Gebaren am Meer, wußte ich, daß es ein Mord war. Und ich, hier saß ich allein in der weiten, stillen Nacht mit einem Mörder zusammen am Strande des Meeres, und er hielt meine Hände . . . Ein Schrecken durchfuhr mein Gebein, aber es war nicht mehr denn ein Augenblick, dann fühlte ich wieder die Traurigkeit, welche ich auf seiner Stirne sah und die große, blaue Tiefe seiner Augen. Ich war für ihn in meinem Herzen so ergriffen, als sei er mein herzliebster Freund von Kindheit auf gewesen, als wären wir groß geworden in einem Dorfe und hätten in der Schule Seite an Seite gesessen. Und da ich nun wohl wußte, wie sehr es einen schuldigen Menschen erleichtert, wenn er von seiner unglücklichen Tat zu einem Freunde spricht, auf daß er fürderhin mit ihm gemeinsam sein Geheimnis trage, so sprach ich zu ihm, er solle mir anvertrauen, was er begangen, um seines Herzens Frieden willen.

Er aber schüttelte sein Haupt:

„Nein, nein, Bruder! Es ist wohl gut, sich anzuvertrauen, und alles will ich dir sagen, aber hier kann ich es nicht. Laß mich erst sicher sein. Hier kann es die Erde hören und die Luft und das Meer . . ."

Da entzog ich ihm meine Hände, stand auf und hieß auch ihn sich erheben und mutig sein.

Und also gingen wir jeder in sein Quartier.

Ich vermochte erst spät Schlaf zu finden. Mancherlei Vorwürfe kamen mir gegen mich selber, und ich nannte mich leichtfertig, daß ich nach einer schon genug beschwerlichen Reise bis hieher, gewissermaßen auf der letzten Station vor meinem Zielpunkt, wieder umkehrte und alles aufgab, was ich zu gewinnen hoffte. Es waren manche Sprachmeister schon in trefflichen Positionen mit schwedischen Reichsherren nach Deutschland gekommen und hatten sehen lassen, wie gut es ihnen ging. Von gewitztem Kopfe, wie ich war, konnte ich mir wohl auch eine solche erringen, und war der Sorge enthoben für mein Leben lang. Dieses aber getröstete mich: mein Freund werde mich selbst willig entlassen, so er nur erst zur Beruhigung gekommen mit sich. Dann freilich konnte ich noch einmal meinen Weg beginnen. Aber sollte ich um die Zeit, die ich verlor, rechten? War sie nicht wohl angewendet, wenn ich ein gutes Werk tat, indem ich einer Seele, auf welcher eine Schuld lag, an der sie unschuldig war, dazu verhalf, ihren inneren Frieden wiederzugewinnen? War dies nicht vor Gott die beste Anwendung der Zeit, die er

uns aus seinen Händen gab? Und er, der mein Opfer sahe und kannte, würde es wohl dereinst mit doppeltem Segen lohnen. Aber nicht in dem Gedanken an künftigen Lohn wollte ich es bringen, sondern wie mich mein Herz dazu trieb, möge dem Höchsten gefallen, mein Loos zu lenken zum Guten oder zum Schlimmen. Und da nun der Schlummer über mich kam, war es mir mit einemmale, kurz bevor ich einschlief, als fühlte ich wieder die Hände meines Freundes auf meinen Händen wie draußen am Meer. Aber es war nur ein Augenblick, und dann schlief ich.

Am nächsten Tag kehrte das Fährboot, mit welchem ich auf die Insel gekommen, nach dem festen Lande zurück, und mit diesem war es, daß wir fuhren. Wohl verwunderten sich die Schiffsleute, daß ich wieder mitfuhr, nachdem ich mit ihnen hieher gefahren, um nach Schweden in die See zu gehen, aber ich erklärte ihnen in kurzen Worten, daß ich einen Freund gefunden, welchen ich mich entschlossen habe, ein Stück Weges zu begleiten, indem es eine zufällige Begegnis und vielleicht für lange Jahre sei. Mein Freund aber hielt sich im Schiffsraum, bis daß wir ans Land gingen, und auch dann noch fand ich ihn scheu. Er war es in der Nacht nicht so gewesen als jetzt am Tage, und auch schweigsam war er und folgete mir, wohin ich ging, gleichwie ich ihm gefolgt.

So nun suchten wir so bald als tunlich deutschen Boden zu gewinnen, aber indem unsere Reisegelder nur geringe waren, mußten wir zu Fuße ziehen. So brauchte es doch etliche Tage, ehe daß wir den schwedischen Grenzposten passierten und auf das deutsche Gebiet übertraten.

Es war ein kleines Dorf im Mecklenburgischen, auf welches wir zugingen, und mir, wie ich so fühlte, daß ich wieder auf deutschem Grunde stehe, deuchte alles viel lichter ringsum, der Himmel, gleichwie das Land selbst, ob es auch ein Moorland war mit dunkler, tiefbrauner Erde und wenig bewachsen. Aber große Wasserflächen blänkerten gen Himmel und hellten die Landschaft auf. Wir gingen auf einer Straße, die gleichsam wie ein Damm erbauet war, und von welchem man weiter in das Land hineinsah denn etwa vom bloßen Grunde aus. Der Umkreis war von Weiden grün, und wo das Dorf lag mit seinen braunen Strohdächern, da ragten wohl auch Linden auf und Pappeln ...

Wir mochten etwan eine Viertelstunde so auf dem Damme dahingegangen sein, noch immer schweigend wie zuvor, als plötzlich mein Freund in einen lauten Jubel ausbrach, mir um den Hals fiel und rief:

„Love, Love! Nun bin ich sicher! Nun kann mir niemand mehr etwas anhaben! Jetzt will ich dir danken! Dank! Dank! Du bist in schweren Stunden bei mir gewesen; das soll dir nicht vergessen werden. Und wir wollen uns nicht verlassen."

Ich löste mich aus seinen Armen, und indem ich weiterschritt und er ebenfalls den Weg wieder aufnahm, so suchte ich mit ihm zu bereden, was wir wohl anzufangen hätten, indem doch unsere Gelder zu Ende gehen müßten, wenn wir allein von ihnen lebten, ohne weiteres zu erwerben.

Er lachte: „Bruder, du bist ein Sorgengaul, eine Schindmähre bist du! Lern in die Welt sehen wie ein frei wild Tier, welches nicht Bang hat um

seine Nahrung. Willst du dir jetzt schon das Leben verkümmern, da du noch Geld hast? Ich bin mit meinem all am End; in der letzten Nachtherberge ist das letzte draufgegangen für Zehrung und Trunk."

„Lasse," sagte ich, denn also hatte er sich mir genannt, „es sind die Taler, welche ich für die Reise gespart hatte, und es war große Mühsal, sie bei den jetzigen kargen Zeiten zusammenzubringen. Ich möchte sie wohl für Tage der Not und gänzlicher Entblößung aufbewahren . . ."

Er aber lachte noch lauter und hieß mich mit vielen Namen, die er selbst erfinden mochte, einen mühseligen Schreibgesellen, welcher am besten hinter dem Ofen bleibe, statt in die Welt ziehen zu wollen und zudem gar nach Schweden, diesem lustigsten unter allen Ländern, dem wahrhaftigen Frankreich des Nordens, da es hoch hergehe bei Spiel und Sang und die Taler nur so über die Tische flögen gleichwie ein Vogelschwarm, der sich niederläßet, wenn ihn ein Jäger aufgescheucht. Und es sei dort die Luft so leicht, daß sie die Seele zur Höhe ziehe und frei mache von allem, was sie mit bleiernen Pfunden an der Erde hält. So sei das Leben in Schweden. Und ich wolle dahin, wo ich alsdann wie ein Leichenbitter bei einem Hochzeitsmahle sei, wie ein Tropfen Wermut in eitel Honigseim?

Ich wußte nicht viel zu erwidern und ließ mir seine Scherze gefallen, indem ich mit ihm weiterging. Dabei war ich innerlich von Herzen froh, daß seine Traurigkeit einer so guten Laune gewichen, und lachte wohl selbst mit. Mir war nicht bange um mein Geld, wie er so mit mir hinschritt, er jetzt der Lebensmut selbst.

„Bruder," sagte er dann nach seinen Scherzreden, „sind wir denn wirklich schon so am Rande unserer Kraft, daß wir Geld zu sammeln brauchen wie die Pfefferfäcke? Ich glaub, auch wenn wir keinen Pfifferling mehr in den Taschen haben und auch nicht *eine* Krume Brotes herausfällt, so viel wir sie mögen wenden und drehen, wir sind doch zwei junge, gesunde, mutige Gesellen, und solchen gehört immer noch ein Stück der Welt und brauchen es nicht erst mit Stüvers und Batzen zu kaufen. Bruder: dein Geld ist mein Geld und mein Geld ist dein Geld; so wollen wir es künftig halten. Darum laß uns jetzt unseres Lebens froh werden, bis daß die Zeit gekommen ist, zu sorgen."

Das war wohl sehr leichtfertig gesprochen, aber ich gab mich darein, indem ich vollständig auf seine Kraft, auf seinen guten Willen, seine Redlichkeit vertraute.

Und alsdann setzten wir uns an der Böschung der Straße in den Schatten eines Baumes, der allda stand, um unsere Barschaft zu überschlagen. Aber als ich beginnen wollte, das Geld zu zählen, hieß er mich, es wieder zu mir stecken. Ein Gefühl übernahm ihn, und er breitete die Arme aus, wie er auf der Erde lag, als wolle er sie an seine Brust nehmen.

„Ja," rief er, „umfangen möchte ich diese Erde, sie an mich pressen wie ein liebes Kind! So lieb ich sie. Ich will sie in das Gras küssen und sie soll fühlen, wie mein Herz an ihrem schlägt. Mir ist, ich fühle ingleichen ihr Herz an dem meinen schlagen, und wie in meinem Leibe das Blut, so

rieseln in ihrem die Quellen . . . Ja, Love," — er richtete sich auf bis auf die Kniee, — „sieh mich an und sag mir: siehet man nicht an mir, daß ich ein Dichter bin?"

Ich hatte solches wohl vermutet, aber nicht auszusprechen gewagt, indem ich doch gut wußte, daß manche in ihrem Herzen Dichter sind, ohne es sonst zu sein.

„Lasse," sage ich, „ja, man siehet es dir an, wie du so knieest und in das weite Land schauest bis an den Horizont . . ."

„O, ich sehe noch weiter . . . bis in die Ewigkeit . . ."

„Und was schreibst du!" fragte ich nach einer Pause.

„Schreiben?" sagte er verächtlich. „Was ich schreibe, ist nichts. Ich hasse dieses Schreiben. Aber ich fühle. Sieh, Love, dies Land, das vor mir liegt, das ist kein fremdes Land mehr, das ist mein innerliches Eigentum; ich habe es ganz in meiner Brust. Du verstehst mich nicht; ich gebrauche nicht die richtigen Worte. Denn so ist es: für das Neue muß man erst Worte finden und alle müssen lernen, sie zu gebrauchen. Wie ich dir sage: ich bin so von Herzen selig, als hätte ich ein liebes Mägdlein an meiner Brust und küssete mich satt an ihrem frischen roten Munde . . . Love, Love, du mußt mit mir sein in Leid und Freud, ich muß dir immer sagen können, was mir durch den Sinn geht. So bin ich Dichter. Und du magst aufschreiben, was ich sage, und es in Verse bringen . . . Ich will nichts davon wissen."

„Ja, Lasse," sagte ich, „es wäre wohl schön, wenn wir so miteinander dichten könnten. Ich bin zudem des Versemachens nicht unkund . . ."

Er unterbrach mich: „Sieh, das hab ich gleich gedacht, da ich dich sah. Warum sonst hättest du mich so angesehen? Die Menschen sind Hundsfötter, ich hasse sie. Andere würden mich vor einen Narren halten, wie ich so rede, und, Love, dich obendrein. Wir verstehen uns. Das seh ich nun wohl. Aber sag mir nun ein Gedicht von dir, Love."

Mir war es eigentlich übel zu Mute. Vor einem solchen wahren Dichter meine armen Verse herzusprechen, aber er drang in mich, und ich ließ mich an, etliche, soviel sie mir noch im Gedächtnis waren, zu rezitieren, Verse, die ich auf die Hochzeit eines Ratsherrn in Blessenheim, woselbst ich zuletzt in Position gewesen, gemacht hatte, solchermaßen beginnend:

Als wenn sich Helios, der tapfre Sonnengott,
Zur sanften Luna kehrt und beider Glanz sich einet,
So ist's, da deine Sonn' bei jenem Monde scheinet,
Und zu dem Lichte fleugt von allher Mück' und Mott' . . .

Ich kam nicht weiter, denn Lasse hielt mir die Hand auf den Mund und drohete mir die Zähne einzupressen, so ich nicht schwiege.

„Love," rief er ein übers andere Mal, „soll sich das liebe lichte Sonnenlicht verfinstern, weil du einen Ratsherrn ihm vergleichst, da du solche Reime mitten unter seinem hellen Glanze zu sprechen wagst? Sieh das Land ringsum! Ist das nicht alles hundertfach so schön und lieblich? Love, Love, ich glaub, wir gehören gar nicht in die Welt, wir Menschen, sie wär viel schöner ohne uns."

Etwas gekränkt über sein Urteil, das meine Verse betraf, sagte ich, ohne seiner weiteren Worte zu achten: „Wohl, es mögen schlechte Reimereien sein, welche ich mache, aber laß mich du nun etwas von dem hören, was du machest. Ich denke wohl von dir zu lernen."

Lasse ward auf einmal ernst, und wieder kam eine Art Traurigkeit über seine Stirn, nur eben wie ein tieferer Schatten eines Zweiges etwan ob uns.

„Was ich reime, ist ebensolches Zeug wie deines. Das ist mein Gram, daß ich nicht sagen kann, was ich fühle. Ich habe ihrer sieben Sprachen gelernt mit meiner Muttersprache, und in ihnen allen versuchte ich mich, zu dichten, und doch in keiner war es, was ich wollte. Ich kann nur schreiben, wie ich es von den anderen überkommen habe, bessere Worte sind ich nicht. Laß es dir sagen, Love: es ist wie mit dem heiligen Geiste mit dem Dichten — es muß niederkommen in einer Feuerzunge, ja ein *χάρισμα* von oben, sonst ist es alles nichts. Und was wir da machen, das ist alles beides nichts. Aber laß uns darum nicht traurig sein, Love. Die Welt ist doch schön."

Und noch eine Weile saßen wir in solchem Gespräch über die Dichtkunst, und vieles war mir ganz neu, wie es Lasse sagte, aber es schien mir sehr einleuchtend, wenn auch schwieriger denn jene Dichtkunst, die wir übten. Zuletzt schwiegen wir und sahen nur in das Land hinaus, bis sich die Augen gleichsam voll gesehen hatten mit dem überaus lieblichen und reinen Bilde.

Wir nächtigten in einem Kruge, welchen wir in dem Dorfe nahebei vorfanden. Den Abend aber saßen wir in der Schenkstube, woselbst die besseren Leute des Ortes ihren Vespertrunk zu sich nahmen. Es waren alles Bauern in ihrer Tracht und ihrem Gehaben, aber etliche dem Augenschein nach nicht übel begütert, sonst auch von offenem Sinne, und gefielen uns wohl. Sie hielten uns für distinguierte Personen, da wir nicht verfehlten, Geld zu zeigen, und den Krugwirt im voraus für das Nachtlager bezahlt hatten. Es blieben darum nicht wenige über ihre Zeit sitzen und suchten uns in ihren Diskurs zu ziehen und von uns zu erfahren, wes Weges wir kamen, und wohin wir gingen.

Lasse nannte sich einen schwedischen Obristen und mich seinen deutschen Sekretär, worauf sie ihn Exzellenz anredeten und um so fester sitzen blieben.

Es mochte schon spät in der Nacht sein, und die Lichter waren schon sehr tief herabgebrannt, als Lasse ungeachtet der anderen Gäste und als merkte er sie nicht mehr, sich zu mir wandte und mir zu erzählen begann.

„Ich habe meine Hände ins Meerwasser getaucht," sagte er, „aber sie sind nicht rein geworden vom Blute. Oder sind sie es? Du siehest kein Blut, ich aber sehe es. Du wirst mich fragen, was ich getan habe. Ich will es Dir sagen. Denn es ist die Ursache meiner Verbannung vom Hofe und des Verlustes meines Obristenpatentes, welches ich nun beides zu ertragen habe. Und ob es nur ein elender Kalendermacher gewesen, dem ich meinen Degen in die Weichen stieß, man hat es dennoch so schwer geahndet. Es war in einem Bierkeller in der Norderstraße, woselbst dieses geschah, und eine Assemblée von Leuten allerlei Standes beisammen. Man konnte dort Dirnen und allerlei unsauberes Gesindel finden, aber auch Offiziere und Leute vom

Hofe. Denn man gab sich dort ganz dégagiert und kannte einander nicht, wenn man sich begegnete. Und es ist ja doch in jedem Menschen etwas wie eine Nötigung, von Zeit zu Zeit recht sich im Unflate zu wälzen, seine Ehrbarkeit abzulegen wie die Adamiten ihr Gewand und ein Tänzchen zu tun nach der Weise der heidnischen Götter. Das will die menschliche Natur so, und nur die Geistlichen, welche sich ganz dem Herrn geschworen haben, mögen da nicht mittun, aber wer kann sagen, wie schwer sie es entbehren. Was ein gesunder Mensch ist, dem ist wohl in solchem Sumpf und Schlammpfuhle, auf daß ihm dann im freien reinen Gotteslichte um so wohler sei. Verstehst du mich?"

Ich hörte seine Rede an und wußte nicht, wo aus. Es war manches Lügenhaftige in seiner Rede, wie das von dem Obristenpatente, indem er doch sicher kein Obrist gewesen, aber gleichwohl kam es mir vor, er spreche aus seiner Seele. Ach ja, ich hatte ihn ja in einem Bierkeller gesehen, wie er einen Russen unter den Tisch trank, und so konnte ich nicht zweifeln an der Wahrheit seiner Rede. Aber die Leute rings an der Tafel hatten alles Trinken gelassen und saßen und horchten auf jedes Wort. Er ließ sie einige Zeit warten, und währenddessen sah ich wieder die Traurigkeit auf seiner Stirn, welche erst wich, da er von neuem zu sprechen anhub.

„Es waren, wie ich dir sagte, Leute allerlei Standes dort, und auch ein Kalendermacher, welchen ich sonst wohl kannte, denn er war einer vom Hofe und stand dort in gutem Ansehen. Allmählich nun erhitzten sich unsere Köpfe, wie wir tranken, und es kam, daß wir den Kalendermacher mit unseren Späßen vornahmen und in ihn drangen, uns unser Schicksal anzusagen. Er jedoch wollte uns nicht nachgeben, so daß ich endlich einen Degen ergriff, der mir zunächst lag, blank zog und ihn mit der Waffe bedrohete, falls er uns nicht zu Willen sei. Ich sah, wie ihn ein plötzlicher Schreck durchfuhr, da er den blanken Degen sah, ließ aber erst recht nicht nach, ihn zu drängen, er solle mir mein Schicksal ansagen. Da sprach er langsam, indessen alle schwiegen: ‚Du wirst in einem Bierkeller deinen Tod finden und durch diese Klinge . . .' ‚Schurke!' schrie ich dawider, ‚das wagst du mir zu bieten?' und wollte ihm gleich die Klinge in die Brust stechen, dann aber besann ich mich und sagte nur: ‚Nun sage mir deinen Tod.' — ‚Er wird der gleiche sein,' sprach der Mann und ward blaß wie eine Wand. Und da kam es über mich, und ich hielt den Degen so, daß er in ihn hineinsank, oder daß ich ihn selbst in seine Weichen stieß . . . So hatte seine Wahrsagung für ihn selbst sich erfüllt zu derselben Stunde . . ."

Auf allen lag's wie ein Bann, da Lasse solches erzählte, und auch ich war wie erdrückt von diesem fürchterlichen Bericht, welcher doch ebensogut erfunden sein konnte wie wahr. Ich wagte nicht die Augen aufzuheben gegen meinen Freund, denn ich bangte, auf seiner Stirn zu lesen, daß es Wahrheit war. Seine Stimme war so anders geworden, während er erzählte.

Da sagte einer der anderen: „Und Ihr?"

Lasse lachte auf: „Und ich? In einem Bierkeller soll ich sterben, und zu sterben verlangt mich. Darum seht ihr mich allhier!"

Und er rief um ein neues Bier und trank. Die anderen aber gingen. So waren wir allein.

„Lasse," fragte ich leise, „ist es wahrhaft geschehen, was du erzähltest?"

„Es ist so," sagte er, „ich habe einen Menschen erstochen, aber es war in Sinnlosigkeit, im Rausche, daß ich es tat. Ich habe keine Schuld auf mir . . ."

„Lasse, du bist sehr unglücklich," sagte ich.

„Ja, Love, ja, ich bin sehr, sehr unglücklich . . ." Und er begann vor mir zu weinen wie ein kleines Kind.

Am nächsten Abend jedoch war die Schenkstube so drückvoll, daß kaum mehr ein Platz zu finden war für jene, die noch hinzukamen. Es war offenbar, daß sie alle den schwedischen Obristen sehen wollten, welcher einen Kalendermacher erschlagen und nun ganz schlecht und recht in ihrem Kruge saß und sein Dünnbier trank wie ein jeglicher von ihnen. Und es war ein Geschiebe und Gedränge um unseren Tisch wie zu Jahrmarktszeiten um die Schaubuden. Mein Freund aber schien alles das lange nicht zu merken, indem er sich mit mir unterhielt, ziemlich leise sonst, nur in einigen lateinischen Bemerkungen über dieses Bauernvolk spottete, das ihn angaffte wie ein Meerwunder, welches aufs Land gekommen. „Ich will ihrer aber schon ledig werden," sagte er dann.

„Krüger," rief er laut, daß ihn alle hören konnten, „schaff Er mir doch Luft in dieser Stube. Es riecht mir so sehr nach Menschen, daß ich mich in einer Sklavengallione wähne, mitten unter stinkendem Negervolk."

Ein Gemurmel erhob sich darauf, aus welchem der Unwille wohl zu hören war.

„Eure Exzellenz," sagte der Krüger von irgendwo aus der Ecke, „es ist nicht der Brauch, daß ich meine Gäste aus der Stube weise."

„Recht so, recht so gesprochen!" riefen einige in ihrem Platt.

„Aber begreift Er denn nicht, Krüger, daß, wenn ein schwedischer Obrist es begehrt . . ." Lasse kam nicht weiter.

„Was? schwedischer Obrist!" schrieen sie von allen Seiten. „Wer kein schwedischer Obrist mehr ist und überdies einen Kalendermacher erschlagen hat, soll froh sein, wenn ihn mecklenburgische Freibauern in ihrer Stube atmen lassen, ja, das soll er. Der Windhund! Und ein Schwede noch obendrein!" Also gingen die Stimmen durcheinander, indem sie sich, in der Menge, wie sie waren, gegenseitig aufhitzten.

Mein Freund aber hatte es nur so gewollt, denn nun sagte er zu mir, nicht eben überlaut, doch so, daß es einige wohl hörten: „Gut, so will ich mir denn selbst die Stube räumen." Und begann sogleich sich durch die Bauern zu drängen, und ohne viel Handgemenge war er bei der Schenkentüre, dahin sie ihn gerne ließen, in der Meinung, er wolle ihnen weichen. Aber daselbst blieb er stehen und fing an, einen nach dem anderen aus der Stube zu werfen, was ihm bei den ersten sehr schnell gelang, indem sie nicht vorbereitet waren, aber da mehr Raum war, kam es zu etlichem gefährlichen Balgen, wobei ich oft nahe daran war, meinem Freunde beizuspringen; verhielte mich aber gleichwohl ruhig, da er mir auf Lateinisch zurief, ich möge

ihm seine Arbeit nicht stören. Daran merkte ich, daß er noch gut bei Laune und Kräften war, und ließ ihn gewähren. Er aber hatte eine sonderliche Art, die Leute unterzufassen, welches man, wie er mich späterhin aufklärte, den „schwedischen Griff" nennt, und er nahm sie und warf sie alle auf so gründliche Weise zur Türe hinaus, das sie vors erste das Wiederkommen vergaßen, und da es dann doch etliche versuchten, war er schon mit den anderen am Ende und wollte mit ihnen von vorne beginnen, was ihnen ungelegen war. Alles dies war in so kurzer Zeit getan und vollbracht, als man ein Butterbrot isset und nicht mit viel mehr Anstrengung. Denn nachdem die Stube leer war, schloß mein Freund die Türe ab, indem er den eisernen Riegel vorlegte, also daß niemand herein mochte kommen. Draußen aber erhob sich ein großes Geschrei über ihn, und es war zu entnehmen, daß sie das Haus über unseren Köpfen anzünden wollten, der Wirt aber mit kläglicher Stimme es nicht zuließ, — nämlich auch er war mit ausgesperrt worden. Mein Freund jedoch ließ sich zuvörderst den Rest seines Bieres schmecken, setzte sich dann zu mir und hielt mir eine gelehrte Rede über die alten Schweden, als welche unter sich Männer gehabt, so Berserker genannt, fürchterlich von Art, die in ihrem Grimme ganz allein gegen ein ganzes Heer aufgestanden und es bezwungen. Und ich konnte nicht genug staunen über diese Berichte, mußte sie aber glauben, nachdem mir ein solches ad oculos demonstrieret worden. Aber wie ich so meinen Freund betrachtete, gleichsam dampfend von seiner Arbeit und dennoch in gleicher Kraft noch wie vorher, mit den starken Adern an der Stirn und mitten auf ihr den roten Fleck, sonst aber völlig ruhig und bei heiterem Mut, kam es mir fast etwas ungeheuer vor. War es vielleicht ein böser Dämon, welcher sich mir gesellet, um mich dem Fürsten der Hölle in die Arme zu führen? Während ich also nachdachte, stand mein Freund auf, sahe durch das Gitterfenster auf die Leute hinaus, die sich etwas gegeben hatten, ging dann zur Türe, nahm den Riegel fort und schloß auf. Die draußen warteten, was er wohl beginnen würde. Sie mochten einig geworden sein, es sei einer, der plötzlich von Sinnen gekommen; denn sie wagten sich nicht heran, und auch keine Rufe wurden laut.

Da rief er: „Nur ein Schwedenspaß, lieben Leute! Der Krüger soll ein Faß Bier aus dem Keller schaffen, und jeder mag trinken, so viel er will. Es geht auf meine Rechnung. Ein schwedischer Obrist will sich nicht lumpen lassen für den Spaß, den er mit euch gehabt."

Damit ging er zurück an seinen Tisch und ließ die Türe breit offen.

Die Leute mochten anfänglich nicht recht, als erster aber kam der Wirt, mit seinem Käpplein in der Hand, und machte seinen ergebensten Diener, indem er sagte, er werde das Faß bringen lassen.

„Schön, schön," sagte Lasse, „tu Er das bald. Die Leute werden durstig sein; sie haben sich ein weniges erhitzt."

„Ha, ha!" suchte der Krüger zu lachen, während er sich selbst mit der Hand sein Bein rieb, „Eure Exzellenz haben einen starken Spaß beliebt . . ."

„Nur ein Schwedenspaß," wiederholte Lasse. „Nun aber bring Er nur die Leute herein."

Also kamen sie denn und machten säuerliche Münde, indem auch sie zu lachen suchten, aber da der Krüger das Bier brachte, waren sie bald frohes Mutes und ließen den „Herrn Obristen“ hoch leben und tranken, als gälte es ihrer eigenen Seelen ewige Seligkeit.

An diesem Abend wurde ich meiner letzten Taler ledig, und am nächsten Morgen wandten wir uns weiter.

Es war nun sauer, ganz ohne Geld durchzukommen, aber auf das Geheiß Lasses stellten wir uns bei denen Pfarrherren der Örter als arme Studenten der Jurisprudenz oder der Theologie vor, welche nach Helmstädt oder nach Wittenberg wollten, je nachdem wir uns verabredet hatten. Und mit einigem Latein gelang es uns immer, etwas Essen zu erhalten, auch wohl einen freundlichen Geleitbrief an den nächsten Amtsbruder, und so wanderten wir die kreuz und quer ohne eigentliche Direktion, nur daß wir stets gegen Westen zogen; „nur immer der Sonne nach,“ sagte Freund Lasse, welches er doppelsinnig meinte.

Es war kein behagliches Leben, das wir führten, hatten wenig Speise, wenig Trank, schlechte Unterkunft; meist, daß man uns in den Stall wies oder auf den Heuboden oder in eine Scheune. Und es mochten wohl an die vier Wochen gewesen sein — wir hatten längst der Tage des Kalender nicht mehr acht —, als wir einst gegen Abend auf eine so schöne Wiese kamen, daß Lasse nicht mehr weiter wollte, sondern mitten auf ihr sich in das Gras legte und ich ein gleiches tat. Es war eine Wiese voller Butterblumen, großen, gelben, unabsehbar vielen. Und alles war wundersam still geworden, eben die Zeit, da alles schweigt und es ist, als halte nun die Natur ihr Abendgebet mit gefalteten Händen. Auch die Grillen waren stumm, welche den ganzen Tag sangen, und kein Vogel flog auf, noch sang einer in den Lüften. Und an dem Himmel von tiefem, reinem, gleichwohl ziemlich lichtem Blau erblinkten die Sterne.

Mein Freund lag im Grase und hatte sein Gesicht emporgewandt und sahe in die Sterne. Mir war es sogar, daß sie sich spiegelten in seinen Augen, wie er so lag. Und ich sagte zu mir: „Wie ist er doch schön von Angesicht, dieser wunderliche Geselle, den ich so wild und zahm gesehen, wie einen Riesen und wie ein Kind.“ Und was ich so selten an ihm sah, der volle Friede dieses Abends war auch in seinen Zügen. Ich wagte kein Wort, nur das fühlte ich: daß es mir wohl war, mit ihm alle die Fährlichkeiten und Wechselfälle zu tragen, für ihn bei den Leuten um Gaben vorsprechen — denn das tat er nie — und mich vor ihnen erniedrigen. Das geruhige, wohlbehäbige Leben eines Sprachmeisters irgendwo in Schweden, und sei es in Stockholm und mitten im Glanze des Hofes, — ich gab es willig darein, und ich sagte mir: „Was war doch dein ganzes Dasein bisher denn ein Placken und Schinden, während du jetzt fühlst, daß du lebst, und in die Natur mit frischen, klaren Augen blickest wie ein Tier des Waldes, das keine Sorgen kennt als die der Stunde und sein Nachtlager nimmt, wo es dasselbe findet!“

In solchen Gedanken saß ich neben Lasse und sahe auf sein Antlitz nieder. Mochte es nun aber die einfallende Nacht sein oder der alte Schatten, der von innen kam, wieder sah ich die Traurigkeit auf seine Stirn kommen wie so oft, und dann sah ich ihn mit den Händen empor in die Leere greifen und immer höher die Arme strecken und sie wieder sinken lassen, nun ganz erschlafft.

„Bruder," begann er zu mir, „was sagst du zu einem, der seine Arme nach den Sternen streckt, zu dem armen Menschenkinde, das im Grase liegt und mit seinen Händen nach den Sternen greift? Und rings ist die ganze Wiese voll von Blumensternen; er kann sie fassen, wohin er langt, und wo er sein Haupt bettet, da neigen sie sich über ihn. Es ist ein Narr, wirst du sagen, und ich sage dir auch: es ist ein Narr."

„Du bist traurig, Lasse," sagte ich.

„Ja, ich bin traurig, Love. Ich bin immer traurig, auch wenn ich lache, und wenn ich meine Kraft spielen lasse und mir das Leben in den Adern zum Höchsten glüht, dann bin ich am tiefsten traurig in mir. Es ist ja alles nichts, daß ich den Kalendermacher erschlagen. Was war er mehr denn ein windiger Kerl, ein Betrüger, der mit dem Schönsten, was die Erde hat, mit den Sternen, seinen Spott trieb? Denn sieh dir sie an, die Sterne, wie sie leuchten und strahlen! Siehe das und sprich mir noch von Konstellationen und wag es, Nativitäten zu stellen für diese Ameise, welche der Mensch ist, der unter ihnen dahinkriecht; und sie wissen nicht, wann er geboren wird noch wann er stirbt. Es kam mich, da ich ihn erschlug, ein solcher Dégout und Abscheu an, daß ich ihm die Klinge in die Brust stieß, gleichwie einem Tier, das man nicht mehr sehen will, weil es einen widert. Ah, fürwahr, mein Bruder, das ist nicht meine Schuld, noch hab ich sonst eine Schuld auf der Seele. Und wie soll auch ein Mensch Schuld haben, wo er doch nur tut, wonach er geschaffen ist? Nein, das ist es nicht, Love; nur daß ich nach den Sternen greif mit meinen armen schwachen Menschenhänden, das drückt auf meiner Seele, da ich sie nimmer und nimmer erreichen kann: sie sind zu hoch. Verstehst du mich, Love?"

Und wieder erhob er seine Arme gegen den Himmel und langte und langte und ließ sie wieder sinken. Ich wußte, wie er es meinte, und fürchtete mich nicht; denn es war nicht Wahnwitz, der aus ihm sprach, sondern indem er es bildlich meinte. Ich sahe, wie groß der Schmerz in seiner Seele war, und auch ich war ganz durchschüttert und vermochte nichts zu fragen, noch ihn zu trösten, indem ich auch annahm, er werde das Geheimnis, das er annoch verbarg, mir wohl zur gegebenen Stunde von selbst anvertrauen. Dies aber merkte ich schon: es war etwas, wonach er strebte, und was ihm zu erreichen unmöglich war, sei es nun in der Kunst oder im Leben.

So blieben wir auf der Wiese, und der Nachttau sank über uns.

Es war schon gegen den Herbst und die Nächte kühl und gefährlich.

„Lasse," sagte ich darum, da er nur immer lag und in die Sterne sah, „wir wollen aufstehen und uns irgend ein geschütztes Lager suchen, wo wir schlafen können."

Darauf so gingen wir unsere Straße weiter. Aber es war in einer Gegend, die noch von dem großen Kriege her sehr öde war, und wir sahen kein Dorf, so weit wir auch zogen, nichts denn eine alte Kapelle unweit des Weges, und dahin gingen wir zu übernachten.

Es war ein alt verlassen Bauwerk mit ausgebrochenen Fensterrahmen und ohne Tür. Der Mondschein fiel herein in großen weißen Flecken, sonst aber war es gar dunkel, und wir sahen nichts an den Mauern. Aber auf dem Boden war Streu, die aufraschelte, wie wir gingen. Mochten wohl schon andere vor uns hier genächtigt haben, Wegelagerer vielleicht und unsauberes Gesindel, wie es der Krieg vieles gemacht hat. Und wir legten uns hin zu schlafen, so gut es ging. Aber erschüttert in meiner Seele, wie ich war, konnte ich nicht Schlaf finden, so ruhig ich liegen mochte; von Zeit zu Zeit immer mußte ich die Augen aufheben und gegen das Fenster blicken zu der einen Seite, das in den Himmel ging. Und es waren noch immer so viele Sterne in der blauen Luft. Also lag ich. Auch Lasse war wach, aber ich ließ es ihm nicht merken, daß ich wachte. Ich hörte, wie er aufsaß, und im Schatten sah ich, daß er den Kopf in die Hände nahm und leise weinte.

Nun war aber in jener Kapelle ein Bild, welches noch aus denen papistischen Zeiten geblieben sein mußte, denn es stellte unseres Heilandes Mutter dar in einer überaus holdseligen Gestalt und in einem Gewande, wie man es in längstvergangenen Tagen trug. Und ihre Füße standen auf einer Weltkugel. Dieses Bild aber sahe man erst, da der Mondschein vom Fenster darüber kam; da trat es auf einmal aus der Wand wie ein Gesicht in einem Traum.

Und wie ich so lag und emporsah, mich an der Lieblichkeit des Bildes erfreuend, da richtete sich mein Freund an meiner Seite auf und sacht, auf den Knieen, nahete er dem Bilde, und da er an der Mauer war, so stand er auf und neigete sich zu dem Bilde und küssete die Füße der schönen Frau. Und da war auch sein Haupt im Mondschein, und sein blondes Haar strahlete gleichwie von einem Heiligenkranz umgeben, aber es war wirr und viel Spreu war in den Locken. Und er küssete oft und lange.

Da dachte ich bei mir: Ist er wohl ein Papist, daß er solchen Götzendienst treibet, und hat es mir bisher verhehlt? Und meine Abscheu gegen die Papisten war groß, indem sie doch so vieles Unheil über das deutsche Land gebracht und ihm am liebsten sein höchstes Gut, sein Evangelium, wie es in der Bibel steht, wieder hätten mögen rauben, nachdem es sich solches erkämpft hatte mit viel Kampf und Mühen aller Art. Und es war, daß ich sonst nicht gerne mit einem Papisten zu Tische saß, indem sie alle falsch sind und treulos und gottlos und ohne Sitten, nur auf Wollust bedacht und Hoffahrt und Pracht, noch sonst etwas mit einem solchen zu tun gehabt, und gedachte schon, mich von meinem Freunde zu trennen, so er ein Papist war. Jedennoch, sprach ich hinwieder in meinem Innern, sollte ich darum einen so außerordentlichen Menschen verlassen, welcher mir erst die Augen geöffnet hatte für die Welt, welchem ich zu danken hatte, daß ich nun glücklich war? verlassen, wie man einen Aussätzigen verlässet und hinausstößt und allen

Fährden übergibt, die ihm zustoßen mögen. Frost, Hunger, Not und Mühsal hundert- und tausendfältig? Sollte ich das? Auch wenn er ein Papist war, so wollte ich bei ihm bleiben, da er so hilflos war in der Welt und meiner bedurfte.

Er aber stand noch und küssete die Füße der schönen Frau auf dem Bilde. So sah ich ihn, bis daß ich einschlief, in obgemeldeten Gedanken, aber am Morgen fand ich ihn neben mir auf der Streu schlafend, die Brust offen, daß man das Hemde sah. Und da fand ich, wir waren beide verschmutzt und versudelt und selbst Wegelagerern gleich, wie solche auf dieser Streu gelegen haben mochten: das Schuhwerk zerrissen, die Kleider verschabt, die Wäsche unsauber und unser ganzer Aufzug ein höchst elender. Dabei stand der Winter bevor und vielleicht bälder, als wir ihn erwarteten, denn es herbstet oft nur kurze Zeit.

Also kam ich zu dem Entschlusse, meinen Freund zu überreden, in der nächsten Stadt, die wir antrafen, eine Position zu nehmen und uns für den Winter gut zu verquartieren, damit wir nicht unter den Unbilden des Frostes und Schnees litten, noch an Mangel genügender Speise.

„Lasse," sagte ich, da er die Augen aufschlug, „ich habe mir's wohl überlegt, daß unser Leben so nicht mehr fortgehen kann. Wir sind arg herabgekommen in unserem Aussehen, wir bedürfen ein regelmäßiges Leben . . ."

Lasse stöhnte: „Love, du tust mir weh. Ich habe so süß geträumt gegen den Morgen. Ich war bis in den siebenten Himmel verzücket; ich war mitten unter den Sternen. Sprich mir nicht, Love! Und laß mich so liegen . . ."

Da fiel sein Blick auf das Bild, und auch ich sahe dahin. Nun aber war es ein ärmliches Wandbild, von sehr unkundiger Hand gemalt mit wenig Geschick und stark von dem Wetter mitgenommen, also daß man am Tage nur weniges von ihm ausnahm. Man sah auch die Spuren, daß man es hatte abscheren wollen, aber solches dann unterließ. Und es war ein sehr elendes Bild.

Lasse stand auf und trat hinaus, und ich folgte ihm. Des Bildes, das wir nun doch beide zugleich betrachtet, erwähnten wir gegeneinander nicht.

Während wir nun durch das Land gingen, hielt ich meinem Freunde eindringlich mein Vorhaben für, indem ich ihm immer wieder und mit schmachvollen Worten schilderte, wie verlumpt und verludert wir seien, und er gab nach.

Hierauf, da wir an einen Bach kamen und aus ihm tranken und uns die Augen klar wuschen, sprach er:

„Ja, du hast recht, Love, du hast recht, Bruder, wir sind ganz zu schmutzigen Gesellen geworden. Aber das Wasser an Gesicht und Händen ist zu wenig, all unsere Unsauberkeit von uns zu nehmen. Siehe, der Bach ist tief genug, daß wir ganz in ihn tauchen und uns rein baden an unserem ganzen Leibe. Mich verlangt so nach Reinheit . . ."

Und er begann seine Kleider abzuwerfen, und ich tat desgleichen. Und währenddessen sprach er:

„Was sind die Menschen doch gedrückt und eingezwängt von ihren Kleidern! Ihre Seele kann nicht aus; sie steckt in ihnen wie in einem harten Gefängnis.

Ich möchte die Menschen wieder nackt machen, daß sie frei würden und unschuldig in ihrem Wesen, und aufhörete der Unterschied der Kleider, welcher Menschen von Menschen trennt, auf daß sie nun sich zu einander fänden in ihrer natürlichen Sympathie und Attraktion. Es ist ja doch alles Tand und unnütze Pracht, samt Ehrenketten und allem Schmuck."

Und nun sprang er von dem Ufer in den Lauf des Baches hinab, daß die Wasser hoch aufschäumten und aufspritzten und ich seiner nicht mehr ansichtig war. Aber ich mußte noch einige Scham überwinden, ehe ich in das Wasser kam.

Da aber waren wir gleich wie zwei Jungen, die sich mit den Händen das Wasser ins Gesicht werfen und sich herumtollen in der Flut, daß sie über und über bespritzt sind, und dabei lachen und jubeln. Und das Wasser war von großer Frische, jedoch die Luft angenehm warm. Und es drang uns bis in das Innerste unseres Leibes, strömte bis an das Herz und machte es frisch, und gleichsam nahm es aus seinem Blute alles Stickige, Stockige und Dumpfe, das darinnen gewesen. Ja, man fühlte, daß des Blutes Rot in ihm, anfänglich sehr dunkel, heller und heller ward, bis es wie reinster Scharlach war oder ein aufgelöseter Karfunkelstein.

Und es war hoch am Tage, da wir wieder unseren Weg aufnahmen und in ein Dorf kamen, von da man uns gegen die Stadt weisen konnte.

Dort nun sprachen wir in der Drostei vor, und nicht anders als in denen Pfarrhöfen, auch hier in lateinischer Rede, indem wir uns für Studenten ausgaben, welche ihrer Notdürftigkeit halber nicht weiter dem Studium obzuliegen vermöchten.

Aber der Landdrost unterbrach uns. „Bleibet mir mit dem Latein vom Halse!" rief er, „wir sind allhier in deutschem Lande und wollen unsere Muttersprache nicht in Unehre verkommen lassen. Und was ihr mir sonsten von Studieren und diesen Dingen erkläret, das kann ich glauben oder nicht. Aber ich sehe, ihr seid sauber gewaschen, und also wollet euch zu Tische setzen, denn ihr werdet wohl eines Imbisses bedürfen."

Hierauf so rief er nach seiner Frau und hieß den Tisch auch für uns decken, indem es eben Mittagszeit war, und sogleich das Gericht auftragen. Es war eine Blutsuppe, daselbst „Swartsuur" genannt, welche wir vorgesetzt bekamen, und schmeckte uns trefflich, aber wir aßen mit Anstand, wie es sich an einem solchen Tische geziemt, ohne zu hasten, aber auch ohne Saumseligkeit bei diesem Gerichte wie auch bei dem, was folgte.

Nach dem Tischgebete nun, nachdem die Hausfrau aus dem Zimmer war, sprach der Drost zu uns:

„Ich sehe, ihr seid wohlanständige Leute, obwohl ihr an Kleidung nicht zum besten aussehet, aber Ihr esset mit Manier, und dies zu erfahren, habe ich Euch bei Tische behalten; denn solches ist mein Prüfstein. Nun habe ich mir also überlegt: derjenige von euch, der ein Deutscher ist, mag mein Schreiber werden, indem ich einen solchen wohl verwenden kann. Mein anheriger taugt besser unter die Oberknechte, und dahin will ich ihn geben. Was aber den Schweden betrifft, so habe ich jetzt keine Arbeit für ihn, nachdem die mehrsten

Arbeiten in Acker und Feld getan sind. Aber ich will ihn doch behalten, weil ich mir denke, es wird sich schon eine Anstellung auch für ihn finden, sofern er mit dem Essen und einiger Ausstaffierung bei sonstigem freien Aufenthalt in meinem Hause vorerst sich begnügen will."

Wir waren es mit vielem Dank einverstanden.

Dann sprach der Drost: „Und nun sage mir der Schwede, welcher er ist."

Da trat Lasse vor und sagte einiges Verbindliche.

„Dachte mir's wohl," meinte der Drost, „daß du der Schwed bist. Du gefällst mir."

So blieben wir in der Drostei und wurden überaus wohl gehalten, indem der Drost ein Mann von Einsehen war, keiner, der an seinen Leuten zwackt, sondern sie wie seinesgleichen leben läßt. Er selbst sahe weniger einem Landdroste gleich, denn einem der reichen Freibauern, welche hier ringsum auf ihren Höfen saßen. Und er war in der Tat ein solcher, indem er mehrere Höfe bewirtschaftete und erbeingesessen war. Die Drostei aber hatte Sohn vom Vater überkommen, schon seit langer Zeit. Sonsten war er ein Mann gegen die Sechzig, sehnig von Gesicht mit tief gelegenen großen Augen von stahlgrauer Farbe, über welchen die Brauen stark hervortraten und breit und buschig waren. Seine Haut aber war glänzend und gebräunt gleich einem alten guten Pergamente. Den Bart von starren silbernen Haaren trug er kurzgehalten und über der Lippe abgeklippt, auf dem Kopfe aber stets eine feine gewirkte Haube oder Mütze, um ihn gegen den Wechsel von Hitze und Kälte zu schützen, nachdem er fast gänzlich kahl war. Er war kein übermäßig großer Mann, aber stattlich und wohlansehnlich von Gestalt, sein Name Magnus Damme. Wie ein Fürst saß er in seiner von den Vorvätern überkommenen Drostei, und über wen er den Spruch sprach, der war ihm verfallen und wagte keine Widerrede. Wenn er des Winters ausritt in seinem Pelz, da war er wie ein König anzusehen, der durch sein Land reitet. Und da war es oft, daß er Lasse mitnahm auf einen der Höfe, wo er nach dem Rechten sehen wollte. Ich indessen blieb zu Hause.

Aber sonst ein so gewaltiger Herr der Landdrost war, vor seiner Frau war er doch nur wie ein Fürst vor dem Kaiser, der sich beugt, weil er, wenn er sich auflehnte, unerbittlich mit Krieg würde überzogen werden. Es mochte vordem solche Kriege gegeben haben, nun aber war Friede. Frau Ursula war hoch und hager, die dünnen Lippen des breiten Mundes tief eingefallen, da sie der Zähne ermangelte, und mit scharfen schwarzen Augen. Sie hatte stets den Schlüsselbund in der Hand, und es war kein gut Zeichen, wenn sie mit ihm klirrte.

Lasse fragte mich einmal, ob ich wohl glaube, daß diese Frau Ursula eben dieselbe sei, die mit den elftausend Jungfrauen dereinst von Irland über das Meer gekommen, ich aber verwies ihm solche lose Rede.

Und es schien mir bald so, daß sie mich meinem Freunde vorzog, indem sie ihn vor einen Faulenzer und Tagedieb erklärte, welcher nichts täte als essen und schlafen, mit dem Herrn ausreiten und trinken oder ihm Geschichten erzählen. Und so war es auch. Lasse bekam keine eigentliche Anstellung den

ganzen Winter über und befand sich sehr wohl dabei, nur daß er keine Löhnung erhielt und deshalb stets mich um einige der Taler anging, welche ich erhalten; und ich gab sie ihm, da wir doch gewissermaßen einen Pakt geschlossen hatten, daß all unser Eigen gemeinsam sein sollte.

Wir hatten beide zusammen eine Stube inne, aber es war oft, daß Lasse erst spät heimkam und dann bis in den Tag schlief. Er ging nämlich mit dem Drost in den Krug und trank auch wohl über das Maß, ohne doch je völlig von Sinnen zu sein. Der Landdrost aber war es nach solchen Abenden, und mehrere Tage hindurch klirrten dann Frau Ursulas Schlüssel durch das ganze Haus.

Der Landdrost ermangelte der Kinder, und so war es mir bald augenscheinlich, er werde Lasse an Sohnes Statt annehmen wollen, und Lasse ließ auch dergleichen hören. Der Landdrost hatte solches Gefallen an ihm gefunden. Und in der Tat war Lasse nun ein anderer, nicht mehr der wilde Geselle und auch nicht mehr der träumerische Nachtschwärmer, sondern ein gutmütiger, offener Junge, dem seine frischen roten Wangen gut standen, und der ganz zufrieden schien. Mir war das von Herzen recht so, obwohl ich ihn eigentlich nach seiner anderen Art lieber hatte. Aber es ist ja wohl des Menschen Glück, nicht anders zu sein als die anderen. Und dieses Glück hatte er gefunden. Als ein solcher, wie er nun war, konnte er wohl des Landdrosten Sohn werden.

So verging der Winter.

Dann war es an einem Abend im April, als Lasse bei mir auf unserer Stube war, daß er das Fenster weit auftat und wieder empor in die Sterne sah. Er rief mich zu sich.

„Love," sagte er, „was hältst du nun von mir?"

„Gut, Lasse, daß du mich darum fragst," sagte ich, „so kann ich dir frei sagen, wie froh ich bin, daß du nun Frieden gefunden hast."

„Meinst du?" fragte er, und dann nach einigem Warten: „Ich will es dir sagen, Love, mir ist dieses Leben zuwider. Es hat mir den Menschen genommen. Was bin ich noch? Was ist noch dieses Leben? Ich bin es müd, diesem alten Haubenkopf Geschichten aus Schweden vorzulügen. Bin ich sein Hausnarr? Er will mich zu seinem Sohne machen; ich weiß, er trägt sich mit diesem Gedanken und sprach mir auch schon davon. Wohl, als dieser elende Alletagskerl, der ich nun bin, mag ich ihm recht sein. Aber glaubst du, daß er nun an seinem Fenster steht und in die Sterne schaut? Was weiß er von Sternen mehr als das gemeine Vieh, das sie auch wohl siehet und weiter nichts? Und ich soll hier bleiben in dieser Drostei und vermuffen und versauern? Und außerdem noch dieses zahnlose Weib meine Mutter nennen und mir ihren Schlüsselbund in die Ohren klingeln lassen, wenn ich einmal heimkomm wie Gott Dyonysos von der Traubenernte? Ich hasse dieses Leben und ich will fort."

„Lasse," sagte ich hingegen, „was kommt dich auf einmal an, nachdem du einen Winter lang so offenbarlich zufrieden warst?"

„Aber es ist nicht Winter mehr," rief er fast in Grimm, „siehst du denn nicht, der Frühling ist da?! Die Luft ist voll Keimen und Sprossen und duftet so stark . . ."

„Laß es gut sein, Lasse," sagte ich darauf, „dies Gefühl wird vergehen, wenn du nicht mehr untätig zu sein brauchst. Und der Drost hat dir ja versprochen, daß er dir Arbeit geben wird. Verlang sie nun von ihm. Sieh, Lasse, Müßiggang brütet alle erdenklichen Krankheiten aus, aber die Arbeit ist ein guter Heilbalsam für alle Gebreste."

Dies fand Lasse wohl gesprochen. „Du hast recht, Love;" sagte er nach einigem Nachdenken. „Ich will tun, was du sagst."

Diesen Frühling und bis in den Herbst war Lasse auf einem der Höfe des Landdrosten als ein Aufseher über alle Arbeiten und nur selten kam er in die Stadt. Er war gebräunt von der Sonne ganz wie ein rechter Landmann und prächtig anzusehen, wie stolz und aufrecht er ging. Wenn ich ihn so sahe, sagte ich mir: wohl, nun sind seine Wunden ganz ausgeheilt; und pries uns beide glücklich, daß wir mit Gottes gnädigem Beistand uns eben hieher gefunden, wo es uns so wohl ging.

Denn auch mir ging es sehr wohl. Ich hatte mein gutes Auskommen, in dem Landdrosten einen einsichtigen und freundlichen Herrn und außerdem noch ein Stück Geld, welches mir nun blieb, da Lasse mir nichts mehr abforderte. Daß die Arbeit nie ausging, war mir eher recht als unlieb, denn ich war gewöhnt von Kindheit auf, nicht müßig zu sein, und oftmals überkam mich Verwunderung, daß ich den vorigen Sommer in solchem Herumvagieren hatte hinbringen können. Aber wenn ich Lasses gedachte, wie ich ihn gefunden, so wich sie alsbald. Und in solchen Augenblicken konnte ich Lasses Klagen über dieses Leben hier während des Winters wohl verstehen. Nein, es war doch nichts für ihn, so wie die andern zu sein, sich ganz einzufügen, da er doch an Kraft und an Geist und seltenem Gemüte ein so anderer war denn alle, die ich bisher kennen gelernt.

Einstmals sprach der Landdrost mit mir über Lasse. „Schreiber," sagte er zu mir, „sag, weißt du von Lasse, daß er sehr stark ist?"

„Ja, Herr," sagte ich, „gewiß ist er es; ich sah ihn eine ganze Wirtsstube voll Bauern räumen . . ."

„Gut, daß du mir dies sagst. Er fängt mit meinen Knechten Händel an, und das ist mir nicht lieb. Er ist nicht Herr auf meinem Hofe; sag ihm das, wenn er kommt."

Ich merkte in dieser Zeit an Frau Ursula, daß bei ihr Klage über Lasse geführt worden, aber sie trug eine zufriedene Miene zur Schau, und also konnte ich wohl schließen, daß sie ihrem Herrn den Gedanken aus dem Sinne geschlagen, den jungen Schweden zum Sohne anzunehmen. Und da sagte ich mir wohl auch, daß unsere Tage allhier gezählt seien. Aber bis tief in den Herbst blieb Lasse auf dem Hofe und dann kam er wieder in die Drostei auf meine Stube.

Er war sehr glücklich.

Da er sich das erstemal wieder auf sein Lager streckte, daß es in allen seinen Fugen erkrachte, rief er zu mir herüber: „Hier wollen wir uns also wieder verliegen, bis der Frühling kommt."

„Du hast es gut gehabt den Sommer über?" fragte ich.

„Gut, gut! Meine Arme sind stark geworden vom Pflügen und Mähen. Denn ich habe alle Arbeit mitgetan. Braun bin ich am ganzen Leibe von Sonne und Schweiß, meine Lungen könnten eine Kette sprengen, so man sie mir um die Brust legte. Es war ein anderes Leben denn das Herumstromern. Ich habe meinen Menschen wiedergewonnen und mir war so wohl, von nichts anderem zu reden als von dem Viehe und dem Getreide und der Heumahd. Ich glaube, ich hab mein ganzes Latein vergessen und meine anderen Sprachen dazu bis auf das Deutsch, das ich redet'. Und du bist indessen in der Schreibstub gesessen und hast die Flügel von einem halben Dutzend Gänsen verschrieben! Armer Love! Armer Love! Du bist kein Mensch, sondern selbst nur ein Gänsekiel mit etwas Tinte daran!"

Er lachte laut und streckte sich aufs neue in seinem Bette, daß ich fast fürchtet, er bräche zusammen. Aber freute mich, daß er ein so gesunder Mann geworden; ja, auch ich glaubte: dies sei doch das beste Teil am Menschen, recht ganz mit der Erde zu verwachsen, von welcher er ja genommen ist und zu welcher er zurückkehrt. Warum soll er in seinem Leben von ihr getrennt sein?

Das alte Leben begann nicht von neuem. Lasse war nicht mehr der ausersehene Sohn des Hauses, sondern nicht höher geachtet denn ich selbst; Frau Ursula maß ihn mit schiefen Blicken, hielt aber noch an sich, und der Drost suchte ihm auszuweichen.

Wir sollten die Ursache bald genug erfahren.

Es war nämlich gegen Ende des Herbstes, noch ehe Lasse zurückkam, eine Magd in die Drostei zu Frau Ursula gekommen und hatte ihr in vielen Worten geklagt, daß Lasse sich an ihr vergangen habe. „Warte zu, bis daß man es siehet," hatte ihr darauf Frau Ursula gesagt und sie heimbeschieden, und sie selbst wartete nun, hatte aber wohl ihrem Herrn davon berichtet.

Eines Tages nun, mitten im bösesten Winter, ließ der Landdrost Lasse vor sich rufen und legte ihm dar, die Magd sei gekommen und habe wider ihn geklagt. Ob dem so sei?

Lasse machte nicht viel Hehl daraus.

„Siehst du, Lasse," sagte darauf der Landdrost, „was hast du da wieder dich versündigt! Nicht an der Magd, meine ich, denn das kommt viel und oftermals vor und ist gut so, um einen guten Gesindestand aufzuziehen und zu erhalten, — nicht an der Magd, sondern an dir. Meine Ehefrau ist wider dich, das weißt du wohl, und hast dich nicht gehütet, sondern ihr eine solche Handhabe gegen dich gegeben, erst mit den Knechten Händel begonnen und nun dich noch an einer Magd vergangen. Ich hätte dich zu meinem Sohne gemacht, weil ich dich einen prächtigen Burschen fand, stark, gesund, freimütig, fröhlich und ergeben. Daß dies nun nicht mehr sein kann, das ist mein großer Schmerz. Aber du mußt jetzt auch fortgehen; ich kann dich nicht mehr bei mir halten, sonst habe ich Unfried im Hause solange ich lebe.

Und ich bin ein alter Mann und will die wenigen Jahre, die Gott mir zu leben bescheidet, in Frieden verleben, was du wohl verstehen wirst. Es ist Winter jetzt, aber ich kann dich auch nicht über Nacht mehr hier behalten, denn heute ist die Magd gekommen, und wie ich meinem Eheweibe im Herbste das Versprechen gegeben, so muß ich es nun erfüllen: dich hinauszuweisen, sowie der Magd Anklage als wahr erkannt. Was hast du mir noch zu sagen?"

„Nichts, Herr," sagte Lasse, „als daß ich Euch bedaure."

Und darauf kam er in mein Zimmer und sagte mir's an, und nachdem er mir alles erzählet, frug er nur kurz:

„Kommst du mit?"

Was sollte ich nun tun? Ich konnte wohl bleiben, denn mir war Frau Ursula um so mehr gewogen worden, als sie Lasse angefeindet, und hätte mein sicheres Brot gehabt, vielleicht auf Jahre hinaus. Aber während ich so bei mir überschlug, sah ich auf Lasses Stirn einen roten Fleck aufglühen, welchen ich als seinen Zornfleck kannte, und dann fuhr er mich an:

„Krämerseele, die du bist! Ist es dir um die lumpigen Taler zu tun, die du hier ersitzest und erschwitzest? Wenn das, so hab ich vors erste ihrer genug zusammengespart, daß wir ein anständiges Leben haben und dabei Herren sind und frei."

„Lasse," sagte ich, „warum sprichst du so zu mir? Ich bin mehr ein seßhafter Mensch, wie du weißt . . ."

„Ja, ein Schreiber bist du und als solcher wohl seßhaft!" Er lachte.

Es war mir schwer, ihm nachzugeben. Endlich tat ich es doch: „Ja, ich will mit dir gehen, Lasse. Es ist am besten so."

Da sah er mich eine Weile an und fiel mir dann um den Hals. „Ja! Ja!" rief er, „wir beide gehören doch zusammen."

Als ich nun dem Herrn sagte, daß ich mit Lasse gehe, so sagte er mir vieles Lob über mein Verhalten und meinen Fleiß; aber hieß mich nicht bleiben, obwohl er ein Recht dazu gehabt.

„Das habt ihr wohl miteinander ausgemacht," sagte er, „und selbander, wie ihr gekommen seid, mögt ihr auch wieder gehen."

Darauf so gab er mir meine letzte Löhnung und noch einige Taler überdies, dem Lasse aber verehrte er aufs letzte einen Pelz, welchen er nicht mehr trug.

Frau Ursula indessen hatte für mich einige Wegzehrung in einen irdenen Topf getan und gab mir diesen, da wir ihr unsere Reverenz machten. Ich nahm ihn wohl, Lasse jedoch riß mir ihn aus der Hand und warf ihn der Frau zu Füßen, daß er zu hundert Scherben ging und das Essen auf dem Boden lag. Sie begann hierauf meinen Freund mit argen Schimpfworten zu traktieren, er aber wandte sich und nahm mich mit fort.

„Die alte Hexe soll froh sein, daß sie den Topf nicht ins Gesicht gekriegt hat," sagte er noch zu mir, während wir gingen, so daß sie es hören konnte; aber hinter uns fuhr sie auf ihren Mann los, um ihm Vorwürfe in betreff des Pelzrockes zu machen, welchen er weggegeben.

Es war noch früh genug am Tage, daß wir vor Abend das nächste Dorf erreichen konnten, um da zu nächtigen. Aber der Weg ging über eine öde

Haidefläche, da der Wind so heftig blies, daß mich ein plötzliches Fröfteln ankam und mir die Zähne aneinanderschlugen. Denn ich hatte nur einen gewöhnlichen Rock, wie man ihn Winters in der Stadt trägt. Als Lasse das sah, so zog er seinen Pelzrock aus und nötigte mich mit vielen Worten, denselben von ihm anzunehmen, indem ich seiner mehr bedürftig denn er, als welcher aus einem viel kälteren Lande gekommen, woselbst solcher Frost und Wind noch laue Zeit. So tauschten wir die Röcke und zogen weiter.

Wir sprachen nichts, weil uns gleichsam die Worte auf den Lippen gefroren. Der Atem kam dickweiß aus unserem Munde, und in Lasses Bart hängte er sich in schweren Eistropfen. (Ich hingegen trug mich bartlos, wie es die Schreiber taten und sonst Leute von ähnlichem Stande.) Und wie ich so ging, spürte ich sehr wohl die Wärme meines Rockes, obgleich der Wind gegen Abend zu ein wenig abnahm. Und es war so angenehm, durch das Winterland zu schreiten, da alles so rein ist, alles so klar. Baum und Gebüsch und Vögel schwarz auf dem weißen Grunde, der Himmel auch weiß, aber mehr ins Graue gekehrt. Und der Wind regt nichts auf; er weht, und man sieht nicht, daß er wehet. In den dürren Ästen verfängt er sich nicht, er fährt durch sie, wie man durch die gespreizten Finger einer Hand den Atem bläst. Der starke Schnee trug uns gut, so daß unsere Tritte nicht tief einsanken. Aber unsere Stapfen waren die einzigen, welche wir sahen, wenn wir uns zurückwandten, es sei denn die Fährte eines Wildgetiers, das über den Weg gelaufen.

So sank der Abend ein, nachdem zuvor noch für eine Weile das ganze Land seltsamlich blau gewesen, welches ich nie bisher noch also bemerkt, und sagte es Lasse.

„Ja, es ist immer etwas mehr Himmel in dem Abend," sagte dieser, woraus ich entnahm, daß er seinen Gedanken nachhing.

Dann auch kamen etliche Sterne. Aber noch ehe daß es Nacht war, fanden wir uns in dem Dorfe, das wir erreichen wollten, und nahmen Herberge im Kruge und aßen und tranken einiges, uns zu stärken.

Da wir nun an dem großen Kachelofen saßen, welcher in der Gaststube war, und wir allein waren und mir die Zukunft nicht heller vor Augen lag denn die Stube selbst mit dem ärmlichen, kleinen Lichtlein, das vor uns brannte, so kehrte ich mich zu Lasse und sagte: „Warum doch hast du das mit der Magd getan?" Denn ich mochte ihm wohl einen Vorwurf darüber machen, daß er uns so leichtfertig einem ungewissen Schicksal preisgegeben, obwohl unsere Taschen eben noch gefüllt waren.

Er aber gab mir zur Antwort: „Sprich mir nicht davon! Es war nur eine Butterblume auf der Wiese und wahrlich die erste nicht, die ich gepflückt."

Also wich er meinem Vorwurfe aus. Ich aber merkte zugleich, daß mit dem Stern am Himmel, nach welchem er mit den Händen griff, niemand sonst denn eine hohe Frau gemeint war, nach welcher er strebte, ohne sie doch jemals erringen zu können. Und dies ist wohl ein herber Gram. Aber es ist auch des Menschen eigene Schuld, wenn er seines Standes nicht achtet; denn ja wohl: wir stecken allesamt in Kleidern, und wer uns wieder nackt machen

möchte, der müßte uns das Paradies zurückgeben, welches aber verloren für immerdar.

Ich verstand nun so manche seiner Reden besser denn früher, und sie kamen mir alle nachgerade wieder zu Sinn. Ich hatte oft dafürgehalten, Lasse habe das rechte Wort nicht finden können und darum so dunkel gesprochen; nun war mir alles helle. Und ich gedachte auch jener Nacht, da er in der einsamen Kapelle die Füße des Bildes geküßt. Solches ist ja die Art der Verliebten, daß sie sich vieles imaginieren, und so war ihm gewiß, da er es sah, die Erinnerung an jene Frau gekommen, und aus Devotion küssete er dem Bilde die Füße. Also war auch mein letzter Zweifel gelöset, daß er etwan ein heimlicher Papist, und dankete Gott in meinem Herzen, daß er kein solcher war, sondern dem reinen Glauben in Wahrheit anhing, wie er sich zu ihm bekannte.

Dieser Abend in der armen Wirtsstube war sonach für mich ein sehr glücklicher, und da wir beide sonst ganz schwiegen, konnte ich alle Erinnerungen wieder zu mir kommen lassen wie gute Freunde, die lange fern gewesen, über welche man sich aber doppelt freut, nun sie wiederkehren. Und auch sprach ich zu mir: „Wie gut ist doch Lasse, da er mir seinen warmen Pelzmantel gegeben gegen Frost und Wind!"

Also zogen wir von Dorf zu Dorf. Oft, daß uns ein Schneefegen überfiel und uns drohete lebendig zu begraben, aber wir waren stark, und der allbarmherzige Gott führte uns gnädiglich durch jedwede Fahr.

Gegen Winters Ende kamen wir in die Stadt Köllen, woselbst eben die große Fastnacht war, welche allhier nach denen italienischen Festivitäten zu dieser Zeit „Karneval" genannt wird. Und es dauerte mehrere Tage.

Mein Freund nun war so eingenommen für das Possentreiben, daß er partout für sich und mich ebensolche Hanswurstgewänder haben wollte und seinen kostbaren Pelzrock bei einem Juden zu Silber machte und dagegen zwei solche Gewänder einhandelte. Mir war wohl leid um den Rock, denn er hatte uns gute Dienste getan, zumal mir, der ich ihn trug, aber ich mußte ihn wohl ohne Widerrede hingeben, da er nicht mein eigen war. Zudem bedurften wir ja auch seiner nicht mehr, indem der Winter bereits zu Ende ging.

Wir also hatten uns beide in Hanswürste verkleidet und sprangen beide wie die anderen durch die Gassen und sangen und schrieen und trieben es sehr toll. Ich hatte erst gedacht, vor meine Person werde ein solches Spiel nichts sein, indem ich nicht wild von Natur bin; aber da ich die anderen so ausgelassen sahe, kam es auch über mich, geradezu wie einen wohl eine Krankheit überfällt, ein Tollfieber, so daß man tut wie die anderen und nicht mehr auf Wohlanständigkeit hält. Und es gilt da, daß jeglicher, der ein schmuckes Mägdlein auf der Gassen trifft, dasselbige küssen und herzen darf, soviel er mag, und niemand wehret es ihm. Und auch ich tat ein solches, aber mir schien es doch ein weniges frech, also seine Lust zu büßen. Aber die Mägdlein küsseten ganz frei hinwieder, also daß mir meine Bedenken vergingen. Und es war doch auch alles in Ehren, wenigstens auf den Gassen, indessen freilich sonst in denen Schenken viel gebuhlt wurde und alles mehr einem wieder-

belebten Heidentum glich denn einem Fest in christlichem Lande, und noch dazu, da des Erlösers Leiden und Sterben in wenigen Wochen unmittelbar bevorstand.

Wir aber verbrachten Tag und Nacht in Saus und Braus, ohne eine Stunde Schlafes während der ganzen Zeit, und sprangen und tanzten uns doch nimmer müd. Oft verlor ich Lasse aus den Augen, aber dann war es von ungefähr, daß ich ihn wieder traf. Und so sprach er zu mir:

„Ist das nicht ein Narrenleben, Bruder? Und doch, dieses ist das echteste Menschenleben, das es geben mag; denn Narren sind wir alle und die ganze Welt nichts denn ein groß, grau Narrenhaus. Aber wir haben unsere Farben und unsere Pinsel und bemalen die Decke oben mit blauem Himmel und die Wände mit allerlei Prospekten von grünen Wäldern und silberhellem Wasser und wir selbst putzen uns an und schminken uns andere Gesichter auf unser natürliches Antlitz und sind niemals die, welche wir sind. Du mußt mich verstehen, Love! Es ist nichts um die Sterne am Himmel, es ist nichts mit allem, was groß ist oder schön. Denn alles ist Schein, eine Imagination des kranken Gehirns; dickflüssiges Blut, das Gespenster zeugt, gute und böse, holde und unholde. Wir sollen am besten immer Narren sein, denn da sind wir offen und ehrlich das, was wir sind. Tanzen wir weiter, Bruder! Es sind noch viele rote Mündlein zu küssen, die nach einem starken, heißen Kusse brennen, und sieh nur, wie sie aufgeblüht sind, diese Mündlein, die sonst verwelkt scheinen, wie zarte Blüten im Sonnenbrand an ihrem Stengel hangen. Küsse, da es die Zeit ist! Sie werden wieder die Narrenkleider ausziehen und wieder die alten Narren sein!"

Dieses und Ähnliches sagte mir Lasse, wenn wir uns trafen, und mir, wie ich es hörte, wollte es schier die ganze Lust benehmen; denn es war so bitter gesprochen, und trotz des aufgeschminkten Antlitzes sah ich auf Lasses Stirn wie einen Schein jener unergründlichen Traurigkeit durchleuchten, eben da er am lustigsten war.

Aber da der Aschermittwoch kam, saßen wir da in unseren Narrengewändern und waren unserer ganzen Barschaft ledig und außerdem auch unseres bürgerlichen Gewandes, indem wir dieses als Pfand gegeben hatten, da unser Geld zu Ende war. Da legten wir uns erst hin und schliefen über den ganzen Tag und wachten nicht eher auf, denn bis es fast Nacht war. Und wir merkten, daß wir noch unsere Hanswurstkleider anhatten, und wollten über uns lachen, aber es kam nicht von Herzen.

„Wir wollen uns ehrliche Kleider eintauschen," sagte Lasse, und wir standen auf und gingen in die Dunkelheit hinaus. Aber Gassenjungen erkannten doch, daß wir noch in unseren Hanswurstgewändern waren, und liefen uns nach und verspotteten uns und wollten sie uns vom Leibe reißen.

Da wandte sich Lasse jählings um, ergriff den, der zunächst war, und riß ihn in die Höhe, daß er aufschrie, denn so klemmte er ihm die Arme.

„Willst du, daß ich dich erwürge?" schrie er dem Jungen ins Gesicht, und diesem quollen vor Schrecken fast die Augen aus ihren Höhlen; man sah es noch in der Dunkelheit. Die anderen aber flohen.

Da ließ Lasse auch von ihm ab, stellte ihn sanft auf die Erde nieder und sagte: „Geh, du bist ja auch nur ein Menschenkind. Wie solltest du die Hanswurste nicht verspotten, die noch in ihrem Gewande gehen, da sich die anderen schon in den Alltag ummaskieret haben?“ Und er ging weiter mit mir.

Wir gingen wieder zu dem Juden, er aber wollte uns unsere Narrenkleider nicht gegen reputierliches Gewand eintauschen, obwohl er doch an unserem Pelzrocke mehr verdient hatte, denn rechtlich gewesen. Er sagte: Handel sei Handel, und die Narrenkleider seien nicht einen Vierteltaler wert, und noch vieles andere, alles unter großen Beteuerungen und entsetzlichen Schwüren.

Da ward Lasse wieder erregt, und in seinem Hanswurstgewande beugte er sich über den Juden und griff ihn am Arme wie zuvor das Kind, nur daß er ihn nicht aufhob.

„Jude!“ sagte er zwischen den Zähnen durch, „du bist nur eine Fliege unter mir. Wie man eine Fliege zerschlägt, so kann ich dich zerschlagen. Willst du uns ehrliches Gewand geben?“

Also zwang er den Juden, uns auszustaffieren, und wir zogen uns in seinem Laden um und gingen als Leute wie die anderen aus ihm heraus. Und niemand spottete unser mehr.

Aber das Gewand, das uns der Jude gegeben hatte, war ein so übles, daß es am Tage fast eine Schmach war, ein solches zu tragen. Und wir wollten darum nicht länger in Köllen bleiben, allwo uns doch bereits etliche kannten, zumal meinen Freund, indem man oft sahe, daß Mädchen die Köpfe zusammensteckten und mit Fingern auf uns wiesen und sagten:

Das ist der lange Schwed,
Der so wohl zu küssen versteht.

Dieses Verslein hatten sie sich gemacht; etliche aber wurden rot dabei, wie sie es sagten oder hörten.

Wir gingen also wieder auf die Dörfer und wurden wieder in denen Pfarrhäusern vorstellig, welches lauter papistische waren, indem wir uns jetzt für Studiosi der Jurisprudenz ausgaben, die nach Leyden wollten, woselbst eine hochberühmte Universität war.

Ich weiß nicht, ob man uns viel Glauben schenkte, jedoch die Pfarrherren, daselbst „Heerohme“ genannt, nahmen uns oftmals gut auf, und wir fanden fast immer einen vollen Tisch und auch freundliche Ansprache. Zwar, mit unserem Latein wären wir unter ihnen nicht fortgekommen, denn sie verstanden kaum das, was sie in der Messe lasen, geschweige denn eine andere Rede. Wir brauchten nur „Reverendissime domine!“ zu beginnen, so sagten sie schon: „Bene bene! germanice pergamus!“ Das einzige, was sie noch lateinisch konnten. Und es schien mir überhaupt ein arges Wohlleben unter denen papistischen Pfarrherren zu herrschen, indem jeder mehrere Säue hielt und einen Stall Federvieh, auch sonst außer seinem Glöckner noch Mägde und Knechte; und sie aßen ein sehr gutes Essen, und Wein hatten sie immer von dem besten. Ja, sprach ich da oft bei mir, wo soll da das wahre

Christentum noch ein, wenn der Leib mit all diesen Dingen angefüllt ist? Mag es nicht besser sein, wenn es die Pfarrherren etwas sauer haben und auch von der Not des Lebens schmecken? Aber nun ja, es waren eben doch Papisten!

Wir hatten aber außer diesen auch recht böse Zeiten. Denn nicht überall nahm man uns auf, und zudem fiel wieder eine starke Kälte ein, und unser Gewand war verschabt und dünn, so daß wir beide viel und oftmals froren, indem wir nichts Warmes weder auf dem Leibe noch in demselben hatten. Es ging uns arg schlecht.

Da war es einmal, daß wir in einem hohlen Weidenstamm mitten auf dem Felde nächtigten und der Wind um uns heulte und pfiff und ganze Fahnen von Schnee über das Land wehte. Wir saßen in dem Stamme dicht beisammen und froren dennoch, denn es mochten Ritzen in der Rinde sein, und durch diese drang der Frost. Sonst aber waren wir wohlgeborgen.

Wir hatten uns zu schlafen bereitet und schwiegen. Da hörte ich plötzlich neben mir meinen Freund aufweinen, wie wohl ein Waldtier aufschreiet, wenn es auf den Tod verwundet wird.

„Was weinest du, Lasse?" fragte ich.

„Ach, Bruder, Bruder," seufzte er, „was für ein Los hast du dir erwählet, daß du mit mir zogest, der ich ein Landflüchtiger war, ein Elender, der nichts unter den Menschen taugt! Sieh, all dein Gut habe ich vertan und verlottert und verschmissen, und nun sitzen wir hier in der hohlen Weide und frieren in unserem dünnen Judengewand und können nicht leben und nicht sterben. Sieh, alles das hab ich verschuldet, und ist es auch gut, daß ich es trage, denn ich habe doch eine Mordtat auf meiner Seele, — so wohl! aber was hast du getan, daß du mit mir leidest, ohne Lohn noch Dank? Bruder, ach mein Bruder, ich habe mich schwer an dir versündigt, daß ich dich überredet, mit mir zu gehen. Aber ich war ein unerfahrener Junge, der eben seiner Heimat entlaufen war und meinte, alles müsse wohl gehen. Und ja, du hast recht! Warum sind wir nicht bei dem Landdrosten geblieben! Er war ein guter Mann. Er hat uns gehalten wie ein Vater seine Söhne, uns wohl ausstaffiert und mit Trank und Speise und Löhnung nicht gekargt. Da hatten wir es gut. Aber ich habe meinem Fleische nachgegeben und war übermütig. Denn es war heißer Sommer auf der Wiese und die ganze Luft voll von dem frischen Heugeruch. Und die Dirnen alle heiß und hatten die Arme bloß und die Mieder offen, und ihre Wangen glühten, und ihre Augen lachten . . . O, und jetzt sitzen wir in dem hohlen Weidenstamm, und um uns heult und pfeift der Wind und es ist keine Seele, die sich unser erbarmt, und unser Herrgott hat uns vergessen . . ."

Und wieder begann er zu weinen.

Da sprach ich: „Weine nicht, Lasse. Es ist noch nicht aller Tage Ende, und was heute schlecht ist, kann morgen wieder gut werden. Ich will dich nicht verlassen, und ob ich auch sonst in warmen Dunenbetten läge; es ist mir doch lieber, daß ich mit dir friere auf dem öden freien Feld. Denn da wir uns gefunden haben, dort in dem Bierkeller auf Rügen, da war es eine

wahre Schickung Gottes, und niemand weiß, welche Wege er uns führen wird."

So beruhigte ich ihn, und auch draußen ward der Sturm ruhig und legte sich und dazu der Himmel klar.

Da sagte Lasse auf einmal: „Ich sehe einen Stern am Himmel durch einen Riß im Baum!" Und da ich mich dahin neigte, sah ich ihn auch. So wurden wir wieder gutes Mutes und schliefen in Frieden ein.

Indem wir nun aber an der Sprache der Leute merkten, daß wir gegen Holland zu kamen, so beredeten wir uns, daselbst bei der Ostindischen Kompagnie Kriegsdienste zu nehmen, daß wir nach Indien gesandt würden, wo noch leichtlich nebenher ein gutes Stück Geld zu erwerben, wenn auch ebenso leichtlich der Tod zu finden, sei es durch Feindeshand oder Krankheit, wie sie da herrscht. Doch darüber sorgten wir uns vors erste nicht, sondern lebten indessen noch von Tag auf Tag. Und wie wir so immer weiter in das Land zogen, lernten wir von selbst die Sprache der Leute sprechen, welches nicht schwer ist, da sie von dem Deutschen nur wenig verschieden.

Und wir fanden ein tüchtiges, wohlhabendes Volk, in Freiheit erstarkt, strebsam und der Tugend beflissen. Oftmals war das ganze Land wie ein einziger großer Garten zu schauen, indem nämlich weite Blumenzüchtereien angelegt sind, voll seltener Lilien und Tulipanen, wie man solche in gleicher Art wohl nirgends auf unserem Erdteil finden mag. Dazwischen war überall Wasser, sowohl in langen Flußläufen, welche sie „Grachten" nennen, als auch in schönen Weihern, rings mit Weiden bestanden oder sonstigem Buschholz. Und auf den Wiesen wateten viele Kühe durch das Gras, mit breiten Stirnen, weiß und schwarz oder braun gescheckt; bis fast an die Euter wateten sie darin. Und wieder von Zeit zu Zeit stehen rote Windmühlen mit großen Flügeln, die sich unablässig mit dem Winde drehen, eine ganz wie die andere, so daß man vermeinet, man sei im Kreise gegangen und sehe dieselbige wieder wie vorher. Ja, es ist ein wunderbar gesegnetes, reiches Land und dabei sehr still, wenn man dahinzieht, indem auch die Leute ziemlich schweigsam sind und nicht wie andere unter der Arbeit singen und sie also kurzweiliger machen. Es schien mir, die Arbeit sei hier selbst eine Lust für die Leute oder eine heilige Pflicht, wie sie denn auch wahrhaft fromm waren und überaus strenge von Sitten. Der Himmel regnet hier sehr oft und zu allen Zeiten, weil das Meer nahe ist und auch von dem vielen Wasser im Lande immerdar Dünste aufsteigen. Aber darum ist auch die Luft so rein und köstlich zu atmen. So war es dort.

Doch gegen uns waren die Leute gar unfreundlich und nahmen uns nur selten und widerwillig auf, wir mochten uns ausgeben, für was wir wollten. Baten wir um einige Speise oder ein Nachtlager, so hieß man uns erst dafür arbeiten, und damit wir nicht vor Hunger hinsanken, mußten wir zugreifen und tun, was sie uns hießen. Und so standen wir viel auf dem Felde oder den Wiesen und schnitten Korn oder mäheten das Gras.

Denn so tief in den Sommer hinein war es geworden, ehe wir gen Amsterdam kamen, indem wir nicht sonderlich viele Lust verspürten, in den

Kriegsdienst zu treten, wie wir doch willens waren, vielmehr uns da und dort verweilten und die Kreuz und Quer zogen. Wir aber sagten uns keiner, daß uns die Lust dazu vergangen, je näher wir gen Amsterdam kamen, wo der große Werbeplatz war. Endlich aber waren wir der Stadt so nahe, daß wir uns ein Herz faßten und hingingen.

Ich hatte noch nie eine so große und blühende Stadt gesehen wie Amsterdam. Die Häuser sind da fast bis in den Himmel gebaut, sieben und acht Stockwerke übereinander, aber dabei alle auf Pfähle gestellt, wie man von Venedig berichtet, und überall ist Wasser in der Stadt, lauter Kanäle, ingleichen man sie zu Hamburg „Fleete" benennt. Die Leute gingen hier alle, als wenn es alle Tag Sonntag wäre, und man sah, daß sie alle von Stand waren, reiche Kaufleute oder solche vom Stadtregiment, Schiffsherren und Hauptleute und viele Fremde. Die Straßen sind nie leer, man mag kommen des frühen Morgens oder spät in der Nacht. Dazu strömt das Landvolk herein auf den Markt mit vielen Karren, auf welchen Geflügel und Gemüse in Unmengen aufgeladen ist, und die Fischkrämer ziehen allezeit durch die Stadt und rufen „frische Fische" aus. Wahrlich, man konnte blind und taub werden von all dem Lärmen und Treiben.

Wir fragten uns alsbald nach dem Werbekontor und gingen hin. Man nahm uns gleich, da wir hoch und rank gewachsen waren, und gab uns ein tüchtiges Handgeld, damit wir uns kriegsmäßig ausstaffierten. Darauf gingen wir zu einem Juden und erhielten für billiges Geld reichen Soldatenstaat, wie ihn die Indienfahrer zu tragen pflegten, so daß man uns überall als diese erkannte und, da wir stattlich und schmuck aussahen, viel und freudig begrüßte und anrief und wohl auch in eine Schenke mitnahm und traktierte.

Es war ein lustiges Leben, das wir da führten, nur daß es bald zu Ende gehen sollte, denn in etlichen Tagen mehr als zwei Wochen nach unserer Anwerbung ging das Schiff, für welches wir geworben waren.

Unsere Herbergswirtin hatte mich sehr ins Herz geschlossen, und wann wir irgend allein waren, so seufzte sie über mich und sagte zu mir, wie schrecklich doch das Los der Indienfahrer sei, wie sie jämmerlich umkämen in dem fremden, heidnischen Lande. Etliche stürben alsbald nach der Hinkunft am gelben Fieber; andere würden von wilden Tieren zerrissen, als da seien Löwen, Tiger, Panther und Leoparden, so daß sie nicht einmal ein geweihtes Grab fänden; wieder andere siechten hin an den vergifteten Pfeilen der eingeborenen Javanen, mit welchen sie schössen. Und es sei nichts als ein immerwährender Kampf. O daß ich doch im Lande bliebe und meine junge Kraft erhielte! So sprach sie zu mir. Es war eine Wittib von etlichen fünfzehn Jahren mehr denn ich und meinte es gewißlich gut und ehrlich zu mir. Aber ich konnte doch nicht mehr zurück, da ich ja das Handgeld genommen. Das sagte ich ihr.

Da beschwor sie mich, wenn es nur das sei, zu bleiben, und sie selbst wolle das Geld für mich erlegen. Ich aber konnte nichts anderes sagen, als daß ich meinem Freund versprochen habe, Freud und Leid mit ihm zu teilen, und daß es an ihm liege, zu bleiben oder nach Indien zu gehen. Und sie müßte also auch ihn auslösen.

Die Frau darauf brach in Weinen und große Klage aus. Und ob ich denn nicht merke, daß ich ihr teuer sei? Das merkte ich wohl, aber mit meinem Freunde zusammen war ich ihr doch zu teuer. So ward aus der Sache nichts.

Die Reden der Frau aber hatten mich völlig mutlos gemacht, und ich sah in der Fahrt nach Indien nichts denn eine Fahrt in den Tod zu einem ungewissen Grab.

Ich war sehr traurig in diesen letzten Tagen und wäre am liebsten in der Herberge den ganzen Tag verblieben, wenn mich nicht die Wirtin immer wieder mit neuen Reden bestürmt hätte, was mich noch mutloser machte. Darum ging ich lieber mit meinem Freunde und trieb mich mit ihm in den Schenken um.

Da war es denn zwei oder drei Tage, bevor das Schiff abging, daß uns ein junger adeliger Herr traktierte, der uns in den Straßen gleichsam aufgelesen hatte. Er ließ uns den besten Wein auftragen und redete sehr gnädig mit uns, so daß wir bald Vertrauen zu ihm faßten und ihm auf seine Frage nach unserem Woher dahin Rede standen, daß sich Lasse für einen exilierten schwedischen Leutnant erklärte, mich aber für seinen deutschen Sekretär, mit welchem er, durch die Ungunst der Circonstancen gezwungen, hierher gereist und hier ein Engagement bei der Ostindischen Kompagnie genommen, um nach Batavia zu fahren, woselbst man ihm Oberstenrang versprochen, sobald man da angelangt.

Dann habe er eben diejenigen gefunden, welche er gesucht, rief der Junker aus — denn ein solcher war er oder Jonkheer, wie es im Holländischen heißt —, und er hielt uns die Hand hin.

„Schlaget ein, liebwerte Gesellen, und ihr sollt es aufs beste finden. In Indien erwartet euch nur der Tod. Ich will euch auslösen, und der Schwede soll mein Attaché sein und der Deutsche mein Sekretär. Ich brauche zwei repräsentierliche Leute, wie ihr es seid, und sehe zudem auf einige Distinktion. Machen wir kurze Rechnung. An guter Löhnung soll es nicht fehlen, und was sonst das Leben betrifft, so bin ich um meinetwillen und von selbst verpflichtet, euch nach Wohlansehen und Anzug in gutem Stande zu halten."

Auf das hin schlug denn Lasse in die dargebotene Hand ein, und ich tat das gleiche. Ich kann nicht sagen, wie leicht es mir mit einem Male ums Herz ward, denn mir war doch das Leben lieb, und außerdem hatten wir einen guten Tausch gemacht.

(Schluß folgt.)

Römischer Brief.

Das war der letzte in der langen Reihe der römischen Sommer! Es ist nicht der heißeste gewesen und gewiß einer der schönsten und denkwürdigsten von allen. Wie ich sie zählen will, so ist es mir, als schaute ich einem Zuge großer Wandervögel nach, die im Herbst so still und zielbewußt ihre Bahnen durch die reinen Lüfte ziehen. Man versucht, sie zu zählen, man wundert sich, daß ihre Zahl größer als man dachte, und ehe man's sich versieht, sind sie vorüber.

Still und einförmig flossen auch diesmal die heißen Tage in ungestörter Arbeit dahin, aber die Abende brachten Kühle und Erfrischung. Ich habe sie fast immer hoch über der glühenden Stadt auf einsamer Terrasse verbracht, und der Zauber südlicher Sommernächte hat sich mir damals tief in die Seele gesenkt. Bald hatte die Nacht ihren dunklen, sternenbesäeten Schleier ausgespannt, bald stand der Mond am Himmel und verdunkelte die übrigen Gestirne. Abend für Abend konnte ich seine leuchtenden Bahnen am wolkenlosen Himmel verfolgen, und wenn ich mich über die Brüstung lehnte, sah ich hinüber auf die dunklen Gärten des Kaiserhügels, wo hin und wieder in den hohen Pinien die Raben krächzten, die allabendlich scharenweise herbeigeflattert kamen, in den Trümmern der Vergangenheit ihr Nachtquartier zu suchen.

Der letzte Sommer stand unter dem Zeichen des Papstwechsels. Eines Abends, als die Sonne glutrot hinter der Peterskirche versank, begannen gleichzeitig alle Glocken Roms zu läuten. Derselbe gewaltige Chor hatte einst in Jubeltönen das anno santo eingeläutet; nun trugen diese ehernen Klänge eine Todesbotschaft von weltbewegender Bedeutung über die ewige Stadt dahin. Unter den Zeremonien, welche die nächsten Tage ausfüllten, ist mir eine der Seelenmessen in der Sixtinischen Kapelle in lebendiger Erinnerung geblieben. Um einen guten Platz zu erhalten, hatte ich mich in aller Morgenfrühe im Vatikan eingefunden und war auf Umwegen zwei Stunden vor Beginn der Feier in die Kapelle gelangt. Acht Tage früher war ich hier noch auf dem riesigen Gerüst herumgeklettert, das die Sixtinakommission für ihre demnächst zu beginnenden Arbeiten errichtet hatte. Ich hatte mit meinen Händen die Farben Michelangelos berühren können und dem kahlköpfigen Zacharias über dem Eingang der Kapelle den langen, weißen Bart gestreichelt. Alle Geheimnisse der wunderbaren Technik des einzigen Meisters enthüllten sich hier oben, und man konnte selbst noch die Löcher der Nägel sehen, mit denen er einst seine riesigen Kartons an dem frischen Mauerbewurf befestigt hatte.

Nun waren Leitern und Gerüste eiligst abgebrochen worden, und an ihrer Stelle erhoben sich die Tribünen für die Damen der römischen Aristokratie. Aber die Vorbereitungen waren noch lange nicht beendigt. Auf dem riesigen Katafalk, der sich mitten im Presbyterium erhob, wurden noch Kandelaber und Kerzen angebracht; die bedeutend erweiterten Sitzreihen der Kardinäle wurden erst eben mit kostbaren

Teppichen belegt; Architekten, Prälaten und Kämmerer gingen hin und her, und ein Photograph war eifrigst beschäftigt, den Katafalk Leos XIII. von allen Seiten aufzunehmen. Ich hatte bald meinen Platz hinter den Sitzen des Malteserordens, hart am Geländer gefunden, das die Bahn für die Kardinäle absperrte, und sah, wie sich das glänzende Bild allmählich gestaltete, wie es Unzählige gesehen und beschrieben haben. Aber statt des päpstlichen Thrones stand diesmal in der Mitte der Kapelle das „Castellum doloris", und es fehlte die Erwartung einer einzigen Persönlichkeit, die der Feier sonst die höchste Weihe gab. Aber trotzdem vermißte man ganz den düsteren Ernst, der sonst über einer Trauerversammlung schwebt. Der römische Adel in seinen glänzenden Uniformen, die Prälaten, die geistlichen Orden, die Gendarmen und Schweizer — alle waren gekleidet wie sonst und die Bänke und Tribünen der Kapelle selbst wie gewöhnlich mit bunten Teppichen und roten Damastbehängen verziert. Nichts ist gewöhnlicher als der Tod in diesem Kollegium von Greisen, und der Wechsel der Persönlichkeiten bedeutet nur wenig angesichts der unerschütterlich fortbestehenden Idee der durch Jahrhunderte und Generationen sich fortpflanzenden Tradition. Wenn sonst die bleiche Vision Leos XIII., hoch über der Menge emporgetragen, auf der Schwelle der Sixtina erschienen war, dann hatten die Jubelrufe aus der Sala ducale und der Sala regia den Harrenden lange vorher sein Nahen verkündet, und das Auge war nur flüchtig über die Kardinäle dahingeglitten, die in feierlichem Zuge paarweise dem Pontifex maximus vorausgingen. Als diesmal die seltsam verwitterten Gestalten des heiligen Kollegiums die Kapelle betraten — mehr als sechzig Greise aus allen Ländern der Erde — empfand man es deutlich, daß die Souveränität des einen nun auf der Gesamtheit ruhte. Tiefes Schweigen empfing die Fürsten der Kirche, denen die Kaudatoren die purpurnen Schleppen trugen; man flüsterte nur leise die Namen der Papabili, wenn sie vorüberkamen, und empfing mit einem unterdrückten Ausdruck der Sympathie den uralten Camerlengo Oreglia, der am Eingang der Kapelle seinen Stab einem Schweizer übergeben hatte, und nun allein gesenkten Hauptes als letzter den feierlichen Zug beschloß.

Wenige Tage später hatte sich ganz Rom auf dem Petersplatz versammelt: „per godersi il modesto spettacolo della fumata", wie es in einem der römischen Stadtblätter hieß. Hoch über dem schmalen Dach der Sixtinischen Kapelle erhob sich ein eiserner Schornstein, der tief unten in der Kapelle in einen Ofen mündete, in dem die Kardinäle nach dem erfolglosen Skrutinium die Stimmzettel verbrannten. Feuchtes Stroh wurde zwischen das Papier gemischt, den Rauch zu verstärken, und ich sah am Tage nach der Papstwahl noch den übriggebliebenen Vorrat in einer Nische neben dem Ofen aufgespeichert. Der Morgen, an dem nach langem Warten die Papstwahl endlich erfolgte, brachte mir einen der unvergeßlichsten Eindrücke meines Lebens. Wir standen, der glühenden Sonne preisgegeben, auf der Plattform vor St. Peter, hart unter dem Balkon, von dem aus die Verkündigung des neuen Papstes erfolgen mußte. Elf Uhr war längst vorüber, und noch immer erwartete man vergebens, den Rauch über der Sixtina aufsteigen zu sehen. Der römische Adel, der auf der Plattform der Kolonnaden promenierte, wurde ungeduldig, die Menge, welche unter uns den ganzen Petersplatz erfüllte, wuchs lawinenartig an, und nur die glühenden Strahlen der Augustsonne zügelten ihr Verlangen, die Stufen hinauf gegen die Kirche vorzudrängen. Da öffneten sich auf einmal über dem Hauptportal die mächtigen Glastüren zur Loggia der Segensspendung, und ein riesiger Teppich mit dem Wappen Pius' IX. wurde über die Brüstung herabgelassen. Jedermann wußte jetzt: er ist gewählt, und in atemloser Spannung harrte die Menge der Antwort auf die Frage: Wer ist der Erwählte? Da trat auch schon der greise Kardinal Macchi auf den Balkon hinaus, und es gelang der erregten Menge so vollständig, sich zu bemeistern, daß man Wort für Wort verstand:

„Annuncio vobis gaudium magnum. Habemus papam eminentissimum et reverendissimum dominum Josephum Sarto, qui sibi nomen imposuit Pium X"

Nach der Verkündigung folgte ein gewaltiger Sturm auf die Peterskirche, die in wenig Augenblicken gefüllt war. In der inneren Loggia erschien der neue Papst, dem man es ansah, daß er nur mühsam seiner Bewegung Herr wurde. Stürmischer Jubel der Menge! Aber es wurde ganz still, als Pius X. die Arme erhob und mit fester, voller Stimme die Liturgie des Segens begann: „Sit nomen Domini benedictum.“ — „Ex hoc nunc et usque in saeculum!“ schallte es tausendstimmig aus der Menge zu ihm empor. „Benedicat vos omnipotens Deus Pater, Filius et Spiritus Sanctus!“ ertönte jetzt die Stimme des Papstes aufs neue, und alles kniete nieder, diese erste Segnung des Neuerwählten zu empfangen. Obwohl ich mich als Protestant allen diesen Vorgängen gegenüber nur als Zuschauer fühlte, so erinnere ich mich doch nicht, jemals etwas Eindrucksvolleres erlebt zu haben, als die Verkündigung des „magnum gaudium“ da draußen auf dem sonnendurchglühten Petersplatz und diesen ersten Völkersegen eines neuen Papstes hier drinnen unter den hohen, kühlen Gewölben des herrlichsten Domes der Erde. Was bedeuteten denn alle, die hier knieten, im Vergleich zu den unsichtbaren Millionen aller Länder und Sprachen, welche dies Ereignis mitbetraf, und welche gleichfalls in dem Neuerwählten ihren Oberhirten anerkennen und verehren würden?

Als ich am anderen Morgen die Sixtinische Kapelle betrat, nachdem ich mühsam meinen Weg über eben niedergelegte Wände durch halbvermauerte Türen gefunden hatte, fand ich ihr Aussehen vollständig verändert. Der Fußboden des ganzen Presbyteriums war fast um zwei Meter auf das Niveau des Altars erhöht worden, und der päpstliche Thron war überhaupt verschwunden. Unter dem Baldachin des Hochaltars war ein Arazzo mit der Ausgießung des heiligen Geistes aufgehängt; rings an den Wänden waren vierundsechzig kleine Thronhimmel für die Kardinäle aufgeschlagen, alle violett, mit Ausnahme des grüngefärbten für den Camerlengo oben am Ende der Evangelienseite. Vor jedem Sessel stand ein tuchverkleideter Schreibtisch mit einem silbernen Schreibzeug, und fünf riesige Tische, auf deren mittelstem die Wahlurne stand und die Wahlzettel lagen, hatten mitten in der Kapelle auf dem dunkelgrünen, mit vielen Tintenflecken begossenen Teppich Platz gefunden. Man konnte hier das Geschehene von den Wänden ablesen, denn alle Baldachine hatten sich gesenkt; nur an der Evangelienseite stand noch ein einziger aufrecht. Hier hatte der Patriarch von Venedig gesessen. Aber auch sonst entdeckte man die Spuren des Konklaves. Die Wandgemälde, die eben erst unter Leo XIII. von allem Staub befreit worden waren, schienen wieder ganz mit einem grauen Schleier verhüllt, und der Custode erzählte mir, daß während der Konklavetage nach dem Skrutinium der Rauch in der Kapelle fast unerträglich gewesen sei.

Wenige Monate vor seinem Tode hat Leo XIII. noch seine besondere Fürsorge einer umfassenden Restauration der Sixtinischen Kapelle zugewandt. Eine Kommission war berufen worden, bestehend aus Architekten, Gelehrten und Künstlern, und man hatte sich mehrfach in der Sixtina selbst zu ernsten Beratungen versammelt. Die beiden Architekten des vatikanischen Palastes hatten auch bereits mit einer Restauration des Dachstuhles begonnen, der allerdings mehr als alles andere eine schleunige, gründliche Reparatur verlangte. Es hatte sich ein Disput entsponnen, ob die Konstruktion in Holz oder in Eisen auszuführen sei, und wir waren bei dieser Gelegenheit alle miteinander auf den Dächern des vatikanischen Palastes herumgeklettert. Ich bekenne, daß mich bei dieser Gelegenheit die unsäglich schöne Aussicht auf die ganze Stadt, den Petersplatz und die vatikanischen Gärten zu unseren Füßen, die unabsehbar weite Campagna ringsherum so völlig gefangen nahm, daß ich die Auseinandersetzungen über die neue Dachkonstruktion gerne den Fachleuten überließ.

Im Innern der Kapelle hat Leo vielleicht umfassendere Restaurationen geplant, als dem Publikum bekannt geworden ist. Die Arbeit an den Fresken allerdings sollte sich zunächst ausschließlich auf die Decke beschränken und zwar, wenn möglich, in der Weise ausgeführt werden, daß man Farben überhaupt nicht benutzte. Es hatte sich bei genauer Untersuchung herausgestellt, daß einzelne Mauerstücke nur noch

lose zwischen den Mauerseiten hingen, daß der Stuck an einzelnen Stellen abzufallen drohte, und hier sollte die Arbeit der sorgfältig geprüften Restauratoren einsetzen. Aber Leo erkrankte, als die Gerüste eben fertig waren, und alle Arbeiten in der Kapelle wurden suspendiert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Pius X. die Pläne seines Vorgängers schnell zur Ausführung bringen wird, vor allem, da gewisse Festigungsarbeiten an der Decke kaum noch lange hinausgeschoben werden dürften. Es fragt sich nur, wie weit er gehen wird. Leo XIII. wollte auch sämtlichen Fenstern der Kapelle das ursprüngliche Glas zurückgeben, wie man es über dem Eingang gemalt sieht; er hätte sich vielleicht bereit finden lassen, die Marmorschranken Sixtus' IV. wieder an ihrem alten Platz aufzustellen und die Teppiche Raffaels an den Wänden aufzuhängen, für welche sie bestimmt waren. Er hatte für Kultusakte in der Sixtinischen Kapelle eine begreifliche Vorliebe gehabt, ohne den unersetzlichen Schaden zu realisieren, den Staub und Rauch immer von neuem den unschätzbaren Gemälden zufügen mußten. Da hatte man ihn endlich auf die Zerstörung aufmerksam gemacht, und er hatte sich bereit erklärt, die kirchlichen Feiern in der weltberühmten Palastkapelle einzustellen und die notwendig gewordenen Restaurationsarbeiten zu beginnen. Der Tod hat diesen Plänen wenigstens vorläufig ein Ziel gesetzt.

Ein anderes, nicht minder bedeutsames Unternehmen ist fast gleichzeitig im letzten Sommer begonnen worden und hat seitdem einen glänzenden, vielversprechenden Fortgang genommen. Im Anfang vorigen Jahres hatte Eugen Petersen, der erste Sekretär des Deutschen Archäologischen Institutes in Rom, in den Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Institutes seinen großen, seitdem berühmt gewordenen Restaurationsversuch der Ara Pacis Augustae veröffentlicht, jenes Friedensaltars, welcher im Jahre 13 v. Chr. dem von seinen siegreichen Feldzügen in Gallien und Germanien heimkehrenden Augustus errichtet worden war. Der deutsche Gelehrte hatte alle Fragmente aufgespürt, die sich vor allem in Florenz und Rom erhalten haben: er hatte mit glänzendem Scharfsinn die genauen Maße des Altarbaues berechnet und alle die zerstreuten Glieder wieder zu einem schönen, wohlproportionierten Organismus zusammengefügt. Vor allem waren bei dieser Gelegenheit zum erstenmal die köstlichen Reliefs untersucht und aufgenommen worden, die noch heute in schwindelnder Höhe an der Gartenfassade der Villa Medici eingemauert sind; es wurden vor kurzem auch alle Fragmente zusammengesetzt, die das Thermenmuseum hat. Aber einer Ausgrabung an Ort und Stelle, durch welche allein der Grundriß des Altarbaues mit Sicherheit festgestellt werden konnte, hatten sich bis dahin unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt, da einer der großen historischen Paläste Roms, der Palazzo Fiano am Corso, das Terrain bedeckt, auf dem sich einst die Ara Pacis erhob. Es darf ausschließlich als ein Resultat der eisernen Beharrlichkeit des deutschen Gelehrten begrüßt werden, daß sich der Besitzer des Palazzo Fiano, Commendatore Almagià, bereit erklärte, eine Ausgrabung in Hof und Keller zu gestatten, und daß das italienische Unterrichtsministerium diese Ausgrabungen endlich im August begann. Anfangs wurde wenig gefunden, dann aber begann man, außerhalb der Grundmauer da zu graben, wo man nach einer sicheren Quelle vor Jahrzehnten, bei Verstärkung der Fundamente, auf riesige Marmorblöcke gestoßen war, dieselben aber, ohne ihren Wert zu ahnen, achtlos wieder mit Erde bedeckt hatte. Hier haben allerdings die Erfolge alle Erwartungen weit übertroffen; der ganze Hof des Palazzo Fiano ist heute, nach zweimonatlicher Arbeit, mit riesigen Marmorfragmenten bedeckt, die alle zur unteren, mit herrlichstem Rankenwerk umsponnenen Umfassungsmauer des Altarbaues gehören. Auch der Grundriß des Denkmals wurde festgelegt, und Professor Petersens Analysen haben fast alle glänzende Bestätigung gefunden. Nur eine Tür, die seltsamerweise an der Hinterwand des Gebäudes vorgesehen war, bedingt einige Veränderungen in der Restauration, deren Fortführung das Unterrichtsministerium soeben durch Berufung einer Kommission sicherzustellen versucht hat. Es darf jetzt wohl als zweifellos gelten, daß einmal alle Fragmente der Ara Pacis wieder vereint werden, mögen sie nun in den Uffizien in Florenz,

im Thermenmuseum in Rom bewahrt werden oder sich in der Villa Medici im Besitz der französischen Regierung befinden. Ein herrlicher Traum wird sich verwirklichen! Mit gerechtem Stolz aber darf es uns erfüllen, daß es deutscher Forschung vorbehalten war, den Schatz des Palazzo Fiano zu heben, der zurzeit selbst die Ausgrabungen auf dem Forum Romanum in Schatten stellt. Denn was könnte man der ewigen Roma Köstlicheres wiedergeben als dieses hochberühmte Denkmal augusteischer Weltherrschaft, das in seinem reichen Skulpturenschmuck denselben Hoffnungen einer friedensgesegneten Zukunft Ausdruck gibt, die Horaz schon wenige Jahre früher in seinem „Carmen seculare“ verherrlicht hat?

Das war der letzte in der langen Reihe der römischen Sommer! Es war einer der schönsten und denkwürdigsten. Gibt es eine andere Stadt, in der man so unablässig Geschichte erlebt wie im ewigen Rom? Gibt es einen Ort, an dem der Geist das Eitle und das Ewige so deutlich unterscheiden lernt wie hier? Gibt es eine Natur, die sich in gleicher Weise mit der Geschichte zu einem Abbild von Größe und Erhabenheit verbunden hat wie die römische Campagna? Ich glaube es kaum. Und wer sich einmal sattgetrunken hat an diesem nie versiegenden Quell unendlicher Schwermut und Schönheit, den wird wohl ewig darnach dürsten.

E. Steinmann.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte November.

Kaiser Wilhelm hat sich am 7. November der Operation eines Stimmlippenpolypen unterzogen, die durchaus glücklich verlaufen ist. Es handelte sich um die Beseitigung eines gutartigen Schleimhautpolypen des Kehlkopfes, so daß jede Besorgnis für die Zukunft in dieser Hinsicht ausgeschlossen erscheint. Nicht bloß das deutsche Volk ist durch den günstigen Verlauf der Operation und die Feststellung des unbedenklichen Charakters des nun in erfreulichster Weise gehobenen Leidens mit inniger Genugtuung und herzlicher Teilnahme erfüllt worden, sondern auch überall im Auslande, wo die Friedensliebe des deutschen Kaisers volle Anerkennung findet, gelangten warme Empfindungen der Befriedigung und aufrichtiger Sympathien zum charakteristischen Ausdruck.

Bei der jüngsten Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm mit dem Zaren, an der auch der Reichskanzler Graf von Bülow und der russische Minister des Auswärtigen, Graf Lamsdorff, teilnahmen, betätigte sich diese Friedensliebe der beiden Monarchen von neuem, weshalb mit Bestimmtheit erwartet werden darf, daß der allgemeine Brand, der auf der Balkanhalbinsel entfacht werden sollte, nicht zum Ausbruche kommen wird. Gebührt auch den Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns das hauptsächliche Verdienst für eine solche Gestaltung der Verhältnisse, so muß doch anerkannt werden, daß Deutschland seinen Einfluß in jeder Phase der orientalischen Angelegenheit nur in demselben beruhigenden Sinne geltend gemacht hat, indem es die auf die Durchführung maßvoller Reformen in Mazedonien abzielende Politik der beiden anderen Kaisermächte mit allen Kräften unterstützte.

Das Zusammenwirken Rußlands und Österreich-Ungarns behufs Aufrechterhaltung des europäischen Friedens und Wiederherstellung geordneter Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel hat sich denn auch bisher bewährt. Allerdings sind die mazedonischen Komitees noch nicht zur Ruhe gebracht, allein, in den offiziellen Kreisen Bulgariens sind die erteilten Verwarnungen wohl verstanden worden. Anderseits war die türkische Regierung gerade mit Rücksicht auf die selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckende Propaganda der mazedonischen Komitees bisher nicht in der Lage, die Reformen zu verwirklichen, die früher bereits von den Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns unter Zustimmung der anderen europäischen Großmächte verlangt worden sind. Bei der Zusammenkunft des Zaren und des Kaisers von Österreich, sowie ihrer mit der Leitung der auswärtigen Politik betrauten Staatsmänner hat nun das Reformprogramm durch eine neue, der ottomanischen Pforte übermittelte Note eine Erweiterung erfahren. Bei der Zusammenkunft des Grafen Lamsdorff mit dem Minister Delcassé hat dieser auch dem erweiterten Programm zugestimmt, ohne daß jedoch ein aktiveres Hervortreten Frankreichs in der Orientfrage von seiten Rußlands veranlaßt werden sollte. Den Reformmächten, die gleichsam als der Zweibund in der mazedonischen Angelegenheit bezeichnet werden dürfen, genügt

es durchaus, wenn die anderen europäischen Großmächte im allgemeinen zustimmen. Unterstützung ist den Regierungen Rußlands und Österreich-Ungarns auch für das ausgedehntere Reformprogramm, wie ohne weiteres einleuchtet, zwar angenehm, aber nur solche, durch die sie in ihrer Wirksamkeit zu zweien nicht beengt werden. Rußland und Österreich-Ungarn dienen mit ihrer besonnenen Politik vor allem den Interessen des Weltfriedens.

Dem italienischen Königspaare wurde bei dem Besuche, den es dem Präsidenten der französischen Republik in Paris abstattete, ein sehr warmer Empfang bereitet. Der Schreiber dieser Zeilen verweilte gerade in der französischen Hauptstadt, als König Viktor Emanuel III. und die Königin Elena ihren Einzug durch die Prachtstraße der Champs-Elysées, über den Eintrachtsplatz und dann längs des Quai d'Orsay ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hielten; so kann er aus seiner Wahrnehmung feststellen, daß dieser Empfang sich herzlicher gestaltete als kurz vorher noch angenommen wurde. Insbesondere gewann die liebenswürdige Erscheinung der Königin von Italien die Sympathien der Pariser und vor allem der Pariserinnen, und es ist bezeichnend, daß bei der in Vincennes veranstalteten großen Truppenschau der Ruf: Vive la Reine! sich allgemein vernehmen ließ. Sicherlich darf diesem Besuche des Königs von Italien auch politische Bedeutung beigemessen werden. Der Hinweis, den Viktor Emanuel III. in seinem ersten Trinkspruche auf die zwischen Italien und Frankreich erzielte „Annäherung" machte, wird innerhalb des Dreibundes als ein friedliches Symptom angesehen. Auch ist von seiten der Zentralmächte Europas stets daran festgehalten worden, daß der ausgesprochene Defensivzweck der Tripelallianz dadurch nur gefördert werden kann, daß die an diesem Bündnis beteiligten Mächte zugleich mit anderen freundschaftliche Beziehungen unterhalten und pflegen.

Wie Österreich-Ungarn mit Rußland sein Abkommen über die Balkanhalbinsel schließen konnte, ohne daß dadurch der Hauptzweck des Dreibundes beeinträchtigt wurde, ist es von den beiden Kaisermächten innerhalb dieser Allianz bereits mit Genugtuung begrüßt worden, als Italien mit Frankreich sich über die Interessensphäre in Nordafrika einigte. Man wird kaum bei der Annahme fehlgehen, daß Frankreich, wie es damals diese Interessensphäre für Italien in Tripolis anerkannte, sich selbst gewisse Zusicherungen hinsichtlich der Neutralität Italiens in Marokko ausbedungen hat. Zunächst handelte es sich dabei allerdings um politische Zukunftsmusik, da Frankreich ebensowenig wie eine andere Großmacht in der Lage ist, über Tripolis, wo der Sultan Souveränetätsrechte ausübt, zu verfügen. Anderseits liegen in Marokko die Verhältnisse nicht so einfach, daß die dort schwebenden Fragen einfach durch ein französisch-italienisches protocole de désintéressement gelöst werden könnten. Selbst wenn als feststehend gelten darf, daß zwischen Frankreich und Spanien, dessen Lebensbedingungen die Sicherstellung der eigenen Interessensphäre in Marokko erheischen, ebenfalls ein bezügliches Abkommen getroffen worden ist, kommt doch vor allem das Verhalten Englands in Betracht. Auch die Annäherung zwischen Großbritannien und Frankreich, die in einem nicht allzu bedeutsamen Vertrage ihren Ausdruck gefunden, darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß England niemals die zum Suezkanal führende Straße im Mittelländischen Meer preisgeben wird. Hier liegen denn auch nach wie vor die hauptsächlichen Schwierigkeiten für eine Lösung der marokkanischen Frage, und wenn davon die Rede war, daß Frankreich in Ägypten Zugeständnisse machen, insbesondere den status quo endgültig anerkennen würde, so wären einmal diese Zugeständnisse überwiegend akademischer Natur, und dann bleibt doch die Offenhaltung des Weges zum Suezkanal eine unerläßliche Vorbedingung für die Weltmachtstellung Großbritanniens. Durch die zwingende Gewalt der Verhältnisse ist also dafür gesorgt, daß die Bäume der Zukunftspolitiker nicht in den Himmel wachsen, wenn sie bereits außerhalb des Friedensbündnisses der europäischen Zentralmächte neue Kombinationen wahrnehmen, durch die die Tripelallianz ab- und aufgelöst werden könnte.

Daß durch die zwischen Frankreich und Italien vollzogene Annäherung Reibungsflächen beseitigt worden sind, verdient Anerkennung; und es darf gehofft werden, daß der bevorstehende Besuch des Präsidenten der französischen Republik in Rom ebenfalls dazu beitragen wird, mittelbar die friedlichen Zwecke des Dreibundes zu fördern. Muß doch durch diesen Besuch der Bann gebrochen werden, der bisher verhinderte, daß ein katholischer Staatschef die Roma intangibile vor aller Welt anerkannte, indem er sich im Quirinal als Gast einfand. Sicherlich werden vor oder bei der Anwesenheit des Herrn Loubet in Italiens Hauptstadt Mittel und Wege gefunden werden, daß der französische Staatschef auch im Vatikan den neuen Papst Pius X. begrüßt. Auf diese Weise würde dann für den Kaiser Franz Josef freie Bahn geschaffen, in Rom selbst den Besuch zu erwidern, der ihm seinerzeit vom König Humbert abgestattet worden ist. Da als feststehend gelten darf, daß die Italiener die Unterlassung dieses Gegenbesuches bisher als eine klaffende Lücke im Dreibunde empfanden, würde sich also die durchaus nicht willkürliche Konsequenz ergeben, daß der Besuch des Präsidenten der französischen Republik in Rom, wenn auch nur indirekt, zur Unterstützung der friedlichen Bestrebungen des Dreibundes beitragen wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es in den leitenden Kreisen Deutschlands bedauert worden, daß der Kaiser von Rußland seinen Gegenbesuch in Italiens Hauptstadt vertagt hat, zumal unzweifelhaft diese Vertagung des Zarenbesuches auch mit der italienischen Ministerkrisis im Zusammenhang steht. Unmittelbar nach dem Ausscheiden Giolittis aus dem Ministerium Zanardelli verlautete allerdings in wohlunterrichteten Kreisen, daß dieser Staatsmann nach seinem Rücktritte doch als der „kommende Mann" angesehen werden müßte, der überdies das volle Vertrauen des Königs Viktor Emanuel III. genieße. Da nun das wenig taktvolle Verhalten der sozialistischen Partei der italienischen Deputiertenkammer gegenüber der früheren Ankündigung des Zarenbesuches zum Teil dem Mangel an Energie des nun durch Giolitti ersetzten Ministerpräsidenten Zanardelli zur Last gelegt wurde, fanden die Mitteilungen, wonach das hohe Alter und der Gesundheitszustand dieses Staatsmannes die Ministerkrisis herbeigeführt haben sollten, keinen vollen Glauben. Hierzu kommt, daß Zanardelli in jüngster Zeit mehrfach versagte. In dieser Beziehung braucht nur hervorgehoben zu werden, daß in der Thronrede der Gesetzentwurf über die Einführung der Ehescheidung in Italien feierlich angekündigt wurde. König Viktor Emanuel III. hatte sich gleichsam mit diesem von Zanardelli selbst ausgearbeiteten Gesetzentwurfe identifiziert; nur zeigte sich sehr bald, daß das Gesetz in der Deputiertenkammer auf heftigen Widerstand stieß, so daß der Entwurf von der Mehrzahl der Abteilungen ablehnend aufgenommen wurde.

Ebensowenig vermochte Zanardelli die regionalen Gegensätze zu mildern, die durch den im Süden Italiens herrschenden Notstand besonders aktuell wurden. Die bewährte Tatkraft Giolittis könnte auch auf diesem Gebiete Erfolge erzielen. In den südlichen Provinzen Italiens, einschließlich Siziliens, wird insbesondere über die Höhe der Grundsteuer Klage geführt. Zanardelli glaubte im Sinne der ausgleichenden Gerechtigkeit zu handeln, indem er in der Deputiertenkammer einen Gesetzentwurf einbrachte, durch den der Salzpreis ermäßigt wird. Gerade für Sizilien besteht nun das Salzmonopol nicht, weshalb die Insel an dem bezüglichen Gesetzentwurfe kein Interesse hat. Der neue Conseilpräsident findet also ein weites Gebiet für seine Reformtätigkeit vor. Nur wird es für ihn vor allem darauf ankommen, der parlamentarischen Schwierigkeiten Herr zu werden. Die sozialistische Partei könnte nach wie vor bei wichtigen Entscheidungen den Ausschlag geben, falls es nicht gelingen sollte, eine geschlossene Regierungsmehrheit aus den monarchistisch gesinnten Parteigruppen zu bilden. Mit Recht legte Giolitti deshalb Wert darauf, bei der Zusammensetzung des neuen Kabinetts nicht bloß den regionalen Verschiedenheiten Rechnung zu tragen, sondern auch andere Parteigruppen heranzuziehen. Giolitti selbst war Führer der piemontesischen Deputierten, und seine vieljährigen

Erfahrungen haben ihn belehrt, daß der Süden nicht als quantité négligeable behandelt werden darf.

Sehr wichtig ist in dem neuen Ministerium das Ressort des Schatzministers. Luzzatti, der das Portefeuille übernommen, gilt mit Recht als Autorität auf finanzpolitischem Gebiete. Ihm wird es auch obliegen, bei den Verhandlungen über die Erneuerung der Handelsverträge mitzuwirken. Der neue Minister des Auswärtigen, Tittoni, wird die Annäherung zwischen Italien und Frankreich unzweifelhaft von seinem Vorgänger als einem Gewinnposten übernehmen. Nur werden auch hier nicht alle Träume Wirklichkeit werden, denn in Frankreich werden schon Stimmen laut, die sich nicht nur gegen England, sondern auch mittelbar gegen Italien richten. So gelangt z. B. die Tendenz eines Artikels „Bizerta contre Malta“ im „Petit Journal“, dem in mehr als einer Million von Exemplaren verbreiteten Blatte, in folgendem Hinweise zum Ausdrucke: „Der Handelshafen wird den Kriegshafen ebensowenig stören, wie er durch seinen Nachbar gestört werden wird; vielmehr ist einer für den anderen unentbehrlich. Das bewunderungswürdige Arsenal, das mit so vielen Kosten erbaut worden ist, sichert bei allen Prüfungen im Frieden oder im Kriege einen absoluten Schutz für den Handel, und ohne diesen Handel läuft es Gefahr zu einem ‚herrlichen Beamtennest‘ zu entarten, einem Stützpunkt ohne Kohlen, wo unsere Geschwader hineingelegt werden würden wie dasjenige des spanischen Admirals Cervera in Santiago.“ Nun steht wohl in absehbarer Zukunft nicht zu befürchten, daß vom Kriegshafen von Bizerta aus ein Überfall auf die wehrlosen Küsten Siziliens oder Sardiniens erfolgen könnte; aber die Handelsinteressen Italiens gravitieren doch vielfach nach Tunesien hin, wie denn auch seinerzeit der französische Handstreich in der Regentschaft und das Protektorat der Republik als ein schwerer Schlag für Italiens Interessensphäre in Nordafrika empfunden wurden.

In Großbritannien müssen die auf die Erlangung des Übergewichts im Mittelländischen Meere abzielenden Bestrebungen Frankreichs ebenfalls zu Empfindlichkeiten Anlaß bieten, die mit der Genugtuung über die vollzogene Annäherung nicht gerade im Einklange stehen.

Inzwischen ist durch den Selbstmord des Finanzministers in dem neuen italienischen Kabinett, Rosano, erhärtet worden, daß die radikalen Sozialisten Italiens entschlossen sind, den Kampf gegen das Ministerium Giolitti in der Deputiertenkammer in aller Form aufzunehmen. Kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß Rosano durch die „Enthüllungen“ des sozialistischen Blattes „L' Avanti“ und anderer Parteiorgane zu seinem verhängnisvollen Entschlusse gedrängt worden ist. Insbesondere wird dem Vertrauensmanne Giolittis vorgeworfen, daß er bei der Befreiung des früheren Anarchisten Giovanni Bergamasco vom Zwangsaufenthalt in ungesetzlicher Weise, und weil er bestochen worden war, mitgewirkt habe. Alle diese Dinge werden in der Deputiertenkammer einen lebhaften Widerhall finden, so daß Giolitti sehr wohl ausgerüstet sein muß, um den Verteidigungskampf gegen die sozialistischen Angriffe erfolgreich durchzuführen.

In dem am 9. November abgehaltenen Konsistorium richtete Papst Pius X. an das Kardinalskollegium eine Ansprache, in der er die Notwendigkeit betonte, daß der Papst in der Regierung der Kirche frei sein müsse und keiner Macht unterworfen sein dürfe. Daß diese Freiheit in der Regierung der Kirche tatsächlich besteht, ist durch das letzte Konklave deutlich erhärtet worden. Indessen fehlt es in der päpstlichen Ansprache nicht an deutlichen Anzeichen, aus denen erhellt, daß der neue Papst doch mehr an den bezüglichen Überlieferungen Pius' IX. und Leos XIII. festhält, als nach der Thronbesteigung des Patriarchen von Venedig angenommen wurde. So versichert Pius X. unter anderem, er sei überrascht durch die Neugier, die man hinsichtlich des Programms seines Pontifikats gezeigt habe, da er doch keinen anderen Weg gehen könne wie den, den seine Vorgänger gegangen seien. Ja, der neue Papst, der ursprünglich als ein nur durch „religiöse“ Ziele geleitetes Oberhaupt der katholischen Kirche bezeichnet wurde, erklärt ausdrücklich, er

müsse die Meinung zurückweisen, wonach der Papst sich nicht mit Politik beschäftigen dürfe; denn es sei unmöglich, die Politik von dem Amte des Oberhirten über den Glauben und die Sitten zu trennen, namentlich wenn Beziehungen zu den Fürsten und den Regierungen aufrechterhalten werden sollen, um die Sicherheit und die Freiheit der Katholiken zu schützen. Allerdings wird dann weiter Wasser in den allzu feurigen Wein gegossen, da der neue Papst seiner Verwahrung hinzufügt, er glaube nicht, den Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit erleben zu können, ebensowenig, wie seine Vorgänger ihn hätten sehen können; dennoch werde er sich bemühen, die Wahrheit unter den Guten zu befestigen, sowie unter denen auszubreiten, die nicht übel gesinnt seien. Pius X. kann sich aber sicherlich nicht verhehlen, daß alle auf die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papsttums abzielenden Bestrebungen Utopien bleiben müssen.

Ein civis romanus im edelsten Sinne des Wortes ist mit Theodor Mommsen aus dem Leben geschieden. Unermeßlich ist der Verlust, den zugleich die Weltwissenschaft erlitten hat; denn Mommsen war einer ihrer berufensten Vertreter. Dies zeigte sich auch in der Teilnahme, die von den Zierden der Wissenschaft aller Länder an den Tag gelegt wurde. Sein berühmter französischer Fachgenosse Gaston Boissier sagte am Schlusse des Nachrufes, den er unserem Mommsen im „Journal des Débats“ widmete: „Er ist sicherlich eine der großen Figuren des 19. Jahrhunderts und er hat unter allen das Verdienst, nicht für sich allein gearbeitet zu haben; er hinterläßt Werke, von denen die anderen Nutzen ziehen werden. Alle Männer unserer Zeit, die sich dem Studium des Altertums widmeten, sind mehr oder weniger seine Schüler gewesen.“

Die endgültigen Ergebnisse der am 12. November in Preußen vollzogenen Urwahlen lagen zwar beim Abschlusse dieses Heftes noch nicht vollständig vor. Es steht jedoch bereits fest, daß die konservativen Parteien und das Zentrum gemeinsam auch in dem neuen Abgeordnetenhause über eine große Mehrheit verfügen werden. Als bemerkenswertester Zug des Wahlkampfes muß die Beteiligung der Sozialdemokraten hervorgehoben werden. Aus eigener Kraft vermochten diese bei den Urwahlen nirgends einen entscheidenden Sieg zu erringen, und dies konnte im Hinblick auf das Dreiklassen-Wahlsystem nicht überraschen. Dagegen hat das sozialistische Zentral-Wahlkomitee die Losung ausgegeben, daß in Wahlkreisen, in denen zwei oder drei Abgeordnete zu wählen und sozialistische Wahlmänner zwischen Freisinnigen und weiter rechts stehenden Parteien ausschlaggebend sind, für das Eintreten zu Gunsten der Freisinnigen die Wahl eines sozialdemokratischen Abgeordneten verlangt werden soll. Wird diese Forderung abgelehnt, so sollen die sozialistischen Wahlmänner bei Stichwahlen sich der Stimmabgabe enthalten.

Literarische Rundschau.

Die Ruinenstädte von Khotan.

Sand-buried ruins of Khotan. Personal narrative of a journey of archaeological and geographical exploration in Chinese Turkestan. By M. Aurel Stein. London, Fisher Unwin. 1903.

Was für die griechische Altertumsforschung die Funde der in der Trockenheit Ägyptens erhaltenen Papyrus, das bedeuten für die Indologie die Entdeckungen M. Aurel Steins. Aus dem Wüstensand Zentralasiens kommen Reichtümer von Schriftdenkmälern ans Licht, dem Kulturkreis Indiens angehörig, derengleichen in Indien selbst nicht gefunden ist und in Anbetracht des indischen Klimas kaum je gefunden werden wird.

Die Funde stammen aus dem Gebiete von Khotan, im Süden des zu China gehörenden Teils von Turkestan. Der berühmte chinesische Pilger Hiuen Tsiang (7. Jahrhundert n. Chr.), der, von Glaubenseifer getrieben, die heiligen Stätten des Buddhismus besuchte, hat jene Gegenden durchwandert: er hat die Nachricht aufbewahrt, daß Khotan vor alters vom nordwestlichen Indien aus kolonisiert worden sei. Auch die Erzählungen, die durch ganz Ostturkestan verbreitet sind, von alten Städten, die in plötzlichen Katastrophen unter dem Wüstensand begraben sein sollen, sind schon Hiuen Tsiang zu Ohren gekommen. Ein Sandregen, berichtet er, habe die Stadt Ho-lo-lo-kia zur Strafe für ihre Gottlosigkeit verschüttet. Oft wollten benachbarte Machthaber sich der dort untergegangenen Schätze bemächtigen. Aber sobald sie in die Nähe der Unglücksstätte kamen, erhoben sich wilde Stürme und dunkle Wolken, so daß sie Weg und Steg verloren.

Als Sven Hedin jene selben Gegenden bereiste (Anfang 1896), sah er mehrere im Sande begrabene Ruinenstätten, doch hatte er nicht die Möglichkeit, sie genauer zu erforschen. Und etwa um dieselbe Zeit gelangte aus der Wüste bei Khotan eine immer wachsende Menge von Fundstücken, die Ausbeute von Nachsuchungen einheimischer Schatzgräber — dazu leider auch, wie man jetzt durch M. A. Stein weiß, die Arbeiten eines fleißigen Fälschers — nach Calcutta und in europäische Sammlungen. Unter der Hinterlassenschaft des unglücklich umgekommenen Dutreil de Rhins fanden sich Bruchstücke einer alten Birkenrindenhandschrift, die aus der Nähe von Khotan stammten. Es stellte sich heraus, daß diese in Paris aufbewahrten Blätter mit anderen zusammengehören, die durch den russischen Agenten in Kashgar nach Petersburg gekommen waren. Die älteste bis dahin bekannt gewordene indische Handschrift, aus einem der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung: man las hier in einem indischen Volksdialekt dieselben Sentenzen der wundervollen buddhistischen

Spruchsammlung Dhammapada, die längst, in einem anderen derartigen Dialekt an dem entgegengesetzten Ende des indischen Kulturgebietes von ceylonesischen und hinterindischen Mönchen auf Palmblätter geschrieben, von uns gekannt und bewundert wurde.

So konnte kein Zweifel sein: systematische Nachsuchungen in der Wüste um Khotan versprachen reiche Ergebnisse. Sie zu gewinnen, begab sich der Berufenste ans Werk. Während im nördlichen Teil Ostturkestans eine russische Expedition unter Klementz die buddhistischen Monumente der Uiguren der Wissenschaft zugänglich zu machen anfing, war es M. Aurel Stein, der von Indien her die Durchforschung jener südlichen Gebiete vorbereitete.

Ein noch junger Gelehrter, der schon vor seiner Khotanreise auf bedeutende Erfolge zurücksehen konnte. Im Jahre 1887 hatte sich der noch Unbekannte in der wissenschaftlichen Welt dadurch eingeführt, daß er zuerst die vielbehandelten Münzlegenden der Kushanakönige uns richtig lesen lehrte — jener indoskythischen Fürsten um 100 n. Chr., deren Münzen mit den griechischen, zarathustrischen, indischen Göttergestalten, daneben dem thronenden Buddha ein so charakteristisches Bild von dem in ihrem Reiche herrschenden bunten Religionsgemenge geben. Langjährige Arbeit hatte Stein dann vor allem der Geschichte und den Altertümern des Gebirgslandes Kashmir gewidmet. Er hatte die große, von Kalhana (12. Jahrhundert n. Chr.) in Versen verfaßte Chronik Kashmirs, eines der merkwürdigsten Werke der ganzen Sanskritliteratur, herausgegeben, übersetzt und durch eingehende, an Ort und Stelle erworbene Kenntnis von Land und Leuten in geradezu unübertrefflicher Weise erläutert. Jetzt gelang es ihm, die indischen Behörden für die Veranstaltung von Ausgrabungen in jenen Ruinenstädten der Wüste von Khotan zu gewinnen. Um die Unternehmung auch für geographische Zwecke nutzbar zu machen, gab die indische Landvermessungsbehörde ihm einen ihrer Beamten, Ram Singh, mit. Ende Mai 1900 brach die Expedition von der Hauptstadt Kashmirs nordwärts auf. Nach Überschreitung des Gebirges wurde zwei Monate später Kashgar, die Hauptstadt des chinesischen Turkestan, erreicht, wo die Vorbereitung der ferneren Reise einen mehrwöchentlichen Aufenthalt nötig machte: es war die Zeit der Kämpfe von Peking, über deren Verlauf die chinesischen Beamten von Kashgar bemerkenswert gute Nachrichten besaßen. Dann ging es weiter — auf dem Wege, den einst Hiuen Tsiang beschritten hatte — nach Khotan. Geschickt und glücklich wurden die Arrangements getroffen, die es ermöglichten, die zur Verfügung stehende Zeit auf die meistversprechenden Stellen zu verwenden, und so konnten bald die Ausgrabungen in der Wüste beginnen. Sie dauerten vom Dezember bis zum April. Eine Anzahl von Ruinenstätten, über einen Raum von mehreren hundert Kilometern zerstreut, wurde untersucht, bis die Sandstürme der herannahenden heißen Jahreszeit der Arbeit Einhalt taten. Die erstaunlichsten Funde waren gelungen.

Gleich der erste Platz, an dem Stein zu graben anfing, lieferte glückliche Ausbeute. Zwei Jäger, die früher Sven Hedin begleitet hatten, und ein alter Schatzgräber waren seine Führer nach der Stätte Dandan Uilig, wo aus dem Wüstensand herausragende Holzpfosten die Lage verschütteter Bauwerke anzeigten. Es stellte sich heraus, daß man nicht nur Wohnstätten, sondern auch mehrere buddhistische Tempel vor sich hatte. Mengen von Stuckreliefs wurden gefunden, den lehrenden oder meditierenden Buddha darstellend, viele noch mit ihrer bunten Bemalung. Weiter fanden sich Freskomalereien, Buddhas oder Heilige mit ihren Aureolen, aber auch Darstellungen von weltlicherem Charakter — ein anmutiges, reichgeschmücktes Weib, das in einem Lotosteich badet, eine Kavalkade von jungen Männern auf Pferden oder Kamelen. Die Skulpturen erwiesen sich als verwandt jener Kunst, die sich in Indien unter antik-klassischem Einfluß entwickelt hatte. Besonders erfreulich aber waren die massenhaften Handschriftenfunde, einzelne Blätter und ganze Bündel, beschrieben in indischer „Brahmi"schrift von einem Typus, der dem 6. oder 7. Jahrhundert n. Chr. anzugehören scheint: buddhistische Texte in Sanskrit. Dann fanden

sich Schriftstücke anderer Art: wie es scheint, dem Verkehrsleben angehörende Dokumente, gleichfalls in Brahmischrift, aber in unbekannter Sprache; Untersuchungen Hoernles scheinen zu ergeben, daß man hier einen indo-iranischen, vielleicht den Mundarten des Pamirgebietes verwandten Dialekt vor sich hat. Auch chinesische Dokumente mit Daten des 8. Jahrhunderts n. Chr. wurden gefunden; sie deuten darauf hin, daß es die Zeit um 800 gewesen ist, wo der Wüstensand hier über das menschliche Leben Herr ward.

In viel ältere Zeit führen die an einer anderen Stätte vorgenommenen Ausgrabungen, die unter allen Erfolgen der Expedition vielleicht den glänzendsten ergeben haben. In der Oase Niya im Osten des Khotangebietes wurden Stein ein paar Holztafeln gebracht, die mit Kharoshthischrift beschrieben waren. Dies ist eine von rechts nach links gerichtete, aus dem Vorbild eines aramäischen Typus abgeleitete Schrift, die im nordwestlichen Indien bis etwa in das 3. Jahrhundert n. Chr. gebräuchlich war. Es gelang, den Fundort jener Kharoshthitafeln zu ermitteln, und hier winkte jetzt dem Forscher eine alle Erwartungen weit übersteigende Ausbeute. Holztafeln und Lederstreifen in geradezu unerschöpflicher Menge, zu mehreren Hunderten, wurden gefunden, beschrieben mit Karoshthicharakteren, deren Form auf die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung deutet: von Inschriften und Münzen abgesehen, zusammen mit der erwähnten Handschrift Dutreil de Rhins', die weitaus ältesten bisher bekannten Schriftdenkmäler aus der indischen Kultursphäre. So ausgezeichnet die Schriftstücke größtenteils erhalten sind — viele von ihnen sehen aus als könnten sie gestern geschrieben sein — ließ sich doch selbstverständlich bei den großen paläographischen und sprachlichen Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, an Ort und Stelle nur der vorläufige Anfang einer Lesung und Deutung machen. Es stellte sich heraus, daß in einem alten indischen Volksdialekt mit starker Beimischung von Sanskrit verfaßte amtliche und dem täglichen Verkehr angehörige Schriftstücke vorlagen: Berichte und Verordnungen in Verwaltungs- und Polizeiangelegenheiten, Beschwerdeschriften, Vorladungen, Rechnungen, Verträge und dergleichen mehr: Aufzeichnungen, denen Ähnliches sich aus dem Altertum von Indien selbst nirgends erhalten hat. Überall traf man indische Titulaturen an, großenteils — allerdings nicht ohne Ausnahmen — auch indische Namen. Vielfach fanden sich an den Dokumenten unversehrte Tonsiegel. Und was stellen diese Siegel dar? Hier die klassische Gestalt einer Athene mit der Ägis, dort einen Eros, dort, wie es scheint, einen Herakles! So reichen die Spuren antiker Kunst, die wir aus Nordwestindien längst kannten, bis in die innerste Tiefe des zentralen Asien.

Ich muß es mir versagen, anders als mit einem kürzesten Worte auf die Fülle der übrigen Funde Steins hinzuweisen: die zu Rawak entdeckte Reihe kolossaler Reliefs von Buddhas oder Heiligen, durchaus im Stil gräkobuddhistischer Kunst, ferner Mengen alter chinesischer Schriftstücke, die tibetische Papierhandschrift eines buddhistischen Textes — das älteste bisher bekannte tibetische Schriftdenkmal — über das alles dann eine Mannigfaltigkeit kunstgewerblicher und sonstiger dem täglichen Gebrauch dienender Objekte. Was davon transportierbar war, hat Stein glücklich auf der transkaspischen Bahn und über Rußland nach London gebracht, wo er am 2. Juli 1901 anlangte. Gegenwärtig ist seine Sammlung im Asiatic Saloon des Britischen Museums aufgestellt. Die vollständige wissenschaftliche Verarbeitung, an der eine Reihe von Gelehrten tätig ist, wird natürlich noch längere Zeit in Anspruch nehmen. Für jetzt aber haben wir Stein für die fesselnde, höchst lebendige und durch zahlreiche ausgezeichnete Illustrationen unterstützte Beschreibung seiner Reise und seiner Entdeckungen zu danken, die das vorliegende Buch bringt.

H. Oldenberg.

Der neue Naumann.

Naumann, Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas. Neu bearbeitet. Herausgegeben von Dr. Karl R. Hennicke in Gera. Erster bis siebenter Band. Gera-Untermhaus, Lithographie, Druck und Verlag von Fr. Eugen Köhler.

Genau in Goethes Geburtsjahr erschien der erste Band von Buffons Naturgeschichte. Es war ein Ereignis für die Zeit, auch in Deutschland. „Die Bände," erzählt Goethe selbst, „folgten jahrweise, und so begleitete das Interesse einer gebildeten Gesellschaft mein Wachstum." Goethe war schon lange Jahre in Weimar, als das monumentale Werk abschloß. Man sinnt heute unwillkürlich zurück, wie gering im ganzen damals noch die Anteilnahme der „Gesellschaft" an den Resultaten der beschreibenden Naturforschung war, und wie sich das geändert hat. Und doch würde ein Erfolg wie bei Buffon heute ein ganz außergewöhnlicher, jeden Verleger völlig überraschender sein. Es liegt das in der Zersplitterung unserer Literatur, auch der naturwissenschaftlichen. Damals kaufte der Gebildete sich eine Naturgeschichte, etwa der Tiere. Es war ein großes Geldopfer, aber er hatte ein Buch fürs Leben, für sein Haus, für einen ganzen Kreis, der Anteil nahm oder dazu wuchs. Anderthalb Jahrhunderte früher war so der verdeutschte Gesner bei uns gehalten worden. In Klosterbibliotheken gab es damals „die" Naturgeschichte, eben ihn; nur eine, aber die bildete ein ganzes Fach für sich. Im 19. Jahrhundert geht das langsam, aber entscheidend herunter. Die letzten Versuche auf dem Gebiete der umfassenden Tierbücher sind bei uns Oken und Brehm, letzte Experimente zehnbändiger Werke, in denen (wenigstens für den bloß „Gebildeten") „alles" stand. Brehm hat noch einen großen Erfolg gehabt. Aber jetzt denken schon immer mehr, sie könnten das auch in zwei Bände komprimiert haben, im Telegrammstil des Jahrhundertendes. Der Schaden ist unverkennbar. Mit all unserem fieberhaft erregten Interesse für Naturforschung gehen wir doch in eine Epoche der Verflachung. Vom Leben etwa des Tieres kann nicht in gelegentlichen kleinen Feuilletons ernsthaft gehandelt werden. Das braucht Raum, wie ihn jene älteren Bücher in naivem Gradeausgehen sich nahmen, oder es bleibt Oberfläche.

Das Werk, dem diese Zeilen gelten, bildet eine Ausnahme. Es trägt aber die Mühen einer solchen, denn es ist, wie mir scheint, bisher lange nicht genügend in seiner Existenz bekannt geworden. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, seit Anfang der zwanziger Jahre, erschien in Deutschland ein wunderbares Buch: Naumanns große Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Zwei Generationen der Naumanns, von Ziebigk bei Köthen, Vater und Sohn, hatten die Fülle ihres unvergleichlichen Beobachtermaterials in den zwölf Bänden niedergelegt. Es war das erste ganz echte „Tierleben", eine Schatzkammer für alles Grübeln des Jahrhunderts über das Tier als lebendige Welt und in seiner Art zugleich eine Neubegründung der ganzen Vogelkunde. An diesen Bänden hat eine ganze Forscherschule Methode gelernt: die neue, schwerere Methode, dem Lebendigen in seinem Leben beizukommen, statt bloß im toten Museum. Mit Naumanns Schilderungen aber, läßt sich noch weiter sagen, wurde dem Deutschen ein neues Gebiet seiner Heimat erschlossen, ein unendlicher Reichtum der Dinge, an dessen Hebung auch der schlichteste Beobachter nach diesem großen Programm fortan mithelfen konnte. Denn das war eben das eigenartigste an Naumanns Vogelbuch, daß es mit seinem ganzen Zwölf-Bände-Umfang (oder vielleicht gerade deswegen) und mit all seiner wissenschaftlichen Fundamentalarbeit als ein Volksbuch hervortrat, in einer schlichten Sprache für jedermann. Nicht bloß den Forscher wollte es in tiefste Geheimnisse der Natur führen; Vogel und Volk sollten zusammenkommen im ganzen Umfang des Wissens unserer Zeit.

Der jüngere Naumann starb 1857. In der zweiten Jahrhunderthälfte ist das wissenschaftliche Ansehen seines klassischen Werkes nur gewachsen. Aber als Volksbuch verschwand es allmählich. Im Buchhandel vergriffen, wurde es eine antiquarische Liebhaberseltenheit mit Liebhaberpreisen, und das in eine Zeit hinein, die sich ohnehin von der vielbändigen Naturgeschichte abkehrte. Sein äußerer Schmuck, die Bildertafeln, die einst J. F. Naumann selbst mit ebenso intimer Liebe hergestellt wie den Text, erschienen vor modernen Anforderungen veraltet. Weite Kreise haben in den letzten Jahrzehnten wohl nur noch Musterstücke Naumannscher Beschreibungen kennen gelernt durch die Auszüge in Brehms „Tierleben"; tatsächlich wären die Vogelbände dieses Werkes, die so viel Glück gemacht haben, einfach unmöglich ohne Naumann als Hintergrund. Brehms Name erinnert aber daran, wie viele in dieser Zwischenzeit sich in ihrer Weise bemüht haben, das Band zwischen dem deutschen Volke und seinen Vögeln fester zu knüpfen. Um so ungerechter schien, daß die große Gabe des Altmeisters aller dieser Bestrebungen — nicht aus inneren, sondern rein äußerlichen Gründen — fortan dabei fehlen sollte. Das wird nun anders.

Seit ein paar Jahren kommt der „große Naumann" neu heraus, Band für Band. Im ganzen sollen es wieder zwölf werden, in Folio, mit vielen hundert prachtvollen Farbentafeln der besten modernen Technik. Der Preis des vollständigen Exemplars wird noch um 10 Mark geringer sein als der für Brehms „Tierleben", also im Verhältnis ein ausgesprochen mäßiger. Es ist nicht die in jedem Betracht vortreffliche Ausstattung allein, die diesen neuen Naumann zu einem Triumph des alten macht. Vierunddreißig Ornithologen — man kann ohne viel Übertreibung sagen: unsere besten lebenden — haben sich vereinigt, das Werk durch Zusätze nach über fünfzig Jahren von neuem zu dem zu erheben, was es nach der einen Seite seinerzeit sein sollte und war: ein vollständiges Kompendium für den Fachgebrauch, die wissenschaftlich maßgebende Monographie der mitteleuropäischen Vögel. Neben diesen durchweg scharf unterscheidbar getrennten Nachträgen erscheint aber der echte Naumann-Text als Stamm so gut wie unverändert. Und jetzt, nach fünfzig Jahren also und in der ständigen kritischen Beleuchtung des modernen Kommentars, tritt erst in ganzer Größe heraus, was Naumann noch ist und nun wohl auch bleiben wird. Beides tritt glänzend vor: seine sachliche Höhe als Beobachter und die packende Kraft des Stilisten. Dieser schlichte Naturerzähler war in der Tat ein Darsteller, wie unsere Sprache wenige gehabt hat. Was er angreift, das lebt. Erst dieses anschauliche Kerndeutsch hat den ganzen Schritt aus dem Halbdunkel des Museums ermöglicht. Wie steht bei Naumann die Landschaft da, in der die Tiere sich bewegen! In diesem Manne hat ein Gestalter ersten Ranges gesteckt, ein Dichter, was den großen Geheimprozeß des Wiederaufbaues der Dinge mit Worten betrifft. Wenig wundert, daß, wer so wiedergeben konnte, auch ein Auge zum Erfassen gehabt hat, das nach einem halben Jahrhundert noch ungezählte Folioseiten seines Textes so unantastbar für alle Sachkritik dastehen läßt, als wären sie eben geschrieben.

Gerade wegen dieses Drucks der ganz starken Persönlichkeit haben die Bearbeiter keinen leichten Stand gehabt. Im allgemeinen fühlt man aber, wie der Stamm die Äste bestimmt hat. Man sieht die große Arbeit auf Schritt und Tritt, im Geiste des Haupttextes zu ergänzen, sich anzuschmiegen, obwohl die Bearbeiter zumeist selber anerkannte, scharfe Persönlichkeiten sind. Es ist das höchste Lob, das man diesem einheitlichen Wetteifer spenden kann: das Ganze ist auch so, mit all den Einschaltungen, Zwischenreden, Klammern, einheitlich lesbar geblieben. Damit ist der Geist gerettet. Ein Buch, das man hintereinander lesen konnte, ein großes Gemälde ohne Riß, so hatten es die Naumanns gesehen, hatte der jüngere es als Lebensarbeit wirklich hingestellt; und ein Buch, das jeder lesen konnte, vom Gelehrten bis zum einfachen Naturfreund, ja, bis zum lernenden Knaben herab. Die schönen Bände können in jeder Schule benutzt werden. Für die Bilder ist maßgebend gewesen, daß alle mitteleuropäischen Vögel farbig wiedergegeben werden, die kleinen bei der Größe des Formats im Naturmaß. Das Bestimmen wird dadurch bis zur Mindestmühe er-

leichtert. Viele dieser Tafeln sind auch in der Staffage künstlerisch schön. Wer mit diesen Bildern aufwächst, wird eine gewisse ästhetische Stimmung den Vögeln seiner Heimat gegenüber mitbekommen, die im Volke mehr nützt als alle Gesetze zum Vogelschutz. Das Werk selbst stimmt ja nur zu oft wehmütig bei dem Gedanken, wie not dieser Schutz aus Liebe und Bildung tut. So mancher unserer schönsten Vögel, der zu Lebzeiten der Naumanns noch ein Alltagsgast war, ist heute selten, oft schon an der Grenze des Aussterbens. Seit Gesners Tagen haben wir geradezu schon ganze Arten (wie einen Ibis, der damals noch als „Waldrapp" um die Zinnen deutscher Burgen flog) verloren. Im Wachstum unserer Kultur liegen allenthalben, bei unachtsamem Tritt, die Ursachen solchen Niederganges. Die nächsten Generationen werden entscheiden, ob ein Buch wie dieser Naumann unseren Enkeln ein historisches sein soll, ein Stück Geologie mit den Schattenbildern einer untergegangenen Welt. Die möglichst weite Verbreitung des Buches selbst kann hier am meisten fördern. Wer seine deutsche Heimat liebt, sollte es kennen und achten als einen kostbaren Wächter über der Charakterschönheit dieser Heimat und zugleich als ein echtes deutsches Hausbuch, das zum Genuß dieser Heimatsschöne erzieht.

Wilhelm Bölsche.

αβ. **Zur Geschichte der kaiserlichen Wiener Zeitung.** (8. August 1703—1903.) Wien, Selbstverlag der Zeitung. 1903.

Die Festschrift, die die „Wiener Zeitung", eines der ältesten politischen Blätter der Welt, zu ihrem zweihundertjährigen Jubiläum veröffentlicht hat, besteht aus einzelnen Monographien verschiedener Autoren, die zusammen ein außerordentlich lebendiges Bild der Entwicklung der Zeitung von den bescheidenen Anfängen des „Wienerischen Diariums" bis zu seiner Anerkennung als kaiserliches Staatsorgan und darüber hinaus bis zum heutigen Tag gewähren. Da ihre Bedeutung als modernes Blatt eigentlich erst mit dem Sturmjahre 1848 begonnen hat — denn bis dahin sind ihre Fortschritte außerordentlich langsam —, so liegt das Schwergewicht des wertvollen Buches auf der Geschichte der letzten fünfzig Jahre. Aber auch frühere bemerkenswertere Episoden sind keineswegs übergangen. Wir weisen besonders auf den einleitenden Beitrag E. V. Zenkers „Die Geschichte der Wiener Zeitung in ihrem Verhältnis zur Staatsverwaltung" und E Guglias „Geschichte der Wiener Zeitung im Zeitalter der Revolution und Napoleons" hin. Vor hundert Jahren freilich war die Zeitung weit entfernt davon, auch nur ein offiziöses Organ der Regierung sein zu wollen, und Metternich verstieg sich im Jahre 1810 sogar zu der Behauptung, sie habe in Ansehung der ausländischen Artikel „nie den geringsten Kredit gehabt". Ein Menschenalter später war es gerade Metternich, von dem der Anstoß zur Umgestaltung des Blattes in ein offiziöses Organ ausging. Die Zeitungsschicksale im Jahre 1848 schildert der vortreffliche Kenner jener Zeit, Alexander Freiherr von Helfert. Ein Jahrzehnt voller großer Fortschritte war das von 1848—1858, als so bedeutungsvolle wissenschaftliche und literarische Mitarbeiter dem Blatte zur Seite standen wie: Ottokar Lorenz, Sickel, Lorenz Stein, Bruno Bücher, Eduard Hanslick, Ludwig Speidel u. a. Eine Lücke, die die Redaktion selbst offen gelassen zu haben bedauert, ist, daß die Beziehungen der „Wiener Zeitung" zur schönen Literatur keine Darstellung gefunden haben; denn gerade sie hätte über viel Bedeutendes zu berichten gehabt. Um so erfreulicher ist, daß die Kritik des Schauspieles, die Anfänge der Kunstkritik und namentlich die musikalische Kritik der „Wiener Zeitung" in der Festschrift so fesselnde Historiographen gefunden haben wie Alexander v. Weilen, Armin Friedmann und Robert Hirschfeld. Welch reichen Inhalt endlich die literarischen Beiträge der Zeitung in den Jahren 1849—1880 gehabt haben, beweist ihre den Anhang des bedeutenden und willkommenen Buches bildende Zusammenstellung.

βλ. **Enquête sur l'Influence allemande.** Par Jacques Morland. Paris, Société du Mercure de France. 1903.

Der Verfasser dieses Buches hat sich der Mühe unterzogen, die Tragweite des Einflusses deutscher Ideen und deutscher Forschung auf allen Gebieten der Wissenschaften und der Künste durch eine Enquete festzustellen, die sich nicht auf Frankreich beschränkt. Die Frage: „Was denken Sie vom deutschen Einfluß unter allgemein geistigen Gesichtspunkten? Und inwieweit besteht dieser Einfluß und wird er durch die Resultate gerechtfertigt?" diese Frage hat ebenso viele zustimmende wie verneinende Antworten erhalten. Sympathien und Antipathien haben viel lauter als sachliche Urteile sich vernehmen lassen. Dr. Charles Richet bildet eine Ausnahme. Er weist statistisch nach, daß ein Drittel der wissenschaftlichen Arbeit der Welt von Deutschen verrichtet wird. Aber auch er läßt den Begriff einer deutschen Kultur nur in dem Sinn gelten, daß sie ein Teil der Kultur im allgemeinen sei.

γγ. **Deutsche in Rom.** Studien und Skizzen aus elf Jahrhunderten von G. v. Graevenitz. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1902.

Man darf nicht mit allzu großen Erwartungen an das hübsch ausgestattete Buch herangehen. Das abschließende Wort, das wir über das reizvolle Thema geschrieben sehen möchten, ist es nicht; dazu würden der umfassende Geist und die Arbeitskraft eines Carl Justi gehören. Man muß den Untertitel und das Vorwort berücksichtigen; es handelt sich mehr um einzelne Geschichtsbilder als um eine erschöpfende Darstellung. Am meisten Neues und Eigenes scheint das Kapitel über die Kirche Maria dell' Anima zu bieten. Aber lebendig und fesselnd ist das Buch von der ersten bis zur letzten Seite geschrieben, und so wird es den deutschen Romfahrern eine sehr willkommene Zugabe zum Reisehandbuch und Cicerone sein.

βλ. **Über chinesisches Theater.** Von von Minnigerode. Zweite Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. O. J.

R von Gottschalls „Theater und Drama der Chinesen" ist das Buch, welches uns Laien unter Benutzung der einschlägigen Literatur, vor allem der Arbeiten von Stanislas Julien und Bazin, mit der dramatischen Kunst der Chinesen bekannt gemacht hat. Nach Gottschalls Darstellung ist dieselbe in der Form des musikalischen Dramas auf die Zeit von 720 v. Chr. zurückzuführen, als Pantomimenspiel aber noch viel älter, da es bereits 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung in China eine Oberintendanz der Musik gab. v. Minnigerode dagegen erklärt das chinesische Theater nicht viel über 500 Jahre alt und nennt als seinen eigentlichen Begründer den Kaiser Ming Wang, der um die Mitte des 14 Jahrh. regierte. Was v. Minnigerode darüber berichtet, führt zumeist auf Vorstellungen einer chinesischen Schauspielertruppe in San Francisco zurück. Er sah dort unter anderem ein akrobatisches Ballett, in welchem die Göttin der Gnade auftritt und Verwandlungen vornimmt, wobei vorausgesetzt wird, daß die Götter, deren einer, der Götze Joß, Schutzpatron des Theaters ist, selbst ein Wohlgefallen an dramatischen Aufführungen finden. v. Minnigerode spricht von einer bedeutenden spiritualistischen Tendenz des Theaters der Chinesen; Rudolf von Gottschall nennt es vorzugsweise praktisch und realistisch. Die Beispiele, die er selbst gibt, und die der Verfasser des vorliegenden Buches um einige interessante Analysen vermehrt, scheinen uns mehr die erstere als die letztere Auffassung zu bestätigen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andresen. — Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit im Deutschen. Von Karl Gustaf Andresen. Neunte, neu durchgesehene Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1903.

Arminius. — Heimatsucher. Roman vom Thüringer Walde. Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Eduard Avenarius. 1904.

Bachmann. — Lucifer. Drama in 4 Aufzügen. Von Franz Bachmann. Dresden, Carl Tittmann. 1903.

Badische Kunst 1903. — Im Auftrage der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege". Herausgegeben von Albert Geiger. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei.

Barre. — Allzeit Kopf hoch! Von E. Barre, und andere Erzählungen für die Jugend. Mit 9 feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Bartsch. — Die Rechtsstellung der Frau. Von Robert Bartsch. Leipzig, Veit & Comp. 1903.

Bauer. — Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. Von Ludwig Bauer. Minden i. W., J. C. C. Bruns. O. J.

Baur. — Hygienischer Bilderatlas für Schule und Haus. 20 Tafeln mit erläuterndem Text. Von Alfred Baur. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1903.

Beaulieu. — Höhenluft. Novellen von Heloise v. Beaulieu. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Bechstein. — Neues Deutsches Märchenbuch. Von Ludwig Bechstein. Mit 9 Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Berg. — Der arme Wenzel. Drama in 5 Akten. Von M. St. Berg (Mathilde Gräfin Stubenberg). Kassel, Georg Weiß. 1904.

Berninger. — Ziele und Aufgaben der modernen Schul- und Volkshygiene. Winke und Ratschläge für Lehrer, Schulärzte und Eltern. Von Johannes Berninger. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1903.

Bielenstein. — Ein glückliches Leben. Selbstbiographie. Von A. Bielenstein. Mit dem Porträt des Verfassers in Photogravure. Riga, Jonck & Poliewsky. 1904.

Bielschowsky. — Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Albert Bielschowsky. Zweiter Band, mit einer Photogravüre. Erste bis dritte Auflage. München, C. H. Beck. 1904.

Birt. — Gedichte. Von Theodor Birt (Beatus Rhenanus.) München, C. H. Beck. 1904.

Boeck. — Ausblicke auf die nächste Militärvorlage. Von v. der Boeck. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1903.

Bordeaux. — Le pays natal. Roman. Par Henry Bordeaux. Nouvelle édition. Paris, Albert Fontemoing. S. a.

van der Borght. — Volkswirtschaftspolitik. Von R. van der Borght. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Bourget. — L'eau profonde. Les pas dans les pas. Par Paul Bourget. Paris, Plon. 1903.

Bracco. — Wirklichkeit und Schein. Novellen von Roberto Bracco. Deutsch von Otto Eisenschitz. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Brandes. — Gedanken und Gestalten. Essays von Georg Brandes. München, Albert Langen. 1903.

Brieger-Wasservogel. — Deutsche Maler. Sechs Porträts. Von L. Brieger-Wasservogel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1903.

Buber. — Jüdische Künstler. Herausgegeben von Martin Buber. Mit Beiträgen von Fritz Stahl, Martin Buber, Alfred Gold u. a. Berlin, Jüdischer Verlag. 1903.

Buckton. — The Burden of Englea. A ballad-epic by A. M. Buckton. London, Methuen & Co. 1904.

Bunin. — Erzählungen. Von Iwan Bunin. Deutsch von Georg Polonskij. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Bunseniana. — Eine Sammlung von humoristischen Geschichten aus dem Leben. Von Robert Bunsen. Nebst einem Anhang von pfälzischen Lyceums-Anekdoten. Dargestellt von Einem, der vieles miterlebt und das übrige aus guten Quellen geschöpft hat. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Campe-Albrecht. — Robinson der Jüngere. Ein Lesebuch für Kinder. Von Joachim Heinrich Campe. Durchgesehen von Otto Albrecht. Mit 14 Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Chuquet. — Etudes d'histoire. Par Arthur Chuquet. Deux séries. Paris, Albert Fontemoing. S. a.

Dähnhardt. — Tertianer Julius. Übungsstoffe zur Repetition der lateinischen Kasuslehre. Ein Heft zum Privatstudium der Schüler. Von Oskar Dähnhardt. Leipzig, Dürr. 1904.

Darmstädter und du Bois-Reymond. — 4000 Jahre Pionierarbeit in den exakten Wissenschaften. Von L. Darmstädter und R. du Bois-Reymond. Berlin, J. A. Stargardt. 1904.

Dietert-Zoppot. — Das Elend der Kritik. Ein Weckruf an den neuen deutschen Geist, an Künstler, Kritiker und Publikum. Von Fr. Dietert-Zoppot. Danzig-Zoppot. 1903.

Dilles. — Weg zur Metaphysik als exakter Wissenschaft. Von Ludwig Dilles. Erster Teil. Stuttgart, Fr. Frommann. 1903.

Dora-Lotti. — Gedichte. Von Dora Lotti. Dresden, E. Pierson. 1904.

Dreßler. — Die Welt als Wille zum Selbst. Eine philosophische Studie. Von Max Dreßler. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Drews. — Nietzsches Philosophie. Von Arthur Drews. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Ebner-Eschenbach. — Die arme Kleine. Erzählung von Marie v. Ebner-Eschenbach. Mit 3 Farbendruckbildern und 22 Textillustrationen von F. Haß. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Eck. — Der klingende Berg. Novelle von Miriam Eck. Stuttgart, Axel Juncker. 1904.

Emin. — Noch einmal „Babel und Bibel". Ein verspätetes, bescheidenes Laienwörtlein zu Delitzschs gleichnamigen Broschüren. Von Emin. Berlin und Leipzig, Friedrich Luchhardt. 1903.

Euripides. — Die Bakchen. Tragödie des Euripides. Deutsch von Hans von Arnim. Wien, Alfred Hölder, K. K. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1903.

Eyth. — Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. Von Max Eyth. Erster Band. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Fischer und Krauß. — Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin, Otto Elsner. 1903.

Genée. — A. W. Schlegel und Shakespeare. Ein Beitrag zur Würdigung der Schlegelschen Übersetzungen. Mit drei faksimilierten Seiten seiner Handschrift des „Hamlet". Von Rudolf Genée. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Georgy. — Die Tragödie Friedrich Hebbels nach ihrem Ideengehalt. Von Ernst August Georgy. Leipzig, Eduard Avenarius. 1904.

Gerhold. — Gärungen — Klärungen. Wiener Roman. Von Franz Josef Gerhold. Wien, Österreichische Verlagsanstalt. O. J.

Gerlach. — Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken 1795—1877. Herausgegeben von Jakob v. Gerlach. Zwei Bände. Schwerin i. Mecklenburg, Fr. Bahn. 1903.

German. — Jesus von Nazareth. — In der Form des historischen Romans. Von Wilhelm German. Schwäb. Hall, Wilhelm German. 1904.

Göbelbecker. — Das Kind in Haus, Schule und Welt. Ein Lehr- und Lesebuch im Sinne der Konzentrationsidee für das Gesamtgebiet des ersten Schulunterrichts. Von L. F. Göbelbecker. Mit 70 großen Gruppenbildern und 300 Einzelillustrationen, nach den vom Verfasser mit Rücksicht auf ihre Idee, Anlage und zweckdienliche Ausführung jeweils bis ins einzelnste getroffenen Bestimmungen entworfen von hervorragenden deutschen Künstlern. Zweite Auflage. Wiesbaden, Otto Nemnich. O. J.

Goethe-Schröer. — Faust. Von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Teil. Vierte, durchaus revidierte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1903.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe in vierzig Bänden. Dreizehnter Band. Faust. Erster Teil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Erich Schmidt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Goldberger. — Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Betrachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Ludwig Max Goldberger. Berlin, F. Fontane & Co. 1903.

delle Grazie. — Vom Wege. Geschichten und Märchen. Von M. E. delle Grazie. (Sämtliche Werke, dritter Band.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1903.

Gregorovius. — The tombs of the popes. By Ferdinand Gregorovius. Translated from the second and enlarged german edition, with a memoir of the author, by R. W. Seton-Watson. Westminster, Archibald Constable & Co. 1903.

Gruber. — Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse? Von Max Gruber. Stuttgart, Ernst Heinrich Moritz. 1904.

Guhlen. — Sine ira et studio. Militärische Betrachtungen (1900—1903.) Vom Freiherrn v. Guhlen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Hausegger. — Gedanken eines Schauenden. Gesammelte Aufsätze. Von Friedrich von Hausegger. Herausgegeben von Sigmund von Hausegger. Mit einem Bildnis. München, F. Bruckmann, A.-G. 1903.

Hauser. Ein abgesetzter Pfarrer. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1904.

Heijermans jr. — Intérieurs. Von Hermann Heijermans jr. Einzig autorisierte deutsche Übersetzung Von R. Ruben. Pößneck i. Th., Bruno Feigenspan. 1903.

Heil. Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter. Von Bernhard Heil. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1903.

Heinemann. — Goethe. Von Karl Heinemann. Dritte, verbesserte Auflage. Mit 271 Abbildungen und 5 Kunstbeilagen. Leipzig, E. A. Seemann. 1903.

Hevesi. — Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert. Von Ludwig Hevesi. Zwei Teile. Leipzig, E. A. Seemann. 1903.

Heyse. — Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen. Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Höffding. — Philosophische Probleme. Von Harald Höffding. Leipzig, O. R. Reisland. 1903.

Jahrbuch der Grillparzergesellschaft. — Herausgegeben von Karl Glossy. Dreizehnter Jahrgang. Wien, Carl Konegen. 1903.

Jander. — 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. Von E. Jander. Leipzig, Dürr. 1904.

Jens. — Gedichte. Von Cl A. Jens. Berlin, Franz Wunder. 1903.

Im Kränzchen. — Erzählungen für die Jugend. Von F. Andreae, Erna Berger, Agnes Brauer u. a. Mit 10 feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Jugendbrunnen. — Erzählungen für die Jugend. Von P. Bemdorf, Fr. Dornblüth, O. Glaubrecht u. a. Mit 10 feinen Farbendruckbildern und vielen Holzschnitten. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Kaisenberg. — Der Roman eines Leutnants vom Husarenregiment „Königin" und andere Geschichten. Von Moritz von Kaisenberg. Illustriert von H. Lüders. Hannover, Berenberg. O. J.

Kalkschmidt. — Ludwig Richter an Georg Wigand. Ausgewählte Briefe aus den Jahren 1836—1858. Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Kampffmeyer. — Marokko. Von Georg Kampffmeyer. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1903.

Karmen. — Die „Wilden". Aus dem Leben der Odessaer Hafenarbeiter. Von Karmen. Einzig berechtigte Übersetzung von Julie Goldbaum. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Kerrl. — Siebeneichen. Poetische Erzählung aus der Zeit Friedrichs I. Barbarossa. Von Fr. A. Kerrl. Berlin, Karl Siegismund. O. J.

Keysser. — Die öffentlichen Bibliotheken und die schöne Literatur. Mit besonderer Beziehung auf die Kölner Stadtbibliothek. Von Adolf Keysser, Köln, M. Du Mont-Schauberg. 1903.

Koch. — Ludwig Richter. Ein Künstler für das deutsche Volk. Von David Koch. Mit 108 Abbildungen und Vignetten nach Gemälden, Radierungen und Holzschnitten. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1903.

Kohm. — Die Ahnfrau. Trauerspiel in vier Aufzügen. Von Franz Grillparzer. Nach dem Originalmanuskripte herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von Josef Kohm. Wien, Carl Konegen. 1903.

Koppin. — Der größte Sieg. Schauspiel in 5 Aufzügen. Von Richard O. Koppin. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Köstlin. — Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte von Therese Köstlin. Stuttgart, Max Kielmann. 1904.

Kralik. — Die Weltgeschichte nach Menschenaltern. Eine universalhistorische Übersicht. Von Richard von Kralik. Wien, Carl Konegen. 1903.

Kretschmann. — Kriegsbriefe aus den Jahren 1870 bis 1871. Von Hans v. Kretschmann. Herausgegeben von Lily Braun, geb. von Kretschmann. Mit einem Bildnis. Berlin, Georg Reimer. 1903.

Krüger. — Der Weg im Tal. Roman in drei Büchern. Von Herm. Anders Krüger. Hamburg, Alfred Janssen. 1900.

Krüger. — Pseudoromantik. Von Herman Anders Krüger. Leipzig, H. Haessel. 1904.

Krüger-Westend. — Goethe und der Orient. Von Herman Krüger-Westend. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1903.

Kügelgen. — Grundriss der Ritschlschen Dogmatik. Von Constantin von Kügelgen. Zweite, vielfach veränderte Auflage von „Die Dogmatik Albrecht Ritschls". Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

Lahmann. — Ägyptische Gedichte. Von Johann Friedrich Lahmann. München, C. H. Beck. 1904.

Langwerth von Simmern. — England und Deutschland. Von Heinrich Freiherrn Langwerth von Simmern. Wiesbaden, Wilhelm Bröcking. 1903.

Lauff. — Pittge Pittjewitt. Roman von Joseph Lauff. Berlin, G. Grote. 1903.

Lepsius. — Reden und Abhandlungen. Von Johannes Lepsius. Zweites Heft. Adolf Harnacks „Wesen des Christentums". Zweite Auflage. Berlin, Reich Christi-Verlag. 1903.

Lilienfein. — Die Heilandsbraut. Ein Drama in drei Aufzügen. Von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Lilienfein. — Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens — aus Bruchstücken ein Bruchstück. Von Heinrich Lilienfein. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Limé. — Von des Lebens letzten Rätseln. Eine lyrische Symphonie in drei Sätzen. Von Ernst Limé. Wien und Leipzig, Szelinski & Co. Sep.-Cto. 1903.

Lindner. — Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. In neun Bänden. Von Theodor Lindner. Dritter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Lion. — Le président Hénault (1685—1770). Sa vie — ses œuvres, d'après des documents inédits. Par Henri Lion. Avec un portrait en héliogravure. Paris, Plon. 1903.

List. — Das Goldstück. Ein Liebesdrama in fünf Aufzügen. Von Guido List. Wien und Leipzig, Literaturanstalt Austria. 1903.

Lohde. — Flüchtiges Glück. Roman von Clarissa Lohde. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Lüpke. — Tat und Wahrheit. Eine Grundfrage der Geisteswissenschaft. Von Hans von Lüpke. Leipzig, Dürr. 1903.

Marcks. — Die Universität Heidelberg im 19. Jahrhundert. Festrede von Erich Marcks. Heidelberg, Carl Winter. 1903.

Martinengo-Cesaresco. — Italienische Patrioten. Von Gräfin Eveline Martinengo-Cesaresco. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig, Georg Wigand. 1903.

Masson. — La sorcellerie et la science des poissons au XVIIe siècle. Par A. Masson. Paris, Hachette & Cie. 1904.

Mayrs kunsttechnische Lehrbücher. — Nr. 1. Das Formen und Modellieren. Mit über 100 Abbildungen von Utensilien etc. zum Formen und Modellieren. Zweite, erweiterte Auflage. München, „Kunstmaterialien- und Luxuspapier-Zeitung". 1904.

Meyer. — Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Erste und zweite Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1903.

Miegel. — Gedichte. Von Agnes Miegel. Zweite Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Möbius. — Ausgewählte Werke von P. J. Möbius. Zweiter und dritter Band. Goethe. Zwei Teile. Johann Ambrosius Barth. 1903.

Müller-Amorbach. — Schlitzohr. Eine Geschichte aus dem Spessart. Von Wilhelm Müller-Amorbach. Mit Buchschmuck von J. Ulrich. Aschaffenburg, C. Krebs. 1902.

Murelt. — Paulas Lebenserfahrungen. Eine Erzählung für die reifere Jugend und ihre Freunde. Von Lily von Murelt. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1904.

Myrian. — Le système de Newton est faux. Par A. Myrian. Tulle, Chauffon. 1903.

Najmájer. — Kaiser Julian. Trauerspiel in fünf Akten. Von Maria von Najmájer. Wien, Carl Konegen. 1904.

Noack. — Intime Plaudereien aus der Vergangenheit des Königlichen Hoftheaters zu Hannover. Von Eduard Noack. Hannover, M. & H. Schaper. 1903.

Nußberger. — „Der Landvogt von Greifensee" und seine Quellen. Eine Studie zu Gottfried Kellers dichterischem Schaffen. Von Max Nußberger. Frauenfeld, Huber & Co. 1903.

Oeser. — Aus der kleineren Zahl. Novellen von Herm. Oeser. Basel, Helbing & Lichtenhahn. 1904.

Oldenberg. — Die Literatur des alten Indien. Von

Hermann Oldenberg. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Ortloff. — Recht und Staat. Ein Organismus. Zur Einführung in das Studium der Rechts- und Staatswissenschaft. Von H. Ortloff. Weimar, Hermann Grosse. 1903.

Otto. — Odyssee. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt von Helene Otto. Mit zehn Vollbildern von Friedrich Preller und einer Vorrede an Eltern, Lehrer und Erzieher. Von Berthold Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1903.

Paul. — Die Madonna mit dem Rosenbusch. Eine alt-lübsche Geschichte. Von Adolf Paul. Hamburg, Alfred Janssen. 1903.

Pelet-Narbonne. — Der Kavalleriedienst im Kriege. Zweiter Teil: Die deutsche Reiterei in den Tagen von Coulmiers im Herbst 1870. Bearbeitet und herausgegeben von G. von Pelet-Narbonne. Mit drei Karten und einer Kartenskizze im Text. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Pfalz. — Fritz Spatteholz, der junge Volksschullehrer. Plaudereien aus der Sturm- und Drangzeit. Gesammelt und herausgegeben von Franz Pfalz. Leipzig, Richard Wöpke. 1903.

von der Pfordten. — Das offene Fenster. Roman. Von Otto von der Pfordten. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Piper. — Der Burschenschafter. Ein Drama aus dem Jahre Achtundvierzig. Von Karl Anton Piper. Berlin, Hermann Walther. 1903.

Poestion. — Zur Geschichte des isländischen Dramas und Theaterwesens. Von J. C. Poestion. Wien, Mayer & Co. 1903.

Popper. — Fratres sumus. Novellen von W. Popper. Dresden E. Pierson. 1904.

Portig. — Die Grundzüge der monistischen und dualistischen Weltanschauung unter Berücksichtigung der neuesten Systeme der Naturwissenschaft. Von Gustav Portig. Stuttgart, Max Kielmann. 1904.

Przybyszewski. — Schnee. Drama in vier Akten. Von Stanislaw Przybyszewski. München, J. Marchlewski & Co. O. J.

Quellwasser. — Erzählungen für die Jugend. Von Jos. Baierlein, Käte Dorn u. a. Mit 10 feinen Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Rachel. — Die Scham. Geschichte zweier Ehen. Von Hennie Rachel. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1903.

Rambaud. — Jules Ferry. Par Alfred Rambaud. Paris, Plon. 1903.

Ranisch. — Eddalieder mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterung. Von Wilhelm Ranisch. Leipzig, G. J. Göschen. 1903.

Redy. — Wohltäter. Roman von F. Redy. Wien, Carl Konegen. 1904.

Reinitz. — Rücklösung und Heimfall der österreichischen Eisenbahnen. Von Max Reinitz. Wien, Manz. 1903.

Rheno. — Epische Dichtungen. Von Emilius Rheno. Odenkirchen, W. Breitenbach 1904.

Roberts of Kandahar. — Einundvierzig Jahre in Indien; vom Subalternoffizier bis zum Oberbefehlshaber. Von Feldmarschall Lord Roberts of Kandahar. Autorisierte Übersetzung von Dr. Ritter von Borosini. Mit Karten und Plänen. Zwei Bände. Berlin, Karl Siegismund. 1904.

Rocheflamme. — Maria von Magdala. Eine historisch-romantische Erzählung von Rocheflamme. Autorisierte Übersetzung von M. Dietze. Leipzig und Berlin, Verlag moderner Belletristik. O. J.

Romundt. — Kirchen und Kirche nach Kants philosophischer Religionslehre. Von Heinrich Romundt. Gotha, E. F. Thienemann. 1903.

Ryffel. — Die schweizerischen Landsgemeinden. Von Heinrich Ryffel. Zürich, Schulthess & Co. 1904.

Saracini-Belfort. — Kein Roman. — Der Freiplatz. Zwei Erzählungen von Luisa Gräfin Saracini-Belfort. Wien, Carl Konegen. 1904.

Schafheitlin. — Die Götterfarce. Ein reichsdeutscher Fastnachtstraum von Adolf Schafheitlin. Zürich, Th. Schröter. 1903.

Schafheitlin. — Ginevra. Dramatisches Gedicht. Von Adolf Schafheitlin Zürich, Verlagsmagazin, Th. Schröter. 1903.

Schlicht. — Ein Ehrenwort. Erzählungen aus dem Offiziersleben. Vom Freiherrn von Schlicht. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Schmidlin. — Papst Pius X. Sein Vorleben und seine Erhebung. Von Josef Schmidlin. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1903.

Schmidt. — Französische Malerei des 19. Jahrhunderts. Von Karl Eugen Schmidt. Leipzig, E. A. Seemann. 1903.

Schmidt. — Tabellarische Übersicht der Mineralien des Fichtelgebirges und des Steinwaldes. Ein Taschen- und Nachschlagebuch für Mineralogen und Freunde dieser Gebiete. Bearbeitet von Alb. Schmidt. Bayreuth, Grausche Buchhandlung. 1903.

Schmit von Tavera. — Geschichte der Regierung des Kaisers Maximilian I. und die französische Intervention in Mexiko. 1861—67. Von Ernst Schmit Ritter von Tavera. Zwei Bände. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1903.

Schneideck. — Neue Berliner Märchen. Von Gustav Heinrich Schneideck. Mit Bilderschmuck von Wilhelm Weimar. Fünfte Auflage. Berlin, Franz Grunert. 1904.

Schoenaich. — Lose Stizzen aus dem Zarenreiche. Von A. von Schoenaich. Berlin, Karl Siegismund. 1904

Schreiber. — Buddha und die Frauen. Von Max Schreiber. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 1903.

Schreibershofen. — Mira. Roman von H. v. Schreibershofen. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Schreiner. — Dreams! By Olive Schreiner. London, Fisher, Unwin. 1903.

Schreyer. — Von Bach bis Wagner. Ein Beitrag zur Psychologie des Musikhörens. Von Johannes Schreyer. Mit einer Notenbeilage. Dresden, Holze & Pahl. 1903.

Schultze-Malkowsky. — Wir Rheinländer. Eine Sammlung neuerer rheinischer Dichtungen. Herausgegeben von Emil Schultze-Malkowsky. Krefeld und Leipzig, Rheinische Verlagsanstalt G. A. Hohns Söhne. 1903.

Schulz-Euler. — Die schöne Gritt und andere Novellen. Von Sophie Schulz-Euler. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Seeber. — Die Wodanreligion. Skizze von Josef Seeber. Wien, Mayer & Co. 1904.

Siegfried. — Shakespeare-Brevier von H. Siegfried. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1903.

Sienkiewicz. — Mit Feuer und Schwert. Historischer Roman. Von Heinrich Sienkiewicz. Nach dem Polnischen übersetzt von E. und R. Ettlinger. Mit Illustrationen von F. Schwormstädt und P. Stachiewicz. Zwei Bände. Einsiedeln, Köln, Waldshut, Benzinger & Co. 1903.

Silvester. — Mein Lied. Gedichte von Ewald Silvester. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1903.

Smidt. — Ein Jahrhundert römischen Lebens. Von Winckelmanns Romfahrt bis zum Sturze der weltlichen Papstherrschaft. Berichte deutscher Augenzeugen. Gesammelt von H. Smidt. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1904.

Somadewa. — Bunte Geschichten vom Himalaja. Novellen, Schwänke und Märchen. Von Somadewa aus Kaschmir. Deutsch von Johannes Hertel. München, F. Bruckmann A.-G. 1903.

Sorel. — L'Europe et la révolution française. Par Albert Sorel. Sixième partie. Paris, Plon. 1903.

Spencer. — Faits et commentaires. Par Herbert Spencer. Ouvrage traduit de l'anglais. Avec l'autorisation de l'auteur par Auguste Dietrich. Paris, Hachette & Cie. 1903.

Spielberg. — Der rechte Weg ins Leben oder die neue Ethik. Von Otto Spielberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson. 1903.

Stauf von der March. — Literarische Studien und Schattenrisse. Von Ottokar Stauf von der March. Erste Reihe. Mit vier Bildnissen. Dresden, E. Pierson, 1903.

Stein. — Arnold Strahl. Ein Schülerleben. Von Armin Stein. Mit drei Farbendruckbildern. Leipzig, E. Kempe. O. J.

Stein. — Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Sozialphilosophie und ihre Geschichte. Von Ludwig Stein. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1903.

Steinmann. — Botticelli. Von Ernst Steinmann. Mit 91 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1903.

Stosch. — Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht von Stosch, ersten Chefs der Admiralität. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von Ulrich von Stosch. Mit dem Bildnis Albrecht von Stoschs. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Streckenbach. — Civilis. Ein Bataverfürst im Kampfe mit Rom. Drama in 5 Akten. Von Joh. Streckenbach. Breslau, Schletterſche Buchhandlung. O. J.

Strecker. — Letzte Stunden. Schauſpiel in 3 Aufzügen. Nach einem Motiv Erneſt Renans von Karl Strecker. Berlin und Leipzig, Schuſter & Löffler. 1903.

Strobl. — Der Fenriswolf. Ein Provinzroman. Von Karl Hans Strobl. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. O. J.

Studien zur Kriegsgeſchichte und Taktik. — III. Der Schlachterfolg, mit welchen Mitteln wurde er erſtrebt? Mit einem Atlas, enthaltend 65 Skizzen in Steindruck. Herausgegeben vom Großen Generalſtabe. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Stümcke. — Hohenzollernfürſten im Drama. Ein Beitrag zur vergleichenden Literatur- und Theatergeſchichte. Von Heinrich Stümcke. Leipzig, Georg Wigand. 1903.

Sudermann. — Der Sturmgeſelle Sokrates. Komödie in vier Akten. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Terburg. — Wolfgang und Beate. Eine römiſche Erzählung. Von Friedrich Terburg. Berlin, Carl Freund. 1903.

Thiele. — Zur Philoſophie der neuen Frauentracht. Von Adolf Thiele. Zweite Auflage. Leipzig, Hermann Seemann Nachf. 1903.

Thiefs. Organiſation und Verbandsbildung in der Handelsſchiffahrt. Vortrag von Karl Thiefs. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1903.

Thoreau. — Walden. Von Henry D. Thoreau. Deutſch von Emma Emmerich. Zweite Auflage. München, Verlag Concord. O. J.

Trojan. — Berliner Bilder. Hundert Momentaufnahmen. Von Johannes Trojan. Berlin, G. Grote. 1903.

Trowitzſch's Damen-Kalender auf 1904. — Mit literariſchen Beiträgen von Anna Dir, Otto Promber u. a. m., ſowie einem Lichtdruck. Berlin, Trowitzſch & Sohn.

Trowitzſch's verbeſſerter und alter Kalender für 1904. — Berlin, Trowitzſch & Sohn.

Trowitzſch's Volks-Kalender für 1904. — Berlin, Trowitzſch & Sohn.

Trübner. — Wiſſenſchaft und Buchhandel. Zur Abwehr. Denkſchrift der deutſchen Verlegerkammer, unter Mitwirkung ihres derzeitigen Vorſitzenden, Dr. Guſtav Fiſcher in Jena, bearbeitet von Dr. Karl Trübner. Jena, Guſtav Fiſcher. 1903.

Tyrolt. — Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauſpielers. 1848—1902. Erinnerungen und Betrachtungen. Von Rudolf Tyrolt. Mit Porträt und 8 Koſtümbildern. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Verhandlungen der vierten Jahresverſammlung des Allgemeinen deutſchen Vereins für Schulgeſundheitspflege. — Ergänzungsheft zu: Geſunde Jugend, Zeitſchrift für Geſundheitspflege in Schule und Haus. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1903.

Verlaine. — Ausgewählte Gedichte. Von Paul Verlaine. Überſetzt von Otto Haendler. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. O. J.

Vierordt. — Meilenſteine. Dichtungen aus dem Leben. Von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Carl Winter. 1904.

Von Verſailles nach Damaskus. — Gedanken eines Laien. Mit einem Vorwort. Von G. Meyer von Knonau und A. Ritter. Zürich, Schulthefs & Co. 1903.

Voß. — Ein Königsdrama. Roman aus einem deutſchen Herrſcherhauſe. Von Richard Voß. Stuttgart, J. Engelhorn. 1903.

Walcker. — Kritik der Bismarckſchen Politik. Von Karl Walcker. Sondershauſen, Fr. Aug. Eupel. 1904.

Walden. — Chriſtus. Gedichte von Arno von Walden. Mainz, Kirchheim & Co. 1903.

Warsberg. — Dalmatien. Tagebuchblätter aus dem Nachlaſſe des Freiherrn Alexander von Warsberg. Mit 72 Illuſtrationen von Ludwig Hans Fiſcher und einer Karte von Dalmatien. Wien, Carl Konegen. 1904.

Weber. Der deutſche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schatz deutſcher Dichtung für Jugend und Volk. Herausgegeben von Ernſt Weber. Mit Bildern von deutſchen Künſtlern Erſter bis dritter Band. München, D. W. Callwey & Carl Haushalter. 1903.

Weddigen. — Die Ruheſtätten und Denkmäler unſerer deutſchen Dichter. Von Dr. Otto Weddigen. Mit 4 Photographien und 69 Abbildungen im Text. Halle a. S., Hermann Geſenius. 1904.

Weichberger. — Schorlemorle. Studentengedichte. Von Konrad Weichberger. Leipzig, Curt Wigand. O. J.

Wendt. Über das Verhältnis zwiſchen Staat und Geſellſchaft. Mit beſonderer Berückſichtigung des Groſskapitalismus und der Agrarnot. Von Guſtav Wendt. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. 1903.

Wette. — Krauskopf. Roman von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1903.

Wick. — Neue Menſchen. Philoſophiſcher Roman. Von Auguſt Wick. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. O. J.

Wilbrandt. — Familie Roland. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903.

Wild. — Ein Liebesſchickſal in Liedern. Von Irene Wild. Dresden, E. Pierſon. 1904.

Wirminghaus. — Das Verkehrswesen im Gebiete der Stadt Köln. Von A. Wirminghaus, Köln. M. Du Mont-Schauberg. 1903.

Wolff-Caſſel. — Ich. Liebeskunſt von Louis Wolff-Caſſel. Fünfte, durchgeſehene und vermehrte Auflage. Dresden und Leipzig, E. Pierſon. 1903.

Wolzendorff. — Geſundheitspflege und Medizin der Bibel. (Chriſtus als Arzt.) Studien und Betrachtungen. Von Guſtav Wolzendorff. Wiesbaden, Otto Nemnich. 1903.

Wundt. Ethik. Eine Unterſuchung der Tatſachen und Geſetze des ſittlichen Lebens. Von Wilhelm Wundt. Dritte, umgearbeitete Auflage. Erſter Band. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1903.

Wüſt. — Die neue Kunſt. Von Fritz Wüſt. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. O. J.

Wüſt. — Die neue Weltanſchauung. Von Fritz Wüſt. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. O. J.

Wüſt. — Über die Freiheit des Willens. Philoſophiſche Abhandlung von Fritz Wüſt. Berlin-Steglitz, Hans Priebe & Co. O. J.

Zapp. — Mrs. Carry Heifield. Roman von Arthur Zapp. Berlin, Richard Taendler. O. J.

Zeyer. — Geſchichten und Legenden. Von J. Zeyer. München, J. Marchlewski & Co. 1903.

Zivilisation und Weltfriede. — Impreſſionen zu einer Lehre von Glückſeligkeit und Erkenntnis. Dresden und Leipzig, E. Pierſon. 1903.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierſerſchen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieſer Zeitſchrift unterſagt. Überſetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.117

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY